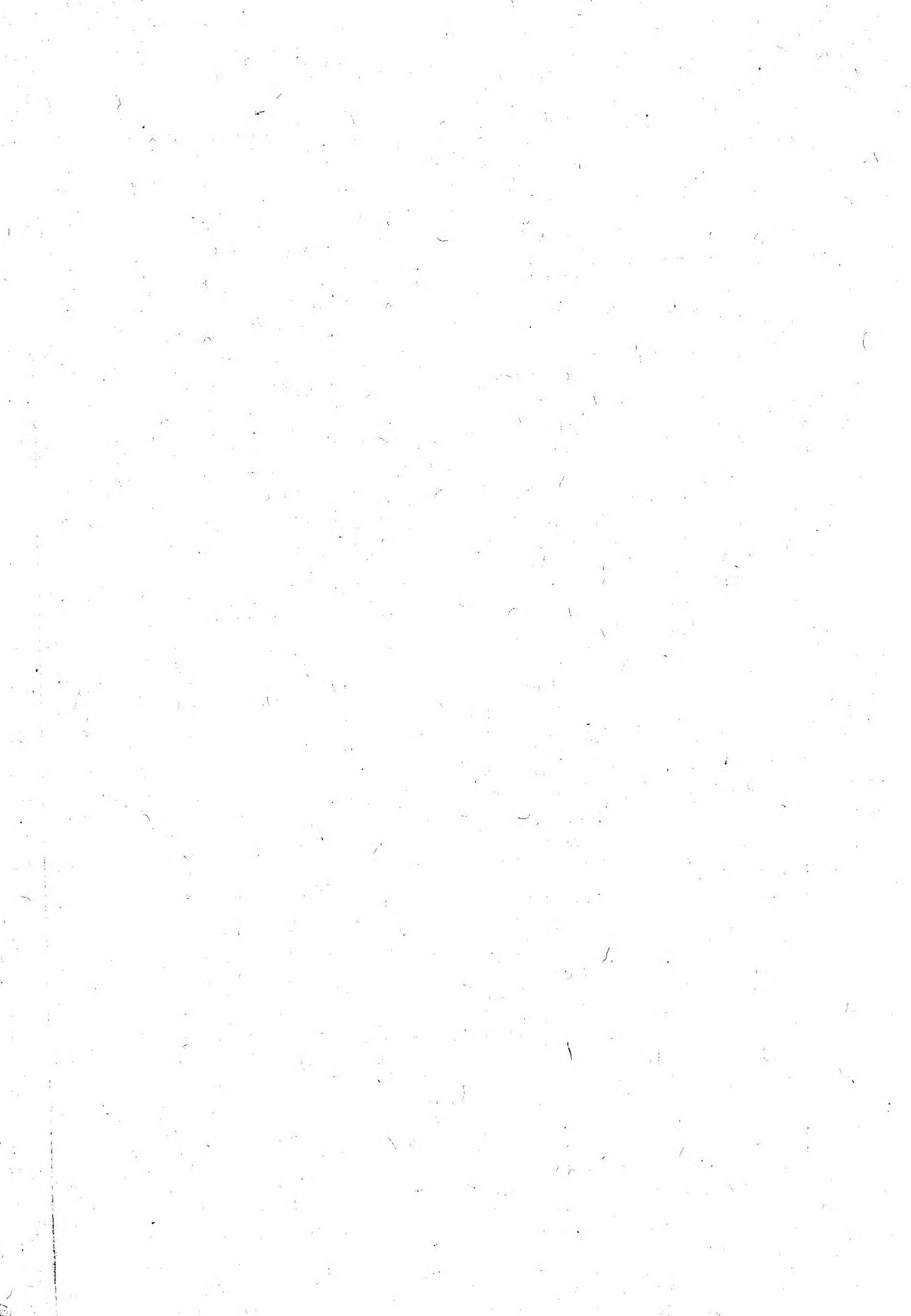
PETER
KLEIST

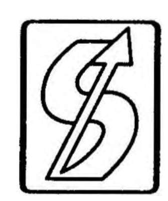
Auch
Du
warst
dabei

Auch
Du
warst
dabei

DER ZWEITE WELTKRIEG









PETER KLEIST

Auch Du warst dabei

EIN BEITRAG ZUR VERARBEITUNG DER VERGANGENHEIT

Mit sechs Kartenskizzen
und einundfünfzig Abbildungen



VERLAG K. W. SCHÜTZ · GÖTTINGEN

1959
Verbesserte Neuauflage
Verlag K. W. Schütz, Göttingen
Printed in Germany

Gesamtherstellung: Erich Goltze KG Göttingen

INHALT

BILD-BEILAGEN

DIE BILDER AUF DEM SCHUTZUMSCHLAG

stellen dar (von links oben nach rechts unten):

1918/23: Farbige französische Besatzungstruppen
1933: Fackelzug bei der Machtübernahme in Berlin
1936: Die Wiederbesetzung des Rheinlandes
1938: Die SS auf dem Parteitag in Nürnberg
1941: Winterkrieg in Rußland
1945: Bombenkrieg auf deutsche Städte: Stuttgart

BILDNACHWEIS

Associated Press: 49 – Baum: 37 – Copress: 3, 4, 9, 10, 11, 12, 50 – Deutsche Nachrichten Agentur: 44, 47, 51 – Deutsche Presse Agentur: 1, 6, 8, 16, 19, 20, 24, 28, 46, 48 – Fehr-Bechtel: 18 – Int. News Photo: 26 – Kenner: 17 – Knittel: 38 – Oelbermann: 35 – Rümmler: 40 – Ullstein: 2, 5, 7, 13, 14, 15, 21, 22, 23, 25, 27, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 39, 41, 42, 43.

Wer fällt,
und der bleibt liegen.
Wer steht,
der kann noch siegen.
Wer übrig bleibt,
hat Recht,
und wer entflieht,
ist schlecht.
(Aus einem alten Landsknechtslied)

ZUM GELEIT!

Die offizielle Geschichtsschreibung über das Dritte Reich läßt sich heute etwa in folgenden kurzen Sätzen fassen:

Im Jahre 1933 gelang es einem minderwertigen, verbrecherischen Individuum, gegen den tapferen Widerstand der besten Deutschen zunächst sein eigenes Volk durch blutigen Terror zu versklaven. Dann brach dieses Individuum ohne jeden Grund und ohne jede Ursache den Zweiten Weltkrieg vom Zaun, kämpfte mit dem mundtotgemachten, geknechteten Volk sechs Jahre lang gegen fast die gesamten Kräfte der Umwelt, eroberte Europa vom Ozean bis zum Kaukasus, vom Nordkap bis zur Sahara, und wurde schließlich geschlagen, weil ihm zum Einsatz der V 2 mit Atomsprengsatz etwa drei Monate Zeit fehlten.

Aber damit nicht genug. Als die alliierten Sieger nach der bedingungslosen Kapitulation in völliger Freiheit von störenden Feindkräften nach ihrem Willen die neue, diesmal ewige Friedensordnung errichtet hatten — mit einem geteilten Korea, einem geteilten China, einem geteilten Indochina, einem geteilten Indonesien, einem geteilten Indien, einem geteilten Pakistan, einem geteilten Kaschmir, einem durch die Neugründung Israels zerteilten Arabien, einem Triest nach dem bewährten Muster Danzigs, einem zwischen Sowjet-Union und Polen geteilten Ostpreußen, einem abgeteilten Österreich, mit einem halben Dutzend an Polen abgeteilten deutschen Provinzen, mit einem abgeteilten Sudetenland, mit einem abgeteilten Saarland und Südtirol, einem in vier Besatzungszonen geteilten Rest-Deutschland und einem in vier Besatzungssektoren geteilten Berlin inmitten der sowjetischen Zone ohne Korridor und ohne Hinterland — als sie diese grandiose Friedensordnung errichtet und durch Ausmerzung sämtlicher antibolschewistischer und antikommunistischer Kräfte in Ost und West vollendet hatten

und als diese Friedens-Ordnung sich nicht recht bewähren wollte, da schob man Hitler nicht nur die Schuld an seinem verlorenen Krieg zu, sondern häufte ihm auch noch die Verantwortung dafür auf, daß die Sieger ihre lange geplanten Kriegsziele erreicht hatten.

Aus dem »größten Führer aller Zeiten« wurde so, wie Peter Kleist sagt, ein Übermensch, der auf Roosevelt, Stalin und Churchill, auf ihre Diplomaten und Generäle als auf die Handlanger seines überragenden Willens herabblicken kann.

Als ich nach einem Jahrzehnt der Emigration in die Heimat zurückkehrte, wurde ich angesichts dieser »Verarbeitung der Vergangenheit« kleinmütig und verzagt. Aber da ich auch mit dem National-Sozialismus nie grundsätzliche Kompromisse geschlossen hatte, konnte ich mich auch jetzt mit diesem verlogenen Unsinn einer neuen Geschichtsschreibung nicht zufriedengeben. Ich schrieb meine Bücher »Europa in Trümmern« und »Wider Willkür und Machtrausch« und hatte die Genugtuung, trotz erbitterter Anfeindung durch die Konjunkturritter und Interessenten der deutschen Diffamierung bald an dem begeisterten Zuspruch, den ich fand, erkennen zu können, daß das deutsche Volk in seinem Streben nach Erkenntnis durch die Flut der Verdummungs-Propaganda nicht beirrt worden ist.

Inzwischen haben die Nutznießer der heutigen erschreckenden Weltlage erkennen müssen, daß auch die heranwachsende Jugend nicht gewillt ist, das neue »Geschichtsbild« als Wahrheit anzunehmen. Sie wehrt sich gegen die Vorstellung, ihre Eltern seien samt und sonders Narren oder Verbrecher gewesen. Sie sucht nach der Wirklichkeit jener Jahre, nach der Wirklichkeit des deutschen Volkes, das in dem Bau des Dritten Reiches zwischen der strahlenden Fassade und den bis heute allein ausgegrabenen trüben Hinterhöfen gelebt hat, gelebt, gearbeitet und gekämpft hat, gekämpft gegen den gleichen Gegner, der heute wieder — mächtig angewachsen — das Schicksal Deutschlands, Europas und der ganzen freien Welt bedroht.

Diese e c h t e Verarbeitung der Vergangenheit ist Zweck und Sinn des vorliegenden Buches von Peter Kleist: »Auch Du warst dabei!« Es ist kein vierhundert Seiten starker Persil-Schein für die »Ehemaligen«, es ist eine Darstellung der Haltung des deutschen Volkes in zwölf schicksalsschweren Jahren. Es sucht nicht nach der Schuld, sondern nach den G r ü n d e n . Es scheut sich nicht, die Verbrechen Verbrechen zu nennen, aber es scheut sich auch nicht, mit klaren Strichen diejenigen, die mutig widerstanden, von denen zu trennen, die feige und hinterhältig dem Gegner gegen die Kriegsanstrengungen des eigenen Volkes halfen und sich dadurch mitschuldig machten an der Situation von heute. Es schildert, wie das deutsche Volk empört NEIN sagte zu den Vorgängen der »Kristallnacht«, es schildert aber auch, wie das deutsche Volk JA sagte und JA jubelte, als der alte Traum der Deutschen, der Anschluß Österreichs sich verwirklichte.

Es beschreibt den Schicksalsbogen, der von stolzem Aufstieg und höchster Kraftentfaltung in die Finsternis der Niederlage und der tiefsten Demütigung führte.

Peter Kleist ist wie wenige dazu befugt, ein unabhängiges Urteil auszusprechen, das er mit einer Fülle von Material und vielen Äußerungen aus dem Ausland unterbaut. Er hatte sich auch in jenen zwölf Jahren die innere Freiheit bewahrt und in einem harten Streit mit der Staatsführung versucht, im Ostfeldzug die politischen Waffen einzusetzen, die allein einen Sieg über das bolschewistische System hätten gewähren kön-

nen. Kleist ist der Begründer der selbständigen Verwaltung in Estland, Lettland, Litauen und Weißruthenien, er hat den Gedanken der »Russischen Befreiungsarmee« propagiert und hat schließlich mit der Rettung Estlandschweden und der Ingermanländer wie mit seinen Verhandlungen mit Ivar Olson und Gilel Storch in Stockholm bewiesen, daß er auch vor den heißesten Eisen nicht zurückschreckt.

Der Autor dieses Buches ist daher befugt, über die Vergangenheit im Guten wie im Bösen zu schreiben und unbeirrt durch das Parteigezänk von heute der echten Verarbeitung der Vergangenheit zu dienen. Das ist keine Arbeit für die Archive von gestern, denn die Probleme von gestern stehen drohend und fordernd und gänzlich ungelöst auch heute vor uns. Ohne die Verarbeitung dieser Vergangenheit können wir nicht den Standpunkt finden, von dem aus der Sprung in die Zukunft glücken kann.

Der Weg in die Zukunft wird nicht auf wortreichen Konferenzen gebahnt, auf denen die Probleme zerredet werden, nicht durch Verträge, die schon im Augenblick des Abschlusses nicht mehr gelten. Der Weg in die Zukunft führt nur durch Klärung der Vergangenheit über das Verständnis der Gegenwart, das wir aus einer von Grund auf neuen Gesinnung suchen müssen.

»Auch Du warst dabei!« leitet uns diesen Weg von gestern zum heute, wo es heißt

Tua res agitur!

Auch Du bist dabei!

Wien, den 31. August 1959

Dr. h. c. E. J. Reichenberger



I. BUCH

KOLLEKTIVSCHULD

Kriegsschuld und Kriegsursache

Man hat sich heute daran gewöhnt, die Ereignisse in Deutschland vom 30. Januar 1933 bis zum 7./8. Mai 1945 isoliert zu betrachten. Man will sie als einmalige Vorgänge ansehen, mit denen das deutsche Volk wider alle Regeln und Konventionen des Zusammenlebens der Völker verstieß. Man betrachtet sie als unbegründete, mutwillige Ausbrüche einer anmaßenden militärischen Nation, die sich ihrer verbrecherischen Führung in den Träumen der Weltherrschaft willig hingab.

Das ist eine These, die von anderen Völkern gern gehört wird. Es ist eine These, die auch sehr nützlich und bequem für einen Richterspruch des Siegers ist. Sie schneidet ein Volk und eine Epoche wie mit einem Seziermesser aus dem lebendigen geschichtlichen Ablauf, aus der Umwelt heraus und konzentriert das Auge des Betrachters auf ein einmaliges Phänomen.

Aber diese These ist falsch. Die moderne Geschichtslehre hat von Herder bis Spengler und Toynbee längst erkannt, daß ein Staat im Sinne der französischen Auffassung der Nation nichts Ganzes, nichts isoliert Selbständiges ist, daß er mit tausend Fäden verbunden und verwachsen ist mit dem größeren Organismus eines Kulturkreises. Wie das Werk eines Dante, eines Shakespeare, eines Goethe unverständlich bleibt ohne den ganzen großen Sinnzusammenhang des Abendlandes, so ist auch der Bau eines Domes, die Leitung eines Staates und selbst die Führung eines Krieges verbunden mit dem Lebensstrom der Umwelt und kann nur aus diesem größeren Ganzen verstanden werden. Erst der Blick auf den Gesamtorganismus läßt einen Gesamtzustand erkennen, aus dem die Krankheit des einzelnen Gliedes, des einzelnen Organs verständlich und erklärbar und vielleicht auch heilbar ist.

Dieser Blick auf das Ganze aber wird nicht getan, wird nicht gewollt. Man forscht nach der kriminalistischen Schuld des einzelnen und eines einzelnen Volkes, die Forschung nach den Ursachen ist verboten. Jedesmal, wenn z. B. in Nürnberg die Verteidigung versuchte, den Blick nach draußen zu werfen, etwa den Baralong-Fall oder Katyn zu erwähnen, wurde ihr mit einer kurzen Handbewegung das Wort abgeschnitten.

Ein Schweizer Schriftsteller, Max Picard, liefert uns mit wenigen Worten die monumentale Erklärung »*... daß hier bei Hitler nicht die Geschichte war, sondern der Einbruch in die Geschichte, der Einbruch des Nichts in die Geschichte.*«

Welch ein Triumph des selbstzufriedenen Pfahlbürgers, der ein Ereignis, mit dem er nicht fertig werden kann, kurzerhand aus Raum und Zeit verweist. Welcher Triumph der Selbstgerechtigkeit für alle Welt, auch für die Deutschen: Hitler war ein Einbruch in die Geschichte. Hitler ist herausgebrochen, und die Geschichte kann genau so weiterlaufen, mit den gleichen Mitteln und Methoden wie einst, bis wieder ein außerweltliches Ereignis ihren normalisierten Gang töricht und tückisch unterbricht. – Gegenüber dieser Geschichtsbetrachtung ist die Lehre der Marxisten, die die Geschichte aus der Klasse, ist die Lehre der Nationalsozialisten, die sie aus der Rasse erklären, tiefe philosophische Weisheit.

So steht die Welt heute, sieben Jahre nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches, Deutschland mit dem gleichen Gefühl der Ratlosigkeit gegenüber, mit dem sie im Jahre 1933 den Anbruch der neuen Kraft beobachtet hatte. Die Gefühle des Hasses und der Verachtung auf der einen Seite, der Schuld und der Verzweiflung auf der anderen Seite klingen ab, und die Frage wird laut: Was ist geschehen? Wie konnte es geschehen, wie war es möglich, daß ein Mann wie Hitler mit seiner rauhen und schroffen Stimme sich zum Sprecher des deutschen Volkes machen konnte? Wie war es möglich, daß das deutsche Volk, welches der Welt so viele große Werte geschenkt hat, einem »wahnsinnigen Verbrecher« von Abenteuer zu Abenteuer, von Niederlage zu Niederlage folgen konnte? Denn es folgte ihm doch! Es ist doch nicht wahr, daß achtzig Millionen Deutsche mit der geballten Faust in der Hosentasche, mit dem Stimmzettel in der anderen Hand, zähneknirschend und gebückt unter den Blicken der Gestapo zur Wahlurne schlichen, daß sie von der Hitlerjugend mit dem Fahrtendolch aus der Kirche getrieben und nur unter Bedrohung von Leib und Leben in die Partei, in die Arbeitsfront, in die NSV eintraten. Wurde auf der Olympiade in Berlin Deutschland, ein bisher zweitrangiges Sportsvolk, plötzlich weit in die Spitzengruppe aller Nationen getrieben, weil die SS mit Maschinenpistolen seine Läufer zu schnelleren Sprüngen zwang?

Mit einem Wahnsinnigen werden im allgemeinen zwei kräftige Wärter fertig. Warum mußte sich die ganze Welt zu äußersten Anstrengungen verbinden, um in sechsjährigem Ringen nur diesen einen Mann zu Fall zu bringen? Ist diese heute noch geltende These nicht eine Beleidigung für alle Politiker und Heerführer der Gegner?

Diese These beantwortet keine einzige der vielen Fragen, die heute drohend vor uns aufstehen, denn unter ihrer Herrschaft ist kein einziges der Probleme gelöst worden, die auch schon 1933 bestanden. Man könnte sich damit zufriedengeben, daß die isolierende Betrachtung des Nationalsozialismus ein Propagandamittel des Krieges war, das mit der Niederwerfung Deutschlands seinen Zweck erfüllt hatte und preisgegeben wurde. So ist es aber nicht. Roosevelt,

und auch Churchill, verkündeten der aufhorchenden Welt die »Vier Freiheiten« und glaubten daran, daß nach der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands und Japans zwei Eiterherde ausgebrannt seien, der gemarterte Leib der Welt einer lang dauernden Gesundung entgegengehe. Wie schlechte Kolportage lesen sich heute die Aufzeichnungen des amerikanischen Präsidenten und seiner Freunde, die wirklich glaubten, daß nach dem Kriege nur noch ein wenig gemeinsame Polizeiaufsicht – Roosevelts »policing the world« oder Vansittards »reeducation of two gangsters» – zu leisten sei, bis das Goldene Zeitalter seine erlösende Herrschaft beginnen werde.

Man wird sich also dazu verstehen müssen, das Gewicht der Betrachtung von der S c h u l d auf die U r s a c h e n zu verlagern. Man wird den Blickpunkt erweitern und den Scheinwerfer nicht nur auf den einen Darsteller, sondern auf das ganze Ensemble des makabren Schauspiels richten müssen, nicht um die Schuld des einen verblassen zu lassen, sondern um in Rede und Gegenrede den Sinn der Worte zu begreifen, die Triebkräfte in der Handlung zu erkennen und nach dem tragischen Schluß vielleicht etwas nachdenklich nach Hause zu gehen.

Deutschland kam zu spät

Das deutsche Volk, das unter seinen mittelalterlichen Kaisern das Abendland mit dem »Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation« als Kern hatte errichten helfen, erfuhr den Aufbruch der Neuzeit in einer Katastrophe ohnegleichen. Während glücklichere Völker über die neu erschlossenen Meere segelten und die modernen Feuerwaffen zur Begründung ihrer weltumspannenden Kolonialreiche einsetzten, erlitt Deutschland die Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges, der, um Glaubensfragen begonnen, durch die Einmischung der Nachbarn, zuletzt insbesondere Frankreichs, mit der Zerfetzung des Reiches in Hunderte machtloser Fürstentümer endete. Die hohe Kultur eines reichen und selbstbewußten Bürgertums war in Schutt und Asche gesunken, und fünf Sechstel der Gesamtbevölkerung hatten Krieg und Seuchen dahingerafft, zahllose Städte und Dörfer hatten die Heere der Feinde als Trümmerstätten und Kirchhöfe zurückgelassen.

Es bedurfte eines Jahrhunderts mühsamer Arbeit, ehe sich einer der Teilstaaten, Preußen, zu einem Gemeinwesen aufraffen konnte, das im Konzert der Völker wieder gehört wurde. Friedrich der Große, dem man heute sein Prädikat zu streichen pflegt, weil er, wie alle »Großen«, Kriege geführt hat, setzte seinen Staat, der aus der Dürftigkeit seines Bodens die Tugend genügsamer Sparsamkeit und strenger Pflichterfüllung gemacht hatte, an die Spitze der deutschen Stämme, die auf den neuen Kernpunkt mit Neid und Bewunderung blickten.

Aber wieder zerschlug eine Welle kriegerischer Invasionen das begonnene Werk. Die Französische Revolution hatte mit dem Aufstand des dritten Standes gefährliche Kräfte freigesetzt, die, von Napoleon geführt, gegen die Ordnung Europas anrannten, bis ihnen bei Moskau und Leipzig Einhalt geboten wurde. Den »fleischgewordenen Antichrist«, das »Ungeheuer in Menschengestalt«, so nannte der Zeitgenosse, auch der Franzose, den gestürzten Heros. Preußen aber, das unter dem Schock der Invasionen zur äußersten Sammlung seiner Kräfte geführt wurde, erhielt von der Umwelt manch hohes Lob, nicht nur von englischer, sondern auch von französischer Seite. So schrieb Benjamin Constant 1813:

»Einige Jahre sind verflossen, und Preußen hat sich von seinem Sturz erhoben, es hat sich in die erste Reihe der Nationen gestellt; es hat ein Anrecht auf den Dank der kommenden Geschlechter erworben, auf die Achtung und Begeisterung aller Freunde der Menschheit.«

Aber Preußens Aufgabe war mit dieser Leistung nicht abgeschlossen. Während Italien unter den Schlägen Frankreichs und Österreichs seine nationale Einheit formte und damit eine Entwicklung nachholte, die Frankreich und England schon lange vollzogen, schickte sich auch das deutsche Volk an, seine verlorene Einheit wieder zu schaffen. Der Gedanke der Volkssouveränität, geboren aus der Französischen Revolution, setzte sich auch gegenüber den deutschen Fürstentümern durch, fand im Frankfurter Professoren-Parlament von 1848 seinen ersten Ausdruck, aber erst unter dem Druck einer neuerlichen französischen Bedrohung seine Form im Versailler Spiegelsaal nach siegreicher Beendigung des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71.

Die natürlichen Lebensrechte des volkreichsten Stammes der europäischen Familie setzten sich gegenüber der Politik des Westfälischen Friedens, setzten sich gegen die Bestrebungen Richelieus und seiner zahlreichen Nachfolger durch. Mit Fleiß und Intelligenz nahm es bald Teil an der technischen Entwicklung seiner Zeit. Unter Bismarcks maßvoller Leitung entwickelte es ein vielschichtiges Bündnissystem über ganz Europa, durch Kauf, Tausch und Verträge erwarb es Kolonien, und bald wurden die Geschicke der Welt nicht mehr allein in Paris, London, Wien und Petersburg, sondern auch in Berlin bestimmt.

Das deutsche Volk kommt aber auf seinem schweren Wege zu spät. Nicht nur in Europa sind die Grenzen erstarrt, auch draußen in den Weiten des asiatischen, des afrikanischen und des amerikanischen Kontinents sind die Räume aufgeteilt und in Interessenzonen gegliedert. Überall, wohin Deutschland tritt, auch bei seinen dürftigen kolonialen Erwerbungen, tritt es auf die Füße derer, die vor ihm gekommen sind. Auch im friedlichen Wettbewerb des Welthandels stößt es auf Schwierigkeiten, und seinen Waren, deren Qualität nicht geleugnet werden kann, werden politische Hindernisse in den Weg gebaut. Aus dem kleinen achtenswerten Preußen von gestern wird der unbequeme Konkurrent von heute, der nicht mehr auf Anerkennung, sondern auf feindselige Ablehnung stößt.

Unter diesem Druck beginnt die deutsche Politik nach dem Abgang Bismarcks zu schwanken. Man versäumt, die Rückendeckung gegenüber Rußland zu wahren, um Österreich-Ungarn nicht zu verletzen. Man versäumt aber ebenso, einen Ausgleich bei England zu suchen. Man beginnt aufzurüsten, um seine Rechte mit den gleichen Mitteln zu behaupten, mit denen die anderen sie eroberten und verteidigen. Aber man tut auch hier nur ein Halbes. Man bleibt, um England nicht zu reizen, beim Flottenbau um einen Zoll im Kaliber, um einige Seemeilen in der Geschwindigkeit, um einige Tons in der Größe hinter dem großen Vetter zurück.

Hat man in England eben noch erklärt: *»Deutschland ist klarerweise dazu vorbestimmt, unser Bundesgenosse zu sein«* (Lord Salisbury, 1880), hat man eben noch in der Edinburgh-Review gelesen: *»Ist es nicht klar, daß der Aufstieg Preußens und die Einigung Deutschlands dem britischen Volk nützlich waren?«*, so wird jetzt in den Augen der Welt aus dem eben noch nützlichen Deutschland ein militärisches Heerlager, aus dem Schiedsrichter Bismarck formt sich die Legende vom sporenklirrenden Kürassier,

und aus Wilhelm II., der unermüdlich umherreiste, um mit seinen Vettern Friedensgespräche zu führen, wird der säbelrasselnde Autokrat. Zwar ist der Panthersprung nach Agadir nur der Sprung eines Panthers an einen Ort, wo sich schon beachtliche Exemplare von Löwen, Tigern und Bären tummeln, um den Panther aus seinen vertraglich gesicherten Jagdgründen zu vertreiben. Zwar beginnen die Generalstabsbesprechungen zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn erst viele Jahre, nachdem französisch-russische, englisch-französische und russisch-englische Generalstabsbesprechungen in vollem Gange sind. Aber die neue Weltmacht »Presse« weiß es anders und schiebt den Deutschen eine Initiative zu, die man sich selbst nicht aus der Hand nehmen lassen will. Hören wir darüber den Bericht einer neutralen Persönlichkeit. Der belgische Gesandte in Berlin berichtet unter dem 16. Mai 1906 seiner Regierung:

»Unter den Mitteln, die der Isolierung Deutschlands dienen sollen, ist eines der am meisten verwendeten und eines der wirksamsten der Feldzug der Presse. Seit Jahren unterstellt man Deutschland systematisch macchiavellistische Machenschaften, die es niemals unternommen, und ehrgeizige Pläne, an die es niemals gedacht hat. Durch die Wiederholung dieser Falschheiten hat man es fertig gebracht, die deutsche Politik als eine Bedrohung der europäischen Ruhe anzusehen und vergißt, daß sie uns fünfunddreißig Jahre des Friedens verschafft hat, und daß die Gefahr nicht von Deutschland kommt, das mit seinem Besitz zufrieden ist, sondern von den Mächten, die bestrebt sind, die europäische Karte zu ändern.«

Aber auch die Gegner Deutschlands nennen die Dinge oft genug beim Namen und lassen in schöner Unbefangenheit die Katze aus dem Sack, ohne daß es ihrem Ruf allerdings schadete. Im Jahre 1896 publizierte die »Saturday Review« eine Artikelserie unter dem Titel »Germania est delenda«, und Lord Fisher, Befehlshaber der englischen Flotte unter König Eduard VII. von England, plaudert in seinen Memoiren aus, er habe schon 1908 dem König gegenüber die Ansicht vertreten:

». . . daß wir mit absoluter Sicherheit Deutschland bekämpfen müssen und daher die deutsche Flotte in Kiel à la Nelson ‚kopenhagen' sollten. Es schien mir einfach als kluger Akt von Englands Seite, die deutsche Flotte zu beschlagnahmen, wie dies so leicht und ohne Blutvergießen in der von mir Seiner Majestät vorgeschlagenen Weise zu bewerkstelligen war.«

Und hören wir schließlich die klassische Formulierung der imperialen Politik der Briten aus dem Munde des Ministerpräsidenten Lord Balfour vor dem Unterhaus am 8. April 1903:

»Es liegt in unserem Interesse, daß Gebiete, die wir nicht absorbieren können, von anderen unter keinen Umständen absorbiert werden dürfen.«

So schließt sich unaufhaltsam der Ring um Deutschland, verursacht zwar nicht durch deutsche Aggression, wohl aber gefördert durch die Unsicherheit und die Schwankungen seiner Haltung. Schon einige Male seit dem krisenreichen Beginn des Jahrhunderts droht der allgemeine Brand aufzulodern, bis er schließlich im Juli 1914 nach den Revolverschüssen von Sarajewo entbrennt, zu einem Zeitpunkt, da Churchill als britischer Marineminister voll Stolz ausrufen kann:

»Während der letzten drei Jahre waren wir niemals bereiter gewesen als augenblicklich. Niemals war die Flotte stärker als jetzt, und niemals hat sie sich in besserer Verfassung befunden.

Die Wunderwaffe des Ersten Weltkrieges

Der Erste Weltkrieg mit Hungerblockade und Giftgas war nicht der erste Krieg, in dem die alten Regeln zivilisierten Verhaltens verlassen wurden. Uns sind aus den Kämpfen in Nordamerika, aus den Balkankriegen und aus dem Burenfeldzug der Engländer genug Beispiele bekannt, daß um des militärischen Erfolges willen die Gesetze der Ritterlichkeit, die Heiligkeit der Verträge oder die Forderungen der Humanität über den Haufen geworfen wurden. Was aber den ersten Weltkrieg vor allen früheren bewaffneten Auseinandersetzungen auszeichnete, war der erstmalige Großeinsatz einer Waffe, die wir schon erwähnten, der Presse, der Propaganda.

Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß das Europa von 1914 sich in weniger als einem Jahrhundert durch ein wohl einmaliges geschichtliches Ereignis von Grund auf umgestaltet hatte. Ein ungeheuerer explosionsartiger Stoß der Bevölkerungsvermehrung hatte das Antlitz des Erdteils verändert. Ungezählte Massen marschierten heran, dem Aufstand des dritten Standes folgte auf den Fersen der vierte Stand des Fabrik-Proletariats. Die Ideen der Französischen Revolution zerrissen das alte Gefüge ständischer Bindungen, schufen aus gegliederten Völkern ungegliederte Massen heimatloser Einzelwesen, für die Maß und Ordnung von gestern nicht mehr galten und nicht mehr gelten konnten. Die Erscheinung der Masse und der Massenorganisation schrie nach der Führung der Massen, nach der Massenbeeinflussung und mündete zwangsläufig in das bedeutsamste Phänomen unseres Jahrhunderts, in die Massenpsychose.

Die neue levée en masse, die Aufbietung millionenstarker Volksheere gegen Deutschland machte es notwendig, dem friedlichen Bürger, der von seiner Arbeit zum blutigen Kriegshandwerk an ferne Fronten geschickt wurde, seinen ruhigen Kopf mit einer Flut von Propaganda zu übergießen, um ihn in jenen Zustand zu bringen, in dem er die Nervenprobe des Trommelfeuers und des Angriffs gegen moderne Vernichtungsmaschinen durchstehen konnte.

Die großen Themen dieser Propagandawalze lieferte zunächst der »Wille zur Weltherrschaft«, der den deutschen Kaiser und seiner Generalsclique von »Junkern und Kriegshetzern« beseelte, lieferte die »militärische Haltung« des ganzen deutschen Volkes, lieferten die »entsetzlichen Kriegsgreuel«, mit denen die »Hunnen«, die »Boches« gegen die friedliebende Bevölkerung »grausam unterjochter« Länder wüteten.

Am 28. Juni 1914 knallten in Sarajewo die Schüsse, die den Weltbrand entfachten. Der österreichische Thronfolger und seine Gemahlin werden die Opfer von Attentätern, die einer serbischen Geheimorganisation angehören. Österreich-Ungarn verlangt Untersuchung und Genugtuung. Serbien zögert, weicht aus, hält hin. Dem Vertreter Österreichs, von Storck, wird mitgeteilt: *»Die Polizei hat sich um diese Angelegenheit nicht gekümmert.«* Es wird später nachgewiesen, daß das ganze serbische Kabinett einige Zeit, bevor der Mord stattfand, von dem Anschlag wußte; daß der Premierminister und der Innenminister wußten, in welchen Bünden er vorbereitet worden war; daß die Grenzwache stark hineinverwickelt war und unter dem Befehl derjenigen arbeitete, die das Verbrechen vorbereiteten. Aber da Petersburg Serbien seine Sympathien erklärt, kommt es dem Verlangen Österreich-Ungarns nicht nach, sondern verkündet schließlich die Mobilmachung. Berlin drängt die Wiener Regierung zu einer schnellen Erledigung

der Affaire, da jeder Tag der Verzögerung die Spannung der geladenen Atmosphäre verstärkt. Es stellt sich an die Seite seines Verbündeten, um Rußland vor der Hoffnung auf leichte Erfüllung seiner Balkan-Träume abzuschrecken. Rußland und Frankreich beginnen zu mobilisieren. Allen späteren Fälschungen zum Trotz liegt heute die Wahrheit darüber, wer zuerst diesen letzten bedrohlichen Schritt getan hat, offen vor dem Auge der Welt. General Palyzin, der frühere russische Generalstabschef, gibt uns neben vielen anderen bedeutenden Zeugen hierzu klaren Bescheid:

»Unsere Mobilmachung traf sie wie ein Donnerschlag. Aber es war schon zu spät für sie. Sie hatten sich mit Serbien eingelassen. Auch die Deutschen ließen die ersten Tage vorübergehen. Insgesamt haben wir zwölf Tage gewonnen. Unser Gegner beging in diesem Sinne einen riesigen Fehler und räumte uns gleichzeitig einen nicht zu bemessenden Vorteil ein.«

Erst jetzt erklärt Deutschland den Krieg an seine beiden mobilisierten Nachbarn. Es kommt Poincaré zuvor, der schon am 1. August die Kriegserklärung aussprechen wollte. *»Frankreich«*, sagte er im Ministerrat und wiederholte es hartnäckig, *»läßt sich nicht den Krieg erklären.«*

Der Krieg begann, aber gegen alle Voraussicht erdrückte die vielfache Übermacht der Gegner auf allen Fronten nicht den deutschen Widersacher. Die russische Dampfwalze hielt nicht, was sie versprochen hatte, sie brach Stück für Stück auseinander, und auch Frankreich und England kämpften nicht rechts vom Rhein, sondern tief im französischen Hinterlande. Voller Empörung ruft Lloyd George:

»Wir kämpfen, um die gefährlichste Verschwörung zu vereiteln, die je gegen die Freiheit der Nationen angezettelt wurde und die in jeder Einzelheit sorgfältig, geschickt, hinterlistig und heimlich mit unbarmherziger, schamloser Entschlossenheit ersonnen war.«

Es genügte aber nicht, Deutschland als Angreifer einer friedliebenden Welt gegenüberzustellen. Dieses Propagandamittel war zu nüchtern, zu akademisch. Die Stimmung gegen diesen hart kämpfenden und scharf schlagenden Gegner mußte bis zur Siedehitze aufgeheizt werden, und so begann jene Greuelhetze anzulaufen, die den deutschen Offizier und den deutschen Soldaten als eine grausame Mordbestie anprangerte, welche man mit jedem Vernichtungsmittel bekämpfen dürfe. Es begann die Flut der Meldungen über die Untaten der Deutschen, die geschändeten Nonnen, die verstümmelten Krankenschwestern, die abgehackten Kinderhände, die ausgestochenen Kinderaugen, die ermordeten Frauen und Greise, über die Leichenverwertungsfabriken der Deutschen, die gefälschten Generalstabsbefehle des Kaisers, den diebischen Kronprinzen, die Pest- und Cholerabazillen, die Priester, die sich weigerten, die Kirchenglocken eroberter Städte zu läuten und die daher als Klöppel in die Glocken gehängt wurden, die lebendig begrabenen Bergleute, die mutwillig zerstörten Kathedralen und Lazarette und schließlich jene Meldungen über die Schandtaten deutscher U-Boote, die auch das amerikanische Volk kriegsreif machten.

Ein Frieden mit Zeitzünder

Es gelang dieser Propaganda, die ganze feindliche Welt in einen Zustand hysterischer Raserei gegen Deutschland zu bringen. Das mag eine nützliche Maßnahme zur

Erringung des Sieges gewesen sein. Was aber nicht beabsichtigt, wohl aber vorauszusehen war, wurde zu einem furchtbaren Verhängnis nur für das deutsche Volk und für die ganze Welt. Es stellte sich heraus, daß das Gift der Propaganda auch auf ihre eigenen Urheber zurückwirkte, es zeigte sich, daß die Hysterie des Hasses auch die nüchternen, kalten und klugen Staatsmänner ergriffen hatte und sie auf Bahnen trieb, die weder mit staatsmännischer Klugheit, noch mit irgendeinem der hohen Ideale zu vereinbaren waren, für die angeblich der Krieg gegen Deutschland geführt worden war. Als die Alliierten dank amerikanischer Hilfe den Sieg errungen hatten, wachte man nicht aus dem Rausch der Propaganda auf, sondern ließ sich von ihr hemmungslos weitertreiben. In einem Taumel der Willkür wurden Wilsons 14 Punkte verworfen. Sie waren, so ernst der amerikanische Präsident sie ursprünglich auch gemeint haben mag, zu einem Winkelzug der Täuschung geworden, der den törichten Gegner vertrauensvoll seine Waffen niederlegen ließ.

Feierlich hatte Wilson wieder und wieder verkündet:

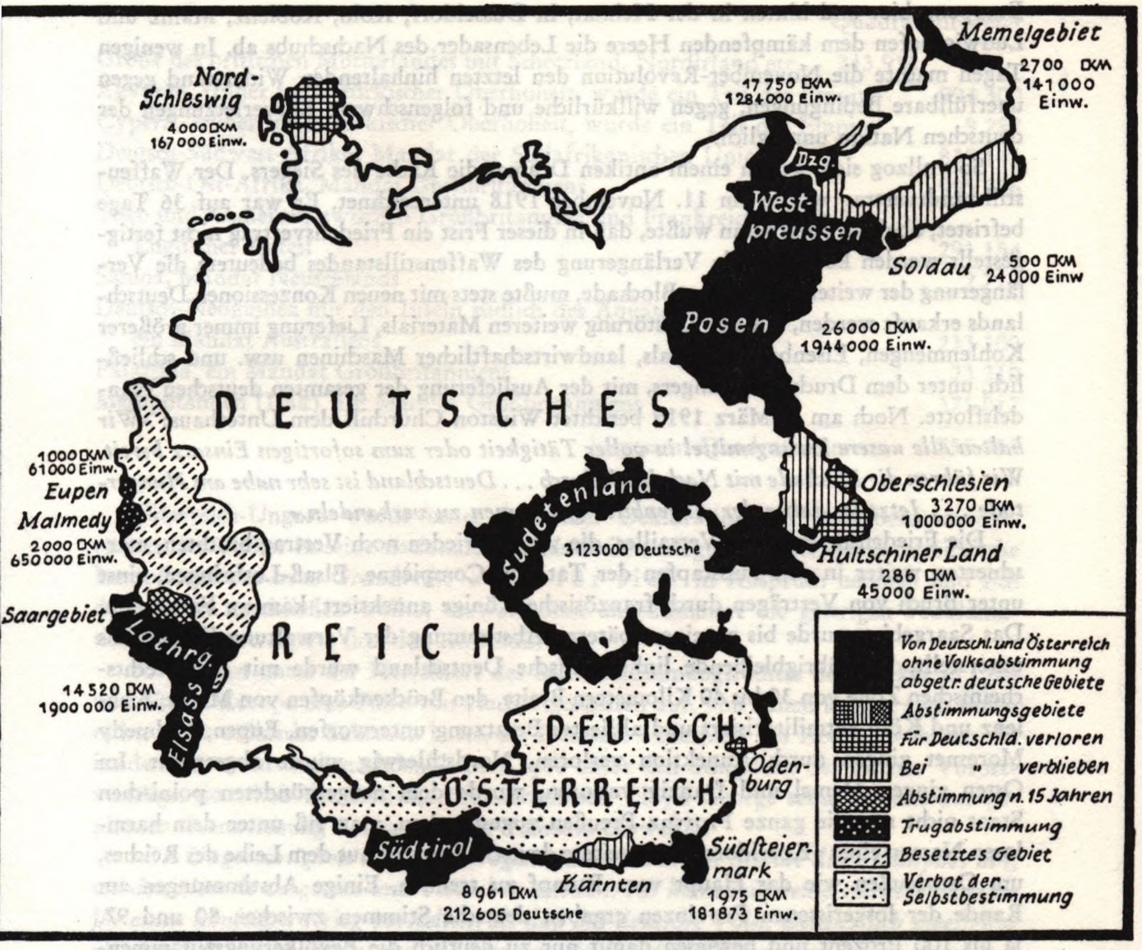
». . . daß der Krieg nicht mit einem Racheakt irgendwelcher Art beendet werden, daß keine Nation, kein Volk beraubt und bestraft werden solle . . ., daß das Unrecht, das in diesem Krieg begangen wurde, sich nicht durch das Begehen eines ähnlichen Unrechts an Deutschland wiedergutmachen lasse.«

Aber wie sah der »Vertrag« aus, den die Friedensmacher in Versailles dem Gegner aufzwangen, wie sah die neue Ordnung in Europa aus, die im Schutze eines Völkerbundes dauernden Frieden garantieren sollte? Wir wollen nicht lamentieren über die harte Faust des Siegers, die den Niedergeworfenen wieder und wieder traf. Seit Kriege von Menschen geführt werden, hat das Recht des Stärkeren immer wieder triumphiert. Wir wollen auch nicht nach Worten moralischer Entrüstung suchen; denn trotz aller wohltönenden Präambeln wird Form und Ziel der Politik immer noch ausschließlich vom Zweck bestimmt. Wir wollen daher nur die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit, die Klugheit oder Torheit, die politischen Wirkungen dieses »Vertrages« betrachten, die er zwangsläufig erzielen mußte.

Wie sah Europa aus, als 1918 die Waffen schwiegen, welchen Bau errichteten die Männer in Versailles, welchen Geist atmete die neue Welt, welcher Zukunft schritt sie entgegen?

Vier große Reiche, vier Eckpfeiler, auf denen die Ordnung des alten Europa geruht hatte, waren vernichtet. Rußland wand sich in den Krämpfen der bolschewistischen Revolution, im Norden und Süden, Osten und Westen kämpften die Heere der weißrussischen Restauration und der alliierten Intervention. Die Türkei war zerstückelt und auf den Kern ihrer anatolischen Besitzungen zurückgeworfen, Österreich-Ungarn zerrissen und in eine Zahl kaum lebensfähiger Kleinstaaten aufgegliedert. Deutschland lag am Boden und bekam schon bei den Waffenstillstandsverhandlungen in Compiègne einen Vorgeschmack seiner kommenden Erniedrigung zu spüren. Neben der Ablieferung und Vernichtung alles wesentlichen Kriegsmaterials, der Räumung aller besetzten Gebiete stand eine Fülle von Bedingungen, die allzu klar die Verletzung der Wilsonschen Zusagen bedeuteten.

Der deutsche Wunsch auf sofortige Beendigung der Kriegshandlungen wurde schroff zurückgewiesen. Marschall Foch sagte zu General Weygand: *»Wenn ich der deutschen Armee drei Tage Ruhe lasse, kriegt sie kein Mensch mehr aus den Schützengräben*



Wilson: »Keine Annektionen, keine Kontributionen, keine strafweisen Entschädigungen«

heraus.« Vergebens warnte der englische Oberbefehlshaber Marschall Haig, den Bogen nicht zu überspannen und das deutsche Selbstgefühl nicht unnötig zu verletzen. Noch laufen die Kampflinien in Ost und West weit draußen im Feindesland, die Front in Frankreich und Belgien folgt den gleichen Stellungen, um die vier Jahre lang wieder und wieder gekämpft wurde. Aber schon wirken die edlen Verheißungen eines gerechten Friedens ohne Annektionen und Kontributionen lähmend auf Soldaten, die vom ersten Tag für nichts anderes gekämpft haben. Schon flackern in Wilhelmshaven, in Kiel, in Lübeck und Hamburg die Meutereien der Marine auf, schon steigen allerorten die roten Wimpel der proletarischen Revolution empor, schon schneiden die Soldatenräte im

Etappengebiet und hinten in der Heimat, in Düsseldorf, Köln, Koblenz, Mainz und Ludwigshafen dem kämpfenden Heere die Lebensader des Nachschubs ab. In wenigen Tagen machte die November-Revolution den letzten hinhaltenden Widerstand gegen unerfüllbare Bedingungen, gegen willkürliche und folgenschwere Ehrverletzungen der deutschen Nation unmöglich.

So vollzog sich, wie in einem antiken Drama, die Rache des Siegers. Der Waffenstillstandsvertrag wurde am 11. November 1918 unterzeichnet. Er war auf 36 Tage befristet, obgleich jedermann wußte, daß in dieser Frist ein Friedensvertrag nicht fertiggestellt werden könnte. Jede Verlängerung des Waffenstillstandes bedeutete die Verlängerung der weiter verhängten Blockade, mußte stets mit neuen Konzessionen Deutschlands erkauft werden, wie der Zerstörung weiteren Materials, Lieferung immer größerer Kohlenmengen, Eisenbahnmaterials, landwirtschaftlicher Maschinen usw. und schließlich, unter dem Druck des Hungers, mit der Auslieferung der gesamten deutschen Handelsflotte. Noch am 3. März 1919 berichtet Winston Churchill dem Unterhaus: *»Wir halten alle unsere Zwangsmittel in voller Tätigkeit oder zum sofortigen Einsatz bereit. Wir führen die Blockade mit Nachdruck durch . . . Deutschland ist sehr nahe am Hungertode . . . Jetzt ist daher der Augenblick gekommen zu verhandeln.«*

Die Friedensmacher von Versailles, die weder Frieden noch Vertrag brachten, marschierten weiter in den Fußstapfen der Tat von Compiègne. Elsaß-Lothringen, einst unter Bruch von Verträgen durch französische Könige annektiert, kam zu Frankreich. Das Saargebiet wurde bis zu einer späteren Abstimmung der Verwaltung Frankreichs unterstellt. Das übrigbleibende linksrheinische Deutschland wurde mit einer rechtsrheinischen Zone von 30 bis 40 Kilometern Breite, den Brückenköpfen von Mainz, Koblenz und Köln entmilitarisiert und alliierter Besatzung unterworfen. Eupen, Malmedy Moresnet gingen durch Annektion verloren, Nordschleswig wurde abgetrennt. Im Osten gingen Memel und Danzig verloren, wurde dem neugegründeten polnischen Staat nicht nur die ganze Provinz Preußen zugesprochen, man riß unter dem harmlosen Namen eines »Korridors« eine weitere deutsche Provinz aus dem Leibe des Reiches, um Ostpreußen wie das Haupt vom Rumpf zu trennen. Einige Abstimmungen am Rande der losgerissenen Provinzen ergaben deutsche Stimmen zwischen 80 und 97, ja bis 100 Prozent und bewiesen damit nur zu deutlich die Bevölkerungszusammensetzung der annektierten Gebiete, in denen nicht abgestimmt wurde. Für Oberschlesien hatte man sich verpflichtet, das gesamte Industriegebiet jener Seite zuzuschlagen, die bei einer Abstimmung die Stimmenmehrheit erreichte. Die Wahl ergab mehr als 60 Prozent deutscher Stimmen. Das war in Versailles nicht vorgesehen, und man verwarf leichter Hand seine frühere Zusage, um den komplizierten Körper dieser Wirtschaftseinheit ohne Rücksicht auf die entstehenden Schäden in zwei Teile zu spalten.

Der gesamte Kolonialbesitz wurde dem deutschen Reich entrissen. Zwar sollte es ein Frieden ohne Annektion sein, zwar hatte Asquith im Jahre 1914 verkündet: *»Wir haben nicht den Wunsch, die Last unseres Imperiums zu vergrößern, weder an Fläche noch an Verantwortung.«* Zwar hatte Bonar Law 1916 wiederholt: *»Wir kämpfen nicht um Landbesitz«* und Lloyd George im Jahre 1917 wiederum bekräftigt: *»Wir führen keinen Eroberungskrieg«*. Nun, hier ist ein kleines Verzeichnis der »Vergrößerung der Last des Imperiums« aus den Friedensverträgen von 1918:

	Quadratkilometer
Größe des britischen Mutterlandes mit Schottland, Nordirland etc.	243 915
Ägypten, früher unter türkischer Oberhoheit, wurde ein Teil des Empire	994 300
Cypern, früher unter türkischer Oberhoheit, wurde ein Teil des Empire	9 282
Deutsch-Südwest-Afrika, Mandat der Südafrikanischen Union	835 145
Deutsch-Ost-Afrika, Mandat Großbritanniens	995 026
Togo und Kamerun, zwischen Großbritannien und Frankreich geteilt. Englischer Anteil	291 154
Samoa, Mandat Neuseelands	2 719
Deutsch-Neuguinea mit den Inseln südlich des Äquators, ein Mandat Australiens	233 100
Palästina, ein Mandat Großbritanniens	23 310
Mesopotamien (Irak), ein Mandat Großbritanniens	371 017
insgesamt Quadratkilometer	3 755 053

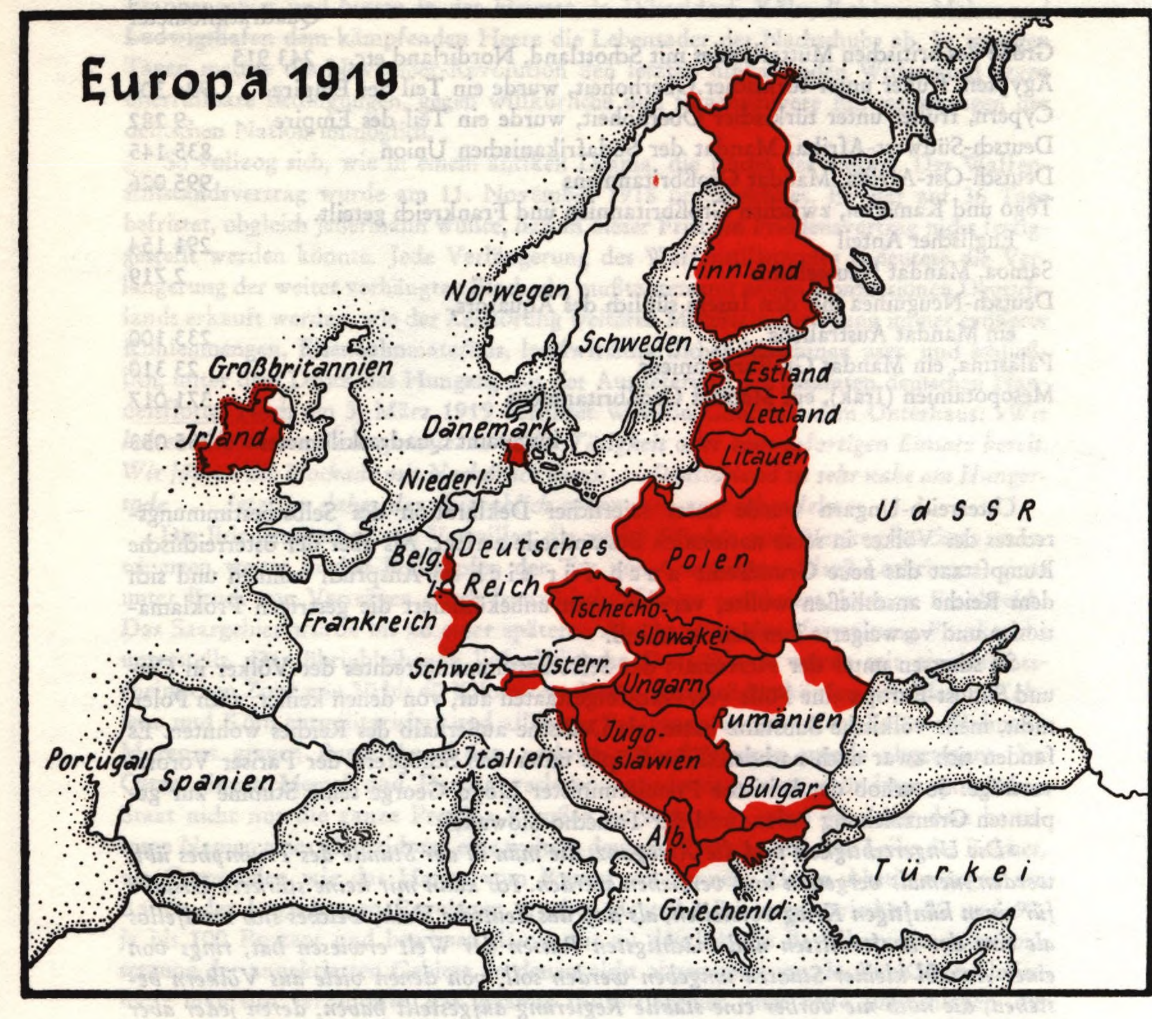
Österreich-Ungarn wurde unter feierlicher Deklaration des Selbstbestimmungsrechtes der Völker in seine nationalen Bestandteile zerlegt. Als aber der österreichische Rumpfstaat das neue Grundrecht auch für sich in Anspruch nehmen und sich dem Reiche anschließen wollte, verwarf man unbekümmert die gestrigen Proklamationen und verweigerte ihm den Anschluß.

So schossen unter der Herrschaft des Selbstbestimmungsrechtes der Völker in Ost- und Südost-Europa eine Fülle von Nachfolgestaaten auf, von denen keiner, auch Polen nicht, mehr völkische Substanz hatte, als Deutsche außerhalb des Reiches wohnten. Es fanden sich zwar auch nachdenkliche Köpfe unter den Schöpfern der Pariser Vorortverträge. So erhob der britische Premierminister Lloyd George seine Stimme zur geplanten Grenzziehung Polens und der Tschecho-Slowakei:

»Die Ungerechtigkeit und die Arroganz, die man in der Stunde des Triumphes übt, werden niemals vergessen und verziehen werden. Ich kann mir keine stärkere Ursache für einen künftigen Krieg vorstellen, als daß das deutsche Volk, welches sich zweifellos als eine der kraftvollsten und mächtigsten Rassen der Welt erwiesen hat, rings von einer Anzahl kleiner Staaten umgeben werden soll, von denen viele aus Völkern bestehen, die noch nie vorher eine stabile Regierung aufgestellt haben, deren jeder aber breite Massen von Deutschland einschließt, die die Vereinigung mit ihrem Heimatland fordern. Der Vorschlag der polnischen Kommission, zwei Millionen einhunderttausend Deutsche der Aufsicht eines Volkes von anderer Religion zu unterstellen, das noch niemals im Laufe seiner Geschichte die Fähigkeit zu stabiler Selbstregierung bewiesen hat, muß meiner Beurteilung nach früher oder später zu einem neuen Krieg in Osteuropa führen.«

Doch schließlich tröstet sich auch Lloyd George mit der schönen Gegenwart über das häßliche Gesicht der Zukunft hinweg:

»Wir haben erreicht, was wir wollten. Die deutsche Flotte und die deutschen Handelsschiffe wurden uns ausgeliefert. Die deutschen Kolonien wurden uns übergeben. Einer unserer größten Handelskonkurrenten liegt verkrüppelt am Boden. Das ist kein geringer Erfolg.«



Der Teufelsgürtel Europas: territoriale Veränderungen nach dem Ersten Weltkrieg

(Während des Zweiten Weltkrieges kommentierte Viktor Gollancz diese Worte: *»Wahrhaftig, das war kein kleiner Erfolg – der gegenwärtige Krieg beweist es.«*)

Aber nicht nur der Rausch des Siegers feierte seine Orgien, auch der kühle Vorsatz war am Werke, eine Zukunft zu gestalten, die den Mächten von Versailles ein ständiges kriegerisches Eingreifen erlaubte. Gleich nach der Unterzeichnung des Vertrages sprach Clemenceau zu den Offiziersschülern in St. Cyr und bezeugte eine Sinnesart, die man heute nur mit Schrecken zur Kenntnis nehmen kann:

»Meine jungen Freunde, seien Sie ohne Sorge über Ihre militärische Zukunft. Der Friede, den wir eben gemacht haben, sichert Euch zehn Jahre der Konflikte in Mittel-Europa.«

Zu dieser territorialen Zerstückelung Deutschlands trat als zweite Maßnahme die Entwaffnung mit einer Beschränkung auf ein Heer von hunderttausend Mann und dem totalen Verbot der Luftstreitkräfte und der schweren Waffen. Diese Beschränkung der deutschen Wehrkraft auf weniger als ein Zehntel nur seines neuen polnischen Nachbarn bedeutete die Etablierung eines Vakuums, das nicht nur jeden äußeren Feind geradezu einladen mußte, sondern das sich auch äußerst verhängnisvoll erwies, weil es gegen innere Unruhen im entscheidenden Moment wehrlos war.

Zwar sollte der Abrüstung Deutschlands die grundsätzliche Abrüstung der ganzen Welt folgen, so wurde wiederum mit feierlichem Ernst verkündet. Die wenigen Stichproben der Versailler Geistesart indessen genügten wohl, um dem guten Glauben dieser Verkündung skeptisch gegenüberzustehen. Die spätere Entwicklung hat dieser Skepsis Recht gegeben.

Le boche payera tout

Hatte man Deutschland in Versailles mit den Gebietsabtretungen Hände und Arme abgehauen, hatte man ihm mit der Entwaffnung die Krücken entrissen, auf denen es hätte stehen können, so ging man mit den Reparationen noch einen Schritt weiter, indem man ihm für mehrere Generationen das Blut abzuzapfen begann.

Man möge verzeihen, wenn — in Anbetracht der Heiligkeit der Verträge — der Darstellung des Reparationsproblems die Erklärung Wilsons vorangesetzt wird, die dem Abschluß des Waffenstillstandsvertrages zugrunde lag. Wilsons immer wieder gebrauchte Formel hieß:

»Keine Annektionen, keine Kontributionen und keine strafweisen Entschädigungen.«

Unter der Bezeichnung »Wilson-Reparationen« übernahm Deutschland schließlich eine Wiederaufbauentschädigung für die besetzten Gebiete Frankreichs, Belgiens, Rumäniens und Serbiens, wozu eine Erweiterung durch die Lansing-Note vom 5. November 1918 trat, die auch Personenschäden der Zivilbevölkerung durch Kriegshandlungen außerhalb der besetzten Gebiete umfaßte. Das bedeutete keine Kriegskontribution, also keinen Ersatz der militärischen und staatlichen Aufwendungen der Sieger, sondern Wiedergutmachung der Schäden der Zivilbevölkerung durch die unmittelbare Kriegführung Deutschlands.

Englische und französische Sachverständigenkomitees, die die gesamte Leistungsfähigkeit der deutschen Wirtschaft studierten, kamen zu dem Ergebnis, Deutschland könne im Verlaufe von zwanzig bis dreißig Jahren eine Gesamtsumme von zirka zweiunddreißig Milliarden Goldmark zahlen, aber es könne diese gigantische Summe nur leisten, wenn man ihm freie innere und äußere Entwicklung gestatte und ihm seine Handelsflotte und seine Auslandsguthaben entweder belasse oder sie mit etwa zwanzig Milliarden Goldmark anrechne.

Diese Sachverständigengutachten wollten nicht etwa die Höhe der von Deutschland zu leistenden Reparationen beziffern, sondern nur den äußersten Rahmen ziehen, innerhalb dessen sich die vertraglich festgelegten Entschädigungsleistungen Deutschlands würden halten müssen.

Was aus diesen vertraglichen Abmachungen in Versailles entstand, war nicht weniger als ihr Gegenteil. Je mehr die völlige Wehr- und Hilflosigkeit Deutschlands zutage

trat, um so maßloser erhoben sich die gegnerischen Forderungen an die Wirtschaftskraft Deutschlands. Lloyd George benutzte die Reparationsfrage innerpolitisch zum Zweck seiner persönlichen Wahlagitation und versprach seinen Wählern, Deutschland werde nicht weniger als vierhundertundachtzig Milliarden Goldmark zahlen. Der Franzose Loucheur übertrumpfte ihn mit der Forderung von achthundert Milliarden und alle überbot der französische Finanzminister Klotz, den Poincaré *»das erstaunliche Exemplar eines Juden ohne jeden Sinn für Geldfragen«* nannte, mit seinem berüchtigten Worte: *»Le Boche payera tout.«*[1]

Vergessen war das Versprechen Wilsons, vergessen auch der Vorvertrag mit Deutschland, in den Schubläden begraben die Gutachten der Sachverständigen. Deutschland sollte also alles zahlen, Zivilschäden und Schäden der Staaten, Kriegskosten und Kriegsschulden der Gegner. Clemenceau erreichte nicht nur die Aufnahme dieser ungeheuerlichen Forderungen in den Versailler Vertrag, es gelang ihm sogar als Gipfelpunkt seiner unmißverständlichen Absichten, die Festsetzung einer bestimmten Gesamtsumme zu verhindern. Damit war die Anwendung der Sanktionen bei Nichterfüllung in die Laune der Alliierten gesetzt. Was das bedeutete, eröffnete in aller wünschenswerten Deutlichkeit Poincaré der Welt in seinem bekannten Presseinterview vom 27. Juli 1922:

»Mir würde es wehe tun, wenn Deutschland zahlte. Ich ziehe die Besetzung und die Eroberung dem Geldeinstreichen und den Reparationen vor.«

Eine Reparationskommission wurde zur Bestimmung der Deutschen Zahlungen eingesetzt, die am 27. April 1921 zur Gesamtsumme von 132 Milliarden Goldmark, zuzüglich 5,6 Milliarden für die belgische Kriegsschuld, gelangte. Die deutsche Weigerung, diese unerfüllbare Forderung anzuerkennen, wurde durch das Londoner Ultimatum vom 5. Mai 1921 beantwortet, unter dessen Druck die deutsche Unterschrift zustandekam. Nur nebenbei sei erwähnt, daß die deutsche Vorleistung von 2,6 Milliarden Goldmark nicht angerechnet, sondern auf Besatzungskosten verrechnet, daß auch der Wert der Handelsflotte und der enormen deutschen Sachleistungen ebensowenig berücksichtigt wurde wie das gesamte deutsche Auslandsvermögen, das von den gleichen Mächten entschädigungslos enteignet wurde, die zu gleicher Zeit die Heiligkeit des Privateigentums als Grundlage der Entfaltung der freien Persönlichkeit predigten.

Um einer durch »gigantische« Zahlen verwöhnten Zeit die Größe dieser Summe verständlich zu machen, mögen einige Vergleiche dienen: Sie war das Vierfache des damaligen gesamten Goldbestandes der Welt. Sie entspricht fast dem deutschen Nationalvermögen von 1914, wenn wir die deutschen Kriegskosten davon abziehen. Sie ist das Vierunddreißigfache der französischen Kontributionen von 1871, wobei das französische Auslandsvermögen und der Kolonialbesitz unangetastet geblieben waren. Bismarck zog damals auch Sachverständige zu Rate. Der Bankier Bleichröder schätzte die französische Leistungsfähigkeit auf acht Milliarden Goldmark. Bismarck, der vielverschriene Eiserne Kanzler, entschied sich für die Hälfte der Summe, um zu Vereinbarungen zu gelangen, die einhaltbar waren und von Frankreich in drei Jahren abgelöst werden konnten.

Ein Blick in die Rechenbücher der Versailler Mathematiker zeigt, wie großzügig man die Summe von 132 Milliarden zusammengezählt hatte. Für Frankreich hatte

---

[1] »Der Boche wird alles bezahlen.«

Loucheur die Wiederaufbaukosten mit 60 Milliarden Goldmark errechnet. Klotz zählte 107,2 Milliarden. Das französische statistische Jahrbuch dagegen weist für den gesamten Gebäudebesitz Frankreichs vor dem Kriege den Wert von 47,6 Milliarden aus, wobei die Kriegszerstörungen nur vier Prozent der bebauten Gesamtfläche Frankreichs betrafen. Ein anderes Rechenexempel führt uns Owen D. Young, der Schöpfer des »Neuen Planes«, vor:

»Es trifft zu, daß die an dem Pariser Plan beteiligten Länder ihre Gesamtschulden an die Vereinigten Staaten zusammengerechnet und dazu noch etwa 50 v. H. zugeschlagen haben, als sie die von Deutschland zu zahlende Summe festlegten. Jedes dieser Länder hatte Verwahrung gegen die Höhe seiner Schuld an die Vereinigten Staaten eingelegt, obwohl für diese Schuld die günstigst mögliche Tilgung vorgesehen war. Sie haben aber Deutschland das Kompliment gemacht, es könne alle diese Latten in ihrer Gesamtheit tragen — zuzüglich einer recht saftigen Zulage.«

Es scheint so, als ob die Sieger vor der ganzen Furchtbarkeit ihres Spruches, mit dem sie das Todesurteil über sechzig Millionen Menschen aussprachen, selbst erschrocken gewesen sind. Denn sie fügten im Artikel 232 das Eingeständnis hinzu:

»Die Alliierten und Assoziierten Regierungen erkennen an, daß die Hilfsmittel Deutschlands unter Berücksichtigung ihrer dauernden, sich aus den übrigen Bestimmungen des gegenwärtigen Vertrages ergebenden Verminderung nicht ausreichen, um die volle Reparation aller dieser Verluste und Schäden zu gewährleisten.«

Das Ergebnis dieser Einsicht war die »Herabminderung« der Reparationsansprüche von 800 oder 480 Milliarden Goldmark auf »nur« 132.

Kainszeichen der Schuld

Eine kluge Politik, wie sie einst die Kabinette der europäischen Staaten geführt hatten, würde auch nach der Auferlegung härtester Bedingungen den besiegten Gegner sofort nach der Niederlegung der Waffen an den Tisch normaler Verhandlungen geladen haben, um ihm den Weg zur friedlichen Zusammenarbeit wieder zu eröffnen. So hatte Metternich den Vertreter des geschlagenen Frankreichs Talleyrand mit den Formen alter Höflichkeit empfangen, so suchte Bismarck das geschlagene Frankreich durch Erleichterung kolonialer Erwerbungen seine europäischen Verluste vergessen zu machen.

In Versailles waren hingegen dem geschlagenen Deutschland keine Friedensbedingungen auferlegt worden, es wurde gegen den wehrlosen Gegner ein Krieg mit anderen Mitteln fortgesetzt, wie es der italienische Ministerpräsident Francesco Nitti bezeichnete, der in später Einsicht ein Buch mit dem Titel schrieb *»Der Niedergang Europas. Der Vertrag von Versailles als Mittel zur Fortsetzung des Krieges. Das tödliche Mißverständnis der Wiedergutmachung.«* In ausgesprochenem Vernichtungswillen wurde Deutschland einer Last unterworfen, die auch die ungeborenen Kinder und Kindeskinder der lebenden Generation nicht abtragen konnten und sollten.

Dieser Vernichtungswille aber widersprach dem humanen und aufgeklärten Geist der Zeit, er widersprach den Losungen der Französischen Revolution, er widersprach

den Propagandathesen, mit denen der Krieg begonnen wurde, er widersprach den Floskeln, mit denen er beendet und mit denen der Völkerbund als friedlicher Hort der Gemeinschaft aller Völker aus der Taufe gehoben wurde. Es war notwendig, dem Instrument dieses Willens, dem Diktat von Versailles, seine besondere und einmalige Begründung zu geben. Es war erforderlich, Deutschland nicht als ein gleichberechtigtes Glied im Kreise der Nationen anzusehen, sondern es als den einmaligen Bösewicht aus der Gemeinschaft der Guten auszuschließen. So fügte man zu den körperlichen Amputationen, zum Raube der Krücken und zum Entzug des Blutes noch eine vierte entscheidende und zugleich alle anderen begründende Verletzung hinzu, den Stoß ins Herz, in die Seele Deutschlands, das Schulddelikt des Artikels 231:

»Die alliierten und assoziierten Regierungen erklären und Deutschland erkennt an, daß Deutschland und seine Verbündeten als Urheber für alle Verluste und Schäden verantwortlich sind, die die alliierten und assoziierten Regierungen und ihre Staatsangehörigen infolge des Krieges, der ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgezwungen wurde, erlitten haben.«

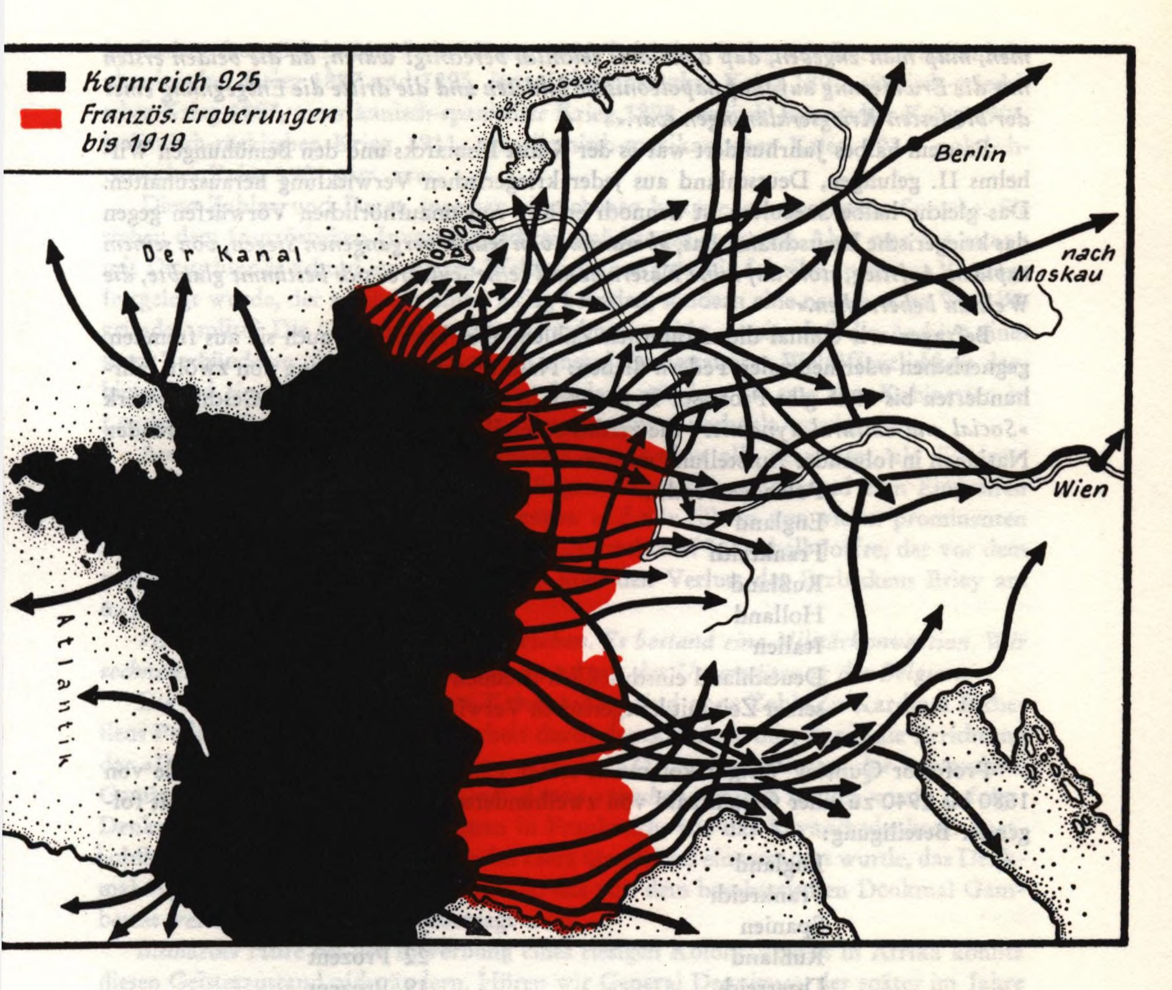
Mit dieser Schulderkenntnis konnte sich das Weltgewissen zufriedengeben. Wenn es nur Deutschland war, das in verbrecherischem Überfall den Frieden der gesitteten Welt bedroht hatte, so mußte man diese bösartige Nation außerhalb der geltenden Gesetze stellen, die allen anderen gleichzeitig das gern gehörte Zeugnis ihres Wohlverhaltens ausstellten.

So waren die Sieger als Richter in eigener Sache zusammengetreten, zwangen den Besiegten auf die Anklagebank und sprachen das Schuldurteil, das nicht nur die Seele der getroffenen Nation, sondern auch das Zusammenleben der Völker bis zum heutigen Tage vergiftet hat und über uns hinaus vergiften wird.

Bis zum Jahre 1914 war der Krieg die »ultima ratio regis« gewesen, das äußerste Mittel der Staatsführung, zu der sie griff, wenn sie ihre Lebensrechte mit anderen Mitteln nicht mehr glaubte wahren zu können. Es war das grausame Schwert der Notwendigkeit, das in kulturell gebundenen Zeiten durch die Regeln ritterlichen Geistes gebändigt wurde. Mit der Ächtung des Krieges konnte man zwar den Krieg nicht verhindern, der ja auch, während die Väter von Versailles tagten, an allen Ecken der Welt, in Osteuropa, auf der Krim, im Fernen Osten munter weiterbrannte. Man ächtete also nicht den Krieg, sondern nur den unterlegenen Gegner und befreite sich selbst von all jenen Regeln internationalen Anstandes, die bisher im und nach dem Kriege den rasenden Kräften Einhalt geboten hatten. Man machte den Weg frei für alle Kreuzzüge der kommenden totalen Kriege, die zur Ausrottung »verbrecherischen Ungeziefers« unterschiedslos gegen Mann und Frau, Greis und Kind geführt werden sollten.

Deutschlands Alleinschuld am Ersten Weltkriege! Da wir Partei sind, treten wir zurück und lassen das Urteil der Geschichte in Rede und Gegenrede von unseren einstigen Feinden selbst sprechen:

»Viermal seit einem Jahrhundert mußte Frankreich die deutsche Invasion über sich ergehen lassen«, empörte sich Poincaré, und André Tardieu erfand noch eine fünfte, die allerdings selbst französische Historiker mit ihrer peinlichen Genauigkeit bisher nicht haben auffinden können. Erstaunlicherweise wird dieses Lamento bis heute auch von jenen mitgeweint, die 1814 und 1815 wacker bis Paris mitmarschierten. Der französische Historiker Charles Gide stellt hierzu fest:



Die Grenze des französischen Kernreiches Deutschland gegenüber blieb fast achthundert Jahre, von 843 bis 1648, unverändert. Erst in den letzten dreihundert Jahren hat Frankreich sich mit Eroberungszügen, die durch Pfeile angedeutet sind, den rot angezeichneten Raum einverleibt.

Geschichte ist eine Einheit, aus der man die Verantwortlichkeit eines Teils nicht willkürlich herausbrechen kann.

Trotzdem soll die obige Karte nicht den – uns fremden – Ruf nach »Revanche« erheben. Aber sie gibt Antwort auf die Frage:

»Wer ist der Angreifer?«

»Ich kenne gewisse Überschreitungen des Rheins, die in der Welt einiges Geräusch gemacht haben, so die Ludwigs XIV. und Napoleons. Und um auf die deutschen Invasionen während des vergangenen Jahrhunderts, die von 1814, 1815 und 1870, zu kom-

men, muß man zugeben, daß diese drei reichlich berechtigt waren, da die beiden ersten nur die Erwiderung auf fünf napoleonische bildeten und die dritte die Entgegnung einer der blödesten Kriegserklärungen war.«

Fast ein halbes Jahrhundert war es der Kunst Bismarcks und den Bemühungen Wilhelms II. gelungen, Deutschland aus jeder kriegerischen Verwicklung herauszuhalten. Das gleiche halbe Saeculum ist dennoch erfüllt von unaufhörlichen Vorwürfen gegen das kriegerische Deutschland, das, *»berauscht von seinen vergangenen Siegen, von seinem rapiden Aufstieg, stolz auf seine Kasernen und seine ›culture‹ sich bestimmt glaubte, die Welt zu beherrschen.«*

Befragen wir einmal die nüchternen Zahlen, aber lassen wir auch sie aus fremden, gegnerischen oder neutralen Federn fließen: Nach seiner Untersuchung von zwölf Jahrhunderten bis 1925 gibt Professor P. Sorokin in seinem amerikanischen Geschichtswerk *»Social and cultural dynamics«* die zeitliche Beteiligung an Kriegen für die führenden Nationen in folgender Aufstellung wieder:

Polen verbrachte	58 Prozent
England	56 Prozent
Frankreich	50 Prozent
Rußland	46 Prozent
Holland	44 Prozent
Italien	36 Prozent
Deutschland einschließlich Preußen	28 Prozent

seiner Zeit mit kriegerischen Verwicklungen.

Professor Quincey Wright kommt in seiner *»Study of War«* für die Periode von 1680 bis 1940 zu einer Gesamtzahl von zweihundertsiebenundachtzig Kriegen mit folgender Beteiligung:

England	28 Prozent
Frankreich	26 Prozent
Spanien	23 Prozent
Rußland	22 Prozent
Österreich	19 Prozent
Türkei	15 Prozent
Polen	11 Prozent
Italien	9 Prozent
Holland	8 Prozent
Deutschland einschließlich Preußen	8 Prozent
Dänemark	7 Prozent

Robert Ingrim zählt in seinem Buch *»After Hitler Stalin?«* folgende Kriege seit 1864 auf, an denen Deutschland n i c h t beteiligt war: Bürgerkrieg in Amerika, Krieg zwischen Brasilien und Paraguay, italienische Einigungskriege, Karlisten-Kriege in Spanien, Balkankriege von 1876, 1885, 1912, 1913, Russischer Krieg gegen die Türkei 1877, Britische Kriege gegen die Aschantis, Fidschi-Insulaner und Buren, britische Feldzüge in Afghanistan und Zulu-Land, Krieg zwischen Chile und Bolivien, französische Kriege in Tunis und Marokko, russischer Krieg in Turkestan, britische Kriege in Ägypten und

im Sudan, französisch-chinesischer Krieg 1884, britischer Krieg mit Burma, italienisch-abessinischer Krieg 1887 und 1895, japanisch-chinesischer Krieg 1894, türkisch-griechischer Krieg 1897, amerikanisch-spanischer Krieg 1898, russisch-japanischer Krieg 1904, italienisch-türkischer Krieg 1911, amerikanisch-mexikanischer Krieg 1914, polnisch-russischer Krieg 1921 usw. usw.

Diese Zahlen und Daten sprechen eine ebenso knappe wie markante Sprache. Sie stehen dem französischen Invasionsgeschrei ernüchternd entgegen. Aber was hat es nun mit Deutschlands Schuld am Ersten Weltkriege auf sich, die feierlich in einem Vertrage festgelegt wurde, der nicht nur einen Krieg beenden, sondern eine neue bessere Welt begründen sollte? Die Gegner Deutschlands rechneten nicht damit, daß die Archive eines ihrer Verbündeten, des Zarenreiches, sich einmal der erstaunten Weltöffentlichkeit darbieten und eine Wahrheit ans Tageslicht fördern würden, die von den Kabinetten in London und Paris zwar wohl gekannt, aber ebensogut verhehlt worden war.

Auch die Archive des belgischen Staates waren nicht alle vernichtet, als die deutschen Truppen in Brüssel einzogen und England damit den Vorwand zum Eingreifen boten. Vorwand dürfen wir es wohl nennen und wir führen von vielen prominenten Zeugen nur einen an, den französischen Generalstabschef Marschall Joffre, der vor dem parlamentarischen Untersuchungsausschuß über den Verlust des Erzbeckens Briey am 6. Juli 1919 aussagte:

»Das Eingreifen Englands war vorgesehen. Es bestand eine Militärkonvention. Wir rechneten mit sechs englischen Divisionen und mit der Unterstützung der Belgier.«

Die Zeugnisse des französischen Kriegswillens sind ohne Zahl. Zu Kardinal Richelieus Politik der französischen Sicherheit durch deutsche Anarchie, durch die Errichtung der »Deutschländer«, »Allemagnes«, trat nach 1871 das Ressentiment der »revanche«. Gambettas *»immer daran denken, nie davon sprechen«* wurde freilich wenig befolgt. Denkmal auf Denkmal errichtete man in Frankreich, wie das Revanchedenkmal Bartholdis in Ville d'Avray bei Paris, wo das Herz Gambettas eingemauert wurde, das Denkmal »Quand même« im Tuilerien-Garten, das von dem bombastischen Denkmal Gambettas weiter im Hintergrunde überragt wird.

Bismarcks Hilfe bei der Erwerbung eines riesigen Kolonialreiches in Afrika konnte diesen Geisteszustand nicht ändern. Hören wir General Denvignes, der später im Jahre 1930 schreibt:

»Nach unseren Niederlagen von 1870 legten wir unsere Hand auf ein ungeheures Kolonialreich, ohne auch nur einen Augenblick den Streitfall aus den Augen zu verlieren, der uns so sehr am Herzen lag und der jetzt durch die Rückkehr von Elsaß-Lothringen an Frankreich beigelegt ist.«

Auch später wird das Werben der kaiserlichen Regierung um Frankreich als *»brutales Liebesverlangen«* zurückgewiesen. *»Die Reichsregierung«*, schrieb Poincaré 1912 als Ministerpräsident an Jules Cambon, den französischen Botschafter in Berlin, *»scheint mit einer unermüdlichen Hartnäckigkeit eine Annäherung zu erstreben, die allein durch die völlige Wiedergutmachung des Vergangenen möglich wäre. Wenn wir solchen Vorschlägen unser Gehör leihen würden, dann würden wir uns mit England und Rußland überwerfen. Wir würden allen Gewinn der Politik verlieren, welche Frankreich seit langen Jahren verfolgt.«*

Jacques Bainvilles Ruf *»empêchez le bloc germanique«*, »verhindert die deutsche

Einheit«, wurde laut. Da die eigenen Kräfte zu einem Zweikampf mit Deutschland nicht mehr ausreichten, ging Frankreich frühzeitig auf die Suche nach einem Bundesgenossen. England bot sich einstweilen noch nicht an, solange die deutschen Kräfte nicht das Gleichgewicht auf dem Kontinent zu stören drohten. Es hatte sich in seine »splendid isolation« zurückgezogen und war mit dem Ausbau seines Weltreiches aller Orten beschäftigt.

Frankreich findet schließlich den Weg nach Petersburg und eröffnet damit jene gefährliche Politik, die die französische »revanche« mit dem panslawistischen Expansionsdrang des Zarenreiches verknüpft.

Schon 1891 wird ein franco-russisches Abkommen geschlossen, das 1899 als Zweibund erweitert wird. Sein Inhalt wird erfüllt durch die Militärkonvention von 1892 und die Marinekonvention von 1912. Seit 1906 finden alljährlich Generalstabsbesprechungen statt, denn Frankreich ist sich klar, daß es seine Revanche nur durch einen Krieg erreichen kann. Die gleiche Klarheit herrscht im russischen Lager. Sassonow erklärt am 8. Februar 1914 auf einer Konferenz mit Heer und Marine:

»Damit gibt der Chef des Generalstabes seinerseits der Überzeugung Ausdruck, daß der Kampf um Konstantinopel kaum ohne einen allgemeinen europäischen Krieg möglich wäre.«

Kein Wunder, daß es in den Protokollen der militärischen Erörterungen zwischen beiden Verbündeten immer wieder heißt:

»Die Vernichtung des deutschen Heeres ist und bleibt Hauptziel der verbündeten Armeen.«

Auf ihren Höhepunkt werden die Kriegsvorbereitungen nach dem Sturz Wittes durch den neuen russischen Außenminister Iswolski getrieben, der 1907 durch ein englisch-russisches Abkommen über die Aufteilung Zentral-Asiens in Interessensphären die Beteiligung Englands am gemeinsamen Ziel erreicht. Die »entente cordiale« Englands und Frankreichs, die sich inzwischen gebildet hat, erweitert sich langsam zu einem Dreibund, dessen Ziele Iswolski in einem Memorandum vom 7. Dezember 1911 freilegt:

»Man neigt doch zu der Annahme, daß der unaufhaltsame Lauf der Ereignisse die englische Regierung zu einer bewaffneten Intervention gegen Deutschland führen werde. Für diesen Fall sind alle entsprechenden technischen Vereinbarungen vollkommen fertig.«

Ein Jahr später erfolgt der Zusammenschluß Serbiens, Bulgariens, Montenegros und Griechenlands in Bündnissen, die gegen die beiden großen Balkanmächte, die Türkei und Österreich-Ungarn, gerichtet sind.

Daß all diese vielfältigen Bündnisse keine platonischen Versprechungen allseitiger Friedensliebe waren, geht aber nicht nur aus den Geheimarchiven in Petersburg und Brüssel hervor, sondern auch aus den geschichtlichen Tatsachen, aus der Kette kriegerischer Expansionen, die dem Ersten Weltkrieg vorangingen. Aus den französisch-englischen Abkommen erwuchsen die Marokko-Krisen, aus den französisch-italienischen und russisch-italienischen Pakten entstand der Tripolis-Krieg, aus den Balkan-Verträgen wurden die Balkan-Kriege, und das ganze dicht gesponnene Gewirr von Drähten schlingt sich um die Mittelmächte zu dem Automatismus einer Kriegsmaschine, die nur des Anstoßes bedarf, der sie ins Rollen bringt.

Einkreisung? Ein hysterisches Geschrei, mit dem das kaiserliche Deutschland den Lärm seiner Waffenfabriken zu übertönen versucht? Hören wir die andere Seite! Gabriel Hanotaux, französischer Diplomat und zeitweiliger Außenminister, schreibt im Jahre 1908:

»Alle um das deutsche Kaiserreich gelagerten Mächte fassen sich gegenseitig an der Hand, sie führen im Reigen einen ganz und gar neuartigen Tanz auf, eine bisher noch nicht erlebte Tanzfigur, die Einkreisung.«

Was ist nach 1918 von diesem ganzen, wahrhaft imposanten Wust der Völkerverhetzung übrig geblieben? Übergehen wir das pathologische Kapitel der Greuelhetze, die sich selbst richtet. Nur ein kleines Vorkommnis zwanzig Jahre später: Der deutsche Botschafter in Brüssel wandte sich damals an die belgische Regierung mit dem Anerbieten, jetzt, nachdem so viele Jahre über die Wunden des Krieges dahingegangen, eine großzügige Geste der Verständigung zu machen. Er wolle eines der Asyle, in denen die unglücklichen Opfer der deutschen Invasion von 1914 ihr Leben als Blinde und Verstümmelte zubrächten, aufsuchen und eine namhafte Spende für sie auswerfen. Sein belgischer Gesprächspartner wurde unruhig, begann zu stottern und vertröstete den Botschafter auf eine spätere Antwort. Sie ist nie erfolgt. Es fand sich nie ein blindes oder verstümmeltes Kind von 1914!

Was aber blieb übrig von der Kriegsschuldthese, von der Feststellung des Artikels 231?

Nun, es blieb auf der einen Seite nicht weniger übrig als der große und drohende, von Rachsucht errichtete Festungsbau von Versailles, dessen Mauern Geborene und Ungeborene zu Hunger- und Sklavendiensten umschlossen, dieses Haus des Völkerfriedens mit wohlgefüllten Pulverkammern, diese Brücke in die Zukunft mit eingebautem Zeitzünder.

Und es blieb übrig – auf der anderen Seite unseres Kontobuches – nicht mehr und nicht weniger als das Eingeständnis der Lüge, ausgesprochen von den hohen Repräsentanten der Vereinigten Staaten von Amerika, des Königreiches Großbritannien, des Königreiches Italien, der Republik Frankreich und des Kaiserlichen Rußland, denen wir hiermit das Wort überlassen:

Der amerikanische Präsident Woodrow Wilson:

»Gibt es einen Mann oder eine Frau – ich möchte sagen, gibt es ein Kind –, das nicht weiß, daß der Ursprung des Krieges in der modernen Welt die wirtschaftliche und kommerzielle Konkurrenz ist? ... Dies war ein Wirtschafts- und Handelskrieg.«

Der englische Ministerpräsident Lloyd George:

»Je mehr man in den Memoiren und Büchern liest, die in den verschiedenen Ländern über das geschrieben wurden, was vor dem 1. August 1914 geschah, desto eher begreift man, daß nicht einer der maßgeblichen führenden Männer in jenem Stadium den Krieg wirklich wollte.«

Der italienische Premierminister Francesco Nitti:

»Diese Behauptung, die wir alle während des Krieges aufstellten, war eine Waffe, die zu der Zeit gebraucht werden mußte; nun, da der Krieg vorüber ist, kann sie nicht als ernsthaftes Argument angewandt werden.«

Der französische Ministerpräsident Raymond Poincaré:

»Ich behaupte nicht, daß Österreich oder Deutschland zuerst die bewußt ausgeklü-

gelte Absicht hatten, einen allgemeinen Krieg herauszufordern. Es gibt kein Dokument, das uns das Recht gibt, anzunehmen, daß sie damals irgend etwas so zielbewußt geplant hatten.«

Der russische Kriegsminister General Suchomlinow:

»Ich darf wohl behaupten, daß selbst Poincaré unmöglich an die alleinige Schuld Deutschlands glauben kann. Aber wenn es gelingt eine Politik zu führen, die sich auf die Theorie von Deutschlands alleiniger Schuld gründet, dann ist es klar, daß man an dieser Theorie eisern festhalten oder sich wenigstens den Anschein der Überzeugung geben sollte.«

»Landsknechte« contra Spartakus

Das Bild Versailles-Europas und das innere Bild Deutschlands in diesem Europa wird aber noch durch einige andere Faktoren bestimmt, die zum Verständnis der kommenden Entwicklung notwendig sind.

Als am 9. November 1918 die Revolution in Deutschland ausbrach, handelten die Führer der Revolten von Kiel, Hamburg und Berlin nicht nur aus eigener Kraft, nicht nur mit dem Ziel einer inneren nationalbegrenzten Umwälzung. Sie handelten im Rahmen einer größeren revolutionären Bewegung, deren Endziel die ganze Welt umfaßte. Die Doktrin, mit der die Liebknecht und Luxemburg, die Eisner und Thälmann jetzt die Massen auf die Barrikaden riefen, setzte an die Stelle des nationalen Kampfes und des nationalen Hasses den Klassenkampf und den Klassenhaß. Das war so neu nicht, denn in ihrer Revolution, die die Franzosen noch heute die »Große« nennen, hatte sich schon der dritte Stand erhoben und war darangegangen, seine Vorgänger in einem Tempo auszurotten, daß die Handarbeit nicht mehr mitkam, und man zu der Erfindung des Herrn Guillotin greifen mußte, um das Soll zu erfüllen.

Jetzt war — nach der marxistischen Doktrin — der vierte Stand herangewachsen und begann, seine Vorgänger, Adel, Geistlichkeit und Bürgertum, zu erledigen. Was das bedeutete, wußte das deutsche Volk schon damals besser, als es heute noch hohe Politiker der westlichen Welt wissen wollen. In nächster Nachbarschaft, und in seinem baltischen Gliede am eigenen Leibe, machte das deutsche Volk eine Erfahrung, die an Grauenhaftigkeit wie an Ausmaß das blutige Schauspiel der Kommunarden und Petroleusen der Pariser Kommune von 1871 schrecklich übertraf. Versteht man, daß das deutsche Volk sich zur Wehr setzte gegen die Aufzwingung eines Systems, das die Taten der Kommune ebenso verherrlichte wie die Vernichtung von unzählbaren Millionen Menschenleben im großen Vorbild, als Folge der Revolution Lenins und Trotzkis? Versteht man, daß deutsche Soldaten sich aus Hunger und Verzweiflung, aus Not und Blut eines vierjährigen unmenschlichen Ringens nochmals aufrafften, um in Finnland, in Estland und Lettland dem Andringen der bolschewistischen Welle entgegenzutreten, um auch im Innern Deutschlands den Drahtziehern der kommunistischen Revolte mit den gleichen blutigen Mitteln zu begegnen, die sie selbst anwandten? Nein, man versteht es nicht. Man beschimpfte die Männer der baltischen Landeswehr, der deutschen Freikorps als haltlose Landsknechte, die den Weg in das harmlose friedliche Dasein des Nachkrieges nicht zurückfanden.

Wo waren die Erfinder der Greuelnachrichten, die fleißigen Federn der ganzen zivili-

sierten Welt, als Bela Khun sein Schlächterhandwerk in Ungarn trieb? Wo waren sie, als in der bayerischen Räterepublik die Levien, Leviné, Eisner und Toller zur Erschießung der Geiseln ihre Pelotons antreten ließen, als in Sachsen und Thüringen, Hamburg und Berlin die Herren Radek und Ehrenburg den Bürgerkrieg entfachten? Sie schauten zu, als mitten im Frieden, im Versailler Frieden, der polnische General Zeligowski das litauische Wilnagebiet mit Waffengewalt an sich riß, ebenso wie die alliierten Besatzungstruppen — mit Ausnahme der Italiener — zuschauten, als die Banden Korfantys raubend und mordend nach Oberschlesien einrückten und ihre Prügelstationen einrichteten, in denen Tag und Nacht Deutsche, die nichts getan hatten als Deutsche zu sein, um Gesundheit und Leben gebracht wurden. Wiederum sammelten sich im ohnmächtigen Deutschland die »Landsknechte«, um Gewalt mit Gewalt zu begegnen und schlugen die Polen am Annaberg blutig aufs Haupt. Was tat die deutsche Regierung? Sie sperrte die Grenze zu ihrer eigenen Provinz Schlesien, um ihren Friedenswillen zu demonstrieren und um den »Landsknechthaufen« nicht durch Zustrom weiterer Freiwilliger zu stark anwachsen zu lassen. Was geschah in Memel, als die Litauer ein Reiterregiment in eine Stadt einrücken ließen, die vielleicht zehn oder zwanzig Prozent litauische Bevölkerung hatte? Die alliierten Besatzungstruppen schauten zu. Der Völkerbund nahm die vollzogene Annektion stillschweigend hin und fühlte sich auch nicht getroffen, als die Litauer mit Zuchthaus und Todesurteilen die Litauisierung des Landes betrieben.

Erfüllung des Unerfüllbaren

Die junge deutsche Republik stand zwischen innerer und äußerer Bedrohung, deren sie nur Herr werden konnte durch das Gewährenlassen von Kräften, die ihr nicht gewogen waren, denen sie alsbald immer wieder die Zügel anziehen mußte.

Sie stand auch noch vor einer anderen unlösbaren Alternative, die sich ebenfalls nach außen wie nach innen verderblich auswirkte. Der Versuch nämlich, unerfüllbare Verpflichtungen dennoch abzutragen, mußte bei den Empfängern der Reparationen schon zu Beginn auf Mißtrauen stoßen und konnte im Augenblick, wo ein solcher Versuch zwangsläufig scheiterte, als Beweis schlechten Willens mit Strafmaßnahmen geahndet werden. In der Innenpolitik spiegelte sich zugleich das umgekehrte Bild wider. Ein Mann, der den Versuch der Erfüllung der Reparationen auf sich nahm, mußte sich sagen lassen, daß er entweder ein unehrliches und damit gefährliches Spiel mit den Partnern spiele, oder aber, daß er das deutsche Volk in das unabsehbare Elend ständiger Versklavung führe.

Wohl konnten die Minister der Republik darauf hinweisen, daß man sich auf den Boden der gegebenen Tatsachen stellen, daß man den ehrlichen Versuch der Erfüllung einleiten müsse, um den guten Willen zu zeigen und die praktische Undurchführbarkeit der geforderten Leistungen zu beweisen. Aber solche differenzierten Wendungen finden nur schwer den Weg in die Ohren der Massen, denen zugleich durch die Ruhrbesetzung auf sehr simple Weise demonstriert wurde, daß man drüben weder den guten Willen anerkannte, noch die Unmöglichkeit der Forderungen einsah.

So wurde die »Erfüllungspolitik« zum ärgsten Schimpfwort, und das System, das sie betrieb, zu einem Zwangssystem, das dem deutschen Volke in der Stunde seines tiefsten Sturzes aufgezwungen und daher als fremd und feindlich abzulehnen sei.

Mat hat aus dem Versagen der Republik allzu gern den Schluß gezogen, das deutsche Volk sei für die Demokratie nicht reif, es sei durch die Autokratie der Hohenzollern unmündig gehalten und für die Selbstregierung verdorben worden.

Dieser Schluß ist vordergründig und billig. Er verkennt, daß die deutsche kommunale Selbstverwaltung, das Werk des Freiherrn vom Stein, in der ganzen Welt als vorbildlich angesehen und zum Gegenstand des Studiums geworden war. Er verkennt die Entwicklung moderner politischer Gedankengänge in Deutschland von Kant und List bis zum Parlament der Paulskirche. Er verkennt ebenso, daß z. B. das Frauenwahlrecht in Deutschland Jahrzehnte früher als in Frankreich sich durchsetzte, und daß Deutschland schon vor dem Ersten Weltkrieg eine Sozialgesetzgebung aufgebaut hatte, die in England, Frankreich und den USA noch heute nicht erreicht worden ist.

Er verkennt also, daß das Versagen der Republik in dem Fehlen einer tragenden Basis zu suchen ist. Das neue Reich war nicht auf einer soliden Grundlage, sondern auf einem Gewirr unüberbrückbarer Klüfte und Risse erbaut. Das galt nicht nur für die äußeren politischen Verhältnisse, es galt ebenso für die moralischen und geistigen Gegebenheiten.

Mit dem Kaisertum war die religiös gebundene Grundlage des alten Staates versunken und verfemt. Die Religion, das Christentum, wurde von den marxistischen Parteien abgelehnt, die sich für das Freidenkertum einsetzten und den Kirchenaustritt förderten. Auch weit bis in die parlamentarische Mitte hinein, vom katholischen Zentrum abgesehen, war die Haltung zum Christentum kühl, wenn nicht ablehnend.

Der Glaube an die Verträge, das gegebene Wort, war im deutschen Volke durch seine jüngsten Erlebnisse schwer erschüttert.

Die Heiligkeit des Eigentums, dieser europäischen Grundlage der freien Entfaltung der Persönlichkeit, war nicht nur im bolschewistischen Rußland entthront, sie war in den baltischen Staaten durch die Enteignung des deutschen Großgrundbesitzes in gleicher Weise mißachtet. Sie war auch im Westen durch die bolschewistische Maßnahme der Enteignung des deutschen Auslandseigentums für Deutsche jedenfalls keine Grundlage des Zusammenlebens von Menschen und Völkern mehr. In Deutschland selbst standen wiederum die marxistischen Parteien gegen das Privateigentum, während gleichzeitig der Staat in dem gigantischen Enteignungsprozeß der Inflation die gesamte Mittelklasse, das Bürgertum, ins Elend trieb und entwurzelte.

Die Heiligkeit der Familie, die Ehrfurcht vor der Frau . . . sollen wir die Flut der Literatur, die damals modern wurde, das Theaterrepertoir oder die Schlager, die damals mit ihrem aufpeitschenden Rhythmus den Sinn für das Volkslied zertrümmerten, noch einmal vor Augen führen oder genügt ein Zitat aus dem den Müttern gewidmeten Gedicht eines der erfolgreichsten Literaten der zwanziger Jahre, das mit den Zeilen schloß:

». . . schiebt eure feisten Bäuche
über Gräber hin und kalbt!«

Genügt eine Erinnerung daran, daß das Nachtleben der deutschen Großstädte damals Paris in seinem schlechtesten Ruf zu übertreffen suchte, und daß man in Berlin spezielle Vergnügungsstätten für alle Zweige menschlicher Degeneration antraf, für Sadisten und Masochisten, für Fetischisten, für Homosexuelle beiderlei Geschlechts, gemeinsam oder getrennt, je nach Bedarf?

Müßig, nach anderen Grundgütern der bisherigen Lebensordnung zu fragen: deutsche Treue, preußisches Pflichtbewußtsein, Nationalstolz, Heldentum, Opfermut — alles wurde auf den Kehrichthaufen romantischer Sentimentalität geworfen. Eine kleine, aber sehr lautstarke Gruppe von Literaten goß Ströme beißender Ironie und ätzender Verhöhnung über alles, was großen Teilen des Volkes noch irgendwie heilig war.

Hatte im Frühjahr 1918 der sozialdemokratische »Vorwärts« geschrieben: *»Es ist unser fester Wille, daß Deutschland diesmal seine Kriegsflagge einzieht, ohne sie siegreich heimzubringen«*, so war es nur noch ein Schritt weiter zu dem Bekenntnis: *»Ich kenne kein Vaterland, das Deutschland heißt«*, ein Wort, das nur noch übertroffen wurde von jenem Ausruf eines Heidelberger Professors: *»Auf dem Felde der Unehre gefallen.«* Mit dieser Schändung des Andenkens von Millionen Toten des Ersten Weltkrieges verschloß sich die deutsche Sozialdemokratie jeden Weg zur Erfassung des deutschen Volkes. Sie beschränkte sich selbst auf ihre marxistische klassenkämpferische Ideologie, deren Durchführung sie in der Praxis des Staates immer mehr preisgab. Man verschloß sich in diesem Lager der Erkenntnis, daß zwischen Demokratie und Klassenkampf ein unüberbrückbarer Abgrund klafft. Die Demokratie, die auf die Zusammenarbeit des Volksganzen gegründet ist, kann nicht sich selbst verleugnen, indem sie antinational wird. Daß diese anti- oder un-nationale politische Haltung der deutschen Mitte und der Linken wenig zeitgemäß war, läßt sich nicht nur aus der Politik Frankreichs, sondern noch besser an den neugebildeten nationaldemokratischen Staaten, der Tschecho-Slowakei, Polens, Litauens, Lettlands und Estlands studieren, die um des geringsten nationalen Erfolges willen gern auf jede internationale Zusammenarbeit verzichteten.

Versailles-Europa: Ruine mit Einsturzgefahr

Angesichts dieses allgemeinen inneren und äußeren Zusammenbruchs ist es müßig, nach Schuld zu fragen. Wir würden damit auch den Ausgangspunkt unseres eigenen Weges verlassen. Im Gegenteil kann niemand seine Hochachtung den tragischen Bemühungen jener Männer versagen, die sich der Sisyphusaufgabe widmeten, im reißenden Strom mit Steinen zu bauen, die ihnen unter den Händen zu Sand zerrieben wurden. Eingeklemmt in innerpolitische dogmatische Gebundenheit und äußeren Zwang, beschritt man den Weg der Erfüllungspolitik und glaubte, die rechte Opposition, das Nationalgefühl breiter Kreise des Bürgertums und der heranwachsenden Jugend niederhalten zu müssen. *»Der Feind steht rechts«*, — war dieses Schlagwort die weise Voraussicht eines Staatsmannes oder nicht vielmehr der Verzicht des Staates auf die Kräfte, ohne die ein Staatswesen von heute, selbst die Sowjetunion, seinen Bestand nicht wahren kann?

Der härteste Schlag, den die Politik des Reichspräsidenten Ebert und seiner Kabinette erhielt, kam jedenfalls nicht von rechts, er kam von außen. Poincaré hielt seine Stunde für gekommen, das Kassieren von Reparationen durch militärisches Eingreifen abzulösen. Unter dem Vorwand einer vorsätzlichen Nichterfüllung der deutschen Koh-

lenlieferung — der englische Sachverständige in der Reparationskommission hatte den deutschen Rückstand als »mikroskopisch« bezeichnet — besetzten am 11. Januar 1923 mehrere tausend Mann starke französische und belgische Truppen das Essener Industriegebiet.

Die deutsche Regierung protestierte. In ihrer Note heißt es:

»Vergeblich versucht die französische Regierung die Schwere dieses Vertragsbruches dadurch zu verhüllen, daß sie der Aktion eine friedliche Benennung gibt. Die Tatsache, daß eine Armee in kriegsmäßiger Zusammensetzung und Bewaffnung die Grenzen des unbesetzten deutschen Gebietes überschreitet, kennzeichnet das französische Vorgehen als eine militärische Aktion.«

Auch in England nannte Sir John Simon den französischen Einmarsch *»eine Kriegshandlung«*.

Im Reichstag erklärte Reichskanzler Cuno mit Schärfe:

»Es handelt sich nicht um Reparationen, es handelt sich um jenes alte Ziel, das seit mehr als vierhundert Jahren der französischen Politik eigen ist.«

Mit einer Mehrheit von zweihundertdreiundachtzig gegen achtundzwanzig Stimmen billigte der Reichstag den von Cuno geforderten passiven Widerstand gegen die Ruhrbesetzung. Aber Poincaré genügte dieses Abstimmungsergebnis nicht, das noch nicht an die hundertprozentigen Resultate nach 1933 herankam. Er verstärkte den Besatzungsdruck und erweiterte die Okkupation auf Düsseldorf, Bochum, Dortmund und andere reiche Industriezentren des Ruhrgebietes. Deutschland verlor achtundachtzig Prozent seiner Kohle, achtundvierzig Prozent des Stahls und siebzig Prozent Gußeisen. Eine Fülle von Verhaftungen setzte die Bevölkerung in Schrecken, schwarze Truppen machten sich zum Herren der Straße, französische Offiziere wiesen deutsche Zivilisten mit der Reitpeitsche von den Bürgersteigen.

Die wirtschaftlichen Folgen blieben nicht aus, der Sturz der Mark nahm katastrophale Formen an, aber auch der Franc geriet ins Abrutschen. Die politischen Folgen waren weit schwerer: die Autorität der deutschen Regierung wurde erschüttert durch diesen tödlichen Stoß gegen ihre Erfüllungspolitik. Die Opposition fing neuen Wind in ihre Segel, nicht nur die von rechts. Der Hitler-Putsch vom November 1923 war ein Ausdruck dieser Entwicklung. Er scheiterte rasch, nicht zum geringsten an der Haltung der Reichswehr unter General von Seeckt, der die Republik rettete und damit das Schlagwort von der reaktionären Junkerclique in der Reichswehr ad absurdum führte. Schwerer waren die Erschütterungen vom linken Flügel her. In Sachsen hatte sich eine Regierung aus linken Sozialdemokraten und Kommunisten gebildet, die bald auch in Thüringen erfolgreich waren. Sowjetische Emissäre benutzten den Wirrwarr der Lage zum Losschlagen und brachten damit die Folge blutiger Aufstände von Berlin, Hamburg, München, Braunschweig, Baden, im Vogtland und im Ruhrgebiet zu einem neuen Höhepunkt. Ihr Chef, Karl Radek, rühmte sich später, damals unter falschem Namen im »Europäischen Hof« gewohnt zu haben, dem gleichen Dresdener Hotel, in dem auch der Befehlshaber der Reichswehr sein Hauptquartier hatte, der den sächsischen Aufstand bekämpfte. Auch in Hamburg flammte gleichzeitig ein Aufruhr auf, der erst nach dreitägigen blutigen Kämpfen erstickt werden konnte.

Unter der Drohung der Wirtschaftskrise und der wachsenden Radikalisierung mußte Deutschland den passiven Widerstand aufgeben. Der neue Außenminister, der sein Amt

mit der Hypothek dieser Kapitulation belastet übernahm, war Stresemann. Trotz dieses düsteren Anbruchs schien der »Silberstreifen« eines besseren Tages für seine Amtsführung am Horizont zu dämmern.

Poincaré hatte gemeint, mit seinem »Sprung ins Ruhrgebiet« nicht nur das Pfand zur Erzwingung der Reparationen, sondern auch die herrschende Rolle in der europäischen Politik an sich zu reißen. Er hatte sich verschätzt, er hatte die Kräfte Frankreichs übernommen und sich statt dessen in eine außenpolitischen Isolation begeben, da England diese Übermacht Frankreichs in Europa nicht zu fördern gedachte. In seiner Vereinzelung konnte Frankreich den Triumph seiner Aktion nicht auskosten und mußte zum Einlenken bereit sein.

So konnte Stresemann mit der Unterstützung Englands und der USA den allerdings fragwürdigen Erfolg des Dawes-Planes für sich buchen, in welchem die Versailler Mächte zwar an der Gesamtsumme von 132 Milliarden Goldmark festhielten, aber den Versuch unternahmen, die Tragfähigkeit der deutschen Volkskraft mit einer Reihe bestimmter Jahresleistungen zu erproben.

Da sich zugleich mit der geglückten Stabilisierung der Mark auch die Kreditmärkte der Welt, insbesondere der USA, für das deutsche Geschäft interessierten, begann jetzt zwar nicht die unmögliche Leistung der Reparationen, wohl aber eine Verlagerung der Schulden von einem politischen Gläubiger auf einen privaten. Die »Konjunktur auf Borg« ließ für einen Augenblick eine Scheinblüte entstehen, die von allen Volksteilen mit Erleichterung begrüßt und genossen wurde, aber am Grundübel wenig änderte. Deutschland begann wieder zu produzieren und zu exportieren, es wollte, wie es vor dem Weltkrieg seinen Wohlstand durch Veredelungsarbeit begründete, jetzt seine unmenschliche Schuldenlast durch harte Lohnarbeit für den Weltmarkt abzutragen versuchen.

Aber dieser Weltmarkt bestand nicht mehr; er hatte sich schon einmal gegen die Bedrohung durch die deutsche Konkurrenz gewaltsam verschlossen, er verschloß sich auch jetzt wieder, zwar mit weniger gewaltsamen, aber doch mit politischen Mitteln. Aus dem freien Spiel der Kräfte hatten sich die großen Nationen enttäuscht, daß das Spiel zur Arbeit ausarten sollte, zurückgezogen in ihre Großräume, die den anderen Nationen nur noch zweitrangigen Platz in ihrem Handelssystem einräumten. Deutschland stand jetzt mit seinen Waren vor den Toren seiner Auftraggeber, die die Annahme verweigerten. Es stand vor jenen »Toren«, denen die Kenntnis jedes Banklehrlings hätte voraussagen können, daß der Einbruch der Politik in die Wirtschaft nicht nur den Schuldner Deutschland, sondern das ganze System der Weltwirtschaft und damit auch seine Gläubiger ruinieren werde.

In einer Weltwirtschaftskrise größten Ausmaßes ging Stresemanns Export- und Anleihewirtschaft in die Brüche. Millionenheere von Arbeitslosen marschierten hoffnungslos aus den Fabriken, auch der bäuerliche Besitz geriet in Verfall, und das Bürgertum, das nach dem Absturz in die Inflation noch einmal Hoffnung geschöpft hatte, stand vor der Verzweiflung. Die Zahl der Selbstmorde stieg noch stärker an als zur Zeit der Geldentwertung.

Die innenpolitische Folge des Ruhreinfalls war ein starkes Anwachsen der Rechtsparteien, von dem getragen, nach dem Tode des ersten Reichspräsidenten Ebert, der greise Feldmarschall von Hindenburg zum neuen Präsidenten gewählt wurde. Diese

Ereignisse erleichterten den Weg Stresemanns in der Außenpolitik nicht. Nur gegen schwerste innere Widerstände ging er 1925 auf die Konferenz von Locarno, um den Jahrhunderte alten deutsch-französischen Streit um Elsaß-Lothringen durch einen endgültigen freiwilligen Verzicht zu beenden. Er war bereit, auch die belgischen Annektionen anzuerkennen und mit beiden Staaten den status quo zu besiegeln und die Unverletzlichkeit der Grenzen zu garantieren. Zwei Gegenleistungen gedachte er damit zu erzielen, erstens die Beseitigung der Kriegsschuldthese und zweitens die Räumung des Rheinlandes. Vor Beginn der Konferenz überreichte der deutsche Botschafter in London eine Note mit diesen beiden Vorbehalten an Chamberlain. Zu der Frage der alleinigen Verantwortung Deutschlands am Ersten Weltkrieg hieß es darin:

»Die Forderung des deutschen Volkes, der Last dieser falschen Beschuldigung entledigt zu werden, ist völlig berechtigt. So lange dies nicht getan, so lange ein Mitglied der Völkergemeinschaft als Verbrecher an der Menschheit gebrandmarkt ist, kann es keine wahre Verständigung und Aussöhnung der Völker geben.«

Die englische Antwort war ablehnend. Die Frage der deutschen Kriegsschuld könne nicht einmal zur Debatte gestellt werden. Auch die Räumung des Rheinlandes sei erst von der genauen Erfüllung der deutschen Verpflichtungen aus dem Versailler Vertrage abhängig. Ähnlich lauteten auch die Antworten der übrigen von Deutschland angesprochenen Regierungen.

Stresemann stand auf der Konferenz von Locarno nicht Poincaré gegenüber, er hatte als französischen Partner den Außenminister Briand, der friedfertige Absichten bekundete: *»Frankreich ist nach Locarno ausschließlich mit dem Wunsch gekommen, den allgemeinen Frieden zu erreichen.«*

Aber auch der konziliante und liebenswürdige Briand verstand unter Friedenssicherung nicht Ausgleich bestehender Spannungen, nicht Kompromiß zwischen entgegenstehenden Bestrebungen. Sein Frieden war die Sicherung der Artikel von Versailles, war die Erhaltung des status quo, der nur bestätigt werden, an dem nicht gerüttelt werden durfte.

Stresemann erreichte wenig in Locarno, in den entscheidenden Punkten gar nichts. Man nahm ihm zwar den ganzen Kaufpreis als Vorleistung ab, ließ ihn jedoch wie einen Bettler mit leeren Händen nach Hause gehen. Man nahm seine »ideologische Kapitulation«, die freiwillige Bestätigung der neuen Westgrenzen gern entgegen, aber änderte auch nicht ein I-Tüpfelchen an den Bestimmungen über die Kriegsschuld, die Gleichberechtigung, die Entwaffnung, die Rheinlandbesetzung, die Reparationen usf. usf. Man nahm Deutschland auch noch die Verpflichtung ab, sich um die Mitgliedschaft im Völkerbund zu bewerben, und zeigte zugleich deutlich die Rolle auf, die Deutschland darin werde zu spielen haben, indem man Polen einen nichtständigen Ratssitz im Völkerbundsrat einräumte. Es ist geradezu peinlich, sich der Umstände zu erinnern, wie man Stresemann schließlich in Locarno die Unterschrift abrang: Chamberlain habe doch morgen Geburtstag, er würde sich so sehr freuen, wenn man ihm das fertige Vertragswerk auf den Gabentisch legte!

Briand und Chamberlain aber legten der deutschen Republik nicht mehr auf ihren siebenjährigen Geburtstagstisch als einige unbestimmte mündliche Äußerungen, daß die Zunahme einer versöhnlichen Stimmung schließlich ja auch zur Erfüllung der deutschen Wünsche beitragen werde.

Ebenso peinlich wirkten die Verhandlungen über den deutschen Völkerbundseintritt, die sich fast durch das ganze Jahr 1925 hinzogen und dennoch nicht verhinderten, daß auch im Jahre 1926 Deutschland noch monatelang vor der verschlossenen Tür des Genfer Hauses antichambrieren mußte. Es wurde der 10. September, bis Stresemann im Sitzungssaal des Völkerbundes unter großem Beifall besonders von seiten der kleinen Staaten seine Antrittsrede halten konnte, die darin gipfelte:

»Deutschland ist bereit, von diesem Augenblick an dem Völkerbund zu helfen, alles zu verwirklichen, was es nur Edles in seinem Programm gibt.«

Es war viel Edles im Programm des Völkerbundes. Dennoch hallten Stresemanns Worte ins Leere. Die Mächte, die den Völkerbund beherrschten, waren jene Staaten, die in Versailles auf Kosten Deutschlands saturiert oder neugebildet waren. Ihre einzige Sorge war es, den Frieden dadurch zu erhalten, daß man auch nicht die kleinste Fessel, die Deutschland band, lockerte. Frieden erhalten hieß jetzt, nach der Entmachtung Deutschlands diesen Zustand aufrechtzuerhalten. Es hieß, die Augen verschließen gegen jede Einsicht der primitivsten psychologisch-politischen, ja, physikalischen Gesetze, die einen leeren Raum ebensowenig dulden, wie sie den kochenden Topf zersprengen, dessen Deckel man mit vereinten Kräften zuhält.

Von den zahllosen Beschwerden der deutschen Minderheiten in den neuen, mit großen deutschen Siedlungsgebieten beschenkten Staaten wurde keine einzige wirklich nachdrücklich behandelt. Frankreich und England interessierte die Minderheitenfrage nicht. Die angeklagten Staaten selbst, wie Polen und die Tschecho-Slowakei, lehnten jede Beeinträchtigung ihrer Souveränität ab und behandelten die klageerhebenden Staatsbürger wie Verräter.

Auch die tragenden Mächte des Völkerbundes selbst trauten ihrem Geschöpf wenig zu. Die entscheidenden politischen Gespräche wurden außerhalb seiner Genfer Mauern im alten Stile geheimer Bündnispolitik geführt. Auch Stresemann traf sich mit Briand lieber auf sorglich verheimlichten Zusammenkünften, wie in Thoiry, wo freilich nicht mehr herauskam als ein Dementi seines französischen Partners, er habe Stresemann keinerlei konkrete Versprechungen gemacht.

Außerhalb des Völkerbundes mußte auch das Instrument der Kriegsächtung, der Kellogg-Pakt von 1928, verhandelt und abgeschlossen werden, da die USA, enttäuscht und erbittert über Wilsons Niederlage in Versailles, sich dem Völkerbund nicht angeschlossen hatten.

Dieser Kellogg-Pakt sah neben der Verwerfung des Krieges als Mittel der nationalen Politik die friedliche Lösung aller auftauchenden Meinungsverschiedenheiten und Konflikte zwischen den Vertragspartnern vor. Damit war Deutschland in seinen Bestrebungen um eine Revision des Versailler Vertrages auf den Artikel 19 des Völkerbundes verwiesen, der eine vertragliche Revisionsmöglichkeit vorsah. Wie stand es nun mit dem Funktionieren dieses weisen Artikels? Wie wurde er von allen Beteiligten gehandhabt, um die starren Formeln der Verträge ständig an den lebendigen Fluß des politischen Geschehens anzupassen? Dieser Artikel funktionierte überhaupt nicht! Wir stehen heute fassungslos vor der Tatsache, daß ein Friedensdiktat, von dem man wußte, daß es den Keim künftiger Kriege in sich barg, von dem man beim Ruhreinfall schon ein waffenklirrendes Vorspiel erlebt hatte, daß dieses Vertragsinstrument von den Siegern unbeirrt und hartnäckig aufrechterhalten, und daß das

einzige Ventil, jener Artikel 19, durch moralischen Druck so verbaut wurde, daß der Besiegte selbst es nie riskierte, seine Anwendung zu verlangen.

Im November 1928 mußte Stresemann als ein müder und kranker Mann mit dem Eingeständnis vor den Reichstag treten, daß seine Politik der Vorleistungen gescheitert sei, daß Deutschlands Rechte verletzt seien, so lange sein Anspruch auf Räumung des Rheinlandes nicht erfüllt werde. Graf Westarp konnte als Führer der Rechtsopposition erklären:

»Die Episode der sogenannten Locarno-Politik ist abgeschlossen. Frankreich bedroht die Sicherheit Deutschlands. Es steht mit seinen Truppen an den Ufern des Rheins. Zusammen mit Großbritannien führt es umfangreiche Manöver auf deutschem Boden durch.«

Zwischen den Mühlsteinen

Seit der deutschen Kapitulation waren zehn Jahre unermüdlicher Ausgleichsversuche ergebnislos verlaufen. Die Wirtschaftskrise traf nicht nur Europa, welches durch die Herausreißung des gewaltigen Blocks der Sowjetunion, durch die Zerschlagung der kontinentalen Reiche und durch die Zerstückelung Deutschlands zu einem Torso, zu einer Ruine geworden war. Nicht nur Europa wurde von ihr erschüttert, sondern auch die USA, die ganze Welt. Zu spät kam die Ernüchterung, wenigstens eine teilweise auf einem Teilgebiet. Mit dem Young-Plan wurde am 7. Juni 1929 die astronomische Schuldenlast der Reparationen auf ein beinahe irdisches Maß herabgesetzt, auf 39,29 Milliarden Goldmark, also immer noch ein gut Stück mehr als der Goldbestand der gesamten Erde. Die Sachverständigen setzten Jahreslieferungen fest, die nach ihrer Meinung bei dem erhofften baldigen Abklingen der wirtschaftlichen Depression tragbar sein würden. Sie irrten sich: aus einer vorübergehenden Depression wurde eine schwere und langwierige Katastrophe, die diese Zuversicht über den Haufen warf.

Deutschland bekam die volle Schwere dieser Katastrophe zu spüren. Seine Regierung, deren vergebliche Bemühungen sie um jedes innerpolitische Ansehen gebracht hatte, wurde zwischen den Extremen zermahlen. Das Bürgertum, erschreckt durch die wieder und wieder aufflammenden blutigen kommunistischen Revolten, wandte sich nach rechts; es strömte in Scharen zu einer neuen Partei, deren immer wuchtigere Propaganda ihm die Überwindung seiner sozialen Nöte und die Erfüllung seiner nationalen Hoffnungen verhieß.

Im Jahre 1930 zogen einhundertundsieben Braunhemden in den Reichstag ein. Sie hatten damit außer dem massiven Block der SPD alle anderen Parteien überflügelt, auch die Kommunisten.

Dieses Sturmsignal war nicht mehr zu überhören. Aus einer kleinen Gruppe eifernder Sektierer war eine politische Macht geworden. Man horchte auf, man empörte sich und schrie – aber man tat nichts. Man wies mit Fingern auf das deutsche Volk, das jetzt seine Maske fallen lasse, das jetzt wieder Gefallen am Klang der Märsche und am Rauschen der Fahnen gewinne, man bekämpfte diese Symptome, aber man kam nicht auf die Idee, die Ursachen des Übels zu beseitigen.

Wie war in diesen schicksalsträchtigen Jahrzehnten zwischen den beiden Weltkriegen die Geisteshaltung hüben und drüben?

Stellen wir eine demokratische Abstimmung darüber an und legen wir nicht die Tagespresse in ihren hastigen und heftigen Augenblicksstimmungen zugrunde, sondern die ernsteren, solideren Gewichte der Bücher, die z. B. in Frankreich und in Deutschland über den jeweiligen Nachbarn verfaßt wurden. Auf der deutschen Seite – ein kurzer Blick in die Kataloge der Bibliotheken bestätigt das – neben einigen wenigen kritischen oder politisch feindlichen Frankreich-Büchern eine erdrückende Fülle von Werken, die den architektonischen Schönheiten von Paris, dem Wunder der Dome in Reims und Chartres oder der Sainte Chapelle gewidmet waren, eine Flut von Übersetzungen der besten französischen Romane und Dramen, eine Zahl von Reisebüchern, die das *»süße Leben«* in Frankreich besangen. Sieburg nannte sein Buch *»Gott in Frankreich«* und schloß damit, daß der liebe Gott, wenn er schon auf diese Erde herniedersteigen würde, sein Domizil nur in Frankreich nehmen könnte.

Auf der anderen Seite? Vor uns liegen etwa hundert Bücher, die damals von Franzosen über den deutschen Nachbarn verfaßt worden sind, die meisten vor dem Anwachsen der nationalsozialistischen Bewegung. Zwei oder drei von ihnen kann man als objektiv, als ruhig bezeichnen, wenn sie auch fern von jeder freundlichen Betrachtung sind. Aber die anderen alle . . . sie verraten weder die Großmut des Siegers, noch die nüchterne Strenge des Richters. Sie sind geschrieben in einem hochfahrenden Tone der Verachtung und des Hasses. In freier Erfindung fließen aus den alten Federn die alten vergifteten Märchen. Eine Schützengrabenzeitschrift *»Le Crapouillot«*, geschrieben von Soldaten für Soldaten, die doch das Grauen des Krieges erlebt haben, brachte eine bebilderte Sondernummer *»Deutschland«* heraus. Sie entsandte einen Beauftragten, der nach Berlin reiste und dort von einem Experten für sexuelle Verirrungen, Professor Magnus Hirschfeld, sachkundig geführt wurde, geführt wurde in die Kaschemmen der Unterwelt und in die Bars der Perversen. Einige Photos von Travestiten und Zwittern sind das Ergebnis dieser Studien und ein Artikel von grotesker Scheußlichkeit, der überschrieben ist: *»Die Liebe in Deutschland!«*

Ersparen wir uns die peinliche Lektüre dieser hundert Bände, deren Autoren sich darin gefallen, irgendeinen kleinen stinkenden Unrat zu finden oder zu erfinden, den sie breit auswalzen und mit *»Deutschland«* überschreiben. Sie geben vor, sich in kleinen Kneipen und Kaffees zwanglos unters Volk gemischt und jede Nuance des politischen Willens der breiten Massen erlauscht zu haben. Zugleich aber zeigen sie uns in deutschen Zitaten, welch profunde Kenner der deutschen Sprache sie sind: *»Ich bin ein Preuße. Kennst mich an die Farbe.«* Einer seiner Kollegen, der auf vielen Seiten feststellt, daß Deutschland seit 1918 nur ein dünner Firnis von Kultur aufgezwungen worden sei, entsetzt sich über die Maßen, als er singen hört:

»Deutschland überales in der Welt,
von der Maas bis an die Weichsel,
von der Donau bis zum Belt.«

Enttäuscht und verzweifelt fahren diese Kulturapostel in ihr friedliebendes demokratisches Frankreich zurück, wo sie wieder fröhlich singen dürfen:

»Zu den Waffen, bildet eure Bataillone!
Marschiert, marschiert,
Auf daß ein unreines Blut unsre Felder begieße.«

Genug davon! Frankreich ist ein demokratisches Land, in dem jeder schreiben und drucken kann, was ihm paßt, und lesen kann, was ihm gefällt. Wie steht es aber mit den Schulbüchern, mit diesen Millionenerzeugnissen staatlich gelenkter Volkserziehung? Atmen sie den Geist der Friedensliebe und Versöhnlichkeit, die man dem Nachbarn so nachdrücklich anempfiehlt? Nehmen wir die Standard-Lehrbücher der französischen Schulen zur Hand.

Den Kleinen in der Vorschule wird im Stil der Märchentante erzählt:

»Meine Kinder, ihr kennt die traurige Geschichte vom Wolf, der das Lamm verschlingt. Nun hört: Im Jahre 1914 haben zwei mächtige Reiche, Deutschland und Österreich-Ungarn, die Rolle des reißenden und grausamen Wolfes gespielt. Ganz plötzlich haben sie beide die kleinen Königreiche Serbien und Belgien angegriffen.«

Den Größeren wird Geschichte in folgendem Sinne vermittelt:

»Die Deutschen haben manchmal die Grausamkeit gehabt, kleinen Kindern die Hände abzuschneiden, um sie zu verhindern, später Soldaten zu werden. Überall wurden Zivilisten, Greise, Frauen und Kinder massakriert.«

Oder:

»Die tiefgreifenden Gründe dieses Krieges waren die Ansprüche Deutschlands auf die politische und wirtschaftliche Weltherrschaft.« — »Der ›Kaiser‹ zwang den Herrscher Österreichs, Serbien den Krieg zu erklären.«

Über den Anschluß Österreichs wird gelehrt, das Recht auf Anschluß sei zwar sehr ehrenwert, aber die Zubilligung des Selbstbestimmungsrechtes an Deutschland wäre ein tödliches Risiko für Frankreich gewesen.

Zu den Reparationen wird die Stimme eines deutschen Emigranten, Friedrich Wilhelm Försters, zitiert: *»Da die Zahlungen also möglich waren, haben die Deutschen ihre Zahlungsunfähigkeit simuliert.«*

Bei der Behandlung der deutschen Literatur kann man an Goethe und Schiller nicht ganz vorbei, aber einen weit verbreiteten Raum nimmt Heinrich Heine ein, dessen Napoleon-Kult und vom französischen Außenminister gut dotierter Deutschenhaß ausgiebig zu Worte kommen. Heine figuriert als deutscher Kronzeuge gegen Deutschland und man zitiert — in Schulbüchern! — seine Worte von den *»schmutzigen Teutonenstiefeln, die den heiligen Boden der Boulevards beflecken«*.

Heine folgen in bunter Reihe Ernst Gläser, Berthold Auerbach, Heinrich Mann, Thomas Mann, Maximilian Harden, Arnold Zweig, Bert Brecht, Emil Ludwig, Ernst Lissauer, Leonhard Frank, Franz Werfel u. a., und es findet sich Platz für Bert Brechts Gedicht *»Bittgänge«* mit folgender schöner Apotheose deutscher Poesie:

> *». . . da kam mit einem Mal der Kommissar einher,*
> *der hatte einen Gummiknüppel dabei,*
> *und zerklopfte dem Mann seinen Hinterkopf zu Brei,*
> *und da sagte auch dieser Mann nichts mehr,*
> *doch der Kommissar sagte, daß es schallte:*
> *So! Jetzt schweigen die Vöglein im Walde,*
> *über allen Wipfeln ist Ruh,*
> *in allen Gipfeln spürest du*
> *kaum einen Hauch . . .«*

Die politische Haltung, die auf dem Humus einer solchen Erziehung erwuchs, konnte nicht wundernehmen. Man hörte die Sturmsignale aus Deutschland und verhärtete sich noch mehr gegen diese Beweise böswilligen Aufbegehrens, denn so nannte man jetzt die gleiche Haltung, die man vor 1914 als edelste Pflicht jedes anständigen Franzosen verherrlicht hatte. Als am 30. Juni 1930 — um Jahre nach der vertraglichen Verpflichtung — das Rheinland geräumt wird, bringen französische Zeitungen ihre Titelseiten mit einem breiten Trauerrand heraus.

Das Jahr 1931 bringt wiederum einen krassen Anschauungsunterricht für die Welt: die Regierung Brünings war unter ihrem Außenminister Curtius mit der österreichischen Regierung übereingekommen, der Wirtschaftskrise wenigstens auf einem Teilgebiet durch Vereinfachung und Erweiterung des beiderseitigen Handelsaustausches und Kreditverkehrs zu begegnen. Am 19. März 1931 unterzeichneten Curtius und der österreichische Vizekanzler Schober einen Vertrag »zur Angleichung der zoll- und handelspolitischen Verhältnisse ihrer Länder«. In einer Rede begründete Schober seinen Schritt mit wirtschaftspolitischen Notwendigkeiten, die angesichts der Ergebnislosigkeit der bisherigen vielseitigen Bemühungen zur Lösung drängten. Er verwies besonders auf ein französisches Memorandum vom 17. Mai 1930, in dem es als erwünscht bezeichnet wurde, das europäische Chaos durch regionale Vereinbarungen zu regeln.

Die Reaktion Frankreichs war überaus scharf. Auch England schloß sich ihr an, da es damals Frankreichs Zugeständnis hinsichtlich seiner Seerüstung brauchte. Deutschland und Österreich wurde die Durchführung der »Zollunion« untersagt, weil sie dem Verbot des Anschlusses und dem Inhalt des österreichischen Friedensvertrages von Saint Germain wie dem Genfer Protokoll vom 4. Oktober 1922 widerspreche. Die alten Alliierten verwechselten hier wiederum Polizei mit Politik und versetzten dem deutschen Selbstgefühl einen Peitschenhieb, der die deutschen Rechtsparteien und den Nationalsozialismus mit Galoppsprüngen ins innerpolitische Rennen jagte.

In seinem Kampf gegen die deutsch-österreichische »Zollunion« setzte Frankreich jetzt auch die wirtschaftlichen Waffen ein. Es unternahm eine Finanzoffensive gegen Österreich, die zum Zusammenbruch der Österreichischen Kreditanstalt führte. Frankreich dehnte seinen Angriff auch gegen die englische Währung aus, als London Österreich in seinem Debacle Hilfe gewähren wollte. Auch der Reichsbank wurden allein in der ersten Julihälfte über eine Milliarde Gold und Devisen entzogen. Die amerikanischen Anleihegeber begannen um ihre Investitionen zu bangen. Die äußere Schuld Deutschlands betrug damals 11,5 Milliarden langfristige und 12 Milliarden kurzfristige Kredite. 2,9 Milliarden aus dieser enorm hohen kurzfristigen Verschuldung wurden in kurzer Folge abgezogen. Deutschland stand vor einem ähnlichen Zusammenbruch wie Österreich. Reichspräsident v. Hindenburg richtete einen Hilferuf an die USA, die sich zu einem Schuldenfeierjahr entschlossen. Aber der französische Widerstand, der jede wirtschaftliche Zusage mit massiven politischen Gegenleistungen verbinden wollte, verwässerte das Hoover-Moratorium und nahm ihm, als es — zu spät — zustande kam, jeden psychologischen Erfolg.

Die Weltwirtschaftskrise mahlte weiter und riß im September 1931 auch das eng-

lische Pfund in ihren Strudel, diesen Pfeiler in der Finanzwelt, auf den man bisher so sicher glaubte bauen zu können.

Die Demokratie stirbt

Der wirtschaftliche Zusammenbruch in der ganzen Welt schien jedoch wenigstens e i n e positive Wirkung haben zu sollen. Es erhoben sich jetzt, zwölf Jahre nach Abschluß des Versailler Vertrages, einige Stimmen, die die vorgesehenen Abrüstungsklauseln zur Anwendung bringen wollten. Ja, im amerikanischen Senat wurde sogar die Forderung auf Revidierung des Versailler Vertrages, wie zum Beispiel der Artikel über den polnischen Korridor, Oberschlesien und die Reparationen, erhoben. Mussolini, immerhin keiner der Leidtragenden von Versailles, rief in einer Rede am 25. Oktober 1931:

»Wie kann man von einer Rekonstruktion Europas sprechen, so lange nicht bestimmte Artikel gewisser Friedensverträge revidiert sind, die die ganze Welt an den Rand des materiellen Zusammenbruchs und der moralischen Verzweiflung geführt haben.«

Während die Reparationen im Laufe des Jahres 1932 in den Krämpfen der Weltwirtschaftskrise eines langsamen, aber natürlichen Todes starben, ging in Genf das Tauziehen der großen Mächte um die Abrüstung vor sich. Die pompösen Verkündungen der Eröffnungsreden am 2. Februar wurden zwar unmelodiös von den Schüssen eines Krieges untermalt, der zugleich im Fernen Osten ausgebrochen war, ohne daß dadurch der wohlmeinende Optimismus der Konferenz gedämpft wurde. Henderson als Präsident der Versammlung von 250 Delegierten eröffnete die erste Sitzung mit den Worten:

»Die Welt braucht Abrüstung. Die Welt will Abrüstung. Ich lehne es ab, auch nur die Möglichkeit eines Mißlingens ins Auge zu fassen. Denn wenn wir scheitern, kann niemand die daraus entstehenden bösen Folgen voraussehen.«

Die Stellung der deutschen Delegation auf der Abrüstungskonferenz war denkbar einfach. Sie konnte sich dieses Mal selbst auf die Versailler Bestimmungen berufen und ließ durch Brüning erklären:

»Ich erinnere daran, daß die Sieger des Weltkrieges bei Vorlegung ihrer Friedensbedingungen ausdrücklich als ihr gemeinsames und feierliches Bekenntnis niedergelegt haben, daß die allgemeine Herabsetzung und allseitige Beschränkung der Rüstungen eines der besten Mittel zur Kriegsverhütung sei. Die deutsche Regierung und das deutsche Volk fordern nach der eigenen Entwaffnung die allgemeine Abrüstung . . . Das deutsche Volk erwartet die Lösung des Problems der allgemeinen Abrüstung auf dem Boden der Gleichberechtigung und auf der Grundlage gleicher Sicherheit für alle Völker.«

Gleichberechtigung lautete die deutsche Forderung, Gleichberechtigung entweder im Rahmen des Versailler Vertrages oder aber durch die Angleichung der deutschen militärischen Stärke an die Rüstungen der anderen nichtabrüstenden Mächte.

Sicherheit für alle durch allgemeine Rüstungsbeschränkung und Verbot der U-Boot-Waffe und des Gaskrieges war die englische These, der die Frankreichs gegenüberstand mit der Forderung: erst Sicherheit, dann Abrüstung.

Ein ganzes Jahr hindurch rumpelte der ungefüge Mechanismus dieser größten aller bisherigen Konferenzen, ein ganzes Jahr hindurch arbeiteten in Dutzenden von Kommissionen und Unterkommissionen die Hunderte von militärischen Sachverständigen, die

sich den diplomatischen Kollegen in der Kunst und Verkomplizierung der einfachsten Tatbestände, der Verschleierung und Verschleppung weit überlegen zeigten. An ironischen Zwischenbemerkungen gab es keinen Mangel. In einer Marineuntersuchung stellte ein Japaner die Frage: *»Wann ist ein Schiff eine Verteidigungswaffe?«* Und gab sich selbst die Antwort: *»Wenn auf dem Schiff die britische oder die amerikanische Flagge weht.«* — Der italienische Delegierte Grandi bemerkte am 3. Juni 1932 in einem Bericht vor dem Senat in Rom, die Seemächte hätten in Genf die Abrüstung zu Lande, die Landmächte aber die Abrüstung zur See verlangt.

Im Dezember 1932 konnte Deutschland einen beachtlichen Erfolg für sich verbuchen. Auf einer Beratung der fünf Großmächte USA, Großbritannien, Frankreich, Italien und Deutschland wurde die *»Gewährung der Gleichberechtigung an Deutschland und die anderen durch Vertrag abgerüsteten Staaten . . . in einem System, das Sicherheit für alle Nationen bieten würde«*, ausgesprochen. Aber die Abrüstungskonferenz kam zu keinem Ergebnis, sie kam auch nicht dazu, dieses System der allseitigen Sicherheit zu errichten. Als Deutschland aus dem theoretischen Zugeständnis die praktischen Folgerungen ziehen wollte und das Recht zur angemessenen Aufrüstung beanspruchte, wurde ihm empört geantwortet, man sei hier auf einer Abrüstungs- und nicht auf einer Aufrüstungskonferenz.

So blieb der große deutsche Erfolg eine theoretische Floskel und seine psychologische Wirkung auf die deutsche Innenpolitik verkehrte sich in ihr Gegenteil. Brünings Politik tragischer Erfolgslosigkeit scheiterte. Dieser Mann, der den Mut zu sehr unpopulären Maßnahmen hatte, um den demokratischen Staat zu retten, mußte zugleich zu dem undemokratischen Mittel der Notverordnungen greifen, da die Volksvertretung ihm die Gefolgschaft verweigerte. Seine drastischen Maßnahmen reichten nicht aus, die angestauten Probleme zu lösen. Er versuchte auf seinem Wege weiter und weiter zu schreiten, bis Hindenburg ihm seine Zustimmung versagte und — nach dem Zwischenspiel General Schleichers — mit Papen einen Mann der »nationalen Konzentration«, der »Harzburger Front«, zum Reichskanzler bestellte.

Papens parlamentarische Basis war ebenso ungenügend wie die Brünings. Er suchte den Weg zur stärksten Partei des Reichstages, zu den Nationalsozialisten, und fand ihn mit der Lösung des 30. Januar 1933.

Wir mußten den Blick zum Ersten Weltkrieg und seiner Vorgeschichte zurückwenden, um die Umwelt zu charakterisieren, in der sich der Zweite Weltkrieg vorbereitete. Wir mußten auf die Kriegsschuldfrage als die Grundlage von Versailles-Europa zurückblicken, weil zwar jedem einsichtigen Menschen in der ganzen Welt die Sachlage klar geworden war, weil man jedoch mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges alles vergaß, was man selbst so vielfach und so deutlich zugegeben hatte. Warum diese Rückkehr zur Lüge von gestern? War es nur einfach bequemer, die Propagandamaschine im alten Gleise wieder weiterlaufen zu lassen, oder zwangen tiefere Gründe zurück zur Kriegsschuldthese, zur Behauptung vom militärischen, verbrecherischen, friedensbedrohenden Deutschland? Und hier finden wir wohl des Pudels Kern. Versailles war nach dem Willen seiner Schöpfer kein Friedensvertrag, sondern die Verewigung der Kriegspeitsche über Deutschland. Versailles war, nach dem Urteil der wenigen weit-

blickenden und abwägenden Politiker von damals, die Ursache neuer Kriegsgefahr in Mittel- und Osteuropa. So lange noch ein Stein dieses Hauses auf dem anderen stand, so lange noch eine seiner Mauern den Weg freiheitlicher und friedlicher Entwicklung hemmte, so lange mußten die Architekten und Baumeister Nachkriegseuropas die volle Verantwortung für die vorausgewollten und vorausgesehenen Folgen aus ihrem Werk auf ihre Schultern nehmen.

Aber, so wird uns erregt geantwortet, Versailles war im Jahre 1933 längst tot, es ist absurd, den Sieg des Nationalsozialismus aus Versailles abzuleiten. Die Reparationen waren erledigt und die militärische Gleichberechtigung Deutschlands zugestanden!

Wenn das stimmt, warum wurde die Bundesrepublik im Jahre 1951 unter massivem Druck zur Anerkennung ihrer Verpflichtungen aus den Dawes- und Young-Plan-Anleihen gezwungen? Wenn das stimmt, warum protestierte das alliierte Lager, als Hitler mit der Gleichberechtigung Deutschlands auf militärischem Gebiet Ernst machte? Wenn das stimmt, bestand das Versailler Diktat nur aus Bestimmungen über Reparationen und Rüstungsbeschränkungen? Wo ist eine einzige der kriegsdrohenden Grenzen v o r 1933 korrigiert worden, wo wurde auch nur einer der Millionen von Vertriebenen in seine Heimat zurückgeführt? Wo befreiten die Alliierten Deutschland von den Beschränkungen seiner Souveränität? Gaben sie Reichsbahn und Reichsbank wieder frei, ließen sie deutsche Garnisonen in den entmilitarisierten Westgebieten wieder zu, öffneten sie die Grenzen nach Österreich und befreiten sie die deutschen Ströme von einseitigen internationalen Bindungen? Lenkten sie ihre Presse in ein ruhiges Fahrwasser, tilgten sie aus ihren Schulbüchern das zersetzende Gift vom räuberischen Hunnen, vom sadistischen Boche? Oder wenn sie das ganze Gebäude schon nicht niederreißen wollten, wandten sie wenigstens das in der Völkerbundsatzung eingebaute Ventil an, den Artikel 19, der die friedliche Änderung unhaltbar gewordener Verträge vorsah?

Sie taten nichts von alledem und schufen dadurch die Atmosphäre, sie schufen den Lebensdruck des Gefangenendaseins, des Unfreien und Ausgestoßenen, des Geschlagenen und Beleidigten, unter dem eine neue Generation heranwuchs und zum Träger des Nationalsozialismus wurde.

Man bedarf nicht der irrationalen Hilfsmittel, des Einbruchs in die Geschichte, der Dämonie Hitlers, nicht der besonderen Bösartigkeit des deutschen Nationalcharakters, um die Triebkräfte zu verstehen, die auch in jedem anderen Volke auf ein Ereignis wie 1918 mit gleicher Heftigkeit reagiert hätten. Noch im Jahre 1938 schreibt Winston Churchill in seinem offenen Brief an Adolf Hilter:

»Sollte England in ein nationales Unglück geraten, das dem Unglück Deutschlands von 1918 vergleichbar ist, so werde ich Gott bitten, uns einen Mann zu senden von Ihrer Kraft des Willens und des Geistes.«

Bundespräsident Theodor Heuss schrieb 1932 in seiner Studie über »Hitlers Weg«:

»Die Geburtsstätte der nationalsozialistischen Bewegung ist nicht München, sondern Versailles . . .«

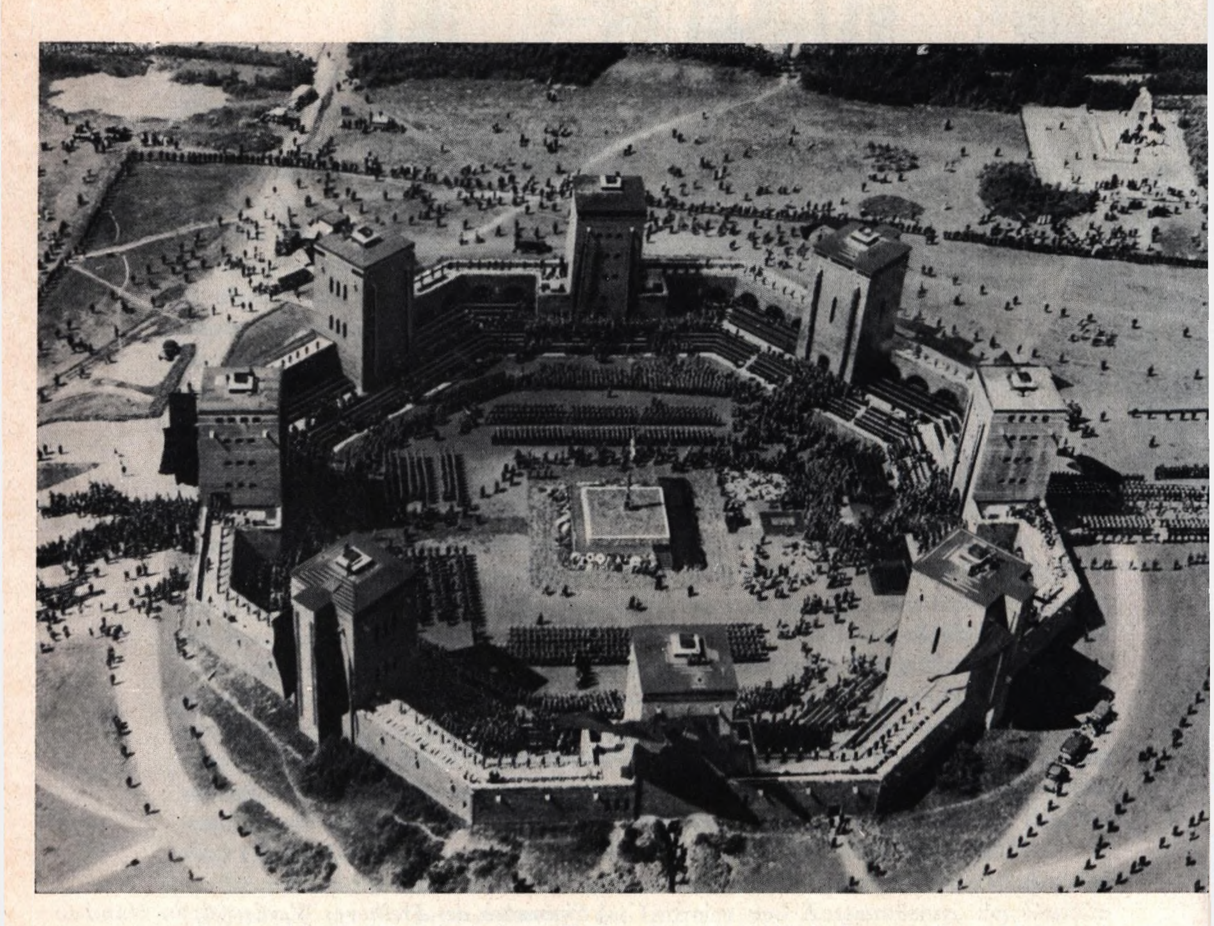


Revolutionäre Arbeiter und Soldaten Unter den Linden, Berlin

1918: Revolution oder Gegenrevolution?

Einmarsch des Freikorps Werdenfels in München





»Toter Feldherr, geh nun ein in Walhall«: Beisetzung Hindenburgs in Tannenberg

Der Große Alte ging . . .

II. BUCH

1933: DER AUFBRUCH

Der 30. Januar in Berlin

Schon in den Vormittagsstunden des 30. Januar läuft durch Berlin, läuft durch ganz Deutschland das erregende Gerücht, Adolf Hitler, der Führer der NSDAP, solle zum Reichskanzler ernannt werden. Als Hitler um Mittag vom Hotel Kaiserhof, seinem Standquartier, zu dem nahen Palais des Reichspräsidenten in der Wilhelmstraße fährt, muß sich sein Mercedes mühsam den Weg durch Tausende von erwartungsvollen Menschen bahnen. Um zwölf Uhr empfängt der Reichspräsident den neuen Kanzler in Begleitung des Vizekanzlers von Papen, der das Gelingen der Kabinettsbildung meldet. Hitler legt seine Hand in die Hindenburgs und schwört den Eid auf die Reichsverfassung.

Der kurze Rückweg ist ein Triumphzug. Aus den Tausenden sind Zehntausende geworden. Hitlers Berufung ist schon überall bekannt, und immer dichter wird der Menschenstrom zur Innenstadt, zur Wilhelmstraße. Im Kaiserhof wird Hitler von Göring, Goebbels und Röhm, die an den Fenstern des geräumigen Eckzimmers in fieberhafter Spannung gewartet haben, jubelnd empfangen. Aber sein Gesicht ist ernst, Tränen stehen in seinen Augen. Seine Erschütterung ist echt, und sie hat zwei wesentliche Gründe. Einmal hat er sich nur widerwillig in eine Lage zwingen lassen, die ihn zwischen die Autorität des Reichspräsidenten und seine Koalition stellt, ebenso wie er sich einst nur widerwillig und zögernd die Mitgliedschaft der »Deutschen Arbeiterpartei« aufzwingen ließ.

»Ich dachte ja gar nicht daran, zu einer fertigen Partei zu gehen, sondern wollte meine eigene gründen. Dieses Ansinnen kam für mich wirklich nicht in Frage«, schrieb er damals, als man ihm auf einer Postkarte seine Aufnahme mitgeteilt hatte. Schließlich

hatte er seine Bedenken nach tagelangem Schwanken überwunden, war dem winzigen Verein beigetreten und ließ sich – in klarer Erkenntnis seiner eigenen Fähigkeiten – das Propaganda-Ressort zur ausschließlichen Bearbeitung übergeben. Er wurde der »Trommler« und nahm diese Bezeichnung als Ehrentitel an. Der Trommler wollte er sein, der unermüdlich durchs Land zog, um das Volk wachzutrommeln und zur Einheit zusammenzurufen, der aus dem deutschen Volke das Instrument schmieden wollte, das ein Größerer nach ihm, ein neuer Bismarck, in die Hand nehmen und zu Freiheit und Ansehen emporführen sollte.

So wurde aus dem kleinen Postkartenmaler, der in Nachtasylen schlief, der große Propagandist Adolf Hitler. Er führte seinen Verein aus dem Dämmerlicht kleiner verräucherter Wirtsstuben in Säle, die sich langsam füllten. Er wagte den Sprung in den Zirkus Krone in München, der ein eklatanter Mißerfolg wurde. Hitler wiederholte unbeirrt den gleichen Sprung wieder und wieder, bis er glückte, bis der Riesenzirkus bis zum Rande mit Menschen vollgepreßt war. Hitler verstand es auch, daß man die Versammlungsbesucher nicht nur als passive Masse kommen und gehen lassen, sondern daß man sie zur aktiven Anteilnahme, zum Mithandeln bewegen müsse. So entstand ein ganzer Ritus des Auf und Nieder, des Singens und Grüßens, des Einmarsches der Fahnen, der Märsche und Signale, bis schon vor dem Eintreffen des Redners eine Siedehitze der Stimmung erreicht war, die die Massen empfänglich machte für alles, was sie hören sollten.

Für die Empfindungen und Wallungen dieses Massentieres, für seine der Vernunft zugänglichen Reaktionen hatte Hitler ein fast weibliches Einfühlungsvermögen. Mit größter Empfänglichkeit fühlte er den Puls der Massen und traf mit Sicherheit das Wort und den Ton, womit sie in Bewegung gebracht und geleitet werden konnten. Nie mißlang ihm eine rethorische Frage, nie zögerte er vergeblich, um dem Beifall Raum zu lassen, und das nicht nur in Versammlungen seiner Parteigenossen, sondern auch vor kritischen Kreisen, die sich diesen seltenen Vogel einmal in kleinem Rahmen vorführen ließen.

Aber jetzt steht dieser Trommler plötzlich am Ruder des Staatsschiffes. Aus dem Führer einer Partei tobender Massenversammlungen ist der Chef eines Staates geworden, den Bismarck einst gefügt und gelenkt hatte. Und diese Größe der Aufgabe ist der zweite Grund seiner Erschütterung.

Die Bewegung, die er geschaffen und in Gang gebracht hat, rollt aber schnell über das Zaudern ihres Führers hinweg und reißt ihn wieder mit. Als am Abend dieses Tages die Massen zu einem Fackelzug aufmarschieren, die SA, SS, Hitlerjugend, der Stahlhelm, Zivilisten, Männer, Frauen und Kinder, in einem Zuge, der um sieben Uhr beginnt und erst um ein Uhr nachts endet, da steht Hitler freudig erregt, wie auch Marschall Hindenburg, der mit seinem Stock den Rhythmus der Märsche mitklopft, da schaut er hinab auf die wimmelnde Straße und fühlt wieder seine Kraft, diesen Massen zu befehlen, ihnen seinen Willen aufzuzwingen. Er hat jahrelang die Macht, die ganze ungeteilte Macht gefordert. Er war überwältigt, als man ihm einen Teil davon gab, aber jetzt weiß er, daß der Weg zum alten Ziel für ihn offen ist. Er wird ihn erkämpfen mit den alten Mitteln des Wortes und der Lieder, er wird nicht zaudern, auch die Mittel der staatlichen Macht einzusetzen, wenn die Propaganda allein nicht ausreicht für den Rest des Weges.

Der 30. Januar hatte im deutschen Volk einen verwirrenden, vielfach gebrochenen Widerhall. Dem lauten Jubel der Nationalsozialisten stand unverhüllt die feindliche Abwehr der beiden großen marxistischen Parteien gegenüber. In der breiten Schicht des Bürgertums zwischen diesen beiden Lagern aber reagierte man sehr verschieden. Während für viele eine Welt von gestern, eine Ordnung, deren Wiederkehr sie mehr erhofft als erstrebt hatten, endgültig zusammenbrach und das künftige Chaos einer Massendiktatur heraufzog, beruhigten sich die anderen in dem Gedanken, daß Papen, Hugenberg, Neurath, Schwerin-Krosigk und Blomberg eine ausreichende Garantie gegen überstürzte Torheiten der ungebärdigen politischen Neulinge bieten würden.

Hitler schien nun gebändigt, seine Energie eingefangen und in nützliche Bahnen geleitet. Die Härten seines Programms werden sich abschleifen, der Lärm der Straße wird abklingen, man wird endlich an die Arbeit gehen können, die sich in fast unübersehbaren Bergen vor Deutschland aufgetürmt hat. Man wird die Fesseln des Versailles-Vertrages abstreifen und Deutschland wieder zu einem lebensfähigen, geachteten und gleichberechtigten Partner in der Reihe der großen Mächte machen. Der Arbeitslose schöpfte wieder Hoffnung. Die Jugend, die auf Schulen und Hochschulen in Nichts hinein sich bemühte, um nach Ablegen ihrer Prüfungen vergeblich nach Arbeit zu suchen, sah wieder einen Weg in die Zukunft.

Man begann sich mit Hitler und seiner Partei näher bekannt zu machen. Man hörte jetzt zum erstenmal seine Reden im Rundfunk, man las jetzt seine Zeitungen, man studierte seine »Weltanschauung«. Was wollte dieser Mann?

Befreiung von den Ketten von Versailles! Es gab kaum einen Menschen, jedenfalls keine Partei und keine Regierung, die sich nicht schon seit Jahren zu diesem Ziel bekannt hätten.

Gleichberechtigung, auch auf dem Gebiete der Rüstung! Diese Forderung hatten nicht nur die Regierungen der Weimarer Republik ständig verfochten, sie war auch in Genf theoretisch zugestanden worden.

Zusammenschluß aller Deutschen! Ein Ziel, das viel älter ist als das Programm der NSDAP, ein Ziel, das mit der Weigerung, die tschechischen und polnischen Grenzen anzuerkennen, das mit der österreichisch-deutschen Zollunion auch von allen deutschen Regierungen seit 1918 vertreten wurde.

Freiheit der Religion, positives Christentum! Ein Programmpunkt, der die breite Masse des Volkes ansprach und nur die Aktivsten in den kommunistischen und sozialdemokratischen Freidenkerverbänden beunruhigte.

Ausschaltung der Juden aus der politischen Führung! Auch der Antisemitismus ist nicht Hitlers Erfindung. Er ist so alt wie die leidvolle Geschichte des jüdischen Volkes überhaupt. Die katholische Kirche hat sich an der Verfolgung der Juden ebenso beteiligt wie Martin Luther, der die Streitschrift »Von den Jüden und ihren Lügen« schrieb. Auch im alten deutschen Reichstag saß ein gutes Dutzend von Abgeordneten mit antisemitischem Programm. Zwar findet dieser Punkt in der deutschen Bevölkerung keinen großen Widerhall, aber auch keine starke Zurückweisung. Die Überfremdung Deutschlands durch die ostjüdische Einwanderung hatte vielerorts ein Gefühl der Ablehnung anwachsen lassen.

Schaffung eines gesunden Mittelstandes, Altersversorgung, Förderung begabter Kinder ohne Rücksicht auf den Stand der Eltern, Sicherung der Volksgesundheit, Schutz für Mutter und Kind, Kampf gegen das Verbrechertum! Das waren Verheißungen, die die breite Mitte des Volkes gewannen bis zu den weiten Schichten des qualifizierten und verbürgerlichten Arbeitertums. Hier liegt auch der Grund für die Zustimmung der deutschen Frauen und Mütter, die man nicht mit Redensarten von hysterischen Gefühlen unbefriedigter alter Jungfern abtun kann.

Brechung der Zinsknechtschaft, Bodenreform, Gemeinnutz geht vor Eigennutz! Gute Losungen, wenn auch etwas verschwommen, aber — so sagt man sich — der »alte Silberfuchs« Hugenberg wird die deutsche Wirtschaft schon vernünftig handhaben.

Überwindung des Klassenkampfes durch Schaffung der Volksgemeinschaft. Schon lange vor Hitler gab es in der deutschen Arbeiterbewegung eine nationale Strömung, die im Gegensatz zum Internationalismus der marxistischen Doktrin stand. Wenn jetzt Hitler dieses Ziel verkündete, so sprach er nicht nur die konservativen und bürgerlichen Schichten des Volkes an, die das Schreckgespenst des blutig ausgetragenen Klassenkampfes oft genug vor Augen gehabt hatten, sondern auch breite Massen der Arbeiterschaft, die das kommunistische Muster nicht für nachahmenswert hielten.

Man sagt heute »Nazismus« und nimmt die verbrecherische Weitertreibung eines Programmpunktes für das Ganze. Man verschließt sich mit dieser Vereinfachung dem Verständnis, warum das deutsche Volk zu Hitler ja sagte. Man begreift nicht, daß der Arbeiter ja sagte, weil er nichts als arbeiten wollte, der Bürger und der Bauer, weil sie wieder in Ruhe aufbauen wollten, der junge Mensch, weil er eine Zukunft in einem freien und geachteten Volk erstrebte.

Die Ziele des Nationalsozialismus in der Arbeitsbeschaffung, der Sicherung der Volksgesundheit, der Gewinnung der äußeren Freiheit, ja selbst das Verlangen nach Ausschaltung des Judentums aus der politischen Führung sind nicht die Ursache und sind noch viel weniger eine Zustimmung dazu, daß später während des Krieges ein grauenhafter Massenmord gegen das Judentum losbrach.

Der Vorwurf, ein Deutscher, der nach 1933 wieder zu Arbeit und Brot kam, habe seine Existenz auf den Leichenhügeln der Vernichtungslager begründet, ist darum sachlich falsch und moralisch ebensowenig vertretbar, wie wenn man das gesamte jüdische Volk verantwortlich machen wollte für die millionenfachen Greuel, die mit den Namen Trotzki, Jagoda, Morgenthau und Ehrenburg verbunden sind. Man sollte also post festum nicht klüger sein wollen, als vorher Hunderttausende von ausländischen Besuchern, ja, als es auch geistig hochstehende Juden waren, die damals erkannten, daß in der nationalsozialistischen Bewegung eine Fülle von Kräften zusammenströmten, die aus verschiedensten Quellen geflossen kamen, aus dem Ressentiment gegen Versailles, aus der Abwehr gegen moralische Zersetzung, aus dem Kampf gegen die kommunistische Bedrohung, aus der Ablehnung einer in Cliquen und Interessen verstrickten und zerfallenen Parteiwirtschaft. Schon um die Jahrhundertwende war die deutsche Jugendbewegung aufgestanden, um überalterte bürgerliche Vorurteile zu überwinden und eine echte allumfassende Gemeinschaft zu bilden. Reinheit der Rasse, Adel des Volkstums waren von Gobineau und Houston Stewart Chamberlain schon Jahrzehnte zuvor verkündet worden. Fichte, Clausewitz, Darwin, Wagner, die kulturkritische Besinnung von Nietzsche bis Spengler und der Gedanke der konservativen Revolution bei Möller van den

Bruck, das alles sind die legitimen und illegitimen Väter der Sehnsüchte, Wünsche und Hoffnungen, an die Hitler anknüpfen kann und die bei ihm die überall sonst verweigerte Erfüllung suchen.

Hieraus erst wird verständlich, warum die NSDAP nicht nur aus Erwerbslosen oder bankrotten kleinen Gewerbetreibenden bestand, warum geistig so hochstehende Menschen wie Cosima, Siegfried und Winifred Wagner, Hanfstängl, Chamberlain oder der Nobel-Preisträger Lenard schon lange vor 1933 Parteianhänger wurden, warum hervorragende Köpfe des Auslands, wie Knut Hamsun und Sven Hedin sich zu Hitler bekannten und warum selbst der Herzog von Windsor, Lloyd George und Winston Churchill lange Zeit mit Bewunderung auf das neue Deutschland blickten.

Das waren die mannigfaltigen und breiten Ursprünge einer Bewegung, die unter dem Fremdwort Nationalsozialismus einen nur bedingt treffenden Namen gefunden hatten.

Das waren die Gründe für das Anwachsen der NSDAP zur größten Partei.

Gegen dieses Bündel von Kräften hätte eine demokratische Regierung nur unter Anwendung undemokratischer Mittel, mit dem Einsatz der Reichswehr vorgehen können. Ein Bürgerkrieg in Deutschland aber hätte nur einen sicheren Gewinner gesehen, der damals nicht an der Elbe stehengeblieben wäre, sondern am Rhein den Genossen Thorez stürmisch umarmt hätte.

Nein, das Erstaunliche an diesem 30. Januar 1933, an dieser doch nur sehr bedingten »Machtübernahme« war nicht die Gefolgschaft der Rechts- und Mittelpartei, das Überraschende war die kampflose Kapitulation der erklärten Gegner des Nationalsozialismus, der beiden marxistischen Parteien der SPD und KPD.

Denn mochten die bürgerlichen Parteien hoffen, genügend Anteil an der Staatsführung behalten zu können, diesen Parteien war unmißverständlich klar, daß ihr letztes Stündlein geschlagen hatte. Beide Parteien hatten bis zuletzt ihre zwölf Millionen Wähler hinter sich, zwölf Millionen Arbeiter, die unentwegt kommunistisch oder sozialdemokratisch stimmten, zwölf Millionen unbürgerlicher Menschen, die doch zum Einsatz für ihre politische Position bereit sein mußten. Wo war »Rot-Front«, der härteste Gegner der Nationalsozialisten in vielen Saal- und Straßenschlachten, geschult in Aufständen und Bürgerkriegen während vierzehn Jahren in ganz Deutschland? Wo war das Reichsbanner »Schwarz-Rot-Gold« der SPD? Wo blieb der Generalstreik, der 1920 den Kapp-Putsch in die Knie gezwungen hatte? Wo war der »eherne Marschtritt der Arbeiterbataillone«, wo die Barrikaden des Klassenkampfes?

Beide Parteien versuchten, all diesen Fragen auszuweichen, indem sie einander die Schuld zuschoben, die gemeinsame Sache des Proletariats in der Stunde der Gefahr verraten zu haben. Die Wahrheit sieht anders aus. Bei den Kommunisten war man in allerletzter Linie gewillt, mit den bestgehaßten abtrünnigen Brüdern der SPD zusammenzugehen. Die KPD rechnete mit einem schnellen Versagen Hitlers und mit einem gewaltigen Aufbegehren der deutschen Arbeiterschaft, an deren Spitze sie sich mit extremen Forderungen leicht würde stellen können.

Der sozialdemokratische Oberbürgermeister von Altona, Brauer, fragte — wie Konrad Heiden berichtet — auf der letzten Sitzung des alten preußischen Staatsrates am 23. Februar 1933 den parlamentarischen Führer der Kommunisten, Ernst Torgler: *»Torgler, es ist fünf Minuten vor zwölf. Sie sehen was im Lande geschieht. Werdet ihr nicht endlich Vernunft annehmen und mit uns zusammengehen?«*

Torgler antwortete: *»Fällt uns gar nicht ein. Die Nazis müssen an die Macht. In vier Wochen wird dann die ganze Arbeiterschaft geeinigt sein unter der Führung der KPD.«*

Ein paar Tage darauf traf Brauer in Hamburg mit einem hohen Sowjetdiplomaten zusammen, der wegen einer Angelegenheit der russischen Handelsvertretung nach Hamburg gekommen war. Brauer stellte an den Diplomaten dieselbe Frage wie an Torgler, und auch diesmal lautete die Antwort: *»Nein, die* (gemeint waren die Nationalsozialisten) *müssen jetzt an die Macht, damit endlich der jahrelange Kampf ein Ende findet. Nach vier Wochen haben die Kommunisten die Führung der gesamten Arbeiterschaft.«*

Diese beiden Zwiegespräche sind ebenso aufschlußreich für die kommunistische Seite wie für die SPD. Hier wußte man, daß man zwar über eine treue Wählerschaft verfügte, aber man wußte ebenso, daß der Riesenapparat der SPD mit ihren Gewerkschaften seit Jahren zu einer Bürokratie verknöchert war, die zu kämpferischem Einsatz nicht mehr taugte. Es ist Tatsache, daß die deutsche Arbeiterschaft nach fünfzigjährigem politischem Kampfe keine Macht mehr darstellt. Ein Mann wie Ebert muß sich vom Standpunkt seiner marxistischen Doktrin vorwerfen lassen, daß er die Revolution, den Klassenkampf verraten hat, um den Staat, der kein sozialistischer war, zu retten. So hat man sich im Besitz der Macht eingerichtet, begnügte sich mit einer Verbesserung der sozialen Leistungen, verlor den kämpferischen Elan und stand hilflos da, als schon ein Jahr v o r Hitler die Demokratie in Scherben ging. Man hatte Preußen als Domäne der SPD erobert, aber als Brüning mit dem System der Notverordnungen die Demokratie auszuhöhlen begann, war man in eine hoffnungslose Minderheit gedrängt, da die SPD gemeinsam mit ihren Koalitionsparteien von 423 Mandaten nur noch über 162 verfügte, deren rechter Flügel, nämlich die Zentrumspartei, bereits Verhandlungen mit der nationalsozialistischen Fraktion angeknüpft hatte. Und als Papen einen Reichskommissar nach Preußen entsandte, weil die SPD weder eine parlamentarische Regierung bilden konnte, noch abtreten wollte, da wich Herr Severing der Gewalt in Gestalt eines Offiziers mit zwei Mann. *»Nachdem ich die genannten Exekutoren aufgefordert hatte, sich für die Ausführung ihres Auftrages auszuweisen und diese Ausweise beigebracht waren, habe ich das Amtszimmer verlassen«*, schildert uns Severing selbst den »Machtkampf« um Preußen.

Das war ein halbes Jahr vor Hitler im Juli 1932 geschehen. Die letzte staatliche Machtposition der SPD war gefallen, und als der 30. Januar 1933 dämmerte, begnügte man sich wieder mit der Überprüfung der Ausweise. Zwar drohte der »Vorwärts«: *»Würde die Minderheitenregierung auch ohne Zustimmung des Reichstages im Amt bleiben, so müßte vom arbeitenden Volk die Einsetzung letzter und äußerster Kräfte gefordert werden.«* Zwar erläßt die SPD einen Aufruf: *»Jeder Versuch der Regierung, ihre Macht gegen die Verfassung anzuwenden, wird auf den Widerstand aller arbeitenden Volksteile stoßen.«* Aber es bleibt bei den »papierenen Protesten«. Der Aufruf schließt mit einer Mahnung zur Disziplin und Einigkeit, und auch die gewerkschaftliche Spitzenorganisation läßt ihre Proklamation mit den Worten enden: *»Laßt euch nicht zu voreiligen und schädlichen Einzelaktionen verleiten.«*

Es bleibt bei den *»schädlichen Einzelaktionen«*, auch der 30. Januar hat seine blutigen Krawalle und seine Toten. Aber die deutsche Arbeiterschaft rafft sich nicht mehr zum geschlossenen Widerstand auf. Sie ist müde geworden, denn die Jahre seit 1914

sind für sie eine nicht endende Straße der Mühsal gewesen. Die Last der Reparationen und der Zusammenbruch der Weltwirtschaft haben sie am schwersten getroffen. Sie klammert sich an die Reste der bestehenden Sicherheit, sie ist nicht mehr revolutionär, sie ist eher geneigt, an Hitlers soziale Verheißungen zu glauben, als in einem Bürgerkrieg das Letzte zu verlieren.

Das große Instrument der Arbeiterschaft, nicht gerade eine Waffe, aber wohl ein Knüppel, den man der »Gesellschaft« zwischen die Beine wirft, der Generalstreik, ist zur Utopie geworden. Sechs Millionen Arbeitslose, viele von ihnen in der SA und in der NSDAP organisiert, warten nur darauf, an die leeren Arbeitsplätze zu eilen. Bewaffneter Widerstand? Wenn Höltermann mit seinem Reichsbanner »Schwarz-Rot-Gold« 50 000 Mann auf die Beine gebracht hätte, so wäre es viel gewesen. Ihnen hätte mehr als eine Million fanatisierter SA-Männer entgegengestanden, die nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatten.

Das Fanal

So kann Hitler ungehindert an die Arbeit gehen, die für ihn wiederum zunächst Propaganda heißt. Jetzt gibt es kein Redeverbot mehr für ihn, keine aufgelösten Versammlungen, keine gesperrten Länder. Das ganze Instrument moderner Nachrichtengebung, vor allem Rundfunk, steht zum ersten Male uneingeschränkt zu seiner Verfügung. Der Reichstag wird aufgelöst, Neuwahlen werden auf den 5. März festgesetzt. Ein Monat Zeit soll zu einer Sturmflut nationalsozialistischer Propaganda ausgenutzt werden, um am »Tage der erwachenden Nation« eine entscheidende Mehrheit zu erringen.

Pausenlos rollt die Trommel. Hitler selbst fliegt durch ganz Deutschland und spricht in Stuttgart, Dortmund, Köln, Frankfurt am Main, München, Nürnberg, Breslau, Berlin, Hamburg und Königsberg. Seine ganze Schärfe richtet er gegen die marxistischen Parteien, deren völlige Ausschaltung aus der zukünftigen politischen Arbeit erreicht werden soll. Der programmatische Aufruf der Reichsregierung an das deutsche Volk vom 1. Februar schließt mit den Sätzen:

»Die Regierung der nationalen Erhebung will arbeiten und sie wird arbeiten. Sie hat nicht vierzehn Jahre lang die deutsche Nation zugrunde gerichtet, sondern will sie wieder nach oben führen. Sie ist entschlossen, in vier Jahren die Schuld von vierzehn Jahren wiedergutzumachen.

Allein sie kann nicht die Arbeit des Wiederaufbaues der Genehmigung derer unterstellen, die den Zusammenbruch verschuldeten.

Die Parteien des Marxismus und seiner Mitläufer haben vierzehn Jahre lang Zeit gehabt, ihr Können zu beweisen. Das Ergebnis ist ein Trümmerfeld. Nun, deutsches Volk, gib uns die Zeit von vier Jahren, und dann urteile und richte uns! Getreu dem Befehl des Generalfeldmarschalls wollen wir beginnen! Möge der allmächtige Gott unsere Arbeit in seine Gnade nehmen, unseren Willen recht gestalten, unsere Einsicht segnen und uns mit dem Vertrauen unseres Volkes beglücken. Denn wir wollen nicht kämpfen für uns, sondern für Deutschland!«

Neben dieser offiziellen Verkündigung steht der Wahlaufruf der Kampffront Schwarz-Weiß-Rot vom 23. Februar:

»Diese Regierung ist kein Parteiregiment, sondern der im Angesicht Hindenburgs feierlich beschworene Bund aller nationalen Kräfte ... Auch in diesem Wahlgang ringen wir nicht um die Ausdehnung der eigenen Macht innerhalb der Regierung, sondern allein um die Vertiefung und Befestigung der nationalen Einheit. Wir sind aber entschlossen, diese mühsam errungene Einheit gegen jeden erneuten Angriff des Parteigeistes bis zum äußersten zu verteidigen.«

Dieser Wahlaufruf ist unterzeichnet von Generalfeldmarschall von Mackensen, Vizekanzler von Papen und den Reichsministern Hugenberg und Seldte. Hitlers Name ist nicht einmal erwähnt, wodurch deutlich wird, daß die aggressive Spitze gegen den Parteigeist nicht nur nach links gerichtet ist.

Der Wahlkampf geht Ende Februar seinem Höhepunkt entgegen. Schärfer werden die Argumente, lauter der Lärm der Wahlversammlungen. Am 27. Februar — es ist ein Montag — weilt Hitler in einer Pause zwischen seinen Reden in Berlin und besucht, wie oft, zum Abendessen die Familie Goebbels in ihrer Wohnung am Reichskanzlerplatz. Man macht Musik, man unterhält sich. Mitten in dieses Idyll platzt eine Telefonmeldung des Pressechefs Hanfstaengl: »Der Reichstag brennt!« — Man rast im Hundert-Kilometer-Tempo die Charlottenburger Chaussee herunter zum Reichstag. Die Glaskuppel des Wallot-Baues ist zusammengebrochen, dunkelrot quirlen die Flammen aus dem Plenarsaal empor. Die Polizei, von einem Passanten alarmiert, hat den Brandstifter gefaßt, der annähernd einen Zentner Teer-Anzünder im großen Sitzungssaal verteilt und ihn damit in Brand gesetzt hatte. Es ist ein holländischer Kommunist, van der Lubbe, ein nicht voll zurechnungsfähiges Individuum, das später den ganzen Prozeß stumpfsinnig und teilnahmslos über sich ergehen läßt.

Goebbels stürzt sich mit Feuereifer in die Auswertung dieses »kommunistischen Aufstands-Fanals«, mit einem so großen Eifer, daß man sich allerorten zu fragen beginnt, ob nicht dieses unsinnige Attentat gegen die unschöne »Schwatzbude« von denen angezettelt wurde, die jetzt so großen Nutzen daraus ziehen. Aus einem Zentner Brandstoff, den man am Tatort feststellte, macht er zehn gute Zentner. Also mußte van der Lubbe Komplizen haben. Ernst Torgler, Führer der kommunistischen Reichstagsfraktion, hat als letzter am späten Abend den Reichstag verlassen. Er hat ausländische Helfershelfer, die bulgarischen Kommunisten Dimitroff, Popoff und Taneff.

Der Prozeß, den man ihnen später macht, wird zum Reinfall. Dimitroff spielt in ihm die Hauptrolle und bringt durch seine freche Schlagfertigkeit den Zeugen Göring zur Raserei. Torgler muß freigesprochen werden. Der deutsche Oberreichsanwalt verfügt nicht über die Methoden der GPU.

Das Scheitern dieses Prozesses ist aber Wasser auf die Mühlen der Kommunisten, die, mit gleicher Behendigkeit wie Goebbels, in London und Paris Gegenprozesse aufziehen. Beweise haben sie freilich keine, doch mit der gleichen Lautstärke wie Goebbels die Kommunisten anklagt, prangen sie Goebbels, Göring und Hitler selbst als die Anstifter dieses ihnen so gelegenen Brandes an.

Noch heute sind die Hintergründe dieses Reichstagsbrandes ungeklärt. Gisevius, der Gestapo-Assessor, der überall dabei gewesen sein will, hat seine story, Ernst Kruse, angeblich früherer Diener von Röhm, hat eine andere. Rauschning will von Göring

wissen, daß er sich selbst der Tat gerühmt habe. Aber selbst der Nürnberger Prozeß hat den »Nazis« diese Schuld nicht in die Schuhe schieben können.

Die NSDAP hat jedenfalls den Nutzen und handelt drastisch und schnell. Ehe noch der Qualm des Brandes verraucht ist, setzt Hindenburg seine Unterschrift unter die *»Verordnung zum Schutz von Volk und Staat«*, durch die *»zur Abwehr kommunistischer staatsgefährdender Gewaltakte«* eine Reihe von Artikeln der Reichsverfassung über Versammlungs- und Pressefreiheit, das Briefgeheimnis u. a. außer Kraft gesetzt werden.

Frick als Reichsinnenminister und Göring als kommissarischer Innenminister Preußens wenden diese Verordnung unverzüglich an. In einer blitzschnellen Polizeiaktion werden rund 6000 kommunistische Funktionäre verhaftet, die Partei damit politisch in Fetzen geschlagen. Durchgeführt wird diese Großrazzia nicht nur mit der regulären Polizei, sondern auch mit SA und SS, die seit kurzem zur Hilfspolizei berufen sind.

Die Wahl am 5. März bringt Hitlers Partei einen erheblichen Zuwachs. Das hohe Ergebnis vom Sommer 1932 mit 230 Mandaten wird dieses Mal um weitere 58 Sitze übertroffen. Aber sie bleibt eine Enttäuschung, da die NSDAP hinter der einfachen Mehrheit zurückbleibt. Sie verfügt zwar über einen Wählerblock, wie ihn noch keine Partei der Republik auch nur annähernd hinter sich brachte, aber sie hat das Rennen noch nicht gewonnen, da sie selbst zusammen mit den 8 Prozent der Deutschnationalen erst 52 Prozent der Gesamtstimmen errungen hat. Sie muß weiter paktieren, paktieren nicht nur mit den Parteien der Harzburger Front, sondern auch mit dem Zentrum, mit der Bayrischen Volkspartei. Ja, selbst die Staatspartei kann die Zweidrittel-Mehrheit gegen die beiden marxistischen Parteien gefährden, die nach wie vor mit 119 und 81 Abgeordneten an zweiter und dritter Stelle stehen.

Der Tag von Potsdam

Im neuen Reichstag wird man also mit den Parteien der Rechten und der Mitte zusammenarbeiten müssen, denn Hitler braucht die Zweidrittel-Mehrheit, um den grundsätzlichen Umbau der Republik durchzuführen. Wo soll aber der neue Reichstag tagen? Wiederum ist es der Reichstagsbrand, der einen Vorwand für ein hervorragendes Propagandastück liefert: der neue Reichstag »der erwachenden Nation« wird in der feierlichsten Form im würdigsten Rahmen zusammentreten, in einem Rahmen, der gerade die Vertreter der bürgerlichen Parteien mit einer Stimmung umfangen soll, die alle Widerstände gegen das neue Regime hinwegschmelzen wird.

In der Potsdamer Garnisonkirche, im Heiligtum Preußens, über dem Sarkophag des »Soldatenkönigs« Friedrich Wilhelm I., über dem Bronzesarg seines Sohnes, des »Großen Friedrich«, soll die Gründung des neuen Staates besiegelt werden. Klar und harmonisch, eine Verkörperung des preußischen Geistes, erhebt sich der strenge Bau, voller Erinnerungen an harte Entbehrungen und an strahlende Siege, von denen die alten Fahnen und Standarten der preußischen Regimenter mit ihrem durchschossenen Brokat, ihrer zerschlissenen Seide künden.

Am Morgen des 21. März reißt nach einer regnerischen Nacht der Wind die Wolken auseinander und schenkt Potsdam einen sonnenstrahlenden Vorfrühlingstag. Die Stadt prangt wie Berlin im reichen Schmuck der Flaggen, nur daß hier im konservativen Potsdam die alte Reichsflagge häufiger zu sehen ist als die Hakenkreuzfahne. Auf den Straßen wimmelt eine Völkerwanderung von Schaulustigen. Auf den Seitengalerien der Kirche drängt sich das Publikum, während im weiten Kirchenschiff die geladenen Würdenträger sich sammeln. Die mittlere Tribüne ist für die Kaiserliche Familie vorgesehen. Der Sessel Wilhelm II. bleibt leer, aber dahinter glänzt das Silberhaar des Kronprinzen über dem Schwarz der Danziger Husarenuniform. In der anschließenden Loge leuchten die prächtigen, ordengeschmückten Uniformen der Diplomaten. Das Kirchenschiff ist erfüllt von den Mitgliedern des Reichstages, von denen die Kommunisten und Sozialdemokraten allerdings vorgezogen haben, nicht zu erscheinen.

Das Tor schwingt auf, man erhebt sich von seinen Plätzen, um die Kommenden zu grüßen, Hindenburg in seiner alten Galauniform und Hitler im dunklen Anzug, nur geschmückt mit dem EK I. Ihnen folgt Göring — in Zivil —, der, ebenso wie der Reichspräsident, den blaugoldenen Stern des Pour le mérite, die höchste Auszeichnung Friedrichs trägt.

Hindenburgs kurze Ansprache gipfelt in dem Wunsch:

»Der Ort, an dem wir uns heute versammelt haben, mahnt uns zum Rückblick auf das alte Preußen, das in Gottesfurcht, durch pflichttreue Arbeit, nie verzagenden Mut und hingebende Vaterlandsliebe groß geworden ist und auf dieser Grundlage die deutschen Stämme geeint hat. Möge der alte Geist dieser Ruhmesstätte auch das heutige Geschlecht beseelen, möge er uns frei machen von Eigensucht und Parteizank und uns in nationaler Selbsteinigung und seelischer Erneuerung zusammenführen zum Segen eines in sich geeinten freien, stolzen Deutschlands!«

Dann spricht der neue Reichskanzler. Er beginnt etwas befangen, sammelt sich langsam und verkündet in allgemeinen Zügen ein Programm, dem sich — wenn er ihm vertraute — kaum ein Deutscher verschließen kann:

»Wir wollen wiederherstellen die Einheit des Geistes und des Willens der deutschen Nation!

Wir wollen wahren die ewigen Fundamente unseres Lebens: unser Volkstum und die ihm gegebenen Kräfte und Werte. Wir wollen die Organisation und die Führung unseres Staates wieder jenen Grundsätzen unterwerfen, die zu allen Zeiten die Vorbedingung der Größe der Völker und Reiche waren. Wir wollen die großen Traditionen unseres Volkes, seiner Geschichte und seiner Kultur in demütiger Ehrfurcht pflegen als unversiegbare Quellen einer wirklichen inneren Stärke und einer möglichen Erneuerung in trüben Zeiten.«

Und an die Außenwelt gerichtet:

»Der Welt gegenüber aber wollen wir, die Opfer des Krieges von einst ermessend, aufrichtige Freunde sein eines Friedens, der endlich die Wunden heilen soll, unter denen alle leiden.«

Der »unbekannte Soldat« des Weltkrieges tritt vor den Generalfeldmarschall und reicht ihm mit tiefer Verneigung die Hand. Die Orgel rauscht auf zu dem Choral »Eine feste Burg ist unser Gott«, alle Kirchenglocken stimmen ein, die Salven der Salutbatterien erschüttern die Luft. Über allem schwebt der dünne feine Klang des berühm-

ten Glockenspiels »Üb' immer Treu und Redlichkeit«, ein Klang, der als Pausenzeichen des Deutschlandsenders jeden Deutschen durch die kommenden zwölf Jahre begleiten sollte.

Der Tag von Potsdam hat seine Wirkung getan. Die erste Arbeitssitzung des Reichstages in der Kroll-Oper, gegenüber dem ausgebrannten Gebäude, dient nur technischen Fragen, der Wahl des Präsidiums und seines geschäftsführenden Ausschusses. Göring wird — bei Stimmenthaltung der marxistischen Parteien — einstimmig gewählt. Aufstehen — Hinsetzen — erledigt. Ebenso sein Stellvertreter und die zwölf Sekretäre. Aufstehen — Hinsetzen, ohne Pause, ohne Unterbrechung, ohne Proteste. Im Handumdrehen ist die erste Sitzung beendigt.

Die zweite, für die Zukunft Deutschlands entscheidende Sitzung verläuft nicht ganz so »elegant«. Zwar sind die Kommunisten erst durch Verhaftungen ihrer Führer beraubt und jetzt durch Anwendung der »Verordnung zum Schutz von Staat und Volk« von der Teilnahme ausgeschlossen, aber die Sozialdemokraten sind heute, am 23. März, erschienen, um ihre Stimme zu erheben. Die große Arbeiterpartei hat aus Gründen, die wir schon kennen, auf die gewaltsame Durchsetzung ihrer ablehnenden Haltung verzichtet und begnügt sich jetzt mit der Anwendung des parlamentarischen Mittels, des Stimmzettels. Der Zweck der Sitzung ist die Abstimmung über das von der nationalsozialistischen und der deutschnationalen Fraktion eingebrachte »Ermächtigungsgesetz«, das nicht weniger bedeutet als die Entmachtung der Volksvertretung. Hitler sagt es in seiner programmatischen, im übrigen maßvollen und auf Frieden gestimmten Rede seinen Hörern recht deutlich:

»Ein Teil der beabsichtigten Maßnahmen erfordert die verfassungsändernde Mehrheit. Die Durchführung dieser Aufgabe ist notwendig. Es würde dem Sinn der nationalen Erhebung widersprechen und dem beabsichtigten Zweck nicht genügen, wollte die Regierung sich für ihre Maßnahmen von Fall zu Fall die Genehmigung des Reichstages erhandeln und erbitten. Die Regierung wird dabei nicht von der Absicht getrieben, den Reichstag als solchen aufzuheben; im Gegenteil, sie behält sich auch für die Zukunft vor, ihn von Zeit zu Zeit über ihre Maßnahmen zu unterrichten oder aus bestimmten Gründen, wenn zweckmäßig, auch seine Zustimmung einzuholen.«

Hitlers Rede wird mit dem Absingen des Deutschlandliedes beendet. Nach einer Pause wird die Sitzung wieder aufgenommen. Der Abgeordnete Wels nimmt im Namen der SPD das Wort zu einer sehr gemäßigten Entgegnung, die eher Verteidigung als Angriff ist. Er stimmt Hitler in seiner außenpolitischen Forderung auf Gleichberechtigung zu, er zitiert ihn sogar mit dem Satze: *»Aus dem Aberwitz der Theorie von ewigen Siegern und Besiegten kam der Wahnwitz der Reparationen und in der Folge die Katastrophe der Weltwirtschaft.«* Aber er wendet diesen Satz auch auf die Innenpolitik an, indem er ausruft:

»Aus einem Gewaltfrieden kommt kein Segen; im Innern erst recht nicht. Eine wirkliche Volksgemeinschaft läßt sich auf ihn nicht begründen. Ihre erste Voraussetzung ist gleiches Recht. Mag sich die Regierung gegen rohe Ausschreitungen der Polemik schützen, mag sie Aufforderungen zu Gewalttaten und Gewalttaten selbst mit Strenge verhindern. Das mag geschehen, wenn es nach allen Seiten gleichmäßig und unparteiisch geschieht, und wenn man es unterläßt, besiegte Gegner zu behandeln, als seien sie vogelfrei. Freiheit und Leben kann man uns nehmen, die Ehre nicht.«

Er hält Hitler entgegen, wenn er sozialistische Taten verrichten wolle, so brauche er kein Ermächtigungsgesetz, denn eine gewaltige Majorität sei ihm sicher.

»Aber dennoch wollen Sie vorerst den Reichstag ausschalten, um Ihre Revolution fortzusetzen. Zerstörung von Bestehendem ist aber noch keine Revolution. Das Volk erwartet positive Leistungen. Es wartet auf durchgreifende Maßnahmen gegen das furchtbare Wirtschaftselend, das nicht nur in Deutschland, sondern in aller Welt herrscht.«

Hitlers Antwort ist von beißender Ironie, die ganze Schärfe der Auseinandersetzungen vergangener Jahre kommt in ihr zum Ausdruck:

»Spät kommt ihr, doch ihr kommt! Die schönen Theorien, die sie, Herr Abgeordneter, soeben hier verkündeten, sind der Weltgeschichte etwas zu spät mitgeteilt worden. Vielleicht hätten diese Erkenntnisse, praktisch angewendet vor Jahren, die heutigen Klagen von Ihnen erspart.

Sie erklären, daß die Sozialdemokratie unser außenpolitisches Programm unterschreibt, daß sie die Kriegsschuldlüge ablehnt, daß sie gegen die Reparationen sich wende. Nun erhebe ich nur die eine Frage: Wo war denn dieser Kampf in der Zeit, in der Sie die Macht in Deutschland hatten? Sie hatten einst die Möglichkeit, dem deutschen Volke das Gesetz des inneren Handelns vorzuschreiben. Sie haben es auch auf anderen Gebieten gekonnt ...

Sie reden von Verfolgungen. Ich glaube, es sind wenige nur unter uns hier, die nicht die Verfolgungen von Ihrer Seite im Gefängnis büßen mußten. Es sind wenig unter uns, die nicht die Verfolgungen von Ihrer Seite in tausendfältigen Schikanen und in tausendfältiger Unterdrückung zu spüren bekommen haben! Und außer uns hier weiß ich eine Schar von Hunderttausenden, die einem System der Verfolgung ausgesetzt waren, das entwürdigend, ja geradezu niederträchtig sich an ihnen ausließ! Sie scheinen ganz vergessen zu haben, daß man uns jahrelang die Hemden herunterriß, weil Ihnen die Farbe nicht paßte. Bleiben Sie jetzt nur im Bereiche der Wirklichkeit! Aus Ihren Verfolgungen sind wir gewachsen! Sie sagen weiter, daß die Kritik heilsam sei. Gewiß, wer Deutschland liebt, der mag uns kritisieren; wer aber eine Internationale anbetet, der kann uns nicht kritisieren! Auch hier kommt Ihnen die Erkenntnis reichlich spät, Herr Abgeordneter. Die Heilsamkeit der Kritik hätten Sie in der Zeit erkennen müssen, als wir uns in Opposition befanden. Damals sind Ihnen diese Zitate nicht zu Gesicht gekommen, sondern damals hat man unsere Presse verboten und verboten und wieder verboten, unsere Versammlungen verboten und uns das Reden verboten und mir das Reden verboten, jahrelang! Und jetzt sagen Sie: Kritik ist heilsam!«

Nach Hitler spricht der Prälat Kaas für die Zentrumspartei, nach ihm die Vertreter der weiteren Mittelparteien. In vorsichtigen, gewundenen Worten erkennen sie die Notwendigkeit der nationalen Einigung an. Sie wollen um dieses Zieles willen ihre parteipolitischen Bedenken zurückstellen und der Regierung, deren Zusammensetzung für eine geordnete Führung der Staatsgeschäfte bürge, ihre Einwilligung nicht versagen.

Die Abstimmung ergibt 441 gegen 94 Stimmen. Nur die Sozialdemokraten haben sich negativ ausgesprochen. Auch bei voller Besetzung des lebensmüden Hauses hätten die 200 Stimmen der SPD und KPD nicht ausgereicht, die Zweidrittel-Mehrheit der Regierung zu brechen.

Die Demokratie begibt sich auf demokratischem Wege ihrer Rechte, die Parteien kapitulieren. Hitler hat seinen Fahrschein in die Zukunft.

Flucht aus der Freiheit

Die Abstimmung über das Ermächtigungsgesetz beweist, daß für die Masse der Menschen Freiheit nicht das höchste Gut ist. Sicherheit gilt mehr. Sicherheit sucht nicht nur der sozialistische Arbeiter in seinen großen Zusammenschlüssen. Sicherheit sucht auch sein kapitalistischer Gegenspieler, dem das freie Spiel der Kräfte schon lange zu riskant ist und der sich in Kartellen und Trusten zu Gesellschaften beschränkter Haftung zusammenfindet. Sicherheit sucht der Bürger, der aus Ruin und Bankrott des freien Kaufmanns- und Handwerkerstandes in den gesicherten Dienst des Staates und seiner Organisationen strebt. Sicherheit suchen die Völker, die, ihrer Freiheit müde, in den großen Verbänden kontinentaler und globaler Friedensordnungen Schutz begehren.

Die Flucht aus der Freiheit, die Flucht aus der Verantwortung des eigenen freien Handelns ist keine Erscheinung, die man den Männern der bürgerlichen Parteien in Deutschland allein vorwerfen kann. Sie ist eine Müdigkeitserscheinung, die unser ganzes modernes Leben immer stärker bestimmt. So legt der weiße Mann seine Bürde der kolonialen Herrschaft nieder, so geht er Versicherung und Rückversicherung ein, so schließt er sich von den Zufällen der Weltwirtschaft in der Autarkie seiner großen oder kleinen Räume ab. So kehrt er aus den abenteuerlichen Spekulationen seiner Wissenschaft in die sichere und warme Mystik der Religion oder der Pseudoreligion zurück. Der Mensch der Neuzeit, dem einst die robusten vollblütigen Gewaltnaturen der Renaissance den Weg zu einer schrankenlosen Freiheit erkämpften, friert im leeren Raume dieser Freiheit, sehnt sich nach Nähe und Gebundenheit und geht lieber unterm Joch auf der breiten Straße, als einsam seinen eigenen gefahrvollen Pfad zu suchen.

Sieht man nicht, daß unser ganzes modernes Leben auf diesem Triebe beruht? Wie wäre ein Volk freier Menschen durch eine Handvoll Lügen zu Mord und Krieg aufzuhetzen, wenn nicht die Führung der Staaten damit rechnen könnte, daß die Freiheit des eigenen Denkens zugunsten der willigen Gefolgschaft von Presse und Rundfunk preisgegeben wird? Unsere ganze Lebensform mit Massenorganisation und Massenfabrikation würde in Trümmer fallen am gleichen Tage, da man mit der »Freiheit des Christenmenschen« Ernst machte.

Rechnen wir hier ein, daß das deutsche Volk die Segnungen seiner »Freiheit« von 1918 aus erster Hand zu kosten bekam, rechnen wir ein, daß es der Stoß der zusammenstürzenden Weltwirtschaft am heftigsten traf, rechnen wir auch ein, daß man ihm die Tugenden des Mutes, des Selbstbewußtseins durch Jahrzehnte hindurch verschrieen hatte, so werden wir einiges Verständnis dafür finden, daß es müde war, zu suchen und zu tasten und sich der »straffen Führung«, der »starken Hand« resigniert oder willig hingab. Das Wort Freiheit hatte schließlich für das deutsche Volk einen doppelten Klang: viele sahen in der Freiheit der Nation die wichtigste Voraussetzung für die Freiheit des Einzelnen. Sie waren bereit, Teile ihrer persönlichen Unabhängigkeit einstweilen preiszugeben, um das Reich instand zu setzen, seine Freiheit wieder zu erringen.

Jedenfalls setzte in Deutschland ein Ansturm auf die Büros der NSDAP ein, dem auch das Tempo der NS-Maschinerie kaum gewachsen war. Man stellte sich um, man suchte Sicherung und griff nach dem Parteibuch, das Sicherung verhieß.

Wenn man Vorwürfe gegen die deutschen Bürger und Intellektuellen erheben will, so kann man nicht tadeln, daß sie in die Partei eintraten, die die stärkste war und die

so friedlich erschien, wie sie stark war. Der Vorwurf sollte nicht den Parteieintritt treffen, sondern die Tatsache, daß man sich mit dem Parteieintritt begnügte. Man lächelte über die Phrasen des Parteiprogramms, man moquierte sich über das Fehlen der Köpfe, man rümpfte die Nase über den schweißigen Dunst der Massenveranstaltungen, aber man trat ein, man trat ein ohne die Verantwortung zu empfinden, an der Umgestaltung, der Umlenkung, der Steuerung dieser täglich kraftvoller arbeitenden Maschine teilzunehmen.

So gab es bald Ortsgruppen der NSDAP, deren Mitglieder über ihre Partei vernichtender urteilten als Pariser Boulevardblätter. Es gab SS-Stürme, wo man sich im Stil des Herrenclubs über seine braunen und schwarzen Oberen unterhielt. Aber man begnügte sich mit der Sicherheit, die das Braunhemd oder der schwarze Rock verlieh und lehnte die Aufforderung zur verantwortungsvollen Mitarbeit ab, teils weil man resignierte, teils weil man den weiten Weg vom »Treppenterrier«, d. h. vom kleinen Kassierer, bis zu einflußreichen Stellungen scheute und teils, weil man nichts als Sicherung wollte.

Es steht denen schlecht an, über die mangelnde Verantwortungsfreude der deutschen Intelligenz zu klagen, die die männlichen Tugenden des Mutes und der Selbstzucht eifrig und laut geschmäht haben. Die deutschen Erziehungsstätten, Schulen und Universitäten waren zu Lehr- und Lernanstalten degradiert worden. Der Charakter verstand sich gewissermaßen von selbst. Die beiden Stätten charakterlicher Erziehung, Offizierskorps und studentische Korporationen, in denen mit mittelalterlicher Strenge die ritterlichen Tugenden der Ehre, der Selbstverantwortung, des mutigen Eintretens für jedes Wort, für jede Tat gepflegt wurden, waren dem Hohn der Witzblätter ausgeliefert.

Sie paßten nicht mehr in das Bild einer »freien« Gesellschaft, die religiöse, staatliche und ethische Bindungen von sich gestreift hatte. Verächtlich hatte man die »blutige Ehre« des Zweikampfes abgetan, und wie recht tat man daran: Man stelle sich einen Parlamentarier vor, der sein Blut für sein Wort einsetzt!

Nein, die Politik war ein nüchternes Metier geworden, dessen wechselvolles Spiel nicht Charakter, sondern Wendigkeit verlangte. Der »mythologische Unsinn atavistischer Tugenden« war nicht mehr der Grund, auf dem man zu stehen hatte. Der »Boden der Tatsachen«, der schnell sich wandelnden, hatte tänzerische Begabungen heranreifen lassen, die sich jetzt bewährten.

Die Kandare zerbricht

Der Weg für Hitler ist frei. Er hat vier Jahre Zeit, er wird sie nutzen. Mit Verve geht er an den inneren Ausbau seiner Position und legt im ersten Jahre den Grund für den ganzen breiten und vielgegliederten Aufbau des Dritten Reiches. Die Gesetzgebungsmaschine läuft in atemberaubendem Tempo an, die Verwaltung arbeitet fieberhaft, ihr zu folgen.

Das erste Ziel ist die Gewinnung einer Monopolstellung für die NSDAP, ist die Überwindung des Engpasses, in dem sie innerhalb der Regierungskoalition steckt. Mit den verschiedensten Mitteln wird dieses Ziel angegangen. Schon am 13. März entsteht ein neues Ministerium: Goebbels, der Gauleiter von Berlin, wird zum Reichsminister

für Volksaufklärung und Propaganda ernannt und baut einen Riesenapparat auf, mit dem er bald über die Grenzen seines Auftrages hinaus weite Gebiete des kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Lebens an sich reißen wird.

Dieser wendigste Kopf unter der Parteiführerschaft wehrt sich damals mit sicherem Instinkt gegen die Bezeichnung »Propaganda-Ministerium«, weil eine gute Propaganda nicht mit der Tür ins Haus fallen dürfe, aber er scheitert an Hitlers Weigerung, der die Dinge beim Namen nennen will.

Wenige Tage später erhält Dr. Hjalmar Schacht die Leitung der Reichsbank. Er ist gewiß kein Pg, aber in ihm hat Hitler einen Fachmann an sich gezogen, den die Welt bald den Zauberer der Finanzen nennt. Dr. Popitz, der kluge preußische Finanzminister, stellt sich ebenfalls der Partei zur Verfügung.

Gleichzeitig fallen nach links und nach rechts die Todeshiebe gegen die rivalisierenden Parteien und ihre großen Organisationen. Die KPD ist schon lahmgeschlagen und beiseite geschoben. Ihr Vermögen wird eingezogen.

Im Mai ist die SPD an der Reihe. Die Gewerkschaftshäuser werden besetzt und von NS-Organisationen übernommen. Das Vermögen der SPD wird beschlagnahmt, und am 23. Juni ergeht ein Betätigungsverbot für die Partei. Ebenso wird die Zugehörigkeit von Beamten zur SPD untersagt.

Im Juni geht es auch in scharfer Wendung gegen rechts: die Kampfringe der Deutschnationalen Front werden aufgelöst mit einer klassischen Begründung:

»Das Verbot ist erfolgt, weil die angestellten Ermittlungen einwandfrei ergeben haben, daß kommunistische und sonstige staatsfeindliche Elemente im größten Umfang Aufnahme in die Formationen der Deutschnationalen Kampfringe gefunden haben. Die Kampfringe bildeten bei dieser Sachlage eine erhebliche Gefahr für die Sicherheit des Staates und der Bevölkerung.«

Der Stahlhelm wird gleichgeschaltet in einer Verordnung, die den Angehörigen jede andere Parteimitgliedschaft als die der NSDAP verbietet und den Jung-Stahlhelm der Obersten SA-Führung unterstellt.

Am 27. Juni erfolgte die Selbstauflösung der Deutschnationalen Front. Aus ihrer von Hitler gegengezeichneten Erklärung lassen sich die Hintergründe deutlich erkennen:

»Im vollen Einvernehmen mit dem Reichskanzler und in Erkenntnis der Tatsache, daß der Parteienstaat überwunden ist, hat die Deutschnationale Front heute ihre Auflösung beschlossen. Sie wird bei den nötigen Maßnahmen zur Abwicklung nicht behindert werden. Die ehemaligen Angehörigen der Deutschnationalen Front werden vom Reichskanzler als voll- und gleichberechtigte Mitglieder des nationalen Deutschlands anerkannt und vor jeder Kränkung und Zurücksetzung geschützt. Das gilt insbesondere für alle Beamten und Angestellten. Die wegen politischen Vergehens in Haft befindlichen ehemaligen Mitglieder der Deutschnationalen Front werden unverzüglich in Freiheit gesetzt und unterliegen keinerlei nachträglicher Verfolgung.«

Hugenberg zieht sich den Zorn Hitlers zu, als er auf der Weltwirtschaftskonferenz in London ein Memorandum an seine englischen Partner überreicht, das nicht nur Kolonien für Deutschland, sondern auch freie Hand im Osten fordert, wo »diese energische Rasse siedeln« soll. Diese voreilige Eigenmächtigkeit gibt Hitler den Vorwand, Hugenberg aus seinem Kabinett zu entlassen und durch den neuen Reichswirtschaftsminister

Schmitt zu ersetzen, wodurch er eine Persönlichkeit mit bedeutendem Hintergrund gegen einen Mann von geringem Eigengewicht eintauscht.

Im Juli löst sich die Bayerische Volkspartei, das südliche Gegenstück zum Zentrum, auf:

»Durch die nationalsozialistische Revolution gibt es außerhalb der NSDAP keine politische Wirkungsmöglichkeit mehr. Es ist deshalb für jeden bisherigen Angehörigen der Bayerischen Volkspartei der Weg frei, unter der unmittelbaren Führung Adolf Hitlers am Aufbau des neuen Deutschland mitzuwirken.«

Der Chef der Fraktion, Graf von Quadt-Isny, beantragt seine Aufnahme in die NSDAP und bittet seine Mitdeputierten, sich seinem Schritt anzuschließen oder ihre Mandate aufzugeben. Die »Freiwilligkeit« auch dieser Maßnahme wird durch einige Verhaftungen von Angehörigen der BVP beleuchtet, die heute ihre Freiheit als Gegenleistung wieder erhalten.

Einen Tag später folgt das Zentrum:

»Mit dieser Auflösung gibt sie ihren Anhängern die Möglichkeit, ihre Kräfte und Erfahrungen der unter Führung des Herrn Reichskanzlers stehenden nationalen Front zur positiven Mitarbeit im Sinne der Festigung unserer nationalen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse und zur Mitwirkung am Neuaufbau einer rechtsstaatlichen Ordnung rückhaltlos zur Verfügung zu stellen.«

Staatspartei und Deutsche Volkspartei gehen den gleichen Weg, und am 14. Juli ist die Flur bereinigt und soll es auch für die Zukunft bleiben, denn an diesem Tage ergeht ein Gesetz, das in lapidarer Kürze besagt:

§ 1.

In Deutschland besteht als einzige politische Partei die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei.

§ 2.

Wer es unternimmt, den organisatorischen Zusammenhalt einer anderen politischen Partei aufrecht zu erhalten oder eine neue politische Partei zu bilden, wird, sofern nicht die Tat nach anderen Vorschriften mit einer höheren Strafe bedroht ist, mit Zuchthaus bis zu drei Jahren oder mit Gefängnis von sechs Monaten bis zu drei Jahren bestraft.«

Ein Volk, ein Reich, ein Führer

In weniger als einem halben Jahr hat sich Hitler von den Fesseln befreit, mit denen man ihn so kunstreich gebunden zu haben glaubte. Noch steht er zwar mit Frick und Goebbels wie mit Göring, der erst später sein Portefeuille mit dem Aufbau des Reichsluftfahrtministeriums bekommt, den zehn Andersgläubigen gegenüber, aber diese zehn sind keine Exponenten innerpolitischer Macht mehr, sie sind Spezialisten, Funktionäre mit fachlicher Zuständigkeit, die keine ernsthafte politische Obstruktion mehr leisten können.

Auch in den Beamtenstäben dieser Ministerien bahnt sich langsam eine Wandlung an. Konnte man noch im Februar 1933 die Pg in den einzelnen Reichsministerien an den Fingern einer Hand oder beider Hände abzählen, so verschieben sich mit den

20. April 1938

Zweimal Geburtstag



20. April 1945

1952:
Gilbert Grandval (rechts) und seine Mitarbeiter



Deutsch ist die Saar!

1935 / *Saarabstimmung: 90,8 Prozent für Deutschland unter internationaler Überwachung*

»Märzgefallenen«, wie man die Zuläufer nach Potsdam nannte, diese Zahlen langsam, aber stetig, um in späteren Jahren ins Gegenteil umzuschlagen.

Das Problem der Fachleute innerhalb der NSDAP erhebt sich hier zum ersten Male. Das Gros der alten Parteigenossen war kleinbürgerlicher Herkunft, in Berlin und im Ruhrgebiet überwog das proletarische Element. Bei dieser Zusammensetzung der Partei ist Hitler gezwungen, mit dem alten Beamtenstab weiter zu arbeiten. Er hat nicht entfernt die vielen Tausende fachlich geschulter Menschen zur Verfügung, um Verwaltung und Selbstverwaltung auch nur bis in die Kreisstufe, bis zum Landrat, mit alten Pg zu besetzen, und ist auf den neuen Zustrom angewiesen.

Daher spielt auch das vielgenannte Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums bei dieser Umschichtung nur eine geringe Rolle. In den meisten Ministerien, auch in der Reichsbank, machte man von dieser Vorschrift einen sehr bescheidenen Gebrauch und konnte sich dabei auf eine Ausführungsverordnung stützen, in der es hieß: *»Die Zugehörigkeit eines Beamten zu einer politischen Partei — ausgenommen der kommunistischen Partei — rechtfertigt allein noch nicht die Annahme nationaler Unzuverlässigkeit.«*

Auch wenn man den Rahmen der von diesem Gesetz damals Betroffenen sehr weit zieht, so sind doch weniger als zwei Prozent der Beamten aus Gründen ihrer früheren politischen Betätigung oder mangelnder Vorbildung entlassen worden.

Die durchgreifende Umbesetzung der Spitzen der Verwaltungen, der Oberpräsidenten und Regierungspräsidenten, ist ein Vorgang, der nicht neu ist und im amerikanischen System einen viel weitergreifenden Umfang hat.

Ähnlich lag es für Beamte jüdischer Abstammung, die entlassen wurden, aber ihre Ruhebezüge, in gewissen Fällen ihr volles Gehalt, weiterbezogen. Ein markantes Beispiel war der jüdische Ministerialdirektor Meyer im Auswärtigen Amt, der sein Gehalt trotz aller Devisenschwierigkeiten in sein schwedisches Exil nachgesandt erhielt.

Parallel mit der Ausschaltung der Parteien läuft die Entmachtung der Länder. Die preußische Regierung, durch lange Jahre die Festung der SPD, war schon vor Hitler der Reichsaufsicht unterworfen worden. Jetzt rückt Göring auf Kosten von Papens vom Innenminister zum preußischen Ministerpräsidenten auf.

Lassen wir die Dokumente sprechen, die für das politische Spiel dieser Epoche, für den Eiertanz der Politik zwischen Hindenburg, Hitler, Papen und Göring so bezeichnend sind. Uns sind einige Briefe erhalten, die zwischen diesen vier Hauptpersonen gewechselt wurden, als Hitler daran ging, den Dualismus zwischen Reich und Preußen zu beenden und gleichzeitig seine eigene Position auf Kosten Papens zu verstärken. Am 7. April schreibt Papen an Hitler:

»Sehr verehrter Herr Reichskanzler!

Mit der am heutigen Tage vom Reichskabinett verabschiedeten Vorlage eines Gesetzes zur Gleichschaltung der Länder mit dem Reich ist ein Gesetzgebungswerk begonnen, das für die staatspolitische Entwicklung des Deutschen Reiches von historischer Bedeutung sein wird. Der Schritt, den die mir seinerzeit unterstellte Reichsregierung am 20. Juli 1932 zur Beseitigung des Dualismus zwischen Reich und Preußen getan hat, erhält seine Krönung durch die nunmehrige neue enge gesetzliche Verflechtung der

Interessen des Landes Preußen mit denen des Reiches. Sie, Herr Reichskanzler, werden, wie einst der Fürst Bismarck, nunmehr in der Lage sein, die Politik des größten der deutschen Länder in allen Punkten mit der des Reiches gleichzuschalten.

Nachdem das neue Gesetz Ihnen die Möglichkeit gibt, den preußischen Ministerpräsidenten zu ernennen, bitte ich Sie, dem Herrn Reichspräsidenten die Mitteilung machen zu wollen, daß ich das Amt des Reichskommissars für das Land Preußen gehorsamst in seine Hand zurücklege.

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr aufrichtig ergebener

(gez.) von Papen.«

Hitler reicht dieses Schreiben am gleichen Tage an Hindenburg weiter, dem er dazu schreibt:

»Hochverehrter Herr Reichspräsident!

Der Vizekanzler, von Papen, hat an mich ein Schreiben gerichtet, das ich zu Ihrer gütigen Kenntnis diesem Briefe beilege.

Herr von Papen teilte mir schon in den letzten Tagen mit, er sei mit Minister Göring übereingekommen, von sich aus zurückzutreten, sowie durch das neue Gesetz der Gleichschaltung der Politik in Reich und Ländern die Einheitlichkeit der Führung der Regierungsgeschäfte in Reich und Preußen gewährleistet sei.

Am Abend nach der Verabschiedung des neuen Gesetzes über die Einsetzung der Reichsstatthalter sah Herr von Papen dieses Ziel erreicht und bat mich, nunmehr die Ernennung des preußischen Ministerpräsidenten vorzunehmen, wobei er sich selbst zur weiteren Mitarbeit an der Reichsregierung nunmehr voll zur Verfügung stellte.

Herr von Papen hat sich durch die Übernahme der kommissarischen Leitung Preußens in dieser schweren Zeit seit dem 30. Januar ein großes Verdienst für die Durchsetzung des Gedankens der Gleichschaltung der Politik in Reich und Ländern erworben. Seine Mitarbeit im Reichskabinett, für die er nunmehr seine ganze Kraft zur Verfügung stellt, ist eine unendlich wertvolle, mein inneres Verhältnis zu ihm ein so herzliches, daß ich mich aufrichtig freue über die große Hilfe, die mir nunmehr dadurch zuteil wird.

In tiefer Verehrung

(gez.) Adolf Hitler.«

Hindenburg willigt ein und schreibt an Papen:

»Lieber Herr von Papen!

Ihrem Antrage um Entbindung von dem Amte des Reichskommissars für das Land Preußen habe ich soeben entsprochen. Es drängt mich, Ihnen bei dieser Gelegenheit namens des Reiches wie eigenen Namens aufrichtig für die großen Verdienste zu danken, die Sie sich durch die Beseitigung des Dualismus zwischen Reich und Preußen für die Durchsetzung des Gedankens einer einheitlichen politischen Führung in Reich und Ländern erworben haben. Daß nunmehr Ihre ganze Arbeitskraft der Reichsregierung zur Verfügung steht, begrüße ich mit Genugtuung.

Mit den besten Grüßen bin ich in treuer Kameradschaft Ihr ergebener

von Hindenburg, Reichspräsident.«

Am Ende stehen die beiden fröhlichen Gewinner; Hitler teilt Göring mit:

»Ich ernenne Sie mit Wirkung vom heutigen Tage zum Ministerpräsidenten von Preußen. Ich bitte Sie, Ihre Geschäfte am 20. April in Berlin übernehmen zu wollen.

Ich fühle mich glücklich, Ihnen diesen Beweis meines Vertrauens und meiner Dankbarkeit geben zu können für die so großen Verdienste, die Sie sich um die Wiedererhebung des deutschen Volkes seit über zehn Jahren als Kämpfer unserer Bewegung, für die siegreiche Durchführung der nationalen Revolution als kommissarischer Minister des Innern in Preußen erworben haben und nicht zuletzt für die einzige Treue, mit der Sie Ihr Schicksal an das meine schlossen.

Reichskanzler Adolf Hitler.«

Weniger höflich geht es in anderen Ländern zu. In Sachsen, Württemberg und Baden reißt der Reichsinnenminister Frick die Polizeibefugnisse schon im März an sich, in Bayern übernimmt zugleich General von Epp die vollziehende Gewalt, und noch im gleichen Monat ergeht das vorläufige Gesetz zur Gleichschaltung der Länder mit dem Reich.

Die »Gleichschaltung« wird zum großen Schlagwort des Jahres. Sie begnügt sich keineswegs mit der Herrschaft auf dem Gebiete der Politik, sie soll das ganze Leben der Nation umfassen. Die »liberalistische Schluderei« soll ein Ende nehmen, der Staat kann sich mit der Nachtwächterrolle ruhiger Biedermeierepochen nicht mehr begnügen. Er muß zusammentreiben, führen und formen, er will dem Auseinanderfallen auf allen Gebieten des Lebens entgegentreten.

Mögen im Vordergrunde und in der Absicht der Gewalthaber bei der »Gleichschaltung« nicht mehr als massenorganisatorische Notwendigkeiten wirksam sein, so schwingen doch auf der anderen Seite tiefere Schichten menschlichen Wollens mit. Das Zusammenknüpfen »der zersplissenen goldenen Fäden«, das Heimweh aus der Zerspaltung unseres Daseins in tausend Klüfte von Arbeitsteilung und Sektiererei, aus der Zerfallenheit unseres Wissens in verlorene Spezialkenntnisse, das Heimweh nach der Einheit des Lebens ist wach. Hölderlin und Schiller klagten schon der verlorenen Ganzheit des Menschentums nach, ohne zu ahnen, welche Zerstückelung, welche Atomisierung noch bevorstand. Goethe und Humboldt kämpften unter vielen Verzichten schon um die Geschlossenheit der Persönlichkeit und ihres Weltbildes, um die »Universitas«, die erst nach ihnen in der Fakultäten feinste Verästelungen aufgelöst werden sollte. Jetzt, hundert Jahre später, steht man ratlos vor den Trümmern der allen Warnungen zum Trotz gewollten Auflösung. Hölderlins »ist das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen« ist weit schon übertroffen. Der Spezialist arbeitet vorne einsam in seinem engen Schacht, er fühlt sich verloren und sehnt sich zurück zur Fülle des Lebens. Die Ergebnisse der reinen Wissenschaft wanken, und selbst der nüchterne Physiker ruft nach Gott.

Und jetzt tritt einer auf, der die Einheit verkündet, der die Spaltungen überwinden und die große Gemeinschaft zusammenführen will. Lohnt es sich da noch zu kämpfen für die eigene Unabhängigkeit, die unfruchtbar geworden ist, für die kleine Gruppe der Sonderinteressen, die nicht mehr trägt, für Verein, Sekte, Stadt und Stamm? Wird nicht aus dem großen Zusammenschluß aller wieder neue Kraft in jedes einzelne Glied zurückfließen, wird nicht der Traum der Romantik endlich Wirklichkeit werden?

So verblaßt der Widerstand des Einzelnen und der kleinen Gemeinden. Die Gleichschaltung rollt durchs Land. Sie bewirkt freilich eine Verarmung des bunten Bildes von gestern, aber schon morgen soll sich zeigen, welche Leistungen der neue Gesamtorganismus schafft.

Es steht ein Baum im Odenwald

Nach der politischen Gleichschaltung der Parteien und Länder geht auch die zivile Gleichschaltung über alle Grenzen hinweg und organisiert das gesamte Leben des Volkes im Reichsmaßstabe. Die vielen landschaftlich, religiös und sozial gegliederten Jugendorganisationen mit ihren mannigfaltigen bunten Wimpeln werden in eine einzige Reichsjugend zusammengeführt. Als Reichsjugendführer übernimmt Baldur von Schirach die Leitung der neuen Dachorganisation, die aber, wie Saturn, ihre eigenen Kinder frißt und schon im Juni den Großdeutschen Bund mit all seinen angeschlossenen Verbänden wie Freischar, Pfadfinder, Geusen auflöst. Ihr Eigentum wird »sichergestellt«. Es bleiben noch die religiösen Gruppen neben einigen anderen erhalten, aber sie erliegen schnell dem Sog der Reichsorganisation. Hitlerjugend, Jungvolk und Bund Deutscher Mädchen treten das Erbe der bunten Vielfalt von einst an und übernehmen die Aufgabe, dem neuen Staat die neue Jugend zu formen.

Auf der positiven Seite dieser Entwicklung steht die Erfassung breitester Schichten junger Menschen, die bisher an der Jugendarbeit keinen Anteil nahmen. Sie werden aktiviert, aus den Großstädten herausgeholt zu Wanderung und Lagerleben. Sie sollen lernen, Jugend durch Jugend zu führen. Millionen von Jungen und Mädchen haben zum erstenmal das Erlebnis der Kameradschaft, das Erlebnis der Natur.

Auf der Debet-Seite steht die Massenorganisation, die nie die Werte der kleinen freiwilligen Gemeinschaft ersetzen kann und den Wettstreit der Meinungen, das Ringen um Weg und Ziel ausschließt.

Das farbenfrohe Bild der deutschen Hochschulen wird in gleicher Weise mit der Fahne der Gleichschaltung zugehängt. Die Volksgemeinschaft erfordere es, daß Organisationen verschwänden, die Standesdünkel und Kastengeist verträten. Es war freilich nicht die Ablehnung des deutschen Arbeiters, es war vielmehr das Ressentiment des Spießbürgers, welches dem Studenten seine Sonderstellung, sein Eigenleben und sein Festhalten an alten Gebräuchen und Sitten als Arroganz verargte. Es war ein befremdendes Bild, zu sehen, wie eine Bewegung, die so viel von Ehre sprach, alle jene Bünde, Corps, Turnerschaften und Burschenschaften zerschlug, die die Wahrung der persönlichen Ehre zuoberst auf ihre Fahnen geschrieben hatten. Man mochte die Wahrung der persönlichen Ehre als individualistische Eigenbrötelei verstehen; aber ist sie nicht die allerhöchste Rücksichtnahme auf die Gemeinschaft, deren Urteil höhergestellt wird als selbst das eigene Leben?

Jedenfalls wurde hier gründlich gearbeitet. Die »reaktionären« Corps mußten ebenso Mütze und Band niederlegen wie andere Korporationen, die frühzeitig zur nationalsozialistischen Bewegung gestoßen waren. Übrig blieb »die« Studentenschaft, eine Zwangs- und Massenorganisation aller eingeschriebenen deutschen Hörer, in der sich bald niemand mehr zu Hause fühlte. Der deutsche Student, der seinen kleinen und kleinsten Vereinigungen die besten Kräfte gewidmet hatte, wußte mit einer Gemein-

schaft von dreitausend bis fünftausend Angehörigen nichts anzufangen. Man hörte nichts mehr von der »Deutschen Studentenschaft«.

Der Rest des kulturellen Lebens wird von dem neuen Reichspropagandaminister Dr. Goebbels organisiert. In einer Reichskulturkammer werden am 22. September die »Kulturschaffenden« zusammengefaßt. Es entsteht eine Reichsschrifttums-, eine Presse-, Rundfunk-, Theater-, Musik- und Filmkammer sowie die Reichskammer der bildenden Künste. Aufnahmeberechtigt sind selbstverständlich nur Arier, aber die Flurbereinigung geht hier noch weiter in die Tiefe. Nicht nur der Nichtarier soll am Kulturschaffen, an der künstlerischen Produktion und Reproduktion gehindert werden, sondern auch alle die, die seinen Verlockungen erlagen und die Bahn der »entarteten« Kunst eingeschlagen haben.

Die Kriegserklärung in diesem neuen Kulturkampf hat Adolf Hitler schon am 1. September auf der Kulturtagung der NSDAP ausgesprochen. Allen modernen Kunstrichtungen der letzten Jahrzehnte wirft er den Fehdehandschuh hin:

»Es ist kein Zufall, daß das weltanschaulich verschwommenste Zeitalter in seiner liberalistischen Freizügigkeit — sprich Unsicherheit — auch auf dem Gebiet des kulturellen Schaffens unsicher war. In knapp einem Jahrhundert wurden die Kunstleistungen der Völker und Weltanschauungen fast aller Zeiten durchprobiert und wieder abgelegt. In dem kubistisch-dadaistischen Primitivitätskult hat diese Unsicherheit endlich den einzig passenden, weil sicheren Ausdruck gefunden. Es ist dies die kulturelle Lebensäußerung des kulturlosen Bodensatzes der Nation.«

Während man in der Politik dem ehemaligen Angehörigen der marxistischen Parteien goldene Brücken baut und bei der Aufnahme in die Partei sehr nachsichtig ist, soll hier in der Kunst dem ehemaligen Verfechter der verfemten »Ismen« für immer der Pinsel aus der Hand gewunden werden:

»Aber das eine wissen wir, daß unter keinen Umständen die Repräsentanten des Verfalls, der hinter uns liegt, plötzlich die Fahnenträger der Zukunft sein dürfen. Entweder waren die Ausgeburten ihrer damaligen Produktion ein wirklich inneres Erleben, dann gehören sie als Gefahr für den gesunden Sinn unseres Volkes in ärztliche Verwahrung, oder es war dies nur eine Spekulation, dann gehören sie wegen Betruges in eine dafür geeignete Anstalt. Auf keinen Fall wollen wir den kulturellen Ausdruck unseres Volkes von diesen Elementen verfälschen lassen; denn das ist unser Staat und nicht der ihre.«

Man begnügt sich nicht, jene Kunst zu fördern und zu propagieren, die man für gut, für aufbauend, für arteigen hält und die andere »entartete« in ihrem kleinen Zirkel der Kenner sich selbst zu überlassen. Mit Schärfe wird in dieses Gebiet menschlicher Betätigung eingegriffen, wo die Gewalt wahrlich nur zertrümmern und nichts schaffen kann.

So spricht man den Bann über alles, was nicht der Norm wohlanständiger Gemeinverständlichkeit entspricht und trifft den Künstler, der in einer zerrissenen kranken Zeit um einen neuen Ausdruck rang, mit der gleichen Härte wie jene dreisten Macher, die in der Konjunktur des »Neuen um jeden Preis« Orgien des Unsinns auf die Leinwand schmierten und den kritischen Betrachter als Banausen beschimpften.

Damit beginnt jene Einebnung des künstlerischen Niveaus auf das Propagandamaß des Durchschnitts, obgleich weniger wirklich schlechte Malerei und Kitsch als vielmehr das artige Mittelmaß, die korrekte Konvention, sich allgemein durchsetzten.

Doch es gibt auch eine Gegenrechnung, die heute gewöhnlich vergessen wird. Die 1933 betroffenen Anhänger der »entarteten Kunst« bildeten eine sehr kleine Minderheit im Vergleich zur überwiegenden Mehrheit deutscher Künstler, für die damals eine Zeit drückendsten materiellen Niedergangs abgelöst wurde von einer Periode intensivster Arbeit. Maler und Bildhauer, Kunsthandwerker, Musiker und Schauspieler stehen einer Hochkonjunktur von Aufträgen und Engagements gegenüber, die sie kaum bewältigen können. Im Ausland aber hört man nur die Stimme der *»Entarteten«*, die den Eindruck zu erwecken verstehen, als ob mit ihnen die schönen Künste selbst dem unglücklichen deutschen Volk den Rücken gekehrt hätten.

In der Musik bleibt das unerschöpfliche Repertoire der Klassik. Nur die Unterhaltungsmusik wird langweiliger durch die Verpönung des »verniggerten Jazz«, wenn man damit auch kaum von einer Beraubung der deutschen Kultur sprechen kann.

Das Theater hat — von einer Einengung des Spielplanes abgesehen — noch das beste Los gezogen, denn es wird gut und viel Theater gespielt im Dritten Reich — nicht nur bildlich. Goebbels weiß, welch eine repräsentative Bedeutung das Theater nach innen und außen hat und läßt sich die Pflege der Bühnen sehr angelegen sein. In wenigen Jahren treten zu den bisherigen knapp zweihundert deutschen Theatern siebzig neue Bühnen hinzu. Dabei treibt ihn überdies eine sehr gewichtige Konkurrenz in der Person Hermann Görings, der die Preußischen Staatstheater unter seine Fittiche genommen hat und dabei weder nach den Kosten noch nach dem Ahnenpaß fragt. Als weiterer Konkurrent sitzt später in Wien Baldur von Schirach und läßt sogar den Halbjuden Hofmannsthal aufführen.

Dieses Gegeneinander ist ausnahmsweise einmal recht fruchtbar, denn noch im Jahre 1943 ist unter Bomben, Hunger und Müdigkeit des totalen Krieges nicht nur in Berlin, sondern auch in Hamburg, Dresden, Frankfurt am Main, Köln oder München das Theaterleben reicher als in Hauptstädten von Ländern die die Muße der Neutralität genießen.

Die Gleichschaltung mahlt weiter. Goebbels Hauptstück, die Presse, kommt in die Mühle, das große Zeitungssterben bricht an. Die Blätter der Kommunisten sind schon im ersten Ansturm gefallen, bald sind die Zeitungen der SPD an der Reihe. Die große Masse der freien Presse aber stirbt im Konkurrenzkampf mit den NS-Organen, die von Staats wegen so bevorzugt werden, daß niemand mehr mithalten kann. Von über viertausend Zeitungen des Jahres 1933 sind fünf Jahre später nur noch zweitausenddreihundert am Leben, von den zehntausenddreihundert Zeitschriften geht mehr als die Hälfte ein. Aber auch die überlebenden Presseerzeugnisse sind bald nur noch Kopien des »Völkischen Beobachter«. Goebbels selbst sieht mißvergnügt auf die Uniformität seines Blätterwaldes. Er sagt einmal: *»Wenn mein Sohn die Absicht haben sollte, zur Presse zu gehen, so werde ich das zu verhindern wissen. Etwas Traurigeres kann ich mir nicht vorstellen, als auf Befehl zu schreiben, was andere sich ausdenken. Kaum irgendeinem anderen Beruf fehlt es so völlig an Entfaltungsmöglichkeiten wie dem des Journalisten.«*

Aber er bleibt weiter bei seinen Methoden und tröstet sich mit der Erhöhung der Gesamtauflagenziffern, die bei illustrierten Zeitungen von 9,5 Millionen im Jahre 1932 auf 15 Millionen im Jahre 1937 steigen. Im gleichen Zeitraum steigt übrigens die Zahl der Auslandsjournalisten, die Deutschland besuchen, von 872 auf 2973.

Goebbels tröstet sich schließlich mit dem Ausbau des Rundfunks, der *»seinem Wesen nach autoritär ist und sich dem totalen Staat als geistige Waffe von selbst darbietet«.* Schon in vier Jahren steigen Rundfunkeinnahmen wie Hörerzahlen auf weit über das Doppelte von 1932. Über zehn Millionen Geräte werden in gleicher Zeit in Deutschland abgesetzt.

Die größte Neigung wendet der Reichspropagandaminister jedoch dem Film zu — in mancherlei Hinsicht. Die große Traumfabrik ist ein Arbeitsfeld, das den Einsatz lohnt. Der starke jüdische Einfluß wird ausgeschaltet, die Mittel konzentriert und erhöht, Reichsfilmkammer und Filmakademie werden gegründet. Besucherzahlen und Einnahmen steigen in schnellem Takt. Deutsch-Polnische und Deutsch-Italienische Filmgemeinschaften entstehen, und noch mitten im Kriege träumt Goebbels davon, durch eine enge Zusammenarbeit zwischen deutschem, französischem und italienischem Film die Weltmachtstellung Hollywoods spielend aus den Angeln zu heben.

Die Qualität der Filme, die damals herauskommen, setzt sich auch im Ausland gegen die amerikanische Konkurrenz durch. Filme wie »Münchhausen«, »Die goldene Stadt«, »Immensee«, »Der Postmeister« oder die Humoresken mit Rühmann laufen wochen- und monatelang in Basel und Stockholm, in Rom und Madrid.

Natürlich bleibt es nicht bei der »reinen Kunst«, natürlich wird der Film in Goebbels Händen auch zum politischen Werkzeug. Friedrich der Große und Bismarck, Reichsparteitag und Olympiade sind die Themen von Filmen mit klarer politischer Ausrichtung, ebenso wie jener Shylock der Leinwand, jener viel zitierte »Jud Süß« ein eindeutig antisemitisches Tendenzstück ist, mag auch die Fabel von Wilhelm Hauff und Lion Feuchtwanger stammen.

Es ist verständlich, daß man später nach dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Systems dem Regisseur dieses Filmes die Kamerakurbel aus der Hand winden will. Unverständlich nur, wie die gleiche »gesittete« Welt vergessen konnte, daß diesem einen »Jud Süß« Dutzende und Hunderte von scheußlichsten blutrünstigen antideutschen Hetzfilmen gegenüberstehen, mit denen die Welt vor, im und nach dem Kriege in jenen Zustand des Hasses versetzt wurde, der sie blind machte für alles, was in Deutschland, was in Europa, was in der ganzen Welt vor sich ging. Niemand fragt danach, was d i e s e n Filmleuten heute zu drehen beliebt. —

Es wird weiter gleichgeschaltet. Das ganze deutsche Volk wird zu einer Riesen-Reichs-Organisation umgeformt, die dem Führer in einem einzigen Hebelgriff in der Hand liegen soll. Die Wirklichkeit bleibt hinter diesem Wunschgebilde allerdings zurück. Mit der Größe der Organisation wächst nicht überall auch ihre Tüchtigkeit. Man erwischt vielfach nur die äußere Form, der Inhalt entzieht sich der bürokratischen Erfassung. Man spielt äußerlich und dienstlich mit, aber man singt zugleich den Spottvers:

»Es steht ein Baum im Odenwald,
der ist organisiert.
Er ist im NS-Baumverband,
damit ihm nichts passiert.«

Hinzu kommt, daß die großen Maschinenaggregate ganz oben in der Sphäre der Reichsminister, Reichsleiter und Gauleiter so ganz und gar nicht zur Gleichschaltung

zu bringen sind, denn diese obersten Willensträger des Führerstaates denken gar nicht an Zusammenarbeit, sondern nur an die Wahrung und Erweiterung ihrer Machtbefugnisse. Hier wächst eine »autoritäre Anarchie«, ein Krieg aller gegen alle, den Hitler — sei es aus Unentschlossenheit, sei es um des »teile und herrsche« willen — nie schlichten oder nicht mehr schlichten kann.

Ausländische Betrachter erkennen nur selten diese inneren Spannungen des Systems, oder sie wollen sie nicht erkennen. Ein Blick hinter die Kulissen aber zeigt schnell, daß zwischen Göring und Goebbels, zwischen Ribbentrop und Himmler ebenso wie unter den verschiedenen Waffengattungen der Wehrmacht eine Rivalität, eine Spannung herrscht, die die Gesamtleistung dieses Reiches in Krieg und Frieden für den Eingeweihten geradezu zu einem Wunder macht.

Das gilt jedoch nur für oben, wo man über den Gesetzen steht und sich dessen oft genug zum eigenen Vorteil bedient. Nach unten hin wird im jeweiligen Herrschaftsbereich Disziplin gehalten und eine sehr hohe Leistungsfähigkeit der organisatorischen Maschine erzielt.

Das positive Christentum

An die beiden großen christlichen Kirchen Deutschlands wagt sich die Gleichschaltung freilich zunächst noch nicht heran.

Hitler selbst ist in einer streng katholischen Kleinbürgerfamilie seiner österreichischen Heimat aufgewachsen und erinnert sich, in seiner Jugend den Ehrgeiz gehabt zu haben, die geistliche Laufbahn einzuschlagen und einmal zur Würde eines Abtes aufzusteigen. Erst als er nach dem Ersten Weltkriege beschließt, *»Politiker zu werden«*, wird er sich des Gegensatzes zwischen nationaler Politik und der überstaatlichen Macht des Papsttums bewußt. Er erkennt die tiefe Zerrissenheit Deutschlands durch den Glaubensstreit der beiden Konfessionen, er vermeint mit Bedenken enorme Vermögensmassen in die Hände der Kirchen übergehen zu sehen und findet schließlich in Rosenberg einen Mentor, der ihn gegen die »lebensfeindliche Demutslehre« des Christentums einnimmt.

So träumt Hitler von einer deutschen Nationalkirche und weist in Gesprächen oft auf das englische Vorbild hin, wo die Hochkirche zum wirksamen Werkzeug einer selbstbewußten nationalen Politik geworden ist.

Doch fühlt er sich nicht zum religiösen Reformer berufen und sagt zu seinen Mitarbeitern: *»Durch Reden und Aufsätze kann man keine Reformation züchten. Ist aber einer da, dann wird er sich schon mit Grollen und Donnern von selbst bemerkbar machen.«*

Hitler begnügt sich, in die Satzungen der NSDAP den Satz aufzunehmen: *»Die Partei als solche vertritt den Standpunkt eines positiven Christentums.«*

Wie dieser Satz im deutschen Volke, und vor allem in der Partei, zunächst verstanden wurde, ergibt sich aus den kirchenpolitischen Ereignissen in der ersten Zeit nach der Machtergreifung. Hunderttausende von Dissidenten strömten, unter mehr oder weniger sanftem Druck, wieder in die Kirche zurück. Der große »Freidenkerverband«, überwiegend aus Sozialdemokraten bestehend, löst sich mit seinen sechshunderttausend Mitgliedern auf, ebenso wie sein kommunistischer Bruder, der »Verband proletarischer

Freidenker« mit einhundertsechzigtausend Angehörigen. In großen Scharen ziehen die Volksschullehrer in Sachsen, Thüringen und Berlin wieder in den Schoß der Kirche. SA-Führer lassen ihre Ehen in Massentrauungen einsegnen.

Ein allseitiger Feldzug gegen den Atheismus setzt ein. Religionsfeindlichkeit wird als Ausflucht einer materialistischen Weltanschauung, ob sie aus dem Marxismus oder aus liberalen Quellen stammt, aufs schärfste bekämpft. Die Handhabe dazu ist geboten durch die Wirksamkeit der schon erwähnten Freidenkerverbände, die unter Führung von Erich Weinert, Felix Abraham, Dr. Levy-Lenz u. a. sich nicht mit der Bekämpfung der Religion begnügten, sondern für die Straflosigkeit der Abtreibung, der Prostitution, der Homosexualität und anderer Perversionen agitierten.

Wer nicht an Gott glaubt, ist *»überheblich, größenwahnsinnig und dumm; er ist für uns nicht geeignet«*, sagt Heinrich Himmler und weist seine SS-Männer darauf hin, daß ihre Eidesformel mit den Worten bekräftigt wird: *»So wahr uns Gott helfe!«*

Von seiten der Kirche konnte diese Entwicklung zunächst nur begrüßt werden. Der Gottlosenpropaganda bolschewistischer Prägung war ein gewaltsames Ende gesetzt. Die moralische Zersetzung wurde eingedämmt, die Achtung vor der Ehe, der Schutz der Mutter und der Jugend wieder zur Aufgabe des Staates gemacht. Kardinal Faulhaber spricht im Frühjahr 1933 auf einer Katholikentagung im Chiemgau Worte der Hoffnung und des Vertrauens gegenüber der neuen deutschen Regierung. Die gleiche Zustimmung kommt auch aus dem evangelischen Lager.

Zwei Gesetze sichern schon im Jahre 1933 den Schutz der beiden großen christlichen Kirchen.

Am 22. Juli folgte der Abschluß eines Konkordats zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Deutschen Reich, durch das die mit Bayern, Preußen und Baden bestehenden Verträge bestätigt und erweitert werden. Noch 1949 sollen CDU/CSU im Bundestag die Beibehaltung dieses Vertragswerkes in der heutigen Bundesrepublik verlangen.

Am 14. Juli ergeht das Gesetz über die Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche, durch das die Einigungsbestrebungen, die der Deutsche Evangelische Kirchenbund eingeleitet hatte, vollendet werden sollen. Die zugleich verkündete neue Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche sieht die Einsetzung eines lutherischen Reichsbischofs vor. Bereits am 26. Mai war Pastor Fr. v. Bodelschwingh von den Vertretern der Landeskirchen zum Reichsbischof gewählt. Doch die auf der »Nationalsynode« in Wittenberg am 27. September 1933 getätigte Wahl des Wehrkreispfarrers Ludwig Müller, Führer der »Deutschen Christen«, zum Reichsbischof kann die Schwierigkeiten nicht verbergen, denn die von der Partei geförderte Bewegung der »Deutschen Christen« steht im Dilemma zwischen Christentum und Antisemitismus. Sie sucht einen Ausweg und glaubt ihn in der Trennung zwischen Altem und Neuem Testament finden zu können. Das jüdische Alte Testament des *»Rachegottes Jahwe«* soll in Acht und Bann getan werden. Übrig bleibt der *»arische Christus«* des Neuen Testaments, welches allerdings von der Theologie des Rabbinerschülers Paulus und anderen jüdischen Einflüssen »gereinigt« werden müsse.

Die geschichtliche Wahrheit gebietet hier die Feststellung, daß der Kampf gegen das Alte Testament und die paulinische Theologie bis in die Zeit der Urkirche selbst zurückreicht, und daß die historisch-kritische Theologie des 19. (und beginnenden 20.) Jahrhunderts den längst vor Hitler weitverbreiteten Bestrebungen einer »Reinigung« der

Bibel und des Christentums, einer Wiederherstellung des »unverfälschten« Urevangeliums das wissenschaftliche Rüstzeug geliefert hat. Die leidenschaftliche Verwerfung des alttestamentlich-jüdischen Gottesbegriffes und der mit ihm verbundenen Frömmigkeit und Moral findet in dem bekannten Buch »Geschlecht und Charakter« von Weininger die gleichen Begründungen wie bei deutschen und ausländischen Autoren antijüdischer Gesinnung, bis hin zu Julius Streicher und seinem unseligen »Stürmer«, einer Zeitschrift, die nicht nur im Auslande, sondern auch im deutschen Volk einen heftigen Widerwillen hervorrief.

Die kirchenpolitische und »theologische« Verlegenheitslösung der »Deutschen Christen« geht ziemlich schnell zu Bruch. Hitler distanziert sich – halb belustigt, halb verärgert – von dem »Pastoren-Gezänk«. Die komplizierte Struktur der evangelischen Landes- und Provinzialkirchen und ihrer verschiedenen Bekenntnisse ist ihm wesensmäßig fremd. Aber der Angriff auf die Einheit des christlichen Glaubensgutes hat tiefgreifende Auswirkungen. Eine »Bekennende Kirche« formiert sich theologisch und organisatorisch zur Gegenwehr. Es bleibt nicht bei dem Kampf für die reine Botschaft des Evangeliums, denn bald sammeln sich bei der »B. K.« neben den echten Glaubensstreitern auch Mißvergnügte, die mit ihrer Gegnerschaft gegen den Nationalsozialismus in den Schutz des religiösen Bekenntnisses flüchten, die seit Jahrzehnten keinen Fuß über die Kirchenschwelle gesetzt haben, beteuern jetzt, sie hätten zwar nichts gegen die sozialen und politischen Maßnahmen der neuen Regierung, sie begrüßten sogar ihren Kampf gegen den Kommunismus, aber sie ließen sich den Glauben ihrer Väter nicht nehmen. Der Gewissensernst der überzeugten Christen in der »Bekennenden Kirche«, ihrer häufig bedrängten Notpfarrer und Laienhelfer kann ebensowenig bestritten werden, wie der unzweifelhaft im Namen des Nationalsozialismus erfolgte Angriff auf die Glaubensfreiheit.

Ernsthafter noch ist die Gegenwehr der katholischen Kirche, deren Herrschaft über die Geister in West- und Süddeutschland fester gegründet ist als die der evangelischen Pastoren. Die katholische Kirche sieht schärfer als die »offizielle« evangelische Kirche eine Gefahr vor allem in einer Geisteshaltung, die zwar keinesfalls typisch nationalsozialistisch ist, die aber durch den Nationalsozialismus eine starke Belebung erfährt. Es ist die Ablehnung des jüdisch-christlichen Dogmas als einer fremden Lehre, die das *»eingeborene Gottesbewußtsein des germanischen Menschen nicht zur Entfaltung kommen lasse, sondern auf die Dauer lähme und zerstöre«*. Rosenbergs »Mythos des XX. Jahrhunderts« ist die Bibel dieser Gottgläubigkeit, die innerhalb der SS zur Grundlage der weltanschaulichen Schulung gehört. Daneben stehen die Kreise um Mathilde Ludendorff, um Hauer und um Reventlow, die alle streitbar gegen das Christentum und für eine eigenständige Gotterkenntnis fechten.

Doch die Wirkung dieser Gedanken ist auf recht kleine Gruppen und Grüppchen beschränkt, denen im Auge des Bürgers etwas Sektiererhaftes anhängt.

Eine heftige Fehde der Kirchen gegen den Nationalsozialismus wird zu Beginn des Krieges durch die Tötung unheilbarer Geisteskranker erregt. So umstritten das Problem der Euthanasie sonst auch ist – vor USA-Gerichten sind mehrere Freisprüche in diesem Zusammenhang ergangen –, die christlichen Kirchen haben sie immer als einen Eingriff in die göttliche Ordnung schärfstens abgelehnt und den unglücklichen Kranken in ihren Hospitälern in aufopfernder Hingabe das Dasein erhalten. Als im Kriege das nicht ver-

öffentlichte Gesetz über die Spendung des Gnadentodes ergeht und teilweise in brutalen Formen durchgeführt wird, erheben sich scharfe Stimmen des Widerspruches im kirchlichen Lager, aber auch innerhalb der Partei selbst.

Eine württembergische Frauenschaftsleiterin schreibt einen entsetzten Brief an ihre Reichsführung, der mit den Worten schließt: »*Man kann darüber verschiedener Meinung sein, inwieweit Menschen sich das Recht anmaßen dürfen, über Tod und Leben ihrer Mitmenschen zu entscheiden; eines steht doch wohl fest: dieses Recht muß gesetzlich streng festgelegt und mit höchster Gewissenhaftigkeit ausgeübt werden, wenn nicht den gefährlichen Leidenschaften und Verbrechen Tür und Tor geöffnet werden soll.*«

Diese Reaktionen mögen dazu beigetragen haben, daß Hitler im Jahre 1941 den Befehl zur Einstellung der Euthanasiemaßnahmen gab.

Im gesamten Rückblick bietet sich ein Bild, das zwar zahlreiche hohe Würdenträger, einfache Pfarrer und schlichte Laien beider Glaubensbekenntnisse im Widerstreit mit dem Staat sieht. Viele von ihnen, die sich aus Glaubensgründen gegen unchristliche Maßnahmen und Lehren des Nationalsozialismus auflehnten, haben auch Verfolgungen nicht gescheut und blieben selbst in Not und Todesdrohung ihrem Gewissen treu. Die offizielle Kirche aber steht keineswegs als geschlossene Einheit auf der Seite des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus. Wir erfahren im Gange durch die zwölf Jahre des Dritten Reiches, daß die christlichen Kirchen von den ersten Zustimmungsäußerungen des Jahres 1933 bis zum Tage der Kapitulation immer wieder ihr Ja zu dem »*Unrechtsstaat*« des Nationalsozialismus ausgesprochen haben:

Nach dem Anschluß Österreichs ist unter den ersten Besuchern Adolf Hitlers Kardinal Innitzer zu sehen, der mit den katholischen Bischöfen den Dank für die Erfüllung eines alten Wunsches des österreichischen Volkes übermittelt.

Bei der Grundsteinlegung des Hauses der deutschen Kunst in München sagt der Nuntius Vasallo di Torregrossa zu Hitler: »*Ich habe Sie lange nicht verstanden, ich habe mich aber darum bemüht, und heute verstehe ich Sie.*«

Zum fünfzigsten Geburtstag Hitlers berichtet die »*Münchener katholische Kirchenzeitung*«: »*Nach einer Anordnung der deutschen Bischöfe werden am Vorabend des 20. April unsere Kirchenglocken in einem Festgeläute den Ruf zum Gebet über die deutschen Lande hintragen. Die deutschen Bischöfe wollen damit den Tag, der uns die Vollendung des fünfzigsten Lebensjahres unseres Führers und Reichskanzlers bringen wird, besonders auszeichnen. Es ist hier nicht der Raum, all das im einzelnen zu würdigen, was zur Überwindung der furchtbaren Schäden des Versailler Diktates und der wirtschaftlichen Not geschaffen und geleistet wurde. Wir haben wahrlich Grund genug, Gottes Vorsehung zu danken, daß sie dem Volk der Deutschen wieder gnädig war und die Führung des Reiches einem Staatsmann anvertraute, der es verstand, eine in der Geschichte beispiellose Machtfülle in seiner Hand zu vereinigen. Nur dadurch war es möglich, in entscheidender Stunde das Haupt gegen den Bolschewismus zu erheben und alle Kräfte auf den Plan zu rufen. Wie sein Leben bisher aufging in der Sorge um die Größe und die Zukunft unseres Volkes, so wird er auch weiterhin Deutschland seine ganze Kraft schenken.*«

Noch im Kriege entbietet der Erzbischof von Paderborn, Dr. Klein, den Bischofshut in der Hand, den Heil-Gruß, und der evangelische Bischof Dr. Oberscheid spricht zu seinen Männern in der Uniform eines SA-Sturmführers.

Das Dritte Reich scheut sich weiterhin, in das Gefüge der Kirche mit der gleichen Härte einzugreifen, die es gegen weltliche Organisationen anwandte. Nach dem ersten verfehlten Versuch mit den »Deutschen Christen« will man nicht weiteres Porzellan zerschlagen. Man möchte vermeiden, Märtyrer zu schaffen, und schickt die Polizei nur dort vor, wo es aus politischen Gründen für notwendig erachtet wird. Der »U-Boot-Pfarrer« Niemöller z. B. kann in Berlin jahrelang Reden halten, die ein mondänes Publikum in angenehmes Gruseln versetzen. Erst als die Propaganda des feindlichen Auslandes die Argumente Niemöllers aufgreift und rücksichtslos ihren Zwecken nutzbar macht, greift die Gestapo zu und überführt Niemöller in eine allerdings recht erträgliche Internierung.

Im übrigen aber zieht das Dritte Reich bis zu seinem Sturz für die christlichen Kirchen beider Konfessionen die Kirchensteuern durch seine staatlichen Organe ein, und die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt zahlt im Laufe dieser Jahre mehr in die Kassen kirchlicher karitativer Organisationen als irgendein christlicher Staat von heute an seine Kirchen gezahlt hätte. Auch die Rundfunkstationen im Großdeutschen Reich bringen an religiösen Feiertagen, vor allem zu Weihnachten und Ostern, Programme, die in ihrem religiösen Ernst und in ihrem kulturellen Niveau kaum von den Radiosendern Englands, Amerikas oder Frankreichs übertroffen werden.

Der vielgezogene Vergleich zwischen Bolschewismus und Nationalsozialismus wird wohl auf keinem Gebiet so kraß ad absurdum geführt wie hier. Schweigen wir von den Vorgängen der bolschewistischen Revolution selbst. Ein Blick auf den spanischen Bürgerkrieg, ein Blick nach Belgrad oder Prag oder Budapest oder auch nach dem China Mao Tse-tungs gibt uns klaren Bescheid. In Deutschland wurde zwischen 1933 und 1945 keine einzige christliche Kirche geschlossen. Ein Graf Galen, ein Innitzer, ein Faulhaber sind trotz heftigster Kontroversen mit den damaligen Machthabern nicht zu Opfern eines Schauprozesses geworden.

Der Kirchenaustritt blieb trotz gewisser Beeinflussung innerhalb der NSDAP und besonders der SS eine Ausnahme, so daß nach der Kapitulation bei einer Erfassung in Hamburg nur vier Prozent der Bevölkerung als »Dissidenten« festgestellt werden, von denen der größte Teil sich als *»gottgläubig«* bezeichnet. Die Erfahrung mit dem *»positiven Christentum«* nach 1945 verschiebt dieses Zahlenverhältnis erheblich. 1951 gehören in Hamburg vierzehn Prozent der Einwohner nicht mehr der Kirche an.

Es ist also kein Fehlurteil, wenn die Oberste Berufungsinstanz für Fragen der Rückerstattung in der britischen Zone, das Board of Review in Herford, 1951 in einer grundsätzlichen Entscheidung erklärt, daß die katholische Kirche nicht zu den *»Verfolgten des Nazi-Regimes«* gehöre.

Kampf um den deutschen Arbeiter

Das praktisch und politisch wichtigste Tätigkeitsfeld der Gleichschaltung ist die deutsche Arbeiterbewegung. Ihre zahlreichen Ströme und Bäche fließen zusammen zu dem Meer der Deutschen Arbeitsfront. Unter den Händen von Dr. Ley, den man auch innerhalb der Partei als stotternden Trunkenbold belacht hatte, der sich jetzt aber als sehr tüchtiger Organisator entpuppt, entsteht ein Organismus von gewaltiger Finanz-

kraft. Die Stiftung der »Opfer der Arbeit« wird gegründet, zwei Wochen später ergeht das »Gesetz über die Treuhänder der Arbeit«.

Ley erklärt:

»Arbeiter — ich schwöre dir, wir werden nicht nur alles erhalten, was sich vorfindet, wir werden Schutz und die Rechte des Arbeiters weiter aufbauen, damit er in den neuen nationalsozialistischen Staat als vollwertiges und geachtetes Glied des Volkes eingehe.«

Ley eröffnet damit den großen Propagandafeldzug um die Gewinnung des deutschen Arbeiters, in den Hitlers Rede auf dem ersten Kongreß des deutschen Arbeitertums am 10. Mai 1933 mit den Worten eingreift:

»Ich werde keinen größeren Stolz in meinem Leben besitzen als den, einst am Ende meiner Tage sagen zu können: ›Ich habe dem Deutschen Reiche den deutschen Arbeiter erkämpft.‹«

Der Klassenkampf, der die Kraft des deutschen Volkes zum Schaden der Arbeiterschaft selbst schwächt, soll von der Volksgemeinschaft überwunden werden. Im einzelnen Betrieb soll der Streit zwischen Leitung und Belegschaft durch die Betriebsgemeinschaft abgelöst werden, die den Chef wie den Arbeiter zu gemeinsamer Leistung an gemeinsamer Aufgabe verbindet:

»Nur dann wird man für die Millionen Menschen wieder die Überzeugung lebendig werden lassen, daß der Staat nicht die Interessenvertretung einer Gruppe oder eines Standes ist und daß die Regierung nicht die Sachwalterin einer Gruppe oder eines Standes ist, sondern daß sie die Sachwalterin des Volkes an sich ist.«

Es bleibt nicht bei den Worten. Ley weiß und gibt es offen zu, daß die Arbeiterschaft nur zu einem kleinen Teil von der NSDAP erfaßt ist und daß hier eine Aufgabe zu leisten ist, noch wichtiger als die Gewinnung des Bürgertums, das in seiner Zersplitterung keine ernste politische Gefahr werden kann. So setzt sich die »neue Autorität« auch gegen die andere Seite durch und erzwingt eine Fülle von Maßnahmen, die der Besserung der Lage der Arbeiterschaft dienen. Fragen, um die bisher lange und ergebnislos gestritten wurde, werden im Verordnungswege gelöst. Bezahlter Urlaub, bezahlte Feiertage, Umgestaltung der Lohnskala sind die ersten Etappen. Eine neue Organisation »Schönheit der Arbeit« macht dem Betriebsführer eine Reihe von Auflagen zur Neugestaltung der hygienischen Verhältnisse im Betrieb, Anlage von Kantinen, Sportplätzen und dergleichen. Vielerorts verschwinden die Schrotthaufen auf verschmutzten Fabrikhöfen, um Platz zu machen für grüne Rasenflächen, Gartenanlagen und Sitzbänke.

Sonderaktionen wie »Gutes Licht — Gute Arbeit« oder »Saubere Menschen im sauberen Betrieb« lösen einander ab. Eine Dorfverschönerungsaktion zieht aufs Land hinaus, und mit mehr oder weniger Nachdruck werden Millionenbeträge für die Verbesserung von Mannschaftsunterkünften auf den deutschen Schiffen frei gemacht. Der Gesamtwert der Aufwendungen im Rahmen der »Schönheit der Arbeit« erreicht im Jahre 1937 sechshundert Millionen Mark.

Die sichtbarste und propagandistisch wirksamste Zugnummmer des Programms tritt im November auf die Bühne unter dem Titel »Kraft durch Freude«.

Selten ist über eine politische Organisation so viel gespottet worden wie über diese Frucht am Baume des Nationalsozialismus. Selten ist aber auch eine Organisation so

tätig und — so erfolgreich tätig gewesen. Auf die Gefahr hin, neonazistischer Gesinnung verdächtigt zu werden, müssen wir einen Blick auf diese vielfältige Wirksamkeit zurückwerfen, nicht um Ley einen Kranz aufs Grab zu legen, sondern um eine Erklärung zu gewinnen, warum der deutsche Arbeiter die Zerschlagung seiner alten Organisationen ohne Aufbegehren hinnahm und die enormen Anforderungen, die Frieden und Krieg an ihn stellten, ohne Sabotage, ohne Gegenwehr in beispielloser Pflichterfüllung bewältigte.

Es reicht nicht aus, die Gestapo dafür verantwortlich zu machen, daß die KPD in einer Illegalität verschwand, von der das deutsche Volk bis zum Jahre 1945 nichts, aber auch gar nichts spürte. Es ist nicht Schuld oder Verdienst der Gestapo, daß Hitler und seine Männer auf zahllosen Veranstaltungen in dichtgedrängten Fabrikhallen ungestört und mit dem gewohnten Applaus sprechen konnten. Auch der Vergleich mit der Ruhe des Kirchhofes trifft nicht zu, denn der Lärm der KdF-Reisenden war oft lauter, als den Einwohnern der besuchten Bergdörfer und Badeorte lieb war.

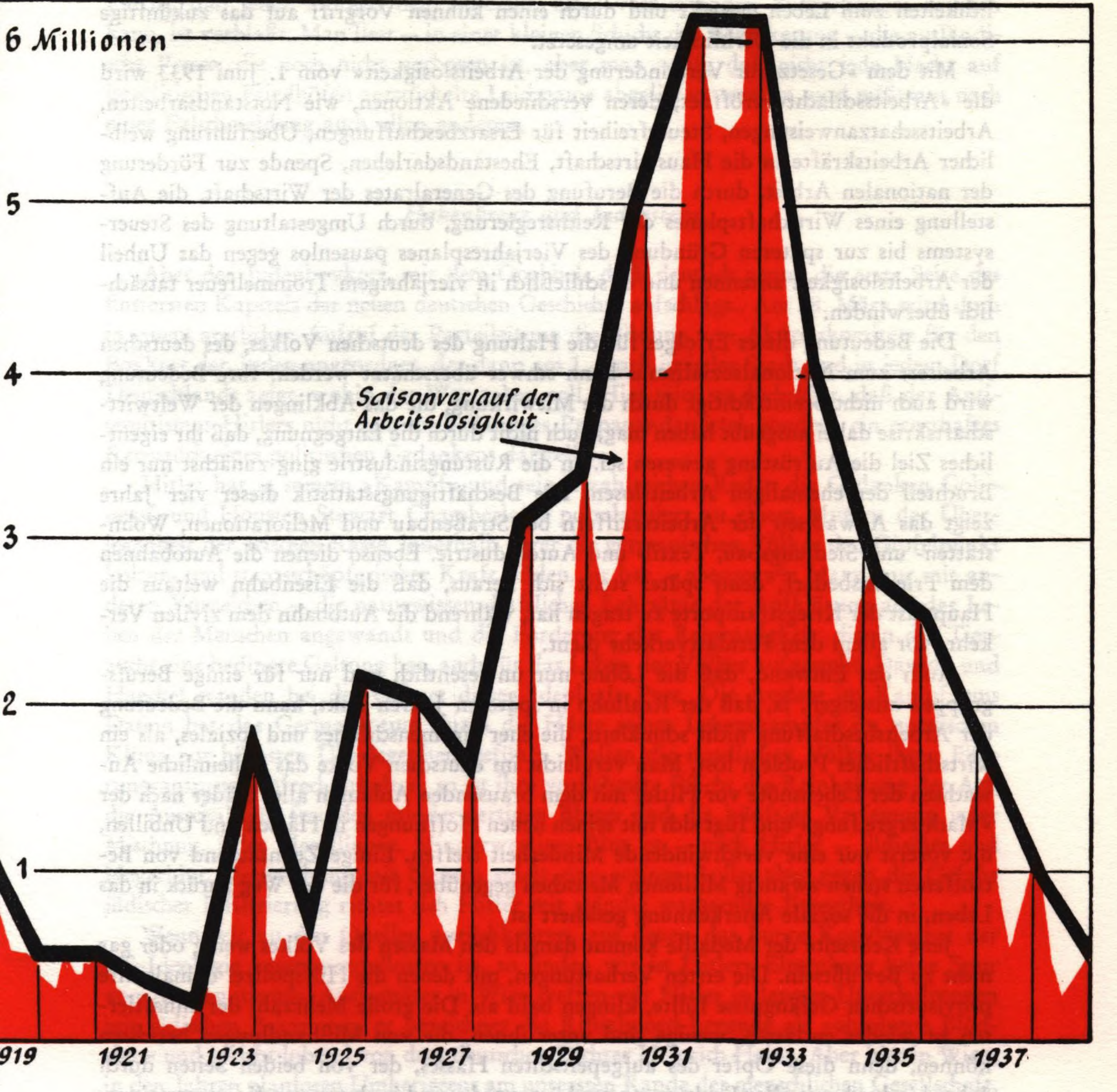
Allein das Jahr 1937 zählte mehr als neun Millionen KdF-Reisende. 180 000 Fahrgäste fuhren im gleichen Jahre über See nach Norwegen, nach Madeira (»Ley blau in Madeira«, amüsierte sich der Volksmund) oder nach Italien. Das war bei weitem mehr als der Gesamtreiseverkehr der deutschen Häfen überhaupt. Zehntausende reisten im Rahmen des Ley-Cianetti-Abkommens nach Italien im Austausch mit italienischen Arbeitern, die Deutschland besuchten. In Rügen und Kolberg erheben sich die Bauten der KdF-Bäder. Das Jahr 1937 zählt 602 Betriebsausstellungen, es zählt 34 Millionen Teilnehmer an den Feierabend-Veranstaltungen, 6,5 Millionen Teilnehmer an Sportübungen. Für die Arbeiter an den Reichsautobahnen werden 4000 Konzerte und 3000 Unterhaltungsabende durchgeführt. Das alles sind Zahlen, die im Jahre 1938 noch überboten werden, Zahlen, deren Massenhaftigkeit zwar nichts über Qualität und Inhalt aussagt, die aber doch eine enorme Breitenwirkung verraten und deren Quantität wohl nicht in menschliche, wohl aber in politische Qualität umschlägt.

Die Finanzierung dieser Riesenunternehmen fließt aus den Kassen der Deutschen Arbeitsfront und aus den Beiträgen des einzelnen Betriebes.

Der ganze Wirbel dieser Aktionen wäre im leeren Raume geblieben und hätte seine Wirkung nicht getan, wenn nicht die größte und schwerste Aufgabe gelöst worden wäre, die vor dem deutschen Volk als Schicksalsfrage stand: die Beseitigung der Arbeitslosigkeit.

Es gab in Deutschland nicht viele Menschen und noch weniger Fachleute, die daran glaubten, daß Adolf Hitler mit den ungenügenden menschlichen Kräften seiner Bewegung und mit den unausgereiften Gedanken des Federschen Wirtschaftsprogramms diesen Riesenblock aus dem Wege schaffen würde. Man war vielmehr überzeugt, er werde auf wirtschaftlichem Gebiet eine Cannae erleben, das dem ganzen braunen Spuk ein unrühmliches Ende bereiten würde. Die »Brechung der Zinsknechtschaft« könne nur den inneren und äußeren Kapitalmarkt zerschlagen, könne nur das ganze raffinierte Getriebe der modernen Wirtschaft durcheinanderbringen. Am inneren und äußeren Widerstande gegen diesen utopischen Dilettantismus werde die pompöse Propagandamaschine der NSDAP sich festrennen und zerschellen.

Das Ausland stimmte in diesen vorzeitigen Grabgesang ein. Man wolle Hitler gern seine vier Jahre Zeit geben, denn es würden vier Monate ausreichen, bis er aus seinen



Aufbau und Abbau der roten Bürgerkriegs-Reserve

Träumen erwachen und auf dem Trümmerhaufen seiner Hoffnungen zu jeder Konzession bereit sein werde. Auch das Ausland gab also Hitler seine vier Jahre Zeit, und es nahm das Transfer-Memorandum des neuen Reichsbankpräsidenten Schacht gelassen hin in der Hoffnung auf einen baldigen Umschwung.

Der Umschwung kommt nicht. Hitlers Gedanken, Kapital und Zins durch Arbeit und Leistung zu ersetzen, werden durch Schacht im Rahmen der engen gegebenen Mög-

lichkeiten zum Leben erweckt und durch einen kühnen Vorgriff auf das zukünftige Sozialprodukt in die Wirklichkeit umgesetzt.

Mit dem »Gesetz zur Verminderung der Arbeitslosigkeit« vom 1. Juni 1933 wird die »Arbeitsschlacht« eröffnet, deren verschiedene Aktionen, wie Notstandsarbeiten, Arbeitsschatzanweisungen, Steuerfreiheit für Ersatzbeschaffungen, Überführung weiblicher Arbeitskräfte in die Hauswirtschaft, Ehestandsdarlehen, Spende zur Förderung der nationalen Arbeit, durch die Berufung des Generalrates der Wirtschaft, die Aufstellung eines Wirtschaftsplanes der Reichsregierung, durch Umgestaltung des Steuersystems bis zur späteren Gründung des Vierjahresplanes pausenlos gegen das Unheil der Arbeitslosigkeit anrennen und es schließlich in vierjährigem Trommelfeuer tatsächlich überwinden.

Die Bedeutung dieses Erfolges für die Haltung des deutschen Volkes, des deutschen Arbeiters zum Nationalsozialismus kann schwer überschätzt werden. Ihre Bedeutung wird auch nicht beeinträchtigt durch die Mitwirkung, die das Abklingen der Weltwirtschaftskrise dabei ausgeübt haben mag, auch nicht durch die Entgegnung, daß ihr eigentliches Ziel die Aufrüstung gewesen sei. In die Rüstungsindustrie ging zunächst nur ein Bruchteil der ehemaligen Arbeitslosen. Die Beschäftigungsstatistik dieser vier Jahre zeigt das Anwachsen der Arbeiterziffern bei Straßenbau und Meliorationen, Wohnstätten- und Siedlungsbau, Textil- und Autoindustrie. Ebenso dienen die Autobahnen dem Friedensbedarf, denn später stellt sich heraus, daß die Eisenbahn weitaus die Hauptlast der Kriegstransporte zu tragen hat, während die Autobahn dem zivilen Verkehr, vor allem dem Fernlastverkehr dient.

Auch der Einwand, daß die Löhne nur unwesentlich und nur für einige Berufsgruppen ansteigen, ja, daß der Reallohn in späteren Jahren sinkt, kann die Bedeutung der Arbeitsbeschaffung nicht schmälern, die eher ein menschliches und soziales, als ein wirtschaftliches Problem löst. Man vergleicht im deutschen Volke das unheimliche Anwachsen der Lebensnöte vor Hitler mit dem brausenden Anlaufen aller Räder nach der »Machtergreifung« und fügt sich mit seinen neuen Hoffnungen in Härten und Unbillen, die vorerst nur eine verschwindende Minderheit treffen. Einige Zehntausend von Betroffenen stehen zwanzig Millionen Menschen gegenüber, für die der Weg zurück in das Leben, in die soziale Anerkennung gesichert ist.

Jene Kehrseite der Medaille kommt damals den Massen des Volkes wenig oder gar nicht zu Bewußtsein. Die ersten Verhaftungen, mit denen die Hilfspolizei damals ihre provisorischen Gefängnisse füllte, klingen bald ab. Die große Mehrzahl der Inhaftierten ist wieder entlassen, wenige sind unter ihnen, die von Mißhandlungen berichten können, denn diese Opfer des aufgepeitschten Hasses, der von beiden Seiten durch Jahre hindurch mit aller Erbitterung geschürt wurde, sind in den neuen Konzentrationslagern verschwunden, von denen man in Deutschland kaum zu hören bekommt. Die Namen Oranienburg und Dachau werden hier und da genannt, und man erfährt, daß dort neben wenigen kommunistischen Rädelsführern in der Hauptsache gefährliche Gewohnheits- und Sittlichkeitsverbrecher hinter dem Stacheldraht sitzen, der sie an der Fortsetzung ihrer gesellschaftsbedrohenden Untaten verhindert.

Die Unruhe der ersten Wochen ist vorüber, und Hitler sagt voller Stolz und läßt es sich ebenso gern sagen, daß noch nie eine Revolution so unblutig verlaufen sei wie die seine. Die Straßen klingen nicht mehr vom Lärm nächtlicher Krawalle, und die

Furcht, daß jeder Morgen den Ausbruch eines vernichtenden Bürgerkrieges bringen kann, ist verblaßt. Man liest — in einer kleinen Schicht der Bevölkerung — die ausländische Presse, die noch nicht verboten ist, aber man weiß, daß nicht jede Nacht auf israelitischen Friedhöfen zerstückelte Leichname abgeliefert werden, und mißtraut nach einer Falschmeldung auch allen anderen.

Hakenkreuz und Judenstern

Aber der Judenboykott, mit dem Goebbels doch deutlich genug die erste Seite des finstersten Kapitels der neuen deutschen Geschichte aufschlägt.. Am 28. März wird doch in einem amtlichen Aufruf der Parteileitung die Bildung von Aktionskomitees für den Boykott der Juden angeordnet, der dann am 1. April in jeder Stadt und in jedem Dorf Deutschlands zeigt, wohin der Weg gehen soll. Hier wird es doch klar, daß der Antisemitismus Hitlers nicht nur ein beiläufiges Propagandamittel, sondern ein ernsthaftes Kernstück eines politischen Gedankens darstellt.

Hitler hat in seinem »Kampf« und seinen zahlreichen Reden die Gedanken Gobineaus und Housten Stewart Chamberlains popularisiert zu einem Mythos der Überlegenheit der arischen Rasse, innerhalb derer die germanischen Völker den Gipfelpunkt kultur- und staatsschöpferischer Kraft bilden. Er hat — ebenso wie Marx, nur mit anderen Vorzeichen — die naturwissenschaftlichen Lehrsätze der Aufklärung auf das Leben der Menschen angewandt und die Forderung der Reinrassigkeit, die in der Tierzucht eine bedingte Geltung hat, auch für das Leben der Völker aufgestellt. Darwin und Haeckel standen bei der Geburt dieser Ideologie Pate. Die Auslese im Kampf ums Dasein hat das Germanentum durch die Härte seines Lebenskampfes im nordischen Klima zur höchsten Überlegenheit geführt. Wollen die nordischen Völker ihren Führungsanspruch aufrechterhalten, so ist ihre vornehmste Pflicht die Reinhaltung der Art, die Ausschaltung fremden minderwertigen Blutes und die künftige Verfemung jeder Mischung, jeder Mesalliance. Minderwertiges Blut ist — nach Hitler — jüdisches und Negerblut. Vermischung mit Negern spielt eine geringe Rolle, aber gegen die Gefahr jüdischer Infiltrierung richtet sich Hitler mit ständig wachsender Erregtheit.

Wenn wir zu den Quellen zurückkehren, aus denen das bunte Konglomerat der NS-Ideologie zusammengeflossen ist, so finden wir in Hitlers Elternhaus keine Spur von Antisemitismus. Auch später in Wien treffen wir Hitler in langen Unterhaltungen mit jüdischen Bekannten, er bezeichnet die Ritualmord-Legende als »absoluten Blödsinn« und spricht lobend von dem deutschen Dichter Heinrich Heine. Aber hier in Wien, in den Jahren planlosen Umherirrens am untersten Rande der menschlichen Gesellschaft, in den Jahren drückender Not, beginnt für Hitler das Erlebnis des Juden als einer fremden, feindlichen Macht.

»Es war eine schwere Belastung, die das Judentum in meinen Augen erhielt, als ich seine Tätigkeit in der Presse, in Kunst, Literatur und Theater kennenlernte. Da konnten nun alle salbungsvollen Beteuerungen wenig oder nichts mehr nützen. Es genügt schon, eine der Anschlagsäulen zu betrachten, die Namen der geistigen Erzeuger dieser gräßlichen Machwerke für Kino und Theater, die da angepriesen wurden, zu studieren, um auf längere Zeit hart zu werden. Das war Pestilenz, geistige Pestilenz, schlimmer als

der schwarze Tod von einst, mit der man da das Volk infizierte. Und in welcher Menge dabei dieses Gift erzeugt und verbreitet wurde! Es war entsetzlich, aber nicht zu übersehen, daß gerade der Jude in überreichlicher Anzahl von der Natur zu dieser schmachvollen Bestimmung auserlesen schien.«

Jetzt studierte er die Schriften von Stöcker, Fritsch und Schönerer und trifft auch einen Mann, der ihm zum großen Vorbild wird, auf Dr. Karl Lueger, *»den gewaltigsten deutschen Bürgermeister aller Zeiten«*, dessen Antimarxismus und Antisemitismus ihn zutiefst beeinflussen.

Hitler baut den neuerworbenen Antisemitismus in sein sich langsam formendes Weltbild ein, wo der Jude zu einem Gegenpol des Germanen wird. Während sich auf dieser Seite des Bildes alles Licht wie in einem Brennpunkt sammelt, wird die andere zu einer finsteren Abseite. Aus diesem Gegensatz erwächst die Vorstellung einer unüberwindlichen, naturnotwendigen Feindschaft; der Jude muß alles, was germanisch, insbesondere was deutsch ist, hassen, muß in der Politik, in Kultur und Wirtschaft mit den besonderen Mitteln seiner in mehr als zweitausendjährigem Exil erworbenen Verschlagenheit dem Germanentum entgegentreten, es mit den Mitteln der List zersetzen und von innen her auflösen. Der germanische Mensch in seiner weltoffenen Gutmütigkeit, durch vielhundertjährige christliche Demutslehre erweicht, muß erst zur Erkenntnis dieser Feindschaft gebracht, muß erweckt werden, um diesem Feind nicht wehrlos zu unterliegen.

So entsteht ein Welt- und Geschichtsbild von gewinnender Einfachheit für alle Liebhaber einfacher Lösungen. Der Untergang Roms — die Juden. Der Zerfall des deutschen Kaisertums — die Juden. Der Zusammenbruch des Zarenreiches, Österreich-Ungarns und Deutschlands im Jahre 1918 — die Juden. Versailles — die Juden, die nun auf dem Gipfel der Macht die Weltherrschaft an sich reißen. Beweis: die Protokolle der Weisen von Zion. Beweis: das Auftauchen jüdischer Persönlichkeiten an führenden Posten auf allen Fronten, im angelsächsischen Hochkapitalismus, als Berater des deutschen Kaisers, als Anstifter in der bolschewistischen Revolution und in der November-Republik.

Die neue »Wahrheit« ist zwar eine »furchtbare Vereinfachung«, aber gerade darum auch so brauchbar für die Massenpropaganda: Sie kann an Stelle verwaschener Ideen einen greifbaren Gegner setzen, die Einzelpersönlichkeit, die jeder kennt. Rathenau, der Deutschland an seine sowjetischen Rassegenossen verrät, Vizepolizeipräsident Weiß, der die nationale Revolution mit dem Gummiknüppel niederdrischt, die Barmat, Sklarek und Kutisker, die sich am Elend des deutschen Volkes mästen, die Rosenbaum und Veilchenfeld, die in der Inflation dem verarmten Bürger ganze Straßenzüge deutscher Städte für eine Handvoll Dollars abjagen, und schließlich ihre internationalen Helfershelfer in der Wallstreet, in London und im Kreml.

Wichtiger als diese Hintergründe der Herkunft des Hitlerschen Antisemitismus ist für uns aber die Frage, inwieweit und warum der Nationalsozialismus mit seiner judenfeindlichen Propaganda Erfolg haben konnte.

Man kann das deutsche Volk auch beim bösesten Willen nicht antisemitisch nennen. In den Jahren bis 1918 war ein Gefühl der Feindschaft, ja ein Gefühl des Anderssein dem Juden gegenüber in Deutschland nur in kleinen Gruppen von Rassefanatikern zu Hause. Das weitgehend assimilierte Judentum in Deutschland rückte rasch sozial empor,

Mischehen wurden häufiger und beim Übertritt des jüdischen Partners zum Christentum nicht mehr als Mischehen angesehen. Manch verstaubtes Adelsschild wurde auf diesem Wege neu vergoldet, und um Wilhelm II. sah man als geachtete Gäste und Berater die Warburg und Ballin.

Diese ausgeglichene und allgemein akzeptierte Situation verschob sich freilich wesentlich mit der November-Revolution von 1918 und zwar in doppelter Beziehung: die alten Gesellschaftsformen, die eine Assimilierung des Juden notwendig und möglich gemacht hatten, zerfielen und nichts blieb übrig, um dem — das ist die zweite Wandlung — in großer Anzahl heranziehenden Ostjudentum die gleichen Bindungen aufzuerlegen und es in gleicher Weise in das deutsche Volk einzuformen.

Die ostjüdische Einwanderung kam aus den Elendsquartieren der Ghettos in Warschau, Lodz oder Lublin. Sie kam aus der untersten Schicht der sozialen Stufenleiter der gesamtjüdischen Hierarchie. Sie kam vielfach nach Deutschland unter Preisgabe der Zugehörigkeit zur mosaischen Religion und fand in der Republik keine Bindungen, die sie als Ersatz der alten Glaubensordnung hätte annehmen können. Diese Juden tanzten den Hexentanz der Inflation mit und rückten in schnellen Etappen über kleine Grenzstädte nach Breslau, von Breslau nach Berlin-O, um über den Spittelmarkt nach Westen zu wandern und am Kurfürstendamm mit Selbstgefühl ihren neuen Reichtum zur Schau zu tragen.

Das alte ansässige Judentum, besonders seine westliche Oberschicht, die Sephardim, sah mit Beunruhigung auf den Anmarsch dieser östlichen Verwandtschaft. Rathenau spricht warnende Worte zu den Ankömmlingen. Er gibt im Gespräch zu, daß seine eigene Stellung als deutscher Außenminister viel zu sichtbar ist, um nicht dem erwachenden Antisemitismus als Zielscheibe zu dienen.

Max Warburg, der Hamburger Bankier, geht in der gleichen Besorgnis zum Reichspräsidenten Ebert, um ihm eine Beschränkung, ja Schließung der ostjüdischen Einwanderung anzuraten. Aber Theodor Wolf und Georg Bernhard sind weniger feinhörig und erklären ihm lächelnd: *»Sie sind nervös, Herr Warburg, fahren Sie ins Bad.«*

Die Warnung wird überhört, und das Rad rollt weiter. Die Einwanderung schwillt an. Auf einem der täglichen Bulletins über Einbürgerungen in den zwanziger Jahren finden sich Dutzende von blumenreichen Namen aus dem Osten. Eine Ablehnung ist nur ganz am Ende verzeichnet. Der Name ist: Adolf Hitler!

In einigen Großstädten wie Breslau, Berlin und Frankfurt am Mai steigt — wir folgen neutralen ausländischen Quellen — der jüdische Anteil unter Ärzten und Rechtsanwälten auf über fünfzig Prozent. Nichtjüdische Ärzte suchen vergeblich unbezahlte Assistentenstellungen an Berliner Krankenhäusern. An der Berliner Universität lehren 15 jüdische Juristen neben 29 nichtjüdischen, in der medizinischen Fakultät stehen 1931 die Ziffern 118 zu 147.

Franz Neumann macht in seinem Buche »Behemoth« folgende Angaben: Die meisten Warenhäuser waren in jüdischem Eigentum, im Metallhandel sind 57,3 Prozent der Firmen jüdisch, 18,7 Prozent aller Banken und das Gros der Bekleidungsindustrie ist in jüdischen Händen.

Wichtiger, weil deutlicher sichtbar als die zum Teil anonymen Besitzverhältnisse in Handel und Industrie, wird die Tätigkeit einer verhältnismäßig kleinen Gruppe von Literaten und Journalisten, die in der Hybris ihres Erfolges die Mahnungen ihrer

Volksgenossen in den Wind schlagen, um mit einer antideutschen Kampagne die antisemitische Reaktion geradezu herauszufordern. In der KPD besetzten Juden die einflußreichsten Funktionärsposten, die Presse der SPD ist fast ausschließlich in jüdischen Händen.

Wenn ein Kurt Tucholsky so weit geht, den von George Grosz gezeichneten feisten Hintern eines deutschen Feldwebels mit der Unterschrift zu versehen »Das deutsche Gesicht«, dann tat er damit dem Judentum einen sehr bösen Dienst. Denn im Zeitalter der Verallgemeinerung wurde für die Taten einer winzigen Minderheit d a s Judentum schlechthin verantwortlich gemacht, in gleicher Weise wie vorher und nachher d a s Deutschtum bis ins dritte und vierte Glied zur Kollektivschuld verurteilt wurde.

Trotz dieser Vorgänge, die ihr Nahrung boten, blieb die Wirkung der antisemitischen Propaganda im deutschen Volke gering. Auch für den Beitritt zur NSDAP selbst war die Judenfeindschaft nur in geringem Maße der Beweggrund, sie war eine Begleiterscheinung, die man anerkannte, weil eine Einschränkung des jüdischen Einflusses notwendig und gerechtfertigt erschien, sie wurde oft auch nur eben in Kauf genommen.

Auch 1933 finden sich Juden in Deutschland, die einen Trennungsstrich zwischen sich und den neueingewanderten Elementen ziehen wollen. Der Verband nationaldeutscher Juden erläßt einen Aufruf zugunsten des neuen Regimes, in dem gesagt wird: *»Wir Mitglieder des im Jahre 1921 gegründeten Verbandes nationaldeutscher Juden haben stets im Krieg und im Frieden das Wohl des deutschen Volkes und Vaterlandes, dem wir uns unauflöslich verbunden fühlen, über unser eigenes Wohl gestellt. Deshalb haben wir die nationale Erhebung vom Januar 1933 begrüßt, trotzdem sie gegen uns selbst Härten brachte, denn wir sahen in ihr das einzige Mittel, den in vierzehn Unglücksjahren von undeutschen Elementen angerichteten Schaden zu beseitigen.«*

Jedenfalls irrte sich Goebbels sehr gründlich, als er mit seinem Aufruf zum Judenboykott am 1. April 1933 eine begeisterte Anteilnahme des deutschen Volkes an seiner Manifestation erhoffte. Und wenn er erst eine Aufrüttelung der lauen Bürger erwirken wollte, so sah er sich ebenso schwer enttäuscht. Bis auf Herrn Streicher und seine befohlenen »spontanen« Mittäter ging das deutsche Volk verwundert und kopfschüttelnd an den SA-Posten vorüber, die vor jüdischen Geschäften zum Boykott aufforderten.

Auf jüdischer Seite schlug man wieder zurück. Die großen internationalen Presseagenturen, die vielfach in jüdischer Hand waren oder deren Mitarbeiterstab eine namhafte Zahl jüdischer Korrespondenten aufwies, entfesselten einen Feldzug gegen Deutschland, der an Findigkeit der Propaganda von 1914 bis 1918 nicht nachstand und die Vorgänge im Dritten Reich gewaltig übertrieb. Die Schändung jüdischer Mädchen, die ausgestochenen Augen und abgehackten Hände, alles wurde wieder ins Feld geführt und lieferte Hitler in seiner vorgefaßten Meinung den Beweis für ein Weltkomplott des Judentums gegen das erwachende Deutschland.

So steigerte sich die Erbitterung auf beiden Seiten. Je mehr später die Haltung des Auslandes sich versteifte, desto mehr wurde Hitler überzeugt, daß die friedenswilligen Kräfte der Völker nur durch die Machinationen des Weltjudentums in eine Haßstimmung gegen Deutschland und schließlich in den Krieg getrieben wurden.

Auch das Ausland gibt vier Jahre Zeit

In Warschau regiert Marschall Pilsudski. Er hat sich in einem Staatsstreich mit seiner Obersten-Clique zum Diktator Polens aufgeworfen und beschimpft im polnischen Sejm, wenn er sich dort überhaupt einmal sehen läßt, sein Volk mit einer Flut von Schimpfworten, wie sie in solcher Fülle und Ausdrucksfreude nur die slavischen Sprachen hervorbringen. Er regiert mit harter Hand und hält die deutsche, ukrainische und weißruthenische Minderheit Polens, ein gutes Drittel der Gesamtbevölkerung, mit polizeilichen und militärischen Aktionen nieder. Konzentrationslager, unter ihnen das berüchtigte Bereza-Kartuska, sind angefüllt mit Widerstandskämpfern, um deren Schicksal sich das Weltgewissen nicht kümmert, denn Polen ist der Hauptbaustein im französischen antideutschen Bündnissystem. Es scheint ein solider Baustein zu sein; denn Polen hat in Versailles Posen, Westpreußen, Danzig und das reiche Oberschlesien geerbt und hallt wider von den Klängen der Rota, dieses antideutschen Hetzliedes, das häufiger gesungen wird als die Nationalhymne, die auch nicht weniger militaristisch klingt als die französische.

Polen hat also allen Grund, mit größter Wachsamkeit auf die Vorgänge in Deutschland zu blicken, und Pilsudski ist auch der erste, der die Gefahr erkennt, die seinem fragwürdigen Staatsgebilde droht; denn in Deutschland leben Millionen von Menschen, die aus Polen geflüchtet sind, Millionen von Menschen in Ostpreußen, die durch fremde, feindliche Grenzen vom Reich getrennt sind, Millionen in Schlesien, denen jeder Tag die Unsinnigkeit einer Grenze vor Augen führt, die durch Dörfer und Städte, durch Werke und Gruben hindurchgeschnitten ist.

Pilsudski ist darum der erste, der zur bewaffneten Intervention bereit ist, die die deutsche Gefahr ausschalten und ihm die Provinz Ostpreußen als nachträglichen Versailler Gewinn in den Schoß fallen ließe. Er sondiert in Paris, wo man in ähnlichen Befürchtungen und Hoffnungen lebt. Man weiß dort, zu welchem Ziel die Grenzen in Mittel- und Osteuropa gezogen worden sind. Jetzt braucht man das Netz nur zuzuziehen und kann dann ungehindert Sanktionen verhängen und Faustpfänder nehmen.

Aber Frankreich versagt sich den Wünschen des abenteuerlichen Marschalls. Frankreich taumelt von einer Kabinettskrise in die andere. Es ist nicht handlungsfähig und glaubt auch nicht handeln zu müssen, denn seine Deutschland-Experten und die zahlreichen deutschen Emigranten, die jetzt nach Paris gekommen sind, – sie alle sprechen von Hitler als einem Scharlatan, einem Demagogen ohne jede staatsmännische Qualität. Man kann also nichts besseres tun als abwarten, bis dieser Wahnsinnige an den Mauern der Wirklichkeit die rasenden Fäuste blutig geschlagen hat.

Pilsudski bleibt allein mit seinem Kriegsruf, und allein wagt er nicht loszuschlagen, obwohl seine Armee fast die zehnfache Stärke der Reichswehr hat und mit schweren Waffen, Panzern und Flugzeugen ausgerüstet ist, die Deutschland ganz fehlen. Er wagt nicht zu marschieren, denn Polen, dieses Wundergebilde von Versailles, hat mit der Sowjetunion genau so schlechte Beziehungen wie zu Deutschland, und mit seinen Milchbrüdern im Norden und Süden, mit Litauen und der Tschecho-Slowakei, liegt es in ständigem Streit.

In der Londoner Downing Street blickt man realistischer auf das neue europäische Bild. Man denkt und fühlt keineswegs europäisch; aber das Empire braucht ein ausge-

wogenes Gleichgewicht der Kräfte in Europa, und es braucht ein ruhiges Europa, das die englische Aufmerksamkeit nicht von den eigenen Aufgaben in der weiten Welt des Empire ablenkt. Deutschland kann nicht ewig im Zustande des Versailler Vakuums gehalten werden, ein präventives Eingreifen würde nur den gegenwärtigen ungesunden Zustand weiter verlängern, würde den Druck vermehren und die unvermeidliche Explosion nicht verhindern.

Premierminister MacDonald berät mit seinem Kabinett, vor allem mit seinem Außenminister Simon, und kommt zu dem Beschluß, Deutschland eine Chance zu geben, keine zu große natürlich, aber ihm immerhin ein Ventil zu öffnen und seiner Propaganda den Wind aus den Segeln zu nehmen.

Am 16. März 1933 legt MacDonald der Abrüstungskonferenz einen neuen Plan vor. Die Mammutkonferenz tritt schon seit mehr als einem Jahr auf der Stelle. Jetzt soll ihr ein neuer Impuls gegeben werden. Die Versammlung ist vollzählig erschienen. Der weite Saal am Genfer See ist bis auf den letzten Platz gefüllt; auf den Tribünen drängen sich die Journalisten, deren berufliche Neugier heute nicht enttäuscht werden soll. In einstündiger temperamentvoller Rede entwickelt MacDonald seinen Plan, der zum erstenmal ein Gesamtbild zeichnet und mit konkreten Angaben und Zahlen ausmalt.

Deutschland soll eine Verdoppelung der Reichswehr zugestanden werden. Für Frankreich ist die Abrüstung auf ein gleich starkes Heer für das Mutterland und noch einmal 200 000 Mann für die Kolonien vorgesehen. Polen — mit weniger als die Hälfte der Einwohner Deutschlands — soll ebenfalls 200 000 Mann behalten.

Zählen wir Frankreich, Polen, Belgien und die Kleine Entente, also den Bündnisblock Frankreichs zusammen, so stünden nach Annahme und Durchführung dieses Planes 1 025 000 Mann mit einer fünffachen Übermacht der neuen Reichswehr entgegen, ausgerüstet mit schwerem Material und mit einer Deutschland fehlenden Luftwaffe von 500 Maschinen für Frankreich, 200 für Polen, 150 für Belgien und 550 für die Kleine Entente. Selbst den drei kleinen baltischen Staaten werden je 50 Kriegsmaschinen zugebilligt. — Die aktuellen Zahlen aber sind nach den Angaben beim Völkerbund für Frankreich 3046, Belgien 350, Polen 700 und die Tschecho-Slowakei allein, ohne ihre Verbündeten aus der Kleinen Entente, 670 im Dienst befindliche Flugzeuge.

Die Augen der Welt richten sich zum erstenmal wieder voller Spannung auf Deutschland. Was wird Hitler zu diesem Vorschlag sagen, der wohl ein erstes Entgegenkommen bedeutet, aber von einer Gleichstellung Deutschlands sehr weit entfernt ist? Wird er zustimmen und sich dadurch freiwillig in Bindungen und Beschränkungen begeben, oder wird er ablehnen und in eine gefährliche Isolierung treiben?

Am 17. Mai spricht Hitler vor dem Reichstag und gibt eine Antwort auf den MacDonald-Plan und zugleich auf die Friedensbotschaft Roosevelts an die Teilnehmerstaaten der Konferenz. Hitlers Rede ist eine einzige Friedensbeteuerung, ja eine Beschwörung des Friedens. Was wichtiger ist, sie gibt eine grundsätzliche Zustimmung zu dem englischen Plan und begrüßt geradezu enthusiastisch die Initiative Roosevelts:

»Deutschland würde in der Verwirklichung des großherzigen Vorschlages des amerikanischen Präsidenten, die mächtigen Vereinigten Staaten als Friedensgaranten in Europa einzuschieben, eine große Beruhigung für alle die erblicken, die sich aufrichtig zum Frieden bekennen . . .

Die deutsche Regierung sieht in dem englischen Plan eine mögliche Grundlage für

die Lösung dieser Frage . . . Dabei wird die deutsche Regierung kein Waffenverbot als zu einschneidend ablehnen, wenn es auf alle Mächte Anwendung findet.«

Diese Rede wird im Reichstag einstimmig gebilligt, mit den Stimmen der sozialdemokratischen Abgeordneten. Sie wirkt nicht nur auf das deutsche Volk, sie hat auch im Ausland einen starken Widerhall. Der Vorsitzende der Abrüstungskonferenz, Henderson, ein führendes Mitglied der Labour Party, nimmt befriedigt zur Kenntnis, daß Deutschland die Gleichberechtigung nicht durch eigene Aufrüstung, sondern durch Abrüstung der anderen erreichen will. Eden, als amtlicher Vertreter Großbritanniens, nennt sie eine bedeutsame Ermutigung für die Konferenz. Wenige Tage später stimmt auch der amerikanische Vertreter Dorman Davis der Rede zu. Es sei weder gerecht noch weise, die ehemaligen Mittelmächte für die Dauer einer besonderen Zwangsordnung zu unterwerfen.

Frankreich bleibt ablehnend, doch es sieht sich gezwungen, diese Ablehnung zurückhaltend und indirekt zum Ausdruck zu bringen. Es schickt Belgien, Polen und die Kleine Entente ins Treffen, die ihre Vorbehalte anmelden und den englischen Vorschlag auszuhöhlen beginnen. Frankreich zerredet auch den Plan Mussolinis, den er am 18. März MacDonald und Sir John Simon, die ihn in Rom besuchten, vorlegte.

Einen besonderen Angriffspunkt bilden die deutschen »Wehrverbände«, der Stahlhelm, die SA und die SS, deren Millionenziffern man auf die deutsche Heeresstärke anzurechnen sucht. Ein englischer Delegierter nimmt die SA scharf aufs Korn und erklärt, ihr militärischer Charakter ginge einwandfrei daraus hervor, daß in der SA ein Lied sehr populär sei, welches mit den Worten ende: *»Volk ans Gewehr!«* — Ein Dolmetscher überträgt die Rede ins Französische. Er sucht bei den letzten Worten nach der passenden Vokabel und findet sie schließlich in der französischen Nationalhymne. Er schließt ebenso temperamentvoll wie der englische Redner mit dem Ruf: *»Aux armes, citoyens!«*

Die Zeit läuft, und hinter den Kulissen wird emsig gearbeitet. Als die Konferenz wieder zusammentritt, läßt schon die erste Rede Simons offenkundig werden, daß die englische Regierung ihren Plan preisgegeben hat. In brüsken, undiplomatisch-lehrhaften Worten nimmt Simon nicht nur den MacDonald-Plan, sondern sogar die dürftige Gleichberechtigungsformel vom Jahre 1932 zurück. Aus jedem seiner Worte klingt die französische Forderung nach sureté, nach Sicherheit durch, die vor allem durch eine vierjährige Bewährungsfrist für Deutschland und durch eine Frist von acht Jahren gewährt werden müsse, innerhalb derer keine Regierung Waffen erwerben dürfe, die späterhin gegebenenfalls verschrottet werden müßten. Das deutsche 200 000-Mann-Heer, dessen Wert durch eine kurze Dienstzeit erheblich vermindert sein würde, dürfe keine anderen Waffen haben als die Reichswehr bisher.

Jeder Gedanke an Gleichberechtigung ist aus dem ursprünglichen Plan verschwunden und die Abrüstung der Staaten um Deutschland herum praktisch bis auf den Sankt-Nimmerleinstag verschoben.

Hitler zieht seine Folgerungen ebenso schnell wie drastisch. Er schlägt schon am gleichen Tage die Tür der Abrüstungskonferenz mit einem hörbaren Knall hinter sich zu. Wenig später verläßt die deutsche Delegation auch den Völkerbund, aus dem schon vorher Japan ausgezogen ist. Vier große Staaten fehlen jetzt in der Liga der Nationen, die USA und die Sowjetunion, die nie darin waren, sowie Deutschland und Japan, die jetzt ausgetreten sind.

Das Schicksal dieses »Friedensinstrumentes« ist damit besiegelt, denn die spätere Aufnahme der Sowjetunion dient wohl uralten Plänen der französischen Politik, aber gewiß nicht einem friedlichen Zusammenleben der Völker.

Das deutsche Volk ist nicht erschüttert über das Türenknallen in Genf. Es kennt die dortigen Institutionen aus den traurigen Erfahrungen Scheidemanns, Stresemanns, Curtius' und Brünings. Es weiß, daß dort nur ein Zustand erhalten werden soll, aus dessen Not und Elend es mit allen Kräften herausstrebt. Hitler geht kein Risiko ein, als er jetzt an das deutsche Volk appelliert und es um seine Zustimmung zur Politik der Reichsregierung bittet. Er schlägt zwei Fliegen mit einer Klappe: der Außenwelt soll die Einheit und Entschlossenheit Deutschlands demonstriert werden, das nun sein Schicksal in die eigenen Hände nehmen und die Gleichberechtigung erzwingen wird. Zugleich soll eine Neuwahl des in diesem Zusammenhang aufgelösten Reichstages die Vertreter der früheren Parteien an die Luft befördern und ein Haus rein nationalsozialistischer Prägung zusammenbringen.

Am 14. Oktober ergeht der Aufruf der Reichsregierung, der die Einleitung einer intensiven Wahlkampagne ist. Es heißt darin:

»Die deutsche Reichsregierung und das deutsche Volk sind sich einig in dem Willen, eine Politik des Friedens, der Versöhnung und der Verständigung zu betreiben, als Grundlage aller Entschlüsse und jedes Handelns.

Die deutsche Reichsregierung und das deutsche Volk lehnen daher die Gewalt als ein untaugliches Mittel zur Behebung bestehender Differenzen innerhalb der europäischen Staatengemeinschaft ab . . .

Die deutsche Reichsregierung und das deutsche Volk sind erfüllt von der gleichen Ehrauffassung, daß die Zubilligung der Gleichberechtigung Deutschlands die unumgängliche moralische und sachliche Voraussetzung für jede Teilnahme unseres Volkes und seiner Regierung an internationalen Einrichtungen und Verträgen ist.

Die deutsche Reichsregierung und das deutsche Volk sind daher eins in dem Beschluß, die Abrüstungskonferenz zu verlassen und aus dem Völkerbund auszuscheiden, bis diese wirkliche Gleichberechtigung unserem Volke nicht mehr vorenthalten wird.«

Am 14. Oktober greift Hitler in einer Rndfunkrede in die Wahlpropaganda ein:

»Wenn der französische Ministerpräsident die Frage erhebt, warum denn Deutschland Waffen fordere, die doch später beseitigt werden müßten, so liegt hier ein Irrtum vor. Das deutsche Volk und die deutsche Regierung haben überhaupt nicht Waffen, sondern Gleichberechtigung gefordert. Wenn die Welt beschließt, daß sämtliche Waffen bis zum letzten Maschinengewehr beseitigt werden, wir sind bereit, sofort einer solchen Konvention beizutreten. Wenn die Welt beschließt, daß bestimmte Waffen zu vernichten sind, wir sind bereit, auf sie von vornherein zu verzichten. Wenn aber die Welt bestimmte Waffen jedem Volke zubilligt, sind wir nicht bereit, uns grundsätzlich als minderberechtigtes Volk davon ausschließen zu lassen!«

Der Text des Stimmzettels für die Wahl vom 12. November lautet: *»Billigst Du, deutscher Mann, und Du, deutsche Frau, diese Politik Deiner Reichsregierung und bist Du bereit, sie als den Ausdruck Deiner eigenen Auffassung und Deines eigenen Willens zu erklären und Dich feierlich zu ihr zu bekennen?«*

Das Wahlergebnis bringt bei einer Wahlbeteiligung von 96,3 Prozent »Ja«-Stimmen 95,1 Prozent, »Nein«-Stimmen 4,9 Prozent. Die Reichstagswahl vom gleichen Tage

ergibt für die einzige Liste der NSDAP 92,2 Prozent — ungültige Stimmen 7,8 Prozent. Wahlbeteiligung 95,2 Prozent.

Hitler schließt das erste Jahr seiner Außenpolitik mit einem sehr überraschenden Schachzuge ab. Sei es, daß er die Welt mit einem drastischen Beweise seines Friedenswillens in Erstaunen setzen will, sei es, daß er die Gefahr richtig erkennt, die in der unberechenbaren Energie seines östlichen Nachbarn Pilsudski steckt, er bahnt Verhandlungen mit Warschau an und findet dort Gegenliebe. Pilsudski hat zuschlagen wollen, aber man hat ihn allein gelassen. So macht er jetzt eine radikale Kehrtwendung und geht auf Hitlers Angebot ein. Nach kurzen Vorbesprechungen unterzeichnen am 26. Januar der deutsche Außenminister Freiherr von Neurath und der polnische Botschafter Josef Lipski in Berlin einen zehnjährigen Nichtangriffspakt.

Deutschland reißt die erste Lücke in den Ring der feindlichen Ablehnung, es reißt den wichtigsten Stein aus dem französischen Spiel und entwertet zugleich die anderen Figuren der osteuropäischen Front gegen Deutschland. Polen wird in Zukunft seine eigene Politik machen, nicht mehr auf Frankreichs Wink achten und die Kleine Entente seinen neuen »Großmacht-Status« fühlen lassen.

So erstaunt das Ausland ist, so groß ist auch das Erstaunen in Deutschland. Hat man darum eine Regierung der nationalen Konzentration gewählt, um jetzt den schmerzlichsten Verlust abzubuchen? Keine Regierung vor Hitler hat einen solchen Schritt gewagt. Die Erregung ist groß, aber schließlich wird man sich klar, daß die Sicherung des Friedens für Deutschland wichtiger ist als das nutzlose Bohren in der schmerzenden Wunde. In den deutschen Ostverbänden und landsmannschaftlichen Organisationen vertagt man resigniert die Hoffnung auf Rückkehr in die Heimat, auf Überwindung des Korridors, auf die Heimkehr Danzigs. Vielleicht schafft Hitler das Wunder, auch die deutschen Ostfragen in friedlicher Weise zu lösen. Ein Wunder ist dazu freilich nötig, das weiß jeder dieser Menschen, die mit dem polnischen Volkscharakter in Berührung gekommen sind.

Hausbau und Richtfest

In rasender Eile werden schon im ersten Jahre des Dritten Reiches alle seine tragenden Elemente gleichsam aus dem Boden gestampft. Aus der Lethargie des Zusammenbruchs erhebt sich ein Volk heftiger, brennender Aktivität. Noch herrscht in breiten Schichten Skepsis und Ablehnung; aber man ist schon am Werke, die Zeit zum Nachdenken wird knapp, bald nimmt die Arbeit überhand.

Auch das Land, das letzte Dorf wird in diesen Strudel gerissen. Am 4. April wird Richard Walther Darré, Hitlers landwirtschaftlicher Mitarbeiter, von den Vertretern der landständischen Organisationen zum Reichsbauernführer gewählt. Unter seinen Wählern finden sich einige Namen, die zwölf Jahre später wieder unter ganz anderen Vorzeichen auftauchen. Es sind Dr. Hundhammer, Schlögl, Dr. Baumgartner, v. Rohr, Frh. v. Lüninck u. a. Am 28. Mai entwirft Darré den Plan einer Neugliederung des Landstandes. Im Juli ergeht das Gesetz zur Neubildung deutschen Bauerntums, und im September folgen der Reichsnährstand und das Schlußstück dieses Bauwerkes, das Reichserbhofgesetz.

Der Vorspruch zu diesem Gesetz, das in Westfalen und Teilen des Rheinlands auf einen Vorgänger vom Jahre 1898 zurückblickt, im Fürstentum Waldeck aber auf einer vierhundertjährigen Tradition aufbaut, lautet:

»Die Reichsregierung will unter Sicherung alter deutscher Erbsitte das Bauerntum als Blutquelle des deutschen Volkes erhalten.

Die Bauernhöfe sollen vor Überschuldung und Zersplitterung im Erbgang geschützt werden, damit sie dauernd als Erbe der Sippe in der Hand freier Bauern verbleiben.

Es soll auf eine gesunde Verteilung der landwirtschaftlichen Besitzgrößen hingewirkt werden, da eine große Anzahl lebensfähiger kleiner und mittlerer Bauernhöfe, möglichst gleichmäßig über das ganze Land verteilt, die beste Gewähr für die Gesunderhaltung von Volk und Staat bildet.«

Der Erbhof soll in der Regel nicht mehr als einhundertfünfundzwanzig Hektar umfassen. Das sieht nach Siedlung, nach Aufteilung der großen Güter aus. Aber davon ist keine Rede. Auch für größere Besitzungen ist die Anerkennung als Erbhof unter gewissen Bedingungen möglich. Der Erbhof soll im Gegenteil einer weiteren Zersplitterung durch Erbgang und Spekulation entgegenwirken und der Sicherung der bäuerlichen Existenz dienen. Die Rentabilität der Landwirtschaft wird zugleich durch eine Festlegung der Preise für die Zukunft gesichert.

Daß hier eine notwendige Maßnahme durchgeführt wurde, konnte nicht nur an der Zustimmung des deutschen Bauerntums erkannt werden, sondern noch mehr an dem Interesse, mit dem in den osteuropäischen Staaten auf das Erbhofexperiment geschaut wurde. Die Zersplitterung des Kleinbesitzes in Osteuropa hatte Formen angenommen, die zu einer Katastrophe der Produktion zu führen drohte, nachdem sie bereits durch Übervölkerung eine Verelendung gebracht hatte, von der man sich in Westeuropa keine Vorstellung machen konnte. Man fand in Ostpolen — um nur ein typisches Beispiel zu nennen — einen früheren Besitz von etwas über zwei Hektar in 74 winzige Beete zerstückelt im Eigentum von 58 Erben. Eine ähnliche Entwicklung, die sich auch in einigen Teilen Deutschlands anbahnte, wurde jetzt durch das Erbhofgesetz abgestoppt.

Fügen wir zu dieser Fülle neuer Gesetze, die die Regierungsmaschinerie im Eiltempo über Deutschland ausschüttete — wir haben uns mit einigen wenigen, den wichtigsten begnügt — noch den Aufbau des Reichsarbeitsdienstes, der aus dem Stadium der Freiwilligkeit sehr schnell in die staatliche Reglementierung überführt wurde. Es gelang trotzdem, etwas von dem Schwung und dem Idealismus der Anfänge dieser Bewegung, die sich zuerst in Bulgarien durchgesetzt hatte, in die Reichsorganisation zu übernehmen und ein Erziehungsinstrument zu schaffen, das aus manch verzärteltem Muttersöhnchen in Jahresfrist einen Mann werden ließ und das zum Ausgleich zwischen Stadt und Land, zwischen Arbeiter und Bürger die wertvollste Brücke schlug.

Nennen wir auch noch die Bildung der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt. Sie setzte sich etwas vehement an die Stelle der unzähligen kleinen Wohltätigkeitsvereine, die mit mehr Idealismus als Erfolg der wachsenden Not zu steuern suchten. Unter Hilgenfeldts Händen entstand ein Apparat, der in unermüdlicher Findigkeit neue Mittel ansetzte, um mit sanftem Druck die Taschen der Spender zu öffnen. »Winterhilfswerk«, »Hilfswerk Mutter und Kind«, Jugenderholung, Reichsmütterdienst, »Eintopfspende«, Straßenverkauf von Abzeichen — die oft ganze notleidende Klein- und Heimindustrien in Arbeit und Brot setzten —, »Tag der nationalen Solidarität« und wie diese Aktionen

alle hießen, setzten einen Mitarbeiterstab von zwanzigtausend Menschen, fünfundneunzig Prozent ehrenamtlich, in Bewegung mit dem Erfolg, daß in den ersten vier Jahren der Tätigkeit ein Gesamtergebnis von fast eineinhalb Milliarden Reichsmark erzielt wird, und das in einem Deutschland, in dem sechs Millionen Arbeitslose erst allmählich und mit größter Gesamtanstrengung von der Straße in die Arbeit übergeleitet werden.

Goebbels läßt sich diese großartige Gelegenheit zur Propaganda wie zu strahlenden Erfolgsmeldungen an den Führer nicht entgehen. Er hat mitsamt seinem Propagandaministerium zwar gar nichts mit der Arbeit der NSV zu tun, aber er unterstellt sie sich, wenigstens für den Tag des Rechenschaftsberichtes, an dem er wie ein deus ex machina auf der Rednertribüne auftaucht, um den Dank des Volkes entgegenzunehmen.

Aber auch das Datum des 20. November 1933 dürfen wir nicht übersehen, an dem Heinrich Himmler zum Leiter der Geheimen Staatspolizei ernannt wird.

In wenigen Monaten fieberhafter Tätigkeit entsteht das Haus, das Hitler baute. In Hast wird Stein auf Stein gepackt, um im Innern den Gegner zu überzeugen oder auszuschalten und um die äußeren Nachbarn gar nicht erst zur Besinnung kommen zu lassen. Es wird gebaut, nicht in tausendjähriger Gelassenheit, sondern in der Hast der vier Jahre.

Auf den Rohbau von 1933 werden — auch schon im gleichen Jahre — die Kränze und Wimpel des Richtfestes gesetzt, die großen Volksfeiern des 1. Mai, des Reichsparteitages und des Erntedankfestes am Bückeberg.

Zum ersten Jahrestag der »Machtergreifung« richtet Reichspräsident von Hindenburg an Adolf Hitler seinen Glückwunsch:

»Sehr geehrter Herr Reichskanzler!
Die Wiederkehr des Tages, an dem ich Sie im Vorjahre zur Führung der Reichsregierung berufen und zum Reichskanzler ernannt habe, ist mir Anlaß, Ihrer in herzlicher Dankbarkeit zu gedenken und Ihnen meine aufrichtige Anerkennung für Ihre hingebende Arbeit und Ihre große Leistung auszusprechen. Vieles ist in dem seither abgelaufenen Jahre zur Beseitigung der Wirtschaftsnot und zur Wiederaufrichtung unseres Vaterlandes geschehen, und große Fortschritte sind gemacht worden. Aber es bleibt noch vieles zu tun übrig, bis Not und Schwäche endgültig überwunden sind. Ich vertraue auf Sie und Ihre Mitarbeiter, daß Sie das so tatkräftig begonnene große Werk des deutschen Wiederaufbaues auf der Grundlage der nun glücklich erreichten nationalen Einheit des deutschen Volkes im kommenden Jahre erfolgreich fortsetzen und mit Gottes Hilfe vollenden werden.
In dieser Zuversicht verbleibe ich mit freundlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener

von Hindenburg.«

III. BUCH

1934: DAS JAHR DER KRISEN

Wenn Hindenburg stirbt

Das Dritte Reich marschiert in das Jahr II seines Bestehens als autoritärer Führerstaat mit einer »staatstragenden« Partei und gleichgeschalteten Ländern. Aber hinter der organisierten Einigkeit, hinter der Fassade der festgeschlossenen Reihen sind Kräfte wach geblieben, die nach allen Seiten auseinanderstreben. Hitler wird in den ersten Monaten seines zweiten Kanzlerjahres inne, daß es schwerer ist, eine Regierung zu halten, als sie zu bilden. Er wird mißtrauisch und mißmutig, er schließt sich ab. Er ist nicht mehr bei Goebbels zu Gast, wo er die Wärme eines Zuhause suchte, die er nie gekannt hat. Seine Beziehungen zum Reichspräsidenten werden spärlicher und gespannter. Denn auch der alte Mann zieht sich immer mehr zurück, weil er die zweite Rolle, in die Hitler ihn zu drängen sucht, nicht spielen will. Hindenburg ist krank und bleibt häufiger und länger auf seiner ostpreußischen Besitzung Gut Neudeck.

Hindenburg ist krank. Sein Arzt, der berühmte Professor Sauerbruch, gibt seinem Leben nicht mehr viel Chancen. Wenn Hindenburg stirbt, so steht ein Problem auf, das Hitler noch nicht meistern kann, das Problem der Nachfolge. In Potsdam wurden Töne angeschlagen, als sei Hitler nur ein Statthalter für die wiederherzustellende Monarchie der Hohenzollern. Jetzt laufen Gerüchte um, daß Hindenburg gemeinsam mit Papen ein Testament über seine Nachfolge aufgestellt habe. Hitlers ganzer weiterer Weg würde dadurch festgelegt und eingeengt werden. Denn hinter Hindenburg stehen nicht nur alle jene Kreise, die man unter dem Worte »Reaktion« zusammenfaßt, hinter ihm steht nicht nur ein breiter Block des deutschen Bürgertums, es steht auch eine Kraft hinter ihm, mit der Hitler unter allen Umständen rechnen muß, die Reichswehr. Ist Hitler nicht einst von der Reichswehr ausgegangen, als er in die Politik zog? Ist diese Reichs-

wehr nicht ein wesentlicher Pfeiler seiner Politik? Hat er nicht um ihretwillen den Völkerbund verlassen und Deutschland in eine verhängnisvolle Isolierung geführt? Sein Kampf gegen Versailles, der Aufbau eines neuen Deutschen Reiches ist von vornherein verloren, wenn er die Reichswehr aus den Händen verliert, wenn sie eines Tages auf einen Nachfolger Hindenburgs vereidigt wird.

Was wird Hitler dann noch hinter sich haben? Die neunzigprozentige Abstimmung kann ihn nicht darüber hinwegtäuschen, daß einige seiner Kabinettsmitglieder mit dem Vizekanzler an der Spitze nur darauf warten, sich aus seiner Führung zu lösen. Göring feiert Feste mit Diplomaten und Fürstlichkeiten. Gregor Strasser, dem der linke Flügel der NSDAP noch immer zugetan ist, will die Revolution weitertreiben, und Röhm mit der SA wartet auf eine zweite Revolution, nachdem Hitler die erste versanden ließ.

Die SA fühlt sich verraten. Ihre zweieinhalb Millionen Mann stammen teilweise aus proletarischem Milieu. Sie haben sich ihr Braunhemd und ihre Marschstiefel aus ihren kümmerlichen Arbeitslosenrenten angeschafft. Sie haben geduldig ihren Monatsbeitrag gezahlt. Nun hat der Nationalsozialismus gesiegt, und für sie ist nichts weiter gewonnen als bestenfalls die langsame Rückkehr an den alten Arbeitsplatz, von dem sie vor Jahren die Wirtschaftskrise verjagt hat. Die alten robusten Marschierer sind zu Sturmführern, Standartenführern und Gruppenführern aufgestiegen. Sie haben das Kommandieren gelernt und das Gehorchen vergessen. Ein Obergruppenführer wie Karl Ernst in Berlin hat zweihunderttausend Mann hinter sich. Er blickt mit Verachtung auf jeden General herab, ja auf den Chef der gesamten Reichswehr mit seinen hunderttausend Mann. Unter der Verachtung liegt das Gefühl der Mißgunst gegenüber dem Offizier der Wehrmacht, dessen gesellschaftliche Stellung vierzehn Jahre hindurch unerschüttert geblieben ist.

So wächst in der SA der Gedanke, der Wunsch, in die Reichswehr überführt zu werden, den alten »reaktionären« Typ des Offiziers durch den neuen revolutionären politischen Soldaten abzulösen, die Revolution zu krönen durch die Aufstellung des neuen nationalsozialistischen Volksheeres.

Was aber tut Hitler, den sie, die Braunhemden, zur Macht emporgetragen haben? Er begnügt sich mit einer halben, ja mit einer Viertel-Machtergreifung. Er paktiert mit den Baronen des Adels und der Industrie. Er sitzt in einem Kabinett, das alles andere als revolutionär aussieht, er verneigt sich vor Hindenburg und behandelt die Reichswehr wie ein rohes Ei. Er hat die SA vergessen. Laut erhebt sich der Ruf nach der zweiten Revolution, nach der »Nacht der langen Messer«, nach dem Tag, da die Köpfe rollen sollen.

Hitler sitzt zwischen diesen Feuern im Innern und blickt besorgt nach draußen, wo sich in jedem Augenblick ein ebenso gefährlicher Brand entzünden kann. Das erste Jahr hat er glücklich hinter sich gebracht. Die Gefahr eines polnisch-französischen Eingreifens hat er eben gebannt. Aus der zweiten Gefahr, die aus dem Verlassen des Völkerbundes entstanden ist, sucht er sich langsam herauszuwinden. Er hat einen Notenwechsel mit Frankreich und England eingeleitet und beteuert seine Friedensliebe, seinen Willen zu jeder Abrüstung, und er versichert immer wieder den nichtmilitärischen Charakter seiner »Wehrsport-Verbände«, der SA und der SS.

Wenn jetzt Röhm mit seinen Forderungen lauter und lauter wird, dann wird der alte Herr in Neudeck rebellisch, der aus seiner Abneigung gegen den entarteten Stabs-

chef keinen Hehl macht, dann geht die Reichswehr in die Opposition, und dann wird vor allem das Ausland aufstehen, um aus den inneren Wirren seinen Nutzen zu ziehen.

Hitler fühlt sich in einem Netz gefangen, das durch eine ungeschickte Bewegung zugezogen werden kann. Er weiß nicht, welche Intrigen im fernen Ostpreußen gesponnen werden. Hindenburg ist von einem engen Kreis seiner Vertrauten umgeben, die Hitler nicht warnen werden. Da ist Meißner, der Staatssekretär des Reichspräsidenten, da ist Hindenburgs Sohn Oskar als sein Adjutant, Graf Schulenburg als zweiter Adjutant, und da ist der Vizekanzler von Papen, mit dem der Feldmarschall lange Gespräche unter vier Augen führt und der durch seinen Mitarbeiter Dr. Jung eine ständige Verbindung zwischen Berlin und Neudeck aufrecht erhält.

Hitler entschließt sich zu einer Geste, die sowohl Hindenburg und seine Kreise wie auch das Ausland beeindrucken soll, eine Geste, die alle Zweifel an der geradlinigen Fortführung seiner Politik beheben wird. Er verkündet, daß die SA in Anerkennung ihrer Verdienste und zur Entspannung nach jahrelanger pausenloser Tätigkeit am 1. Juli für einen Monat in Urlaub geht.

Dieser Urlaubsmonat wird beweisen, daß die SA keine Armee ist, daß sie keinen Staatsstreich plant, daß die Verhältnisse in Deutschland friedlich und geordnet sind und man ohne die SA auskommen kann.

Röhm erfährt erst auf Umwegen von diesem »Urlaub«. Er eilt zu Hitler und sucht ihn in einer fünfstündigen schweren Auseinandersetzung von seinem Entschluß abzubringen. Alles, was er erreicht, ist Hitlers Zustimmung zu einer Presseveröffentlichung, die jeden Zweifel über die Beurlaubung der SA zerstreuen soll.

Dieses Kommuniqué erscheint am 9. Juni in Form eines Aufrufes des Stabschefs an seine Männer. Es ist ein Muster politischen Ungeschicks, denn nun erst erfährt man in Deutschland, daß mit der SA etwas nicht in Ordnung ist. Es heißt darin: *»Wenn unsere Gegner sich einbilden, daß die SA aus ihrem Urlaub nicht wiederkehren oder daß sie nur zum Teil wieder erscheinen wird, dann haben sie sich getäuscht. Das Schicksal Deutschlands ruht auf ihr.«*

Jetzt weiß jeder, daß *»tendenziöse Gerüchte«* im Umlauf sind. Und daß der Urlaub der SA Hintergründe hat, die man vorher nicht kannte. Man beachtet jetzt aufmerksam die Entwicklung dieser Dinge, ohne allerdings zu ahnen, welches Drama am Ende stehen wird.

Herr im Hause?

Auch Hitler selbst weiß es wohl nicht. Er hat mit einer »Geste« der Entscheidung ausweichen wollen, mit einer Geste, die er später nach seinem Belieben »so oder so« auslegen kann. Er ist zudem von der Lösung der außenpolitischen Isolierung Deutschlands ganz in Anspruch genommen. Göring wird nach Budapest entsandt und genießt dort den Glanz ungarischer Festlichkeiten. Goebbels, der zuvor schon eine kurze, gar nicht üble, aber erfolglose Gastrolle am Genfer See gegeben hat, spricht in Warschau über die deutsche Friedenspolitik, und am 14. Juni fliegt Hitler selbst zu Mussolini nach Venedig.

Die Reise kommt so überraschend, daß auch die eiligsten Blitzredaktionen in aller Welt erst einmal rückfragen, ehe sie die Neuigkeit ihren Lesern unterbreiten. Dann

aber gibt es eine Flut von Kommentaren über dieses erste Zusammentreffen der zwei Diktatoren. Man bemüht sich, sowohl die Gefahr ihrer Verständigung, wie die Schwierigkeiten dafür auszumalen. Südtirol, Österreich und der Balkan sind Punkte, in denen Mussolini seine Position behaupten muß. Hitler werde wenig Freude an dieser Zusammenkunft haben.

Hitler hat auch wenig Freude an Stra am Lido, wo Mussolini in Generalsuniform den Zivilisten empfängt, der in Sorgen verstrickt ist und sich bedrückt fühlt im Anblick des italienischen Staatschefs, welcher zwischen König und Klerus, zwischen Aristokratie und Arbeiterschaft unbeirrt seinen Weg geht, ohne die Nötigung zu verspüren, alles um sich herum gleichschalten zu müssen, was nicht das schwarze Hemd trägt. Mussolinis Selbstsicherheit äußert sich in gönnerhafter Herablassung, Er spart nicht mit guten Ratschlägen, wie Hitler seinen jungen Staat festigen müsse. Er schildert ihm das eigene Beispiel, wie er von Zeit zu Zeit die Wache ablöse, um keine Rivalen in der Volksgunst hochkommen zu lassen. Der Duce denkt dabei an Grandi, Balbo und Volpi — was er ausspricht, ist aber der Name Röhms, und er verbirgt nicht seine Abneigung gegen den Mann und seine Methoden.

Hitler kehrt von seiner ersten Auslandsreise mit dem Ratschlag Mussolinis zurück, in seinem Hause Ordnung zu schaffen. Was ihn zu Hause erwartet, bestärkt ihn darin, diesem Ratschlag Folge zu leisten.

Vizekanzler von Papen, für die Zeit der Reise Hitlers Führer der Staatsgeschäfte, will die Abwesenheit des Reichskanzlers dazu ausnützen, die entglittenen Zügel des Pferdes zu ergreifen, die er selbst an Hitler ausgeliefert hat. Er leidet unter den Vorwürfen, die man ihm deswegen macht, und er wird durch seine Umgebung bestärkt, Hitler entgegenzutreten und die latente Opposition gegen die Herrschaft des Nationalsozialismus wachzurufen. Seine Mitarbeiter von Bose, von Tschirschky und Dr. Edgar Jung raten ihm, diese Chance zu nützen und Hitler in seinem jetzigen Dilemma, vor allem aber vor dem Tode Hindenburgs zu überspielen und auszumanövrieren. Papens Stellung ist stark genug innerhalb des Regimes, um mit einem neuen Programm hervortreten zu können, das die Rechtsparteien und die katholische Kirche, ja vielleicht weite Schichten der Bevölkerung anspricht.

Jung entwirft gemeinsam mit Dr. Walter Schotte, dem Herausgeber der »Preußischen Jahrbücher«, eine Rede für Papen. Von Bose reist nach Neudeck, um die Zustimmung Hindenburgs einzuholen. Am 14. Juni reist Hitler nach Italien ab. Drei Tage später spricht Papen in Marburg. Die Szene ist gut gestellt. Nicht weit von der kleinen Universitätsstadt tagt zugleich in Fulda die Konferenz der katholischen Bischöfe Deuschlands, deren Leiter, der Kardinal von Schlesien, Bertram, eben erst ausgerufen hat: *»Hütet euch vor den falschen Propheten«*, der eben erst gewarnt hat *»vor den Atheisten, die mit erhobener Hand einen Kampf gegen den christlichen Glauben führen.«*

Papens Rede ist eine Paraphrase zu diesen Äußerungen auf der Bischofskonferenz. Sie ist eine erstaunlich offene Kampfansage gegen die hundertfünfzigprozentigen Parteileute, die das Gerede von der zweiten Revolution kolportieren:

»Der Strom der Geschichte hat seine eigene Bewegung; es ist nicht notwendig, ihn unablässig zu treiben . . .

Deutschland darf nicht zu einem Zug ins Blaue werden, von dem niemand weiß, wann er zum Halten kommt . . .

Große Männer werden nicht durch Propaganda gemacht, sondern wachsen durch ihre Taten und werden anerkannt von der Geschichte ...

Mangelnder oder primitiver Intellekt berechtigt noch nicht zum Kampf gegen den Geist ...

Die Vorherrschaft einer Partei an Stelle des Mehrparteiensystems erscheint mir geschichtlich als ein Übergangszustand, der nur so lange Berechtigung hat, als es die Sicherung des Umbruches verlangt und bis die neue personelle Auslese in Funktion tritt ...«

Und schließlich legt Papen den Finger in die Wunde mit der Feststellung, daß *»der Läuterungsprozeß auch Schlacken erzeugt hat, von denen er sich reinigen muß. Das Ausland zeigt mit den Fingern auf diese Schlacken und deutet sie als einen ernsten Zersetzungsprozeß. Es möge sich nicht zu früh freuen; denn wenn wir die Energie aufbringen, uns von diesen Schlacken zu befreien, dann beweisen wir damit, daß wir innerlich stark genug sind, den Weg der deutschen Revolution nicht umfälschen zu lassen.«*

Das sind einige Sätze aus der Rede von Papens, die einen unerhört starken Widerhall findet ... im Ausland. Denn in Deutschland ist Goebbels wachsam gewesen, seine Gleichschaltung war gründlich. Nur ein einziges Blatt in Deutschland hat es gewagt, Auszüge aus der Rede des Vizekanzlers zu bringen, die »Frankfurter Zeitung«. Die Auflage wird sofort beschlagnahmt, die Abonnentenexemplare werden aus der Postverteilung herausgefischt.

Die Antwort auf die Marburger Rede in Deutschland ist Totenstille. Papen hat sein Wort mutig gesprochen, die Wirkung ist nicht einmal eine Diskussion. Die Bischöfe in Fulda fangen den Ball nicht auf. Brüning emigriert in diesen Tagen nach den USA. Das Auslandsecho aber nennt diese Rede des stellvertretenden Kanzlers den Beweis einer schweren inneren Erschütterung des Regimes.

Hitler sieht sich in eine verzweiflungsvolle Unsicherheit gestürzt, gegen wen er sich nun wenden solle, wo er anfangen müsse, sein Haus aufzuräumen. Denn hat ihn eben diese Marburger Rede gegen den »Klüngel der Reaktion« aufgestachelt, so ist das nächste, was ihn nach seiner Rückkehr aus Venedig erwartet, ein Besuch Görings, der ihm ein Dossier über Röhm und die SA vorlegt und ihn wieder von links nach rechts herumreißt.

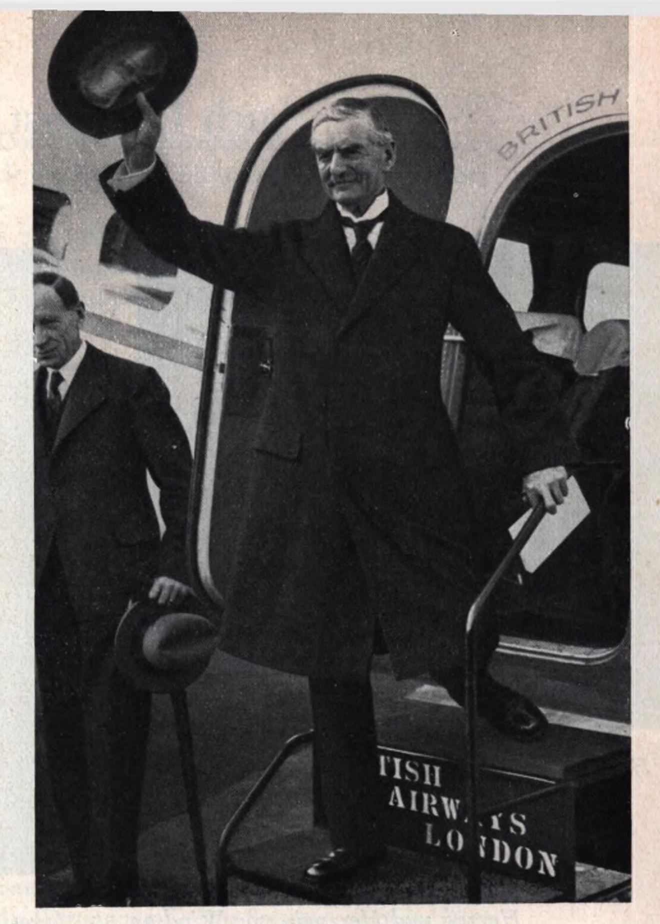
Das Dossier ist von Daluege, dem neuen Polizeigeneral, zusammengestellt aus einer Fülle von abgefangenen Briefen und Telefongesprächen der SA-Führer unter sich, von Agentenmeldungen, Spitzelberichten und anonymen Anzeigen. Aus dem angehäuften Material ist freilich nicht eine Verschwörung gegen das Leben Hitlers zu ersehen. Wohl aber zeichnet sich der Wille der SA ab, den verhängten Urlaub nicht hinzunehmen, die errungene Macht nicht aus den Händen zu geben, sondern sie zu gebrauchen, um Hitler zu zwingen oder ihm zu helfen, sich seiner reaktionären Fesseln zu entledigen. Die SA-Führer zeigen in ihren Briefen und Gesprächen wenig Devotion vor ihrem OSAF, ihrem obersten SA-Führer. Hitler muß manches Wort respektloser Kritik lesen, die ihn verletzt, weil sie von Männern stammt, die er aus dem Nichts in ihre großen Positionen gehoben hat. Aus allem spricht Aufsässigkeit und Machthunger. Setzen sich diese Kräfte durch, so werden sie Hitler nicht zum Alleinherrscher Deutschlands machen, sondern ihn in einen Bürgerkrieg treiben, auf den seine Feinde seit einem Jahr mit Spannung gewartet haben. Deutschlands Lage ist zu exponiert, als daß es sich die Wirren der französischen oder gar der bolschewistischen Revolution leisten dürfte. Die Reichswehr

Glückhafte Anfänge

r. o.: Chamberlain mit dem Dokument von München

r. u.: Die Wiedervereinigung der Saar

l. u.: Erster Autobahn-Spatenstich







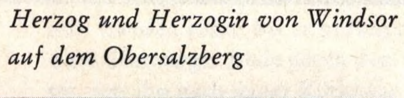
Auch Du warst dabei



Hitler überreicht Lord Simon sein Bild



Oberst Lindbergh bei Göring



Herzog und Herzogin von Windsor auf dem Obersalzberg



François-Poncet auf dem Reichsparteitag



könnte wohl der SA paroli bieten, aber Deutschland wäre dann schutzlos den Launen seines kleinsten Nachbarn ausgeliefert, wie die Zeit seit Versailles so drastisch gelehrt hat.

Hitler muß seine Position gegen die SA, gegen die zweite Revolution nehmen, wenn er nicht alles bisher Begonnene gefährden will. Es bleibt beim Urlaub für die SA. Sie wird aus ihm nicht mehr in ihrer alten Form zurückkehren.

Wetterleuchten

Am 23. Juni besucht Hitler den Reichspräsidenten auf Gut Neudeck. Der schwerkranke Hindenburg kann ihn nur kurz empfangen. Seine Stimmung ist schlecht. Mit bitteren Worten wirft er seinem Reichskanzler vor, daß »Goebbels und andere junge Leute« von einer zweiten Revolution reden, daß »dieser Röhm« mit seiner SA dahinter steht. Hitler müsse Ordnung in seinem Hause schaffen.

Wieder die gleiche Mahnung, die Hitler eben erst in Venedig hören mußte. Und noch einmal klingt dieser Ton in dem Gespräch auf, das er in Neudeck mit dem Reichswehrminister General von Blomberg hat.

»Die Armee braucht Zeit und Ruhe, um ihren Neubau vollziehen zu können. Wenn eine Verschmelzung von Partei und Staat stattfinden soll, so darf das nicht auf Kosten des Staates geschehen. Die Extremisten in der Partei müssen daher zur Einsicht gebracht werden.«

Hitler erfährt noch mehr in Neudeck. Er hört von Gerüchten, daß General von Schleicher, der die Braunhemden ungeniert als Lumpen bezeichnet, sich in seiner Zurückgezogenheit wieder zu rühren beginne. Dieser politisierende General hat im Jahre 1932 ein für Hitler sehr gefährliches Spiel um die Gewinnung Gregor Strassers gespielt. Jetzt soll er diese Fäden wieder angesponnen haben. Sein Plan, heißt es, sieht als Nachfolger des Reichspräsidenten einen Reichsverweser in der Person des Hohenzollernprinzen August Wilhelm vor. Papen soll durch Schleicher ersetzt werden, und Strasser soll das Wirtschaftsministerium erhalten.

Was an diesem Gerücht Wahres ist, ob diese »Kabinettsliste« ernsthaft erwogen, in Verhandlungen der Beteiligten besprochen wurde, wird sich wohl nie herausstellen. Es ist für Hitler auf jeden Fall eine weitere Bestätigung für die wachsende Unruhe um ihn herum. Als Letztes wird ihm noch gemeldet, daß Röhm, ebenso wie Schleicher, Kontakt mit fremden Diplomaten aufgenommen habe, ohne die üblichen Meldungen darüber zu erstatten.

Hitler fliegt nach Berlin zurück und beschließt zunächst, Röhm und seinen Männern eine Warnung zu erteilen. Heß erhält den Auftrag, am 25. Juni in Köln eine entsprechende Rede zu halten.

Der Stellvertreter des Führers spricht nicht als Reichsminister, der er inzwischen – ohne Portefeuille – geworden ist, sondern als Parteigenosse und SA-Führer. Seine Rede ist ein überschwenglicher Lobeshymnus auf den Führer, den Staatsmann, den Revolutionär, den Retter Deutschlands. Nach rechts gewendet sagt er:

»Was wäre geworden, hätte der Versuch des Auslandes, durch wirtschaftlichen Boykott den Nationalsozialismus in Deutschland zu vernichten, Erfolg gehabt?

Wirklichkeit geworden wäre, was in den Plänen des Karl-Liebknecht-Hauses vorgesehen war! Die Besten des Volkes hätten an irgendeiner Gefängnismauer ihr Leben beendet!

Die Regierung in Deutschland, soweit sich eine solche überhaupt hätte bilden können, wäre durch Beauftragte fremder Mächte gebildet worden. Zerschlagen wäre das Heer, zerschlagen wäre die Wirtschaft, die Lebensbasis des Volkes. Die deutsche Jugend, deren hoffnungsvoller Idealismus heute unser ganzes Glück ist, wäre das Opfer einer asiatischen Rebellion geworden. Als sichtbares Zeichen solchen Unterganges würden fremde Heere auf deutschem Boden die Machtansprüche fremder Nationen zum blutigen Austrag bringen. Das wäre nach unserem festen Glauben Deutschlands Schicksal gewesen, hätte nicht am 30. Januar 1933 Adolf Hitler die Zügel des Reiches übernommen.«

Dann aber kommt Heß zu seinem eigentlichen Thema und spricht jene unruhigen Elemente an, die — wie im Jahre 1918 — mit Beifall und Beihilfe des Auslandes unter dem Namen einer *»zweiten Revolution«* eine Revolte gegen die nationalsozialistische Revolution inszenieren möchten.

»Adolf Hitler ist Revolutionär größten Stiles und bleibt innerlich Revolutionär größten Stiles. Er braucht keine Krücken. Wehe dem, der plump zwischen die feinen Fäden seiner strategischen Pläne hineintrampelt im Wahne, es schneller machen zu können. Er ist ein Feind der Revolution — auch wenn er im besten Glauben handelt. Nutznießer wären die Feinde der Revolution, sei es im Zeichen der Reaktion, sei es im Zeichen des Kommunismus.«

Am 25. Juni spricht Hermann Göring in Nürnberg, einen Tag später in Hamburg. Er ruft zur Einheit auf, die nur Adolf Hitler verbürgen könne. *»Die Frage der Monarchie ist nicht aktuell. Wir, die wir heute leben, wollen uns freuen, Adolf Hitler zu haben.«*

Am gleichen 25. Juni geht durch den Rundfunk die Nachricht, daß Mussolini den österreichischen Kanzler Dollfuß zu einem längeren Aufenthalt auf seinem Landgut in Italien eingeladen habe. Das Rendezvous von Stra hat den Duce nicht von seinem Interesse an Österreich abbringen können.

Am 25. Juni berichtet der Reichsbankpräsident Schacht, daß seit seinem Moratorium die Goldreserve der Reichsbank von 925 Millionen auf rund 150 Millionen Reichsmark gesunken ist. — Hitler braucht nicht nur die Reichswehr auf seiner Seite, er braucht auch Zustimmung und Mitarbeit aller Fachleute, die die Maschinerie des Staates und der Wirtschaft beherrschen, er braucht Schacht und Schwerin-Krosigk, Neurath und Eltz-Rübenach. Er braucht die Tausende von Verwaltungsbeamten, die Finanzkünstler, die Wirtschaftsgewaltigen. Zu Heß und Goebbels sagt er noch auf dem Flugplatz Tempelhof bei seiner Rückkehr nach Berlin: *»Mit dem Gerede von der zweiten Revolution trennt mich die SA von allen vernünftigen Elementen in Deutschland. Ich bin kein Lenin. Ich will Ordnung!«*

Und ebenfalls am 25. Juni wird Dr. Jung verhaftet, der Autor der Marburger Rede.

Am 25. Juni findet auch der letzte großartige Empfang für die Berliner Prominenz in Röhms Residenz, in der Standartenstraße am Tiergarten statt. Diplomaten und Damen der Gesellschaft, die einmal den pikanten Reiz einer Bekanntschaft mit wilden Revolutionären kosten wollen, werden heute durch die Abwesenheit des Stabschefs

selber enttäuscht. Sie werden überrascht durch den diskreten Luxus und die geschmeidige Eleganz, die sich um Röhms Stellvertreter, Herrn von Detten, verbreiten. Detten wird assistiert durch einige SA-Führer, die gleich ihm Träger alter deutscher Adelsnamen sind. Selbst Obergruppenführer Ernst findet sich als früherer Kellner im neuen Milieu recht gut zurecht. Er hat eben – unter dem Gelächter der ganzen SA, die seine homosexuelle Veranlagung kennt – geheiratet und wird heute mit viel Champagner gefeiert.

Draußen auf der Standartenstraße reihen sich die großen Wagen bis zum Matthäi-Kirch-Platz. Görings Polizei sorgt für ungestörte An- und Abfahrt der Gäste.

Revolte der Prätorianer

Noch eine letzte Mahnung ergeht an die »Rebellen« in einem Aufsatz des Reichswehrministers Blomberg, den die gesamte deutsche Presse mit vollem Wortlaut übernimmt.

Blomberg gibt und nimmt in seinem Artikel. Er gibt Hitler die Unterstützung der Reichswehr. Er feiert Hitler als den Gründer der deutschen Einigkeit.

»Die Befreiungstat Adolf Hitlers, des vom Herrn Reichspräsidenten an die Spitze des Staates berufenen Führers, hat die unnatürliche Atmosphäre des Haders und der Halbheiten mit einem Schlage beseitigt und damit dem Soldaten wieder seine klare Stellung und das stolze Recht gegeben, der Waffenträger einer im nationalsozialistischen Geiste wiedergeborenen Nation zu sein.«

Ja, er nennt Hitler am Ende des Aufsatzes *»den Führer des Reiches, der einst aus unseren Reihen kam und stets einer der unseren bleiben wird«*. Blomberg n i m m t auf der anderen Seite, er nimmt für die Reichswehr den Anspruch, alleiniger Waffenträger der Nation zu sein und nicht nur das:

»In klarer Abgrenzung der Aufgaben hat der Führer der Wehrmacht ihren Anteil am Aufbau des neuen Deutschland zugewiesen. Der Soldatendienst ist wieder Ehrendienst am deutschen Volk geworden. In der Wehrmacht wirken die zur Waffe Berufenen zusammen als Träger eines disziplinierten Willens, erfüllt von einer Idee.«

Damit wird der SA nicht nur ihre militärische Zukunft, sondern auch ihr politischer Daseinsgrund als Vorkämpferin der Idee abgesprochen.

Am Tage des Erscheinens dieses Artikels spricht Hitler zu den Arbeitern der Krupp-werke. Die Einladung Herrn Krupps von Bohlen zum Abendessen lehnt er ab und fährt mit wenigen Begleitern nach Godesberg, um im Antlitz des Rheins den Abend zu verbringen, den Abend, der ihn vom Tage der Entscheidung trennt. Denn morgen, am 30. Juni, treffen bei Röhm in Wiessee die Chefs der SA zusammen, um über die Frage des Urlaubs und über die Zukunft der SA zu beraten. Hitler ist von Röhm aufgefordert worden, persönlich an der Aussprache teilzunehmen. Er hat zugesagt. Röhm erwartet ihn um Mittag und hat ein vegetarisches Essen vorbereiten lassen.

Das sieht nicht nach Attentat und Gewaltdrohung aus auf seiten Röhms, doch die gastliche Atmosphäre darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß Hitler in Wiessee einer Front entschiedener und robuster Männer gegenübertreten wird, die wissen, was sie wollen. Hitler wird einen schweren Stand haben. Mit ihnen diskutieren, verhandeln,

schachern, nein! Das Diskutieren ist niemals Mode unter dem Zeichen des Führerprinzips gewesen. Verhandeln und schachern? Hat er sich deshalb der anderen Parteien entledigt, um nun hier im eigenen Hause mit den parlamentarischen Sitten wieder zu beginnen? Röhm absetzen und die anwesenden SA-Führer auf einen genehmeren Nachfolger vereidigen? Wenn aber Röhm sich nicht fügt? Dann bleibt nur die Reichswehr. Die Reichswehr aber anzurufen, um einen Streit im eigenen Hause zu schlichten, eine Meuterei in der Partei niederzuschlagen, das hieße sich in die Hand fremder Kräfte begeben, wenn es nicht die Existenz des ganzen Volkes gefährden würde.

In diese Erwägungen ist Hitler versunken, als aus Berlin und aus München zwei Meldungen einlaufen, die ihn aus seinem Grübeln reißen und ihn zur Tat treiben. In München hat Obergruppenführer und Polizeipräsident Schneidhuber gemeinsam mit dem Münchener Gruppenführer Schmidt die SA für den 30. Juni auf die Straße befohlen. Hitler soll noch, bevor er zur Besprechung nach Wiessee kommt, durch eine Kundgebung der gesamten SA darüber belehrt werden, wie wenig populär sein Urlaubsbefehl bei der SA ist. Auch aus Berlin kommt die Meldung, daß die SA einen Aufmarsch vorbereitet und bereits Lastwagen für den Abtransport zusammenziehe.

Jetzt wird Hitler lebendig. Er befiehlt den SA-Obergruppenführer Lutze, der sich in der Nähe Kölns aufhält, zu sich, um diesen Mann, den Röhm schon lange wegen seiner beamtenhaften unenergischen Art ausschalten wollte, zum Nachfolger Röhms zu bestimmen. Lutze kommt, vernimmt — ohne die ganze Tragweite zu verstehen — seine Ernennung und antwortet mit einem korrekten: »Zu Befehl, mein Führer!«

Der zweite Befehl geht an den bayerischen Innenminister Wagner, sofort Schneidhuber und Schmidt zu verhaften und die Posten der SA durch SS zu besetzen.

Der dritte Befehl weist Göring an, am nächsten Morgen zuzuschlagen, rechtzeitig die Widerstandsherde zu ersticken und die Disziplin im Lande wiederherzustellen. — Es ist eine sehr vage Anweisung, die Göring damit erhält. Er wird sie als Generalvollmacht nehmen und danach handeln.

Um zwei Uhr nachts fliegt Hitler mit Goebbels, der sich inzwischen dazugefunden hat, Lutze, Reichspressechef Dietrich und seinem Adjutanten Brückner nach München. Um vier Uhr landen sie. Hitler, nach der durchwachten Nacht ein Nervenbündel aus Zorn und Empörung, eilt in das Innenministerium und stürzt sich auf die beiden dort Arretierten, die sich grüßend erheben. Er reißt ihnen die Spiegel vom Kragen und überhäuft sie mit Schimpfworten. Schmidt erhebt die Arme zur Abwehr, von irgendwo fällt ein Schuß, Schmidt sinkt zusammen. Schneidhuber will sprechen, erklären, aber schon ist auch er getroffen und liegt neben Schmidt am Boden.

Jetzt sind die Würfel geworfen. Hitler rast nach Wiessee. Röhm und sein Gefolge werden in den Betten überrascht, teils niedergeknallt oder gefangen nach München gebracht. Auf dem Rückweg werden die nach Wiessee fahrenden Autos mit weiteren SA-Führern angehalten und die »Schuldigen« von den »Unschuldigen« gesondert, während auf den Bahnhöfen in München das gleiche geschieht. Röhm und seine Leute werden ins Gefängnis von Stadelheim gebracht. Ohne Verfahren, ohne Verhör werden die meisten der Inhaftierten am gleichen Tage erschossen. Röhm wird ein Revolver in die Zelle gegeben, aber er weigert sich, davon Gebrauch zu machen. Man schießt ihn in seiner Zelle zusammen.

Nicht nur die SA ist das Opfer dieses Tages. Die Herren von Kahr und von Lossow

sind die Prominentesten unter einer Reihe von Toten, die in der Begleichung alter politischer Rechnungen sterben müssen.

Im Norden ist Göring ans Werk gegangen. Der Berliner Obergruppenführer Karl Ernst wird in Bremen verhaftet im Augenblick, da er sich auf die Hochzeitsreise nach den Kanarischen Inseln begeben will. Er wird nach Lichterfelde gebracht und fällt neben vielen Kameraden mit dem Rufe »Heil Hitler« unter den Kugeln eines SS-Kommandos.

»Ich habe meinen Auftrag erweitert«, gesteht Göring später ungeschminkt zur Erklärung, warum die Mitarbeiter und Freunde von Papens, Dr. Jung, von Bose, von der Decken oder der Ministerialdirektor Klausener auf der Totenliste stehen. General Schleicher wird mit seiner Frau in seiner Wohnung erschossen. Gregor Strasser fällt ebenso der »Reinigung« zum Opfer.

Die Bevölkerung bemerkt kaum etwas von diesen Vorgängen. An einigen Punkten des Reiches spürt man die Unruhe, sieht Wachen aufziehen, Truppen sich sammeln. Nach wenigen Stunden ist auch das vorüber. Gerüchte beginnen zu schwirren, bis endlich die ersten offiziellen Meldungen herausgegeben werden. Die Reichspressestelle veröffentlicht am Nachmittag des 30. Juni eine Erklärung, in der es heißt:

»Seit vielen Monaten wurde von einzelnen Elementen versucht, zwischen SA und Partei sowohl wie zwischen SA und Staat Keile zu treiben und Gegensätze zu erzeugen. Der Verdacht, daß diese Versuche einer beschränkten, bestimmt eingestellten Clique zuzuschreiben sind, wurde mehr und mehr bestätigt. Stabschef Röhm, der vom Führer mit seltenem Vertrauen ausgestattet war, trat dieser Erscheinung nicht nur nicht entgegen, sondern förderte sie unzweifelhaft. Seine bekannte unglückliche Veranlagung führte allmählich zu so unerträglichen Belastungen, daß der Führer der Bewegung und Oberste Führer der SA selbst in schwerste Gewissenskonflikte getrieben wurde. Stabschef Röhm trat ohne Wissen des Führers mit General Schleicher in Beziehungen. Er bediente sich dabei außer einem anderen SA-Führer einer von Adolf Hitler schärfstens abgelehnten, in Berlin bekannten obskuren Persönlichkeit. Da diese Verhandlungen endlich — natürlich ebenfalls ohne Wissen des Führers —, zu einer auswärtigen Macht bzw. zu deren Vertretung sich hinstreckten, war sowohl vom Standpunkt der Partei als auch vom Standpunkt des Staates ein Einschreiten nicht mehr zu umgehen.«

Eine Verschwörung der SA, ein Attentat auf das Leben des Führers? Nun gut, eine Rebellion wird blutig niedergeschlagen. Das ist ein hartes Gesetz, das im Leben der Völker immer seine Geltung gehabt hat. Wer Barrikaden baut, muß damit rechnen, auf ihnen zu fallen. Aber wurden denn hier Barrikaden gebaut? Wurde Röhm mit seinem Stabe nicht in den Betten überfallen und gefangengenommen? Hatte man also nicht Zeit und Möglichkeit, mit ordentlichen Verfahren gegen die Schuldigen vorzugehen?

Wenn aber wirklich eine Verschwörung gewaltsam niedergeschlagen werden mußte, was hatten Papens Leute damit zu tun, was von Lossow und von Kahr?

Wenn auch das alles notwendig war, was hatte es zu bedeuten, daß Hitler erst jetzt plötzlich den Sumpf moralischer Verkommenheit entdeckt und laut anprangert, der ihm doch seit Jahren bekannt sein mußte? Röhm war sein einziger Duzfreund. Seine Veranlagung war ein offenes Geheimnis. Die Ansammlung Gleichveranlagter in der Obersten SA-Führung war niemandem verborgen geblieben. Was jetzt zutage kam und von Goebbels mit wahrem Behagen breit ausgewalzt wurde, war ein Sumpf schmutziger Unzucht und wilder Korruption. Wenn das die nächste Umgebung Hitlers durch lange

Jahre, wenn das die Führung der NSDAP bis heute, bis 1934 war, wie sollte die Zukunft von denen gestaltet werden, die sich erst jetzt von solchen Kumpanen trennten?

Der 30. Juni wurde zur schwersten Erschütterung für alle die gutwilligen Mitläufer und Mitarbeiter in der NSDAP, die gehofft hatten, durch tätige Anteilnahme Einfluß auf Ziel und Richtung nehmen zu können. Er wurde zu einem Schrecken für alle in politischer Arbeit oder der Verwaltung tätigen Deutschen, die hier den Boden der Rechtssicherheit unter ihren Füßen wanken fühlten. Es nützte wenig, als man gerüchteweise erfuhr, daß unter den Toten dieses Tages eine Reihe von üblen Gewalttätern war, nicht nur aus der SA, sondern auch aus der SS, wie z. B. der berüchtigte Kerkermeister des Columbia-Hauses der SS mit dem treffenden Namen Toifl. Mochten alle, die umgebracht waren, des Todes schuldig sein — bisher war es üblich, auch dem scheußlichsten Untier in Menschengestalt seine Chance und sein Recht zu geben. Die schwere Entscheidung über Leben und Tod war in Formen gebunden, die den Staat verpflichteten und dem Bürger Schutz gewährten.

Dieser Schrecken wird auch nicht gemildert durch ein Gesetz der Reichsregierung, welches die Maßnahmen vom 30. Juni als Staatsnotwendigkeit für Recht erklärt, und auch nicht dadurch, daß Reichspräsident von Hindenburg an Hitler und Göring Danktelegramme für ihr tapferes Zugreifen gegen die verräterischen Umtriebe sendet.

Man erkennt, daß man in einem Zuge sitzt, in dem das Mitfahren gefährlich, das Aussteigen aber tödlich ist.

Über den Umfang der Vorgänge am 30. Juni wird von beiden Parteien gleichviel gelogen. Der »Völkische Beobachter« meldet am 1. Juli:

»Es wurden erschossen: 19 höhere SA-Führer, 31 SA-Führer und SA-Angehörige, 3 SS-Führer, 13 SA-Führer und Zivilpersonen, die bei der Verhaftung Widerstand leisteten, 5 Parteigenossen. Darunter befanden sich der Chef des Stabes der SA, Röhm, und General Schleicher.«

Die Auslandspresse stellt diesen 71 offiziell Totgemeldeten ihre ebenso »authentischen« Ziffern gegenüber und zählte, je nach der politischen Einstellung, ein-, zwei- und dreitausend Tote. Die Wahrheit dürfte in der Mitte liegen und sich ungefähr auf dreihundert Opfer belaufen.

Für die Masse der Bevölkerung versinkt die Erinnerung an diesen Tag überraschend schnell. Es war eine Auseinandersetzung der hohen Herren unter sich. Die oberen SA-Führer hatten sich nicht beliebt gemacht. Man verstand auch gar nicht, worum es eigentlich ging. Der Tag kam mit einer so vollkommenen Überraschung, daß kaum jemand zum Nachdenken kam, als neue Ereignisse schon die Erinnerung an das Gestern überspülten.

Putsch in Österreich

Jenseits der Grenzen des Dritten Reiches, in Österreich, in diesem »Staat wider Willen«, ist die Lage noch katastrophaler geworden, als sie in Deutschland war. Das Kabinett Dollfuß gerät in die gleiche Situation wie die deutschen Regierungen vor Hitler. Es verliert nach links und rechts den Halt in der Bevölkerung und muß, wie Brüning, die demokratischen Methoden mit dem Instrument der Notverordnungen vertauschen.

Das Parlament hat am 4. März zum letzten Male getagt. Die Wiener Regierung greift auf eine Kriegsverordnung von 1917 zurück und verhindert Neuwahlen, die zweifellos der deutschen Entwicklung folgen würden.

Je schmaler die innere Basis für Dollfuß wird, um so mehr muß er sich auf äußere Hilfe stützen, die er in Frankreich, in Italien und in der Kleinen Entente zu finden hofft, welche alle an der Aufrechterhaltung der ungewollten »Unabhängigkeit« Österreichs interessiert sind, ohne zu bedenken, daß diese »Unabhängigkeit« die frechste Verhöhnung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker ist.

Im Sommer 1933 erreicht Dollfuß die Zustimmung seiner Vertragsgegner von Saint Germain zur Vermehrung und Neuaufstellung eines freiwilligen Schutzkorps, in das Starhembergs Heimwehr eingegliedert wird. Nach den Innsbrucker Gemeindewahlen, in denen die Nationalsozialisten die stärkste Position gewinnen, werden weitere Wahlen suspendiert. Mit Haussuchungen, Strafexpeditionen, Kollektivhaft, Ausdehnung der polizeilichen Verwaltungsstrafen, mit Standrecht und Todesstrafe geht es gegen die »deutsche Gefahr«. Das Konzentrationslager Wöllersdorf füllt sich schnell. »Putzscharen« werden aufgestellt, um von Bäumen, Türmen und Felszinnen die immer wieder gehißte Hakenkreuzfahne herunterzuholen. Die gesamte reichsdeutsche Presse wird verboten, der Besitz des Hitlerbildes, das Singen des Deutschlandliedes, das Anhören des Münchener Senders genügt zur Verhängung von Strafen.

Der österreichische Mensch wird erfunden. Eine jahrtausendelange Gemeinsamkeit des deutschen Volkes wird aus den Schulbüchern ausradiert und das immer wiederholte Anschlußbegehren des österreichischen Stammes an das Deutsche Reich mit den schwarzgelben Fahnen übertüncht. Das schmalzweiche Wienertum der Heurigenschenken, der Deutschmeisterkapellen und Fiaker wird in Operetten, Schlagermelodien, Filmen und Reportagen als Werbemittel für das »bedrängte« kleine Österreich ins Ausland gebracht und mit etwas Mode à la tyrolienne versetzt.

Auch zur Linken, die seit 1933 den Anschlußgedanken preisgegeben hat, gelingt der Regierung kein Brückenschlag. Der Austro-Marxismus hält am 12. Februar 1934 seine Stunde für gekommen. Eine Waffensuche im Linzer Parteiheim der Marxisten wird mit gewalttätiger Gegenwehr beantwortet. In schlagartiger Folge entzünden sich in mehreren Teilen Österreichs schwere blutige Unruhen, die in Wien sich zu einem Brennpunkt sammeln. Vier Tage lang rasen die Maschinengewehre in den Straßen der Stadt. Die Regierung muß Geschützbatterien im Kampf um die burgähnlich ausgebauten marxistischen Gemeindegebäude Wiens einsetzen. Erst als die Generalstreikparole von der Arbeiterschaft gerade der lebenswichtigen Betriebe nicht befolgt wird, bricht der Aufstand zusammen. Seine Rädelsführer, die Herren Otto Bauer und Julius Deutsch, verzichten auf die Märtyrer-Gloriole ihrer Opfer und entweichen in die Tschecho-Slowakei, wo sich die erste Etappe der roten Emigration aus Deutschland installiert hat.

Fünfzig Tote — neben Hunderten von Verwundeten — zählt die Regierungsseite, die feierlich zu Grabe getragen werden, während Standgerichte darangehen, die viel höheren Opfer auf der Gegenseite noch zu vermehren.

Die Situation des Dollfuß-Regimes ist nicht günstiger geworden. Je schärfer die Nachrichten aus Deutschland unterdrückt werden, um so größer wird der Anreiz, die deutschen Sendungen für Österreich zu hören, die die Überzahl der Bevölkerung an-

sprechen, die deutsch fühlt, die aus der Enge der wirtschaftlichen, politischen und geistigen Isolierung ihres Ländchens herausstrebt. Die verelendeten und zermürbten Massen der österreichischen Städte schauen auf das Anlaufen der deutschen Wirtschaft, auf das Absinken der Arbeitslosenzahl und fragen sich, warum eine autoritäre Regierung, die nichts leistet, sie verhindert, sich einer anderen autoritären Regierung zu unterstellen, die in so kurzer Zeit so viel geschaffen hat.

Der Wille zum Anschluß ist unter dem Widerstand der Alliierten, unter dem Druck der »Vaterländischen Front« nicht ausgerottet, er ist stärker geworden und drängt zur Tat. Aber als die Tat am 25. Juli geschehen soll, da zeigt sich, wie wenig der Deutsche die Technik der illegalen Arbeit, der Verschwörung und des Putsches beherrscht. Die gewaltsame Machtergreifung bricht im Keim zusammen wie der Putsch in München von 1923.

Es gelingt, kampflos das Bundeskanzleramt und das Ravag-Gebäude, den Wiener Rundfunksender, zu besetzen. Die Aufständischen geben die Meldung durch: »Die Regierung Dollfuß ist zurückgetreten. Dr. Rintelen hat die Regierungsgeschäfte übernommen.« — Der Münchener Sender übernimmt diese Nachricht und verkündet der Welt, das deutsche Volk in Österreich habe sich gegen seine Unterdrücker erhoben.

Tatsächlich stehen in ganz Österreich die Nationalsozialisten auf, reißen die öffentliche Gewalt an sich und behaupten sie vielerorts tagelang, vor allem in Kärnten und Obersteiermark, bis die österreichische Armee sie mit Maschinengewehren und Minenwerfern niederwirft. Ihr Schicksal aber war schon am ersten Tage entschieden. Die Wiener Regierung kapituliert nicht. Das Kanzleramt wird von Bundestruppen umstellt und die Aufrührer zur Kapitulation gezwungen. Auf dem Felde bleiben dreihundert Tote auf beiden Seiten, auf dem Felde bleibt, von zwei Revolverschüssen getroffen, der Bundeskanzler Dollfuß.

Der mißlungene Putsch ist für Hitlers kaum begründete Macht ein schwerer Schlag. Die Welt antwortet mit äußerster Schärfe. Auch Mussolini, der eben den Besuch von Dollfuß erwartet, ist von heftiger Empörung ergriffen. Der offiziöse »Messaggero« schreibt: *»Es gibt keine Regierung, die sich gegenüber Deutschland heute nicht volle Handlungsfreiheit erlauben dürfte.«* Man begnügt sich nicht mit Worten. Italienische Divisionen marschieren an der Brennergrenze auf.

Hitler erfährt von den Vorgängen in Wien, während er in Bayreuth an den Wagner-Festspielen teilnimmt. Er wird sich sofort der brennenden Gefahr bewußt, in die ihn dieses Abenteuer gebracht hat und unternimmt alles, um jede Verantwortung Deutschlands abzuschütteln. Habicht, der alte Inspektor des österreichischen Gaues 33 der NSDAP und jetziger Leiter der Münchener Sendungen für Österreich, wird seines Postens enthoben. Geflohene Teilnehmer am Putsch werden über die Grenze nach Österreich zurückgestellt. Der kompromittierte deutsche Gesandte Rieth wird abberufen und am gleichen Tage durch von Papen ersetzt. Papen bekommt auch noch am gleichen Tage einen alsbald veröffentlichten Begleitbrief auf den Weg mit dem Wortlaut:

»Sehr verehrter Herr von Papen!

Im Verfolg der Ereignisse in Wien habe ich mich gezwungen gesehen, dem Herrn Reichspräsidenten die Enthebung des deutschen Gesandten in Wien, Dr. Rieth, von seinem Posten vorzuschlagen, weil er auf Aufforderung österreichischer Bundesminister

bzw. der österreichischen Aufständischen sich bereitfinden ließ, einer zwischen diesen beiden getroffenen Abmachung bezüglich freien Geleits und Abzuges der Aufständischen nach Deutschland ohne Rückfrage bei der deutschen Reichsregierung seine Zustimmung zu geben. Der Gesandte hat damit ohne jeden Grund das Deutsche Reich in eine interne österreichische Angelegenheit hineingezogen.

Das Attentat gegen den österreichischen Bundeskanzler, das von der deutschen Reichsregierung auf das schärfste verurteilt und bedauert wird, hat die an sich schon labile politische Lage Europas ohne unsere Schuld noch weiter verschärft. Es ist daher mein Wunsch, wenn möglich zu einer Entspannung der Gesamtlage beizutragen und insbesondere das seit langem getrübte Verhältnis zu dem deutsch-österreichischen Staat wieder in normale und freundschaftliche Bahnen geleitet zu sehen.

Aus diesem Grunde richte ich die Bitte an Sie, sehr verehrter Herr von Papen, sich dieser wichtigen Aufgabe zu unterziehen, gerade weil Sie seit unserer Zusammenarbeit im Kabinett mein vollstes und uneingeschränktes Vertrauen besaßen und besitzen.

Ich habe daher dem Herrn Reichspräsidenten vorgeschlagen, daß Sie unter Ausscheiden aus dem Reichskabinett und Entbindung von dem Amt als Saarkommissar für eine befristete Zeit in Sondermission auf den Posten des deutschen Gesandten in Wien berufen werden. In dieser Stellung werden Sie mir unmittelbar unterstehen.

Indem ich Ihnen auch heute noch einmal danke für alles, was Sie einst für die Zusammenführung der Regierung der nationalen Erhebung und seitdem gemeinsam mit uns für Deutschland getan haben, bin ich Ihr sehr ergebener

Adolf Hitler.«

Hitlers blitzschnellen Schachzügen glückt es, die Krise zu überwinden. Frankreich will nicht dem waffenklirrenden Beispiel Italiens folgen, ohne Englands Mithilfe sicher zu sein. England wiederum hat an einem Eingreifen in die inneren österreichischen Angelegenheiten keinen Geschmack. Der Anschluß ist wohl auf die Dauer nicht zu vermeiden. Er betrifft auch nicht unmittelbar englische Interessen. Die Staaten der Kleinen Entente warten ihrerseits wiederum auf Frankreich, aber sie haben wenig Neigung, durch eine Waffenhilfe die Stellung Italiens in ihrem Lebensraum zu verstärken.

So bleibt Mussolini allein auf weiter Flur. Er zieht seine Divisionen wieder vom Brenner zurück, und Hitler lernt langsam seine außenpolitischen Gegner ebenso zu mißachten, wie seine früheren Feinde in der Innenpolitik.

Hindenburgs Testament

Am Vormittag des 2. August senken sich in ganz Deutschland die Fahnen auf Halbmast. Reichspräsident von Hindenburg hat seinen letzten Atemzug getan. Die Stunde seiner Nachfolge schlägt.

Hitler hat seine Vorbereitungen rechtzeitig getroffen. Mit radikalen Mitteln hat er in seinem Hause Ordnung geschaffen, hat er die Forderungen Hindenburgs, die Forderungen der Reichswehr erfüllt, hat er zugleich seine Gegenspieler vernichtet, den »Günstling« von Papen eingeschüchtert, isoliert und schließlich nach Wien in eine Verbannung erster Klasse geschickt.

Das Feld ist frei für ihn. Er hat alle Fäden in der Hand. Widerstandslos vollzieht sich jetzt der letzte Akt der Machtergreifung, die vor eineinhalb Jahren begonnen wurde.

Schon einen Tag vorher hat die Reichsregierung ein Gesetz beschlossen und verkündet, das verblüffenderweise nicht nur die Nachfolge des Sterbenden regelt, sondern auch die endgültige Monopolstellung Hitlers festigt: *»Das Amt des Reichspräsidenten wird mit dem des Reichskanzlers vereinigt. Infolgedessen gehen die bisherigen Befugnisse des Reichspräsidenten auf den Führer und Reichskanzler über. Er bestimmt seinen Stellvertreter.«*

Dieses Gesetz wird am 2. August zugleich mit der Todesnachricht in der Presse veröffentlicht. Die Zeitungen bringen mit gewohnter Eile noch eine dritte wichtige Meldung: um 9.30 Uhr, eine halbe Stunde nach dem Tode des Generalfeldmarschalls, hat die Wehrmacht ihren Eid auf Adolf Hitler geschworen. Auch die Eidesformel hat eine neue Fassung gefunden. Wurde bisher der Soldat der Republik auf »Volk und Vaterland« vereidigt, so kehrt die neue, in aller Eile geänderte Formel zu der persönlichen Bindung an den »Souverän« zurück und lautet:

»Ich schwöre bei Gott diesen heiligen Eid, daß ich dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, dem Obersten Befehlshaber der Wehrmacht unbedingten Gehorsam leisten und als tapferer Soldat bereit sein will, jederzeit für diesen Eid mein Leben einzusetzen.«

Hitler will sich mit seinem Überraschungssieg jedoch nicht begnügen. Schon am 2. August weist er den Reichsinnenminister Frick an, eine Volksabstimmung über seine Ernennung vorzubereiten:

»Ich will, daß die vom Kabinett beschlossene und verfassungsrechtlich gültige Betrauung meiner Person mit den Funktionen des früheren Reichspräsidenten die ausdrückliche Sanktion des deutschen Volkes erhält.

Fest durchdrungen von der Überzeugung, daß jede Staatsgewalt vom Volke ausgehen und von ihm in geheimer, freier Wahl bestätigt sein muß, bitte ich Sie, den Beschluß des Kabinetts mit den etwa noch notwendigen Ergänzungen unverzüglich dem deutschen Volke zur freien Volksabstimmung vorlegen zu lassen.«

Hitler braucht das Risiko einer Wahl nicht zu fürchten. Die bisherigen Abstimmungen geben ihm die nötige Zuversicht. War er nicht schon bei der Reichspräsidentenwahl des Jahres 1932 mit seinen dreizehn Millionen Wählern der einzige ernstliche Gegenkandidat Hindenburgs gewesen? Jetzt ist Hindenburg tot. Hitler hat den Staatsapparat in der Hand. Die Wehrmacht hat auf ihn geschworen. Partei, Polizei, SA und SS sind gehorsame Werkzeuge geworden. Niemand existiert mehr, der einen Gegenkandidaten aufstellen könnte. Aber Hindenburgs Testament? Lauert dort nicht noch immer eine Gefahr, die sich ihm in den Weg stellen kann?

»Es gibt kein Testament!« Das ist die große Überraschung, die jetzt der Öffentlichkeit präsentiert wird. Denn man hat in einigen Kreisen von diesem Testament gesprochen und erwartet eine Sensation von seiner Eröffnung. Am 3. August aber kann man in der Zeitung lesen: *»Alle umlaufenden Gerüchte über eine posthume Proklamation des Reichspräsidenten an das deutsche Volk sind absolut tendenziös. Feldmarschall von Hindenburg hat kein politisches Testament hinterlassen.«*

Vier Tage vor der Volksabstimmung über Hitlers Nachfolge aber wird das Dementi

dementiert. Hindenburgs politisches Testament wird veröffentlicht. Es enthält keine der erwarteten Überraschungen. Gewiß, es steht der Wunsch darin, daß das deutsche Kaisertum *»aus dem ewig belebten Meere völkischen Lebens«* wieder auftauchen möge. Doch das ist ein Selbstzitat aus einem Aufruf Hindenburgs an das deutsche Volk im Jahre 1919. Im neuen Teil des Testaments ist von der Monarchie nicht mehr die Rede. Es schließt vielmehr mit den Sätzen:

»Ich danke der Vorsehung, daß sie mich an meinem Lebensabend die Stunde der Wiedererstarkung hat erleben lassen. Ich danke all denen, die in selbstloser Vaterlandsliebe an dem Werke des Wiederaufstieges Deutschlands mitgearbeitet haben. Mein Kanzler Adolf Hitler und seine Bewegung haben zu dem großen Ziele, das deutsche Volk über alle Standes- und Klassenunterschiede zur inneren Einheit zusammenzuführen, einen entscheidenden Schritt von historischer Tragweite getan. Ich weiß, daß vieles noch zu tun bleibt, und ich wünsche von Herzen, daß hinter dem Akt der nationalen Erhebung und des völkischen Zusammenschlusses der Akt der Versöhnung steht, der das ganze deutsche Vaterland umfaßt.«

Man bezweifelt die Echtheit dieser letzten Absätze des Testaments, die stark nach dem Vokabular Hitlers klingen. Aber die heutigen Feststellungen ergeben, daß Hindenburg sie nach einigen nur formalen Änderungen in Gegenwart seiner Mitarbeiter gebilligt und unterzeichnet hat.

Auch die Veröffentlichung erst am 15. August, kurz vor dem Volksentscheid, ist kein neuer Theatercoup des Propagandaministers. Das Testament gelangt tatsächlich erst am Tage der Veröffentlichung in Hitlers Hände. Am 15. August übergibt Oskar von Hindenburg dem Vizekanzler von Papen zwei Briefe seines verstorbenen Vaters, die beide an Adolf Hitler gerichtet sind. Der eine trägt die einfache Anschrift Hitlers, die Aufschrift des anderen lautet: *»Dem deutschen Volke und seinem Kanzler mein Testament. Dieser Brief ist durch meinen Sohn dem Herrn Reichskanzler zu übergeben.«* Dieser Umschlag enthält das erwähnte Testament. Den Inhalt des anderen kennen wir nicht. Er wird nicht veröffentlicht. Enthält er die befürchtete Bestimmung der Nachfolge, die Mahnung, zur Monarchie zurückzukehren? Das ist nicht sehr wahrscheinlich, denn noch im Juni hat Hindenburg dem Hausminister Wilhelms II., Leopold von Kleist, der ihn wegen einer Testierung zugunsten der Monarchie befragte, abgewinkt. Er sei es müde, Schicksal zu spielen. Das deutsche Volk müsse über diese Frage selbst entscheiden, die in unserer Zeit nicht mehr von oben her verordnet werden könne.

Die Zweifel an der Gültigkeit der Nachfolge Hitlers werden schließlich am Vortage der Abstimmung überwunden, als Oskar von Hindenburg selbst an das Mikrophon tritt, um über alle Sender dem deutschen Volke zu sagen:

»Mein nunmehr verewigter Vater selbst hat in Adolf Hitler seinen unmittelbaren Nachfolger als Oberhaupt des Deutschen Reiches gesehen. Ich handle daher im Sinne meines Vaters, wenn ich alle deutschen Frauen und Männer auffordere, bei der Volksabstimmung am 19. August der durch Gesetz ausgesprochenen Übertragung des bisher von meinem Vater innegehabten Amtes auf den Führer und Reichskanzler zuzustimmen.«

Die Volksabstimmung ergibt bei einer Wahlbeteiligung von über 95 Prozent und 2 Prozent ungültigen Stimmen knapp 90 Prozent »Ja«-Stimmen und 10 Prozent »Nein«-Stimmen. 38 362 760 Deutsche sprechen sich – nach diesem Wahlergebnis – für

Adolf Hitler als »Führer und Reichskanzler« aus. Es sind 1 300 000 Stimmen weniger als bei der Reichstagswahl vom 12. November 1933. Wir wissen nicht, ob die Regie dieser Wahl schlechter war oder ob der 30. Juni diese negativen Stimmen auf den Plan gerufen hat. –

90,8 Prozent an der Saar

Das Dritte Reich hat drei schwere innere und äußere Krisen hinter sich, deren jede seinen Bestand hätte vernichten können. Es hat sie überwunden. Auf dem Reichsparteitag in Nürnberg kann Hitler die Festigung seiner Macht feiern, die er nutzt, um seine Pläne mit verstärkter Kraft und erhöhtem Tempo weiterzuführen. Die Arbeitslosigkeit sinkt weiterhin ab. Der erste Spatenstich am großen Werk der Reichsautobahnen wird getan. Die Arbeitsschlacht bekommt eine neue Front in der agrarischen Erzeugungsschlacht, die von Darré, dem neuen Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft, eingeleitet wird. Die Devisenlage ist drückend geworden, doch langsam gelingt es, eine Reihe neuer Handels-, Wirtschafts- und Zahlungsabkommen mit Dänemark, Polen, Finnland, England und Holland zu schließen. Am 27. April tagt eine internationale Gläubigerkonferenz in Deutschland, die auch einiges zur Überbrückung dieser Schwierigkeiten beiträgt.

In der Rüstungsfrage ist Deutschland weniger erfolgreich. War es nach dem Austritt aus dem Völkerbund und dem Verlassen der Abrüstungskonferenz gelungen, mit Frankreich und England zu individuellen Gesprächen zu kommen, so schlägt Barthou schon am 17. April die Tür wieder zu, indem er mit einer Note an England jede Abrüstung verweigert und damit praktisch den Schlußstrich unter alle Abrüstungsverhandlungen setzt. Anlaß ist für Frankreich die Erhöhung des deutschen Wehretats um etwa ein Drittel auf 890 Millionen Reichsmark. Frankreich selbst hat allerdings seinen Wehretat trotz und während aller Konferenzen und Verhandlungen mehrfach sprunghaft erhöht und ist bei einem Etat von 16 Milliarden Franken angelangt.

Noch ein anderes Problem beschattet das deutsch-französische Verhältnis. Am 13. Januar 1935 ist die Abstimmung im Saargebiet fällig, das nun über sein künftiges Schicksal auf deutscher oder französischer Seite oder für eine Beibehaltung seiner bisherigen Zwischenstellung bestimmen soll.

Die Deutschen im Saarland haben unter Landesleiter Pirro eine Deutsche Front gebildet, deren Erfolg den Franzosen große Sorge bereitet. Clemenceaus Erfindung der einhundertfünfzigtausend Saar-Franzosen hat ihre Bewährungsprobe nicht bestanden. Alle Hilfe für separatistische Bestrebungen ist fehlgeschlagen. Die Förderung deutscher Emigranten durch die französische Regierungskommission will auch keine Früchte tragen. Ende November entschließt sich die französische Regierung im Hinblick auf angeblich mögliche Unruhen an der Saar Truppenverschiebungen an der Grenze durchzuführen. Die Situation ist gespannt wie 1923 an der Ruhr. Die Deutsche Front gibt an ihre Mitglieder die Anweisung zu strengster Disziplin. Bürckel als Saarbevollmächtigter des Reiches verbietet in einer Zone von vierzig Kilometer Breite längs der Saargrenze jede Betätigung, selbst das Uniformtragen, für SA und SS.

Hitler legt dem französischen Botschafter nahe, durch ein deutsch-französisches Ab-

kommen die Saarfrage aus der Spannungszone zu heben und die Erregungen eines Wahlkampfes zu vermeiden. Paris lehnt ab.

Fünf ausführliche deutsche Denkschriften, die auf rechtswidrige Maßnahmen der französischen Regierungskommission hinweisen, veranlassen schließlich den Völkerbund zum Eingreifen. Die akute Krise wird durch die Entsendung einer internationalen Polizeitruppe in das Saargebiet gelöst.

Am 13. Januar 1935 findet die Wahl unter internationaler Aufsicht statt. Alle Chancen haben siebzehn Jahre lang in französischen Händen gelegen. Ihre Presse hat mit aller Heftigkeit gegen Hitler und den Nationalsozialismus gearbeitet. Das Wahlergebnis aber sieht an der Saar nicht anders aus als es in den letzten Wahlen in Deutschland ausgesehen hat: 90,8 Prozent aller gültigen Stimmen bekennen sich für Deutschland, 8,8 Prozent stimmen für den status quo, für den Anschluß an Frankreich sprechen sich 0,4 Prozent aus.

Eine Versailler Grenze, die gegen das Grundgesetz der Demokratie, des Selbstbestimmungsrechts der Völker errichtet wurde, ist gefallen.

Sie fällt zu gleicher Zeit, wo vor einem Militärgericht in Kowno gegen deutschgesinnte Memelländer ein Hochverratsprozeß eröffnet wird, weil sie die verfassungswidrige Schließung des Memellandtages durch den litauischen Gouverneur nicht stillschweigend hinnehmen wollten.

Das Jahr II der Hitler-Regierung endet – nach schweren Katastrophen – mit dem strahlenden Erfolg im Saargebiet. Aber schon ziehen neue Wetterwolken heran. Laval, als Nachfolger des in Marseille ermordeten Barthou, ist nach Rom gereist und hat mit Mussolini ein italienisch-französisches Abkommen geschlossen, das der Entwicklung in Österreich einen Riegel vorschieben soll. Mussolini grollt Hitler wegen der Ermordung von Dollfuß und lenkt in die französische Linie ein, wo man sich in dem gemeinsamen Interesse der Erhaltung des status quo in Mittel- und Südosteuropa findet. Hitlers in seinem »Kampf« geträumte Pläne von der Schicksalsgemeinschaft der beiden Diktatoren wollen sich nicht verwirklichen.

Noch dunkler aber braut sich eine Konstellation zusammen, die die alte Gefahr der Einkreisung aus dem Ersten Weltkrieg wieder heraufbeschwört: die diplomatische Annäherung zwischen Frankreich und dem ideologischen Hauptgegner Deutschlands, der Sowjetunion.

IV. BUCH

1935: DAS JAHR DER FESTIGUNG

Die neue Internationale: Kanonen statt Butter

Frankreich geht mit seinen Moskauer Verhandlungen den gleichen Weg wie einst, als es seinen Revanchewillen mit dem russischen Imperialismus verkoppelt. Nach dem Ausfall Polens aus seinem Bündnisring nimmt es diese Spur wieder auf, ungeachtet der Veränderungen, die im Osten vor sich gegangen sind.

Einst stand ein gefährlicher expansiver Imperialismus an den Toren Mitteleuropas, dessen Forderungen Fjodor Tjutschew vor hundert Jahren in folgende Worte kleidete: *»Die drei heiligen Hauptstädte des russischen Reiches sind Moskau, St. Petersburg und Konstantinopel. Wo sind seine Grenzen im Norden und Osten, im Süden und Westen? Die Vorsehung wird uns zeigen, daß der Weg der Zukunft uns zu den sieben Inlandseen führen wird und zu den sieben Strömen vom Nil zur Newa, von der Elbe zum Yangtse, von der Wolga zum Euphrat, vom Ganges zur Donau – das ist das russische Reich und es wird dauern durch die Jahrhunderte.«* Aber dieses imponierende Programm war bescheiden gegenüber den Ansprüchen der Weltrevolution, deren Dogma den unbegrenzten Einbruch in alle Staatensysteme der Welt verkündet. Hinter dem Dogma steht eine Rote Armee von 105 Divisionen mit 960 000 Mann zugegebener Friedenspräsenzstärke, und hinter der Roten Armee steht ein Volk von 180 Millionen Menschen, das in pausenloser Fron für den Tag der Auseinandersetzung mit der »feindlichen kapitalistischen Umwelt« arbeitet.

Die Sowjetunion hat dem System von Versailles feindlich gegenübergestanden, aus dem sie ausgeschlossen war und das für sie schwere territoriale Verluste im Westen bedeutete. Wenn Frankreich sich jetzt in unduldsamer Starrheit an den Buchstaben von Versailles festklammert, anstatt der lebendigen Entwicklung lenkend Raum zu geben,

wenn es jetzt lieber die Sowjetunion nach Genf einlädt als Deutschland wieder dorthin zurückzuführen, dann entsteht für Deutschland — und nicht nur für Deutschland — eine tödliche Bedrohung.

Hitler ist seit dem ersten Tage seines politischen »Erwachens« nicht müde geworden, den Bolschewismus als Weltgefahr anzuprangern. Sein im wesentlichen innerpolitisch gesehenes Weltbild erhält schon in den ersten Münchener Jahren durch Männer wie Rosenberg, Scheubner-Richter u. a. den bestimmenden außenpolitischen Akzent gegen den Bolschewismus. Nach der Machtergreifung zieht er zwar mit ideologischem Eifer gegen die Marxisten, gegen die politisierende Kirche, gegen die liberalistischen Demokraten, gegen die Freimaurer und das Judentum zu Felde. Doch das alles ist innerpolitisch gemeint. Allein der Antimarxismus hat als einziges auch eine außenpolitische Spitze, eine aggressive Wendung gegen die Sowjetunion.

Wenn sein Vorgehen gegen alle diese innerpolitischen Fronten Deutschland auch in außenpolitische Schwierigkeiten bringt, so ist das für ihn eine in Kauf zu nehmende Belastung. Die Spannung mit der Sowjetunion aber ist vorgesehen und gewollt, wenn sie auch zu Anfang aus taktischen Gründen abgemildert und hingehalten werden muß.

Jetzt aber, wo eine Annäherung der Sowjetunion an das Genfer System beginnt, wird diese zeitweilige Reserve preisgegeben. Schon im Jahre 1934 hat sich die Reichsregierung gegen die Einbeziehung der Sowjetunion in einen sogenannten Ostpakt gewendet. Als sich die französisch-sowjetischen Verhandlungen weiter fortsetzen, beginnt in Deutschland die antibolschewistische Kampagne anzulaufen. Keine Rede von Hitler, Heß, Goebbels, Darré oder Himmler, die nicht in ihrem Kernstück auf die bolschewistische Gefahr für die zivilisierte Welt hindeutet. Unermüdlich wie einst im innerpolitischen Kampf um Deutschland rollt jetzt auf dem außenpolitischen Feld die Trommel, um die Völker der Welt aus ihrer Ahnungslosigkeit zu erwecken.

Aber man will in der Welt diese Propaganda nicht hören, weil sie — in der Sucht nach Vereinfachung — wieder mit dem Antisemitismus verbunden ist. In langen Namenslisten zählt Goebbels die führenden Juden in der Entwicklung des Marxismus, in der Revolution von 1918, in den Organisationen der SPD und der KPD, in den blutigen Revolten der zwanziger Jahre auf. Immer wieder verkündet er, daß in der Sowjetunion außer Lenin kaum ein nichtjüdischer Name unter den Begründern der Schreckensherrschaft des Bolschewismus zu finden ist.

Die Situation in der Welt wird damit gründlich verkannt. Man will in Berlin nicht einsehen, daß man mit dieser Koppelung des Antibolschewismus mit dem Antisemitismus sich jeder Möglichkeit beraubt, an die Weltöffentlichkeit überhaupt heranzukommen.

Jedenfalls führt die französische Regierung ihre Verhandlungen mit dem Kreml ungerührt weiter und beteiligt sich jetzt, wo sie wieder eine östliche Rückendeckung gegen Deutschland zu haben meint, nur noch mit halbem Herzen an den englischen Bemühungen, das Gespräch über die Abrüstung wieder in Gang zu bringen. Die englischen Schritte führen am 3. Februar zu einem gemeinsamen Kommuniqué der englischen und französischen Staatsmänner, die sich in London getroffen haben. Es soll versucht werden, heißt es darin, erneut eine Rüstungskonvention anzustreben und den Locarno-Vertrag durch gemeinsames Vorgehen der vereinigten Luftstreitkräfte gegen einen möglichen Angreifer zu untermauern.

Deutschland antwortet am 14. Februar positiv und regt an, da alle mehrseitigen Konferenzen ergebnislos geblieben sind, zunächst mit der britischen Regierung die englisch-französischen Vorschläge zu besprechen. Siehe da, die Engländer sind bereit, nach Berlin zu kommen. Sir John Simon, der englische Außenminister, nimmt Hitlers Einladung an. Er wird am 6. März in Deutschland eintreffen. Aber zwei Tage vor seiner Reise erscheint in London ein Weißbuch der britischen Regierung, das unter Hinweis auf die Entwicklung in Deutschland, seine illegale Aufrüstung und die kriegerische Erziehung seiner Jugend eine englische Rüstungserhöhung verkündet. Der Ministerpräsident Baldwin spricht das drohende Wort aus, daß Englands Grenze am Rhein liege.

Hitler ist durch diese Einleitung eines Abrüstungsgesprächs verschnupft, so stark verschnupft, daß er die Reise des englischen Außenministers abbläst.

Hitlers Empörung ist groß. Man glaubt ihm seine Friedensbeteuerungen nicht. Man hält es nicht einmal für nötig, ihn auf seine wiederholten Erklärungen festzulegen. Er hat die Begrenzung der Soll-Stärke der Armeen angeboten, er hat sich bereit erklärt, auf jedes Angriffsmaterial, auf jede schwere Waffe zu verzichten, wenn man drüben das gleiche tut. Er hat erklärt, auf jedes beliebige Abrüstungsprogramm einzugehen, welches man ihm vorschlägt, wenn es nur auf der Gleichstellung Deutschlands beruht, aber er hat keine Zustimmung gefunden.

Wenn ihm jetzt seine Partner mit ihren Rüstungen davonlaufen, so ist das keine Aufrüstung gegen eine militärische Gefahr, sondern nichts als der Versuch, ihre Rüstungsüberlegenheit aufrechtzuerhalten und Deutschland in ständige Unterlegenheit zu versetzen.

Seine Antwort erfolgt mit bereits gewohnter Schnelligkeit. Er antwortet nicht mehr mit Memoranden, sondern mit Taten: Am 10. März bittet Göring den Korrespondenten der »Daily Mail«, Ward Price, zu sich, um ihm in einem Interview die Aufstellung einer deutschen Luftwaffe mitzuteilen. Der Anlaß ist leicht gefunden. Das Londoner Kommuniqué sieht den Einsatz der gemeinsamen Luftwaffen der Locarno-Mächte gegen einen Angreifer vor. Wie kann Deutschland auf einen solchen Vorschlag eingehen, wenn es selber keine Luftwaffe besitzt? Jetzt werde Deutschland also bald eine Luftwaffe haben. Wie stark sie sein soll, sagt Göring nicht, er nennt auch keinen Termin für ihre Aufstellung.

Nun ist es an der Auslandspresse zu toben, so wie vorher der deutsche Blätterwald aufrauschte, als das Londoner Aufrüstungs-Weißbuch veröffentlicht wurde. Man wirft Deutschland vor, schon lange vor Görings Bekenntnis eine Luftflotte heimlich aufgebaut zu haben. Deutschland stellt die Welt vor vollendete Tatsachen! — Das stimmt freilich nicht ganz. Auch Göring kann nicht hexen. Tatsache ist nur, daß seit etwa zwei Monaten bei Heinkel in Warnemünde und bei Junkers in Dessau alle Arbeitsplätze wieder besetzt sind und Vorbereitungen zur Ausweitung der Produktion getroffen werden.

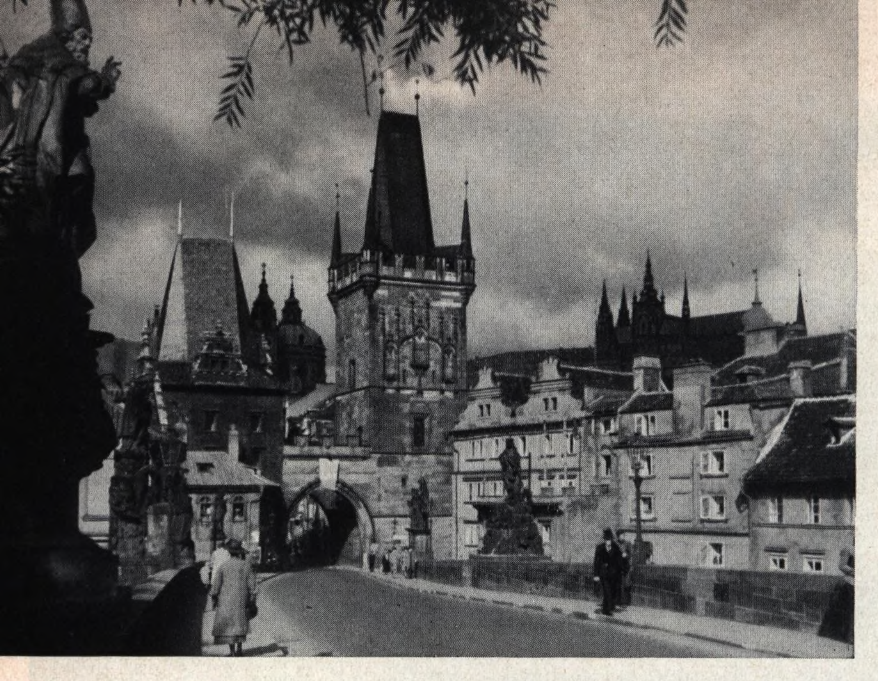
Das böse Spiel geht weiter. Den nächsten Zug tut Frankreich. Am 15. März wird die Dienstzeit des französischen Heeres auf zwei Jahre verlängert. Mit einem Schlage ist seine militärische Kraft verdoppelt. Von Abrüstung ist keine Rede mehr.

Hitler bestellt schon am nächsten Nachmittag die Botschafter Englands, Frankreichs und Italiens zu sich, um ihnen ein soeben beschlossenes Gesetz der Reichsregierung zur Kenntnis zu geben. Das Gesetz hat nur drei kurze Paragraphen. Sie enthalten die Wie-

Ausverkauftes Haus: 1938

Zwei Welten auf einer Bühne

1945: Schlechter Besuch



PRAG – *die Karlsbrücke*

Alte Städte – neu betreten

STRASSBURG –
das Münster Erwin von Steinbachs

dereinführung der allgemeinen Wehrpflicht zum Aufbau einer deutschen Wehrmacht von sechsunddreißig Divisionen.

Die Botschafter protestieren gegen die offene Vertragsverletzung durch Deutschland. Hitler quittiert mit dem Hinweis auf die vertragswidrige Nichtabrüstung und die neuerliche weitere Aufrüstung der Anderen.

Mit dem französischen Botschafter François-Poncet hat er eine längere Auseinandersetzung. François-Poncet bringt sein Bedauern zum Ausdruck, daß dieses Gesetz durch einen einseitigen Akt Deutschlands vollzogen sei. Hitler entgegnet, auch er sei nicht über die englische und französische Aufrüstung befragt worden. Es sei nicht seine Schuld, daß die Abrüstungskonferenz in Genf wie das Hornberger Schießen ausgegangen sei. Es sei nicht seine Schuld, daß das englische Projekt einer allgemeinen Begrenzung der Heere auf zweihunderttausend Mann an Frankreichs Widerstand gescheitert sei. Es sei nicht seine Schuld, daß seine wiederholten Angebote lediglich zur Kenntnis genommen wurden. Er werde nach wie vor auf jedes Friedensgespräch eingehen mit einer Ausnahme: gegen Verhandlungen um einen Ostpakt mit Einschluß der Sowjetunion müsse er sich wehren. Die deutsche Armee werde auch nach ihrem in Jahren erst abgeschlossenen Aufbau keine Bedrohung für die stärkere Armee Frankreichs bilden, die heute schon über einundvierzig Divisionen verfüge, sie werde aber ein wirksamer Schutz gegen die sowjetische Bedrohung sein, gegen die das Dritte Reich einen offenen und systematischen Kampf zu führen gedenke. Hitler erklärt feierlich, daß nach Lösung der Saarfrage Deutschland keine territorialen Forderungen gegen Frankreich erheben werde, daß es vielmehr gewillt sei, das schwere Opfer eines Verzichts auf Elsaß-Lothringen zu bringen, um die jahrhundertalte Feindschaft zwischen beiden Völkern endgültig zu begraben.

Englische Reise nach Berlin, Warschau und Moskau

Die Würfel sind gefallen. Die deutsche Öffentlichkeit nimmt die Wiedereinführung der Wehrpflicht mit Begeisterung auf. Jetzt wird kein litauischer General, kein Korfanty und kein Poincaré mehr die Lust verspüren, militärische Spaziergänge in das ohnmächtige Deutschland zu unternehmen. Es ist kein Vakuum mehr da, das ehrgeizige Nachbarn zu kriegerischen Abenteuern einlädt. Nach Herstellung der inneren Stabilität wird die äußere Sicherung geschaffen, die Ruhe und Frieden auch für Deutschland gewährt. Hat nicht der englische Premierminister Baldwin soeben selbst erklärt: *»Ein Land, das nicht gewillt ist, die notwendigen Vorsichtsmaßnahmen zu seiner eigenen Verteidigung zu ergreifen, wird niemals Macht in dieser Welt haben, weder moralische, noch materielle Macht.«*

In den Berliner Ämtern ist von der allgemeinen und durch die Presse genährten Begeisterung wenig zu merken. Jeder weiß dort, daß die offizielle Verkündigung der deutschen Aufrüstung ein so entscheidender krasser Schritt in der Entwicklung ist, daß mit ebenso drastischen Gegenmaßnahmen der Versailler Mächte gerechnet werden muß. Doch entgegen allen schwarzseherischen Voraussagen der Fachleute geschieht zunächst nichts. Die Botschafter haben ihre ersten Proteste vorgebracht, aber sie packen nicht ihre Koffer.

Ein paar Tage später kommen die offiziellen Proteste. Italiens Einspruch beschränkt sich auf die Formalien. Der französische ist erheblich schärfer und läßt alle Weiterungen offen, aber schließt mit der Erklärung, Frankreich sei bereit, einen Ausgleich der entstandenen Spannung zu suchen.

Eine Überraschung ist die englische Note. London protestiert gegen die eigenmächtige und einseitige Lösung des Streitfalles, aber es schließt mit der Anfrage: » . . . *die britische Regierung möchte Gewißheit darüber gewinnen, ob die Reichsregierung auch weiterhin den Wunsch hat, daß der Besuch in dem früher vereinbarten Rahmen und mit den seinerzeit verabredeten Zielsetzungen stattfinden soll.*«

Alle drei Noten lassen Hitler erkennen, daß man die deutsche Rüstung bereits als Tatsache hinnimmt. Flandins bedrohliche Rede, die er vor dem französischen Senat gehalten hat, verhallt wie Theaterdonner. Man wird jetzt einsehen, daß man lange genug auf seinen von deutschen Emigranten prophezeiten Zusammenbruch gewartet und seine Angebote daher bagatellisiert hat. Jetzt endlich wünscht man in London, mit ihm ernsthafter zu verhandeln, und er ist in seiner heutigen Position gern dazu bereit. Der Schnupfen ist vorbei, die Heiserkeit hat sich gegeben. Sir John Simon und Lordsiegelbewahrer Eden werden am 24. März in Berlin begrüßt.

Wenn die Engländer erwartet hatten, einen rasenden Volkstribunen oder auch einen unsicher tastenden Neuling auf dem diplomatischen Parkett anzutreffen, so sehen sie sich in beider Hinsicht enttäuscht. Eine Ehrenkompanie präsentiert, weißhaarige Diener öffnen die Türen. In seinem Arbeitszimmer empfängt sie der Gastgeber mit freundlichem Händeschütteln. Hitler ist ungezwungen, ruhig, spricht verhalten und flüssig, geht auf jede Wendung des Gespräches ein und pariert schlagfertig Gegenargumente.

Es ist nicht eigentlich eine Verhandlung, die geführt wird. Die Engländer wollen sich lediglich informieren. Sie nehmen Hitlers umfängliche Ausführungen zur Kenntnis. Aber schon nach dem Vormittagsgespräch des ersten Tages gewinnt Hitler den Eindruck, mit seinen Besuchern in guten Kontakt gekommen zu sein. Er hat über die Bedrohung Europas durch die Sowjetunion gesprochen, die ihn vor allem zu der Verkündung der Wehrpflicht veranlaßt habe. Auf Edens Bemerkung, daß die Russen doch eigentlich keine Angriffsabsichten gegen Deutschland hätten, antwortete Hitler mit einer Aufzählung der revolutionären Angriffshandlungen des Bolschewismus in der ganzen Welt und hält ihm entgegen, daß Deutschland diese Dinge besser kenne als die Engländer, da es sie am eigenen Leibe habe erfahren müssen: »*Die deutschen kommunistischen Aufstände und Revolutionen hätten ohne die geistige und materielle Vorbereitung durch den Weltbolschewismus gar nicht stattfinden können. Ihre hervorragendsten Führer wurden für ihre revolutionären Handlungen in Deutschland nicht nur in Rußland geschult und finanziert, sondern auch gefeiert und mit Orden ausgezeichnet, ja sogar zu Inhabern russischer Truppenteile ernannt.*«

Als nach dem Frühstück bei Neurath, der ebenso wie Ribbentrop, der Beauftragte für Abrüstungsfragen, der Unterhaltung beiwohnte, Lordsiegelbewahrer Eden den Ostpakt als gutes Beruhigungsmittel gegen die deutschen Befürchtungen empfiehlt, lehnt Hitler mit Bestimmtheit ab: »*Am Ostpakt ist Litauen beteiligt. Mit Litauen wollen wir nichts zu tun haben. Wir werden unter keinen Umständen mit einem Staat, der die deutsche Minderheit in Memel mit den Füßentritt, an einem Pakt teilnehmen*«,

ruft Hitler erregt. Ruhiger fährt er fort, daß er noch zwei Gründe gegen den Ostpakt vorzubringen habe. Erstens sei eine Gemeinschaft zwischen Nationalsozialismus und Bolschewismus völlig ausgeschlossen. Zu viele Opfer stünden zwischen beiden Systemen. Zweitens aber sei er gegen alle kollektiven Abmachungen, die sich in der Praxis nie bewährt hätten. *»Sie verhindern den Krieg nicht, sondern fördern ihn und dienen seiner Ausweitung.«*

Simon bringt nach diesem ersten Nein Hitlers die Rede auf den Donaupakt, gegen den Hitler keine grundsätzlichen Einwendungen vorbringt. *»Man müßte sich nur über die Frage klarwerden, wie die sogenannte Nichteinmischung in die Verhältnisse der Donauländer genauestens zu definieren wäre.«* Das ist wohl auch ein etwas umschriebenes Nein, ebenso wie die Antwort zur nächsten Frage Simons, wie es mit der Rückkehr Deutschlands in den Völkerbund stünde. Hitler lobt das Genfer Ideal, nur seine bisherige Praxis habe Deutschland herausgetrieben. Solange die Völkerbundssatzung mit dem Versailler Vertrage verbunden sei, könne Deutschland nicht als gleichberechtigter Partner in Genf auftauchen.

Der zweite Tag der Besprechungen ist von der Rüstungsfrage beherrscht. Simon wiederholt die englischen Einwendungen gegen das eigenmächtige Vorgehen Deutschlands, doch aus seinen vorsichtigen Formulierungen wird deutlich, daß er es hierüber nicht zu einem Bruch kommen lassen will. Man hat sich mit der ersten Überraschung abgefunden und will sich vor der zweiten schützen. Wie hoch ist das Endziel der deutschen Rüstung, will Simon wissen. Hitler sagt es ihm ohne Zögern: Deutschland wird zu Lande und in der Luft so weit rüsten, bis es die Stärke seines stärksten Nachbarn erreicht hat. Es wird sich mit dieser Parität begnügen, vorausgesetzt, daß die Sowjetunion es nicht durch überhöhte Luftrüstung zu größeren Anstrengungen zwingt. Dabei läßt Hitler einen Seitenhieb gegen die Tschecho-Slowakei fallen, die sich der Sowjetunion als vorgestreckten Arm darbietet.

In der Unterhaltung über die Seerüstung gibt es eine verblüffende Neuigkeit, indem sich Hitler aus freien Stücken zu einer Begrenzung auf fünfunddreißig Prozent der englischen Flottenstärke bereit erklärt in Anbetracht der besonderen Bedeutung, die der britischen Flotte in der Sicherung des Empire zukommt.

Sir Eric Phipps, der englische Botschafter, gibt an diesem Tage das Frühstück. Im Vorraum des Speisesaales wird Hitler von den Kindern des Botschafters mit dem deutschen Gruß empfangen. Die Atmosphäre scheint freundschaftlich und wird noch gelöster auf dem Abendempfang bei Hitler, der im Frack noch verbindlicher und weltmännischer wirkt als vorher im braunen Uniformrock. Die Räume der alten Reichskanzlei bieten den gediegenen Rahmen für eine gesellschaftliche Veranstaltung, die Hitler als den ersten großen Triumph seiner Bemühungen feiert, aus dem Ring der Ablehnung auszubrechen.

In seinen Freudenbecher fallen jedoch schnell die Wermutstropfen. Mitten aus dem abschließenden Empfang bricht Eden auf, um mit dem Nachtzug weiterzureisen nach . . . Moskau. Er muß dort die Stimmen beschwichtigen, die hinter dem Treffen in Berlin mit ewig wachem Argwohn ein imperialistisches Komplott gegen das Vaterland der Werktätigen befürchten. Die »Prawda« hatte dazu beireits die Begleitmusik geliefert:

»Es ist der alte Hintergedanke, der nach wie vor England beeinflußt, ob man näm-

lich die Gefahr der deutschen Aggression nicht in Kanäle ableiten könnte, die möglichst weit von London wegführen.«

Eden findet in Moskau größte Bereitwilligkeit zum Abschluß möglichst kollektiver Pakte. Der Vertrag von Rapallo ist lange Zeit die einzige außenpolitische Stütze der Sowjetunion gewesen. Nachdem Hitler an die Macht gekommen ist, muß sie mit allen Mitteln neue außenpolitische Fäden anknüpfen.

Edens nächste Etappe ist Warschau, wo er weniger freudig aufgenommen wird. Der alte Pilsudski antwortet ihm mürrisch auf seine Anfrage wegen des Ostpaktes: *»Wir machen unsere Politik allein. Kümmern Sie sich lieber um Ihre Kolonien als um die europäischen Angelegenheiten.«*

Eden reist über Prag nach Hause und verkündet in einer seiner Rundfunkreden:

»Zum erstenmal habe ich ein Land besucht, wo alles in der Aufbauarbeit aufgeht. Rußland ist Deutschland geographisch durch ein so großes Land getrennt wie Polen. Es wäre absurd anzunehmen, daß Rußland eine Aggression gegen Polen begeht.«

Ebenso unerfreulich für Hitler ist auch die Reaktion seines anderen Gastes, Sir John Simon. Nachdem das deutsche Kommuniqué über den englischen Besuch festgestellt hatte, daß die deutsch-englischen Besprechungen *»in offenster und freundschaftlichster Form stattgefunden haben und zu einer vollständigen Klarstellung der beiderseitigen Auffassungen führten«*, meldet Simon seiner Regierung, es hätten sich *»beträchtliche Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Regierungen ergeben«*.

»Wer in Europa die Brandfackel des Krieges erhebt, kann nur das Chaos wünschen«

Das Unbehagen in Berlin steigt auf seinen Gipfelpunkt, als am 16. April das Ergebnis der Konferenz von Stresa bekannt wird. Diese Konferenz Englands, Frankreichs und Italiens war auf Betreiben Lavals zustande gekommen. Man sah ihr in der Wilhelmstraße mit Ruhe entgegen, rechnete man doch mit der englischen Unterstützung und mit den vielen Meinungsverschiedenheiten unter den drei Staaten. Um so größer ist die Bestürzung, als Mussolini, MacDonald und Flandin im Palazzo Borromeo zu einer Resolution kommen, die Deutschlands Verhalten verurteilt und für die Zukunft eine unverbrüchliche Front gegen friedensbedrohende Vertragsverletzungen verkündet.

Die Stresa-Front erweitert sich zwei Tage später zu einem einstimmigen Beschluß des Völkerbundes, der die Verurteilung Deutschlands wiederholt und eine Kommission ins Leben ruft, die finanzielle und wirtschaftliche Strafmaßnahmen gegen jeden Staat vorbereiten soll, der durch einseitige und eigenmächtige Verletzung internationaler Verbindlichkeiten den Frieden gefährdet.

Die Wirkung auf Deutschland ist niederschmetternd. Der Freund Mussolini, der verständnisvolle Gesprächspartner Simon, der Vertragspartner Pilsudski — alle stehen sie in geschlossenem Ring gegen Deutschland. Jede Hoffnung, diesen Kreis zu durchbrechen, ist gescheitert. Große Niedergeschlagenheit herrscht in allen politischen Zirkeln und vielen will es scheinen, als ob der Traum von einem starken freien Deutschland endgültig ausgeträumt sei.

In Frankreich wird die Errichtung der Stresa-Front als großer politischer Sieg gefeiert. Der status quo von Versailles ist gesichert und soll weiter gesichert werden. Die Verhandlungen mit Moskau stehen vor ihrem Abschluß. Zugleich laufen tschechisch-sowjetische Verhandlungen, die in engem Einvernehmen mit Frankreich geführt werden. Beide Beistandspakte sollen das Bündnisgebäude krönen, welches Frankreich mit Belgien, Polen, der Tschecho-Slowakei, mit Jugoslawien und Rumänien und — wenn auch in lockerer Form — mit Großbritannien verbindet.

Schließlich aber führen Stresa und die Genfer Verurteilung Deutschlands nicht zu unmittelbaren Maßnahmen. Der im Völkerbund indes gebildete Sanktionsausschuß soll keine gegenwärtigen Schritte gegen die deutsche Wehrpflicht beraten, er soll nur für die Zukunft Sorge tragen. Frankreich hat also keinen Grund zum Feiern, denn die Einsetzung von Ausschüssen ist schon oft das Mittel gewesen, mit dem der Völkerbund sich aus seinen häufigen Verlegenheiten geholfen hat.

Die Genfer Verurteilung steht auch rechtlich auf schwachen Füßen. Niemals war es ein Grundsatz des Völkerrechts, daß ein Staat sich nicht aus einem Vertrage lösen dürfe. Immer war die Regel von der clausula rebus sic stantibus und vom Staatsnotstand anerkannt, und immer war es rechtens, daß der Vertragsbruch des Gegners zum Rücktritt berechtigte. Ebensowenig war der Vorwurf rechtsgültig, Deutschland hätte seinen Schritt während der schwebenden Verhandlungen getan, denn das gleiche gilt für die Rüstungsmaßnahmen Englands und Frankreichs.

Die Reichsregierung protestierte. In ihrer Note vom 17. April heißt es knapp und kurz:

»Die Reichsregierung bestreitet den Regierungen, die im Völkerbundsrat die Entschließung vom 17. April angenommen haben, das Recht, sich zum Richter über Deutschland aufzuwerfen. Sie sieht in dem Beschluß des Völkerbundsrates den Versuch einer erneuten Diskriminierung und weist ihn daher auf das entschiedenste zurück.«

Die Erläuterung zu Einzelfragen gibt Hitler, der sich jetzt Zeit läßt, einen Monat später in einer neuerlichen großen »Friedensrede«. Er stellt noch einmal die radikale Abrüstung Deutschlands den Rüstungen seiner Nachbarn gegenüber. *»In derselben Zeit, in der Deutschland seine Tanks zerstört hat und nun auf die Erfüllung der Zerstörung der anderen wartete, haben diese anderen mehr als 13 000 neue Tanks gebaut und zu immer entsetzlicheren Waffen verbessert und vergrößert.*

Wieder spielt in dieser Rede der Antibolschewismus eine breite Rolle. Hitler führt eine lange Liste von Bürgerkriegen und Revolten, Streiks und Attentaten in der ganzen Welt auf, die alle in Moskau geplant, von Moskau gelenkt und finanziert worden seien. Er schleudert Blitze gegen die französischen Verhandlungen mit Moskau. Er wendet sich ebenso scharf gegen Litauen, wo der Prozeß gegen 126 deutsche Memelländer gerade im Gange ist.

Die Rede gipfelt in einem Friedensvorschlag von dreizehn Punkten. In diesen dreizehn Punkten hält Hitler fest an der Gleichberechtigung Deutschlands, die *»sich auf alle Funktionen und alle Besitzrechte im internationalen Leben erstrecken«* muß. Er hält fest an Locarno, *»solange die anderen Vertragspartner auch ihrerseits bereit sind, zu diesem Pakte zu stehen.«* Deutschland ist auch einverstanden, Locarno durch Luftabkommen zu ergänzen.

Deutschland ist ferner bereit, mit allen Nachbarstaaten Nichtangriffspakte abzu-

schließen und den Frieden durch jede Rüstungsbeschränkung, die auch seine Nachbarn auf sich nehmen, zu untermauern, sei es durch Flottenbegrenzung, die noch einmal mit 35 Prozent der englischen Flotte präzisiert wird, sei es durch Verbot des Bombenabwurfes außerhalb der eigentlichen Kampfzonen, sei es durch die Abschaffung der schweren Waffen. *»Angesichts der ungeheuren Befestigungen der französischen Grenze würde eine solche internationale Beseitigung der schwersten Angriffswaffen Frankreich automatisch in den Besitz einer geradezu hundertprozentigen Sicherheit bringen.*

Die Rede schließt mit den Sätzen:

»Ich kann die heutige Rede vor Ihnen, meine Mitkämpfer und Vertrauensmänner der Nation, nicht besser schließen als durch die Wiederholung unseres Bekenntnisses zum Frieden. Die Art unserer neuen Verfassung gibt uns die Möglichkeit, in Deutschland den Kriegshetzern das Handwerk zu legen. Möge es auch den anderen Völkern gelingen, der wahren Sehnsucht ihres Innern mutigen Ausdruck zu verleihen! Wer in Europa die Brandfackel des Krieges erhebt, kann nur das Chaos wünschen. Wir aber leben in der festen Überzeugung, daß sich in unserer Zeit nicht erfüllt der Untergang des Abendlandes, sondern seine Wiederauferstehung. Daß Deutschland zu diesem großen Werk einen unvergänglichen Beitrag liefern möge, ist unsere stolze Hoffnung und unser unerschütterlicher Glaube.«

Deutsch-englischer Flottenvertrag

Es gelingt Hitler nicht, Frankreich an den Verhandlungstisch zu ziehen. Paris bleibt weiter an den Vorschriften des Teils V des Versailler Vertrages hängen, obgleich es damit nichts anderem als einer Fiktion nachtrauert.

In England sieht man ein, daß eine bloße Mißbilligung die Tatsache der deutschen Rüstung nicht aus der Welt schafft. Es scheint also klüger, Deutschlands Angebot aufzugreifen, als weiterhin tatenlos im Schmollwinkel zu sitzen.

Die »Times« schreibt am Tage nach der Rede: *»Kein Unvoreingenommener kann daran zweifeln, daß die von Hitler dargelegten Punkte das Fundament für die restlose Regelung der Beziehungen zu Deutschland bilden.«*

Das Eis bricht. Die britische Regierung fordert Deutschland auf, in Besprechungen über die Seerüstung einzutreten. Hitler schickt seinen Beauftragten für Abrüstungsfragen, den Sonderbotschafter Joachim von Ribbentrop.

Ribbentrops Auftrag ist nicht einfach. Hitler hat ihm eine Weisung gegeben, an der seine Mission bereits am ersten Tage scheitern kann. *»Sagen Sie den Engländern, daß mein Angebot einer Beschränkung des deutschen Flottenbaues auf fünfunddreißig Prozent der englischen Tonnage ein einmaliges und endgültiges Entgegenkommen ist, über das ich weder handeln noch verhandeln kann. Wenn die Engländer also meinen Vorschlag nur als Verhandlungsbasis ansehen und glauben, mich in einem ein- oder zweijährigen Tauziehen auf dreiunddreißig oder fünfundzwanzig Prozent herunterzerren zu können, dann sind sie im Irrtum. Die fünfunddreißig Prozent sind kein etwaiges Endziel, sie sind der unbedingte Ausgangspunkt jeder Besprechung.«*

Ribbentrop ist kein alter Routinier des auswärtigen Dienstes, der diese Weisung in die bewährten Floskeln des diplomatischen Vokabulars kleiden würde. Er ist zudem

an seine Weisung gebunden und fällt dem britischen Außenminister mit der Tür in die Downingstreet 10. »*Wenn die englische Regierung diese Bedingungen nicht annimmt, dann hat es gar keinen Zweck, diese Verhandlungen fortzusetzen. Wir müssen auf vorheriger Entscheidung bestehen.*«

Simon ist durch diesen kommentwidrigen Auftakt heftig empört. Er weist Ribbentrop wie einen Anfänger zurecht. Es sei nicht üblich, gleich vor Beginn von Verhandlungen mit Bedingungen aufzutrumpfen, ruft er mit zorngerötetem Gesicht und verläßt den Raum. Ribbentrops Mission scheint ein Reinfall geworden zu sein. Die deutsche Delegation ist äußerst gespannt, wie die Sache nach dem unverhüllten Krach mit Simon jetzt weitergehen wird.

Doch schon am nächsten Tage bitten die Engländer zu einer erneuten Besprechung, dieses Mal nicht im Foreign Office, sondern im Board Room der britischen Admiralität, in einem Raum, dessen Atmosphäre die Erinnerung an die große Geschichte der britischen Seeherrschaft atmet. Die Begrüßung durch die Engländer ist freundlich, und zum Erstaunen Ribbentrops und seiner Begleiter liest ihnen der englische Delegationsführer Lord Craigie eine Erklärung vor, die die Annahme der deutschen Forderung enthält.

Ribbentrops undiplomatische Methode hat Erfolg gehabt. In zehntägigen Verhandlungen wird die ganze komplizierte Materie der Schiffsklassen, Tonnage, Feuerkraft, Geschwindigkeit, Bauzeit usw. usw. durchgearbeitet, und schon am 18. Juni, am Tage von Waterloo, wird das deutsch-englische Flottenabkommen unterzeichnet, mit dem Deutschlands Aufrüstung von Großbritannien de jure und de facto anerkannt wird.

Durch Frankreich weht ein Sturm der Empörung. England hat heimlich und eigenmächtig in den Bruch der geheiligten Versailler Bestimmungen eingewilligt. Deutschland soll eine Flotte haben, die fast die Tonnage der französischen erreicht und dazu noch nagelneu von den Helligen laufen wird. Aber Lord Londonderry gibt den Franzosen vor dem Oberhaus die Antwort: »*Wir sind ein praktisches Volk und müssen mit den realen Tatsachen rechnen. Die beste Methode, um eine allgemeine Regelung zu erreichen, von der das Londoner Kommuniqué sprach, besteht unseres Erachtens nicht darin, den Flottenbau-Wettbewerb fortzusetzen, sondern darin, daß man versucht, die Auswirkungen des von Deutschland verkündeten Entschlusses durch ein Abkommen mit ihm unschädlich zu machen . . . Wir glauben, daß wir den anderen Mächten einen großen Dienst erwiesen haben.*«

Die Stresa-Front hat eine Bresche bekommen. Drei Monate später bricht sie endgültig zusammen. Mussolini schickt seine Truppen über die Grenzen Abessiniens. Er marschiert nach Addis Abeba und marschiert — hinter Japan, Brasilien und Deutschland — aus dem Völkerbund heraus.

Jetzt ist es England, welches in Italiens Eroberungszug eine Bedrohung seiner afrikanischen Besitzungen sieht und den Völkerbundsmechanismus gegen den Ruhestörer in Bewegung bringt. Jetzt ist es Frankreich, das zwar mitmacht, aber sich bei England für die Überraschung mit dem Flottenabkommen revanchiert, indem es nur langsam und zögernd mitgeht und den Sanktionen des Völkerbundes die Spitze abbricht.

Mussolini hat sich die französische Nachgiebigkeit durch seine Teilnahme an der Stresa-Front erkauft. England bleibt im wesentlichen allein und wagt nicht an ein militärisches Vorgehen gegen Italien zu denken. Ja, selbst die Verhängung militärisch wichtiger Ausfuhrverbote unterbleibt, da Italien sie als Kriegsgrund bezeichnet hat.

Als der Vertreter Kanadas im Völkerbund beantragt, die Ausfuhr von Öl, Kohle und Eisen nach Italien zu sperren, wird der Antrag nach üblichem Muster verzögert. In Kanada kommt ein Regierungswechsel, der Urheber des Antrages wird abberufen, und man tut, als sei damit auch der Antrag selbst erledigt. Noch Monate nach der Annektion Abessiniens tagt der Sanktionsausschuß, bis er sich dazu entschließen kann, den Regierungen die Aufhebung der Sanktionen zu empfehlen.

Ein sehr unrühmliches Kapitel in der Geschichte der Liga der Nationen ist damit abgeschlossen. Ein Völkerbundmitgliedsstaat hat seine Freiheit verloren, der Negus sitzt im Exil, die Stresa-Front ist zerbrochen, Mussolini und Hitler finden den Weg zueinander.

In Deutschland wandert der noch übrige Rest der Arbeitslosen in die Armee und in die Rüstungsindustrie.

Hitler schmiedet die schärfste Waffe gegen Deutschland

Die deutsche Innenpolitik steht im Zeichen der Festigung des NS-Regimes. Der Reichsparteitag wird unter dem Motto der neuerrungenen Freiheit gefeiert. Die Hakenkreuzfahne rückt zur offiziellen Reichsflagge auf. Auch die Armee erhält eine neue Reichskriegsflagge und ihrer Uniform wird das Hoheitszeichen der Partei angeheftet.

Der »Stahlhelm«, trotz seiner Gleichschaltung im Jahre 1933 als »Nationalsozialistischer Deutscher Frontkämpferbund«, wird aufgelöst. In einigen deutschen Ländern ist er bereits verboten worden, was in Kreisen der Wehrmacht mit heftigen Kommentaren quittiert wird. Hitler kleidet daher die endgültige Auflösung in einen Briefwechsel mit dem Bundesführer Seldte: *»Die deutsche Wehrmacht ist ... wieder für alle Zukunft die Trägerin der deutschen Waffe und die Hüterin ihrer Tradition. Gestaltender Wille und Ausdruck der politischen Macht ist die Partei. Unter diesen Umständen halte ich die Voraussetzungen für eine Weiterführung des ›Stahlhelm‹ als nicht mehr gegeben ... Ein Volk, ein Reich, ein politischer Wille und ein Schwert! Sie und Ihre Mitarbeiter bitte ich, nun auch weiterhin mitzuhelfen an diesem gewaltigen Werk deutscher Lebensbehauptung.«*

Pg. Seldte bestätigt *»mit aufrichtiger Dankbarkeit«* den Empfang des Schreibens. *»Meine Kameraden und ich sind besonders dankbar dafür, daß Sie die Reinheit unseres Wollens anerkennen, indem Sie den Angehörigen des Stahlhelm den Eintritt in die Partei und ihre Gliederungen ermöglichen.«*

Damit ist das letzte »Bollwerk der Reaktion«, die letzte Möglichkeit einer nationalen Opposition gegen die NSDAP gefallen. Die neuen Rekruten der Wehrmacht, deren erster Jahrgang am gleichen Tage eingezogen wird, sind auf Adolf Hitler vereidigt.

Der wichtigste innerpolitische Akt des Dritten Reiches in seinem dritten Jahre ist die Verkündung der Nürnberger Gesetze vom 15. September 1935 auf dem »Reichsparteitag der Freiheit«. Sie bestehen in einem Erlaß über die Errichtung gesonderter jüdischer Schulen, dem Reichsbürgergesetz, dem Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre, dem Erbgesundheitsgesetz und ihren Ausführungsverordnungen.

Beim Erlaß dieser Gesetze steht der Punkt 5 des Parteiprogramms Pate: *»Staatsbürger kann nur sein, wer Volksgenosse ist. Volksgenosse kann nur sein, wer deutschen Blutes ist, ohne Rücksichtnahme auf Konfession. Kein Jude kann daher Volksgenosse sein.«*

Rassengesetzgebung und Rassendiskriminierung sind nicht so neu, wie man es den Nürnberger Gesetzen vorwirft. Die weiße Kolonialherrschaft ist auf Rassendiskriminierung gebaut. Sie hätte sich nicht einen Tag lang halten können, wo dem farbigen Mann ein demokratischer Gleichheitsanspruch eingeräumt worden wäre. Die Kapitulationen in Ostasien sind auf solcher Unterscheidung begründet. Eine klassische Rassengesetzgebung weisen die USA gegenüber der Negerbevölkerung auf, die schließlich nicht freiwillig nach den Staaten eingewandert ist. Die Einwanderungshandhabung der USA mitsamt der Tätigkeit der Immigration Restriction League bedeutet eine sorgsam geregelte Diskriminierung, die vor den Nürnberger Gesetzen bestand und die auch nach dem Nürnberg der Herren Jackson und Kempner weiterbesteht.

Für den Augenblick bedeuten die Nürnberger Gesetze nicht mehr als die rechtliche Unterbauung der bereits vollzogenen Tatsache, daß die Juden in Deutschland vom politischen Leben der Nation ausgeschlossen und ihnen die Mischung mit den »arischen Staatsbürgern« verboten ist. Nur für jüdische Beamte, soweit sie noch nicht ausgeschieden sind, ist jetzt ein letzter Termin gestellt: *»Jüdische Beamte treten mit Ablauf des 31. Dezember 1935 in den Ruhestand. Wenn diese Beamten im Weltkrieg an der Front für das Deutsche Reich oder für seine Verbündeten gekämpft haben, erhalten sie bis zur Erreichung der Altersgrenze als Ruhegehalt die vollen zuletzt bezogenen ruhegehaltsfähigen Dienstbezüge; sie steigen jedoch nicht in Dienstaltersstufen auf. Nach Erreichung der Altersgrenze wird ihr Ruhegehalt nach den letzten ruhegehaltsfähigen Dienstbezügen neu berechnet.*

Die Angelegenheiten der Religionsgesellschaften werden nicht berührt.

Das Dienstverhältnis der Lehrer an öffentlichen jüdischen Schulen bleibt bis zur Neuregelung des jüdischen Schulwesens unberührt.«

Die Juden in Deutschland nehmen zum Teil diese Gesetzgebung in der Hoffnung hin, daß die Zeit wilder Einzelaktionen vorüber und jetzt ein rechtlicher Rahmen geschaffen sei, innerhalb dessen sie ihr Sonderdasein weiterführen können. Die intellektuelle Schicht aber und die Inhaber größerer Unternehmen erkennen, daß in Deutschland kein Raum mehr für sie ist. Sie wandern aus oder sie versuchen es wenigstens. Ihre Versuche haben einen geringen Erfolg, denn sie müssen zu ihrem Schrecken erkennen, daß — so leicht ihnen die Einwanderung nach Deutschland war — so schwer die Einwanderung in jene Staaten ist, deren Presse sich ihres Schicksals mit so viel Nachdruck annimmt. England verlangt einen Vermögensnachweis von tausend Pfund von jedem Einwanderer, andere Staaten zeigen sich ganz unzugänglich. Zahllose Tragödien spielen sich auf Grenzübergangsstellen und Konsulaten ab, wo Menschen umherirren, die Deutschland verlassen wollen, aber von draußen zurückgewiesen werden. Je schlechter mit den Jahren die Devisenlage des Reiches wird, um so größer werden auch die wirtschaftlichen Verluste jüdischer Emigranten, die im Jahre 1938 nur noch zwanzig Prozent ihres Vermögens transferieren können, wenn sie endlich das Einreisevisum eines Staates erkämpft haben.

Aber auch die Zahl der Auswanderungswilligen ist zunächst noch nicht sehr groß.

Die deutschen Juden befinden sich ebenso wie das ganze Volk in völliger Ahnungslosigkeit, wohin ihr Weg führen wird. Der sonst so wache Sinn der Juden für den Lauf ihres Schicksals läßt sie im Stich. Eine Bartholomäusnacht, eine Sizilianische Vesper scheint in Deutschland unmöglich. Der 30. Juni ist weniger eine Warnung als vielmehr eine Hoffnung, daß die extremen Tendenzen innerhalb der NSDAP ausgemerzt seien.

Diese Unkenntnis des kommenden Infernos wird wohl daraus verständlich, daß Hitler selbst zu dieser Zeit nicht mehr will, als die Juden in Deutschland zu separieren und sie möglichst insgesamt zur Auswanderung zu treiben. Die Ablehnung ihrer Einwanderung in andere Staaten nimmt er als Beweis, daß die »rassebewußten Elemente« der anderen Völker zur Erkenntnis der jüdischen Gefahr erwacht seien. Je mehr er ihnen auf den Hals schickt, glaubt er, um so mehr wird er diese Völker in ein antisemitisches Fahrwasser lenken.

Hitler verkennt, daß jeder jüdische Emigrant eine lebende Anklage gegen Deutschland ist, daß aus jedem jüdischen Intellektuellen ein fanatischer Propagandist gegen das Dritte Reich wird. Er sieht im Judentum ein Weltproblem, doch er begeht den Fehler, dieses Problem aufzugreifen, obgleich er nur einen kleinen Teil der ganzen Frage in der Hand hat. Auch dem Zionismus steht er feindlich gegenüber. In Palästina leben die Araber, aber auch ohne sie böte das kleine arme Land niemals Platz für das ganze Judentum der Welt. Die Zionisten wollen also nur einen Staat gründen, dessen Souveränität ihnen eine ganz neue Basis für die alljüdische Weltpolitik bieten soll.

Abenteuerliche Pläne werden in der Reichskanzlei geschmiedet. Die Insel Madagaskar taucht als künftiges Sammellager für die Juden auf, während phantasiebegabtere Spinner bereits in Sibirien den Platz für Judensiedlungen vorsehen. Doch das ist Zukunftsmusik. Vorläufig sollen sie auswandern und anderen Völkern lästig fallen.

Das Jahr 1935 bringt zwei weitere Entwicklungen an den Grenzen des Reiches, die in Berlin mit großer Genugtuung aufgenommen werden.

In Danzig ergeben die Volkstagswahlen vom April eine klare Mehrheit der NSDAP über alle anderen Parteien, deren Erhaltung durch einen Kommissar des Völkerbundes ebenso wie durch die polnische Regierung aufmerksam überwacht wird. Die Nationalsozialisten erringen 42 von insgesamt 72 Mandaten des Danziger Volkstags. Gauleiter Forster wird zum Herrn des Freistaates, vermeidet aber einstweilen jede Reibung mit Polen, um das deutsch-polnische Verhältnis nicht zu belasten.

Auch in Memel läßt sich die gleiche Entwicklung wie in Danzig und an der Saar nicht aufhalten. Die litauische Regierung, beeindruckt von den massiven Zornesausbrüchen Hitlers auf dem Reichsparteitag und den Empfehlungen der englischen Regierung, lockert ihren Griff und läßt neue Wahlen zu. Die Deutschen haben wie im Saargebiet eine einheitliche Liste aufgestellt, die von den 29 Sitzen des Landtages 24 erobert. Der litauische Direktor des Memellandes, Bruvelaitis, tritt unter dem Druck dieser Kundgebung zurück, um die Führung der Regierung dem Deutschen Baldschus zu überlassen. Am 11. Dezember legt das neue Direktorium dem Landtag die Erklärung vor, *»daß nach dem Sinn unseres Autonomiestatutes unser Gebiet nach demokratischen Grundsätzen, also nach dem Willen seiner Mehrheit, verwaltet werden muß und nicht nach den Wünschen einer kleinen Minderheit, wie das in den letzten eineinhalb Jahren*

der Fall war. Wir werden uns aber in unserer Arbeit von dem ernsten Willen leiten lassen, auch alle die Pflichten zu erfüllen, die dem Memelgebiet und seiner Verwaltung als einem Teil des litauischen Staates obliegen, und wir werden uns auch bei dieser Seite unserer Arbeit in Übereinstimmung mit der gewaltigen Mehrheit der Memelländer wissen, deren Vertrauen wir durch die gewählten Vertreter erhalten haben. Wir wollen uns bei dieser Arbeit auf den Glauben stützen, daß eine Vereinigung der berechtigten Ansprüche des Memelgebietes mit den berechtigten Forderungen des Staates möglich ist, wenn sie von gutem Willen und von gegenseitiger Achtung getragen werden.«

V. BUCH

1936: DAS JAHR DER FESTE

Zwei deutsche Bataillone marschieren über den Rhein

Der 27. Februar 1936 ist ein Großkampftag für die französische Kammer. Es geht um die Ratifizierung des Paktes mit dem Kreml, und die Regierung weiß, daß unter den Abgeordneten des Hauses viele sind, die diese gefährliche Ausweitung des französischen Vertragsnetzes ablehnen. So stark auch die Erinnerung an die französisch-russische Allianz noch ist, so groß auch der Wunsch ist, einen Ersatz für das abtrünnige Polen zu finden, um Deutschland weiter in der Zange zu halten — so groß ist doch auch das Bedenken, mit Moskau in allzu enge Berührung zu geraten.

Die inneren Auseinandersetzungen haben die Ratifizierung des Abkommens durch Monate verzögert. Auch heute ist das Ergebnis der Sitzung noch nicht gewiß. Der rechtsstehende Abgeordnete Henriot spricht über die Bolschewisierung Frankreichs, über die Aktivität der Kommunisten und über die ständige Einmischung der Komintern, die trotz Stalins Zusagen an Laval immer stärker werde. Henriot nennt die Summen, die aus Moskau an die französische kommunistische Partei fließen.

Auch die Sozialisten haben Hemmungen. Ihr Sprecher Spinasse sagt mißmutig: *»Noch einmal willigen wir ein, uns an der Unterschrift eines Paktes gegen den Krieg zu beteiligen. Doch wir fordern, wir erwarten noch immer den Pakt für den Frieden.«*

Die Debatte erhitzt sich, Zwischenrufe machen die Reden unverständlich, erhobene Fäuste drohen von links und rechts. Die Saaldiener werfen sich zwischen die Kampfhähne und der Präsident unterbricht die tobende Versammlung.

Als es schließlich zur Abstimmung kommt, enthalten sich 77 Abgeordnete der Stimme. 164 sagen nein. Es bleiben 353 Stimmen für die Ratifizierung des Paktes, von denen viele nur widerwillig unter Ausdrücken der Ablehnung abgegeben werden.

Einen Tag nach dieser bedeutsamen Entscheidung veröffentlicht der »Paris Midi« ein Interview des französischen Publizisten Bertrand de Jouvenel mit Adolf Hitler.

Verblüfft liest der französische Leser diesen Artikel. Er traut seinen Augen nicht; denn Hitler wiederholt in dieser Unterhaltung, die jetzt nach dem endgültigen Abschluß des Paktes mit Moskau erscheint, alles, was er in den Reden der vergangenen zwei Jahre sooft gesagt hat: daß er Frieden wünscht, daß er nach der Rückkehr der Saar keine territorialen Forderungen an Frankreich mehr stellen werde.

»Ich weiß, was Sie denken, Sie meinen: ›Hitler macht uns Friedenserklärungen, ist er aber wirklich aufrichtig?‹ Wäre es aber nicht besser, wenn Sie anstatt psychologische Rätsel zu lösen versuchen, einmal die berühmte französische Logik anwendeten? Wäre es nicht ein Ruin für beide Länder, wenn sie erneut auf dem Schlachtfeld zusammenstießen? Ist es nicht logisch, daß ich für mein Land das Vorteilhafteste erstrebe? Und ist dies Vorteilhafteste nicht der Friede?«

»Ich will meinem Volke beweisen, daß der Begriff der Erbfeindschaft zwischen Frankreich und Deutschland ein Unsinn ist. Das deutsche Volk hat dies verstanden. Es ist mir gefolgt, als ich eine viel schwierigere Versöhnungsaktion unternahm, als ich zwischen Deutschland und Polen versöhnend eingriff.«

De Jouvenel begnügt sich mit diesen Erklärungen nicht, er wagt sich mit einer sehr heiklen Frage an Hitler vor:

»Wir Franzosen lesen zwar mit Freude Ihre Friedenserklärungen. Wir sind aber trotzdem wegen anderer weniger ermutigender Dinge beunruhigt. So haben Sie in Ihrem Buch ›Mein Kampf‹ sehr schlimme Dinge über Frankreich gesagt. Dieses Buch wird nun in ganz Deutschland als eine Art politische Bibel angesehen. Es wird verkauft, ohne daß die aufeinanderfolgenden Auflagen einer Korrektur unterzogen würden.«

Hitler antwortet: *»Als ich dieses Buch schrieb, war ich im Gefängnis. Es war die Zeit, als die französischen Truppen das Ruhrgebiet besetzten. Es war im Augenblick der größten Spannung zwischen unseren beiden Ländern ... Ja, wir waren Feinde und ich stand zu meinem Lande, wie es sich gehört ... Aber heute gibt es keinen Grund mehr für einen Konflikt.*

Sie wollen, daß ich mein Buch korrigiere wie ein Schriftsteller, der eine neue Bearbeitung seiner Werke herausgibt. Ich bin aber kein Schriftsteller. Ich bin Politiker. Meine Korrekturen nehme ich in meiner Außenpolitik vor, die auf Verständigung mit Frankreich abgestellt ist! Wenn mir die deutsch-französische Annäherung gelingt, so wird das eine Korrektur darstellen, die würdig ist.

Meine Korrektur trage ich in das große Buch der Geschichte ein!«

Auf die Frage de Jouvenels nach Deutschlands Haltung zum französisch-sowjetischen Beistandspakt sagt Hitler:

»Sie lassen sich in das diplomatische Spiel einer Macht hineinziehen, die nichts anderes will als die großen europäischen Völker in ein Durcheinander zu bringen, aus dem diese Macht allein den Vorteil zieht.

Man darf die Tatsache nicht aus den Augen verlieren, daß Sowjet-Rußland ein politischer Faktor ist, dem eine explovise revolutionäre Idee und eine gigantische Rüstung zur Verfügung stehen. Als Deutscher habe ich die Pflicht, mir über eine derartige Lage Rechenschaft abzulegen. Der Bolschewismus hat bei uns keine Aussicht

durchzudringen, aber es gibt andere Völker, die weniger als wir immun gegen den bolschewistischen Bazillus sind.«

Der französische Leser muß aus dem Erscheinungstermin des Interviews entnehmen, Hitler habe sich mit der Tatsache des Sowjetpaktes abgefunden und begnüge sich mit einer Mahnung für die Zukunft. Er liest Hitlers Wunsch nach Verständigung mit Frankreich und ist hocherfreut, daß sein Land nicht nur eine Sicherung bei der Sowjetunion, sondern auch bei Deutschland gefunden hat.

Die französische Regierung scheint diese Auffassung zu teilen. Außenminister Flandin gibt seinem Berliner Botschafter den Auftrag, Hitler aufzusuchen und auf seine Friedensinitiative einzugehen. François-Poncet begibt sich in die Reichskanzlei, um Hitler zu bitten, sein Freundschaftsangebot, welches die französische Regierung sehr interessiere, näher auszuführen.

»Ich werde Ihnen nähere Vorschläge unterbreiten«, ruft Hitler in nervöser Erregung. *»Ich werde antworten, so wie man auf einen Betrug antwortet. Denn man hat mich betrogen, man hat mich zum besten gehabt. Mein Interview mit Herrn de Jouvenel war keine Zustimmung zu Ihrem Sowjetpakt, sondern eine letzte ernste Warnung vor dem Abschluß. Ich habe de Jouvenel vor mehr als acht Tagen empfangen. Er hat sehr gut verstanden, worum es ging. Aber man hat in Paris und wohl auch in Ihrer Botschaft das Erscheinen des Artikels verzögert, um das französische Volk über meine Absichten zu dupieren.«*

François-Poncet protestiert, in Frankreich gebe es eine freie Presse, die Regierung habe keine Eingriffsmöglichkeit wie in Deutschland. Ihr wie ihm selbst sei das Interview erst in der Presse zur Kenntnis gekommen.

Hitler läßt sich nicht überzeugen: *»Lesen Sie endlich einmal, was ich gesagt habe, so wird Ihnen eindeutig klar werden, daß ich keine Billigung des französischen Sowjetpaktes ausgesprochen habe. Ein Frankreich, das zum Bundesgenossen des Kreml geworden ist, ist nicht das Frankreich, zu dem ich vor einer Woche sprach. Sie werden meine Antwort in den nächsten Tagen erhalten.«*

In Paris weiß man aus zahlreichen deutschen Verlautbarungen, daß Deutschland im Abschluß des Sowjetvertrages eine Verletzung des Locarno-Abkommens sieht. Frankreich hat sich Moskau gegenüber zum Eingreifen gegen eine dritte Macht — es kann sich nur um Deutschland handeln — verpflichtet, auch wenn der Völkerbund keine Empfehlung zu einem militärischen Vorgehen gibt. Frankreich nimmt also das Recht in Anspruch, nach eigenem Ermessen zu entscheiden, wer in einem Konflikt der Angreifer ist.

Frankreichs bisherige Bündnispolitik, die auf Häufung seiner Verbündeten gerichtet war, hat mit dem neuen Vertrag einen tüchtigen Schritt vorwärts getan. Dieses ganze Netz von Pakten hat nur eine Schwäche, das ist der d e f e n s i v e Charakter der französischen militärischen Ideologie, die sich auf die Unüberwindlichkeit der Maginotlinie stützt. Frankreichs Wert als Bündnispartner ist also gering — wenn nicht e i n e Verpflichtung des Versailler Vertrages, die auch in Locarno eingemauert wurde, für Deutschland bestünde: die Entmilitarisierung des Rheinlandes.

Frankreichs militärische Stärke besteht also in der militärischen Schwäche Deutschlands an einem Punkte, der sowohl wirtschaftlich wie strategisch von größter Bedeutung ist. In einem Konfliktfall kann Frankreich, wenn es seiner Bündnispflicht nachkommen will, ohne Risiko in das Rheinland einziehen, ehe über die wenigen schmalen

Rheinbrücken eine deutsche Armee ihm entgegentritt. Das entmilitarisierte Rheinland ist das Faustpfand, welches es sofort nehmen kann, die offene Flanke, wo es die wirtschaftlichen und strategischen Sehnen eines deutschen Widerstandes mit einem Schnitt durchschneiden kann. Das entmilitarisierte Rheinland ist der wichtigste Stoßkeil der französischen A u ß e n politik, wie die Maginotlinie der Pfeiler seiner i n n e r e n Sicherheit ist.

Niemand in Frankreich zweifelt an dem Bestande dieser beiden Instrumente seiner Politik. Hat nicht der Botschafter in Berlin noch vor kurzem im Auftrage des französischen Ministerpräsidenten mitgeteilt, daß Frankreich sich gezwungen sähe, die ernstesten militärischen Maßregeln zu ergreifen, wenn das Reich die demilitarisierte Zone antasten würde? Hat man nicht die Garantie Englands und Italiens?

Aber im Tragbalken dieser Garantie bohrt der Wurm. Die beiden Garanten, die beiden Heersäulen der Stresafront, sind in erbitterten Streit um Nordafrika geraten. Am Tage der Ratifizierung in Paris erobern die Italiener die letzte Hauptstellung des Negus, den Berg Amba Alagi. Eden will nach Genf, um vom Sanktionsausschuß die Verhängung der Ölsperre über Italien zu verlangen, wenn sein Friedensappell nicht angenommen wird. Der Sanktionsausschuß ist im wesentlichen abhängig von Frankreich. Eden spricht mit Flandin. Flandin sagt ja, wenn England ein militärisches Bündnis als Ersatz gegen die italienische Deckung im Süden bietet. Am 5. März lehnt das Londoner Kabinett diese Forderung ab.

Hitler erkennt, daß Frankreich die englische Hilfe nicht erhält, er weiß, daß es auch die italienische Rückendeckung verloren hat. Am 6. März beruft er seine nächsten Mitarbeiter zu sich, schildert ihnen die internationale Situation und eröffnet ihnen seinen Plan, das von Frankreich verletzte Locarno-Abkommen zu kündigen und im Rheinland die deutsche Souveränität wiederherzustellen.

Tödliches Schweigen antwortet ihm, das erst nach einer schwerlastenden Pause durch die Stimme Blombergs gebrochen wird. Mit nüchternen Zahlen sucht er nachzuweisen, daß die Unterlegenheit Deutschlands an Truppenzahl und Bewaffnung jeden Widerstand gegen einen französischen Angriff aussichtslos mache. Die Reichswehr ist heute schwächer als zwei Jahre vorher, weil sie sich im Umbau befindet und noch Jahre braucht, bis sie für den Ernstfall bereitsteht. Neurath und Schacht bringen ihre schweren Bedenken auf diplomatischem und finanziellem Gebiet zum Ausdruck. Doch Hitler läßt sich durch den Rat seiner Fachleute nicht umstimmen. Er erteilt seine Befehle und beruft für morgen, den 7. März, 12 Uhr, den Reichstag ein.

Am 7. März gelingt Hitler eine vollkommene Überraschung der Welt. Wohl hatte man am Quai d'Orsay und in der Downing Street, in allen politischen Zirkeln der Erde herumgerätselt, welche neuen Forderungen Hitler aufstellen werde. Die einen glaubten, die koloniale Frage, über die in Deutschland damals viel geredet und geschrieben wurde, werde aufgeworfen werden, andere erwarteten neue Rüstungswünsche oder gar eine Forderung auf Revision von Locarno.

Hitler aber forderte gar nichts. Er kündigt auch nicht an, sondern er stellt fest, er gibt zur Kenntnis. Mit vor Erregung bebender Stimme ruft er den inhaltsschweren Satz, dessen Ende in einem minutenlangen Beifallssturm untergeht: *»In dieser geschichtlichen Stunde, da in den westlichen Provinzen des Reiches deutsche Truppen soeben ihre künftigen Friedensgarnisonen beziehen . . .«*

Die ganze Welt hält den Atem an. Was wird geschehen? Hitler selbst gibt zu, daß er in diesen Tagen unter einer Belastung steht, die er in den nächsten zehn Jahren nicht wieder auf sich nehmen wolle. Alles was bisher geschah, war Ankündigung, Forderung, Angebot, Zukunftsplanung. Heute aber tut Hitler einen Sprung über die Grenze. Und wenn es auch nur eine innerdeutsche Grenze ist, so marschieren doch heute deutsche Soldaten. Und wenn es auch nur zwei Bataillone sind, zwei Bataillone, deren Bewaffnung mehr für einen schnellen Rückzug als für einen Angriff geeignet ist — diese zwei Bataillone marschieren über eine Grenze von Versailles, über eine Grenze von Locarno, marschieren mitten zwischen Frankreich und seine Verbündeten. Was wird Frankreich tun?

Ministerpräsident Albert Sarraut beruft seine Mitarbeiter, sobald der Telegraph das deutsche Memorandum nach Paris gejagt hat. Er will handeln, so schnell handeln wie es Hitler getan hat. Aber da sind England, Belgien, Italien, die Teilnehmer und Garanten von Locarno, mit denen er sich besprechen muß. Er schickt sein Kabinett wieder nach Hause.

Erst am nächsten Tag, am Sonntagvormittag, tritt man im Palais des Innenministeriums zusammen. Staatspräsident Lebrun erscheint, die wartenden Herren kommen aus dem Garten und nehmen in dem ebenerdigen Sitzungsraum Platz. Außenminister Flandin berichtet: Das Rheinland ist besetzt, wenn auch nur mit einer symbolischen Truppenstärke. Locarno ist aufgekündigt. Deutschland hat ein fünfundzwanzigjähriges Friedensangebot an Frankreich und Belgien gemacht und eine entmilitarisierte Zone von beliebiger Breite auf beiden Seiten der gemeinsamen Grenzen vorgeschlagen.

Aber von diesen Angeboten ist bei diesem Ministerrat keine Rede. Flandin hat sich mit London verständigt. Man ist übereingekommen, sofort eine Konferenz der Locarno-Mächte nach Paris zu berufen. Doch das ist nicht genug. Sarraut will mehr, Flandin, Paul-Boncour wollen mehr. Herr Mandel, Minister für Post und Elsaß-Lothringen, will wissen, *»ob wir den Schlag mit einem Gegenschlag beantworten oder uns mit juristischen Einwänden begnügen«*. Der Ministerrat beschließt: Deutschlands Schritt ist eine kriegerische Aktion, gegen die Frankreich die Mächte von Locarno zu militärischen Gegenaktionen aufrufen wird. Um diesem Aufruf Nachdruck zu verleihen, soll die Maginotlinie besetzt, sollen die afrikanischen Truppen aus dem Süden sofort an die deutsche Grenze geworfen werden. Die Truppen im Osten und Norden sollen Urlaubssperre erhalten und im Alarmzustande bleiben.

Am Abend spricht Sarraut mit dem Temperament des Südfranzosen über den Rundfunk zum französischen Volk: *»Einen solchen Schritt kann Deutschland nur wagen, weil es weiß, daß Frankreich uneinig, von politischen Kämpfen zerrissen ist. Aber immer hat sich Frankreich zu einigen gewußt, wenn es gegen einen äußeren Feind ging. Ich erkläre hiermit feierlich: Frankreich wird mit Deutschland nicht verhandeln, solange Straßburg in Reichweite der deutschen Geschütze liegt!«*

Sarraut hat von seiner Wohnung in der Avenue Victor Hugo gesprochen. Sein Tag ist noch nicht zu Ende. Er erwartet die Minister der drei Waffengattungen, den Kriegsminister General Maurin, den Marineminister Piétri, den Minister der Luftwaffe Déat und den Generalstabschef General Gamelin. Von dieser Besprechung hängt das Schicksal Frankreichs, der Weg der europäischen Zukunft ab.

Die Militärs erscheinen. Sarraut springt ihnen mit seinen Fragen entgegen: Was tun wir? Welche militärischen Schritte unternimmt Frankreich als Maßregel gegen die deut-

sche Provokation? Wie ist der Zustand des französischen Heeres und wann können seine Aktionen beginnen?

Was er zur Antwort erhält, ist niederschmetternd. Jawohl, die Truppen an der Grenze sind im Alarmzustand. Die Maginotlinie ist besetzt. Dahinter marschieren die farbigen Truppen aus dem Süden auf. Das ist aber auch alles. *»Es würde nicht den Interessen Frankreichs entsprechen, über die Maginotlinie hinauszugehen«*, stellt mit seiner leisen zögernden Stimme der Generalstabschef Gamelin abschließend fest.

Und dabei bleibt es. Frankreich hat sich mit seiner Maginotlinie festgelegt, festgebaut, im Besitz von Versailles verkrallt. Es will beharren und erhalten und findet jetzt nicht den Weg, nicht die Kraft zum Gegenschlag. Es hat nicht einmal seine nördliche Flanke gedeckt und braucht alle motorisierten Einheiten h i n t e r der Maginotlinie, um sie einer eventuellen Bedrohung des linken Flügels entgegenwerfen zu können.

Zwei deutsche Bataillone sind über den Rhein marschiert, aber Frankreich steckt in dem Wunderwerk der Maginotlinie wie in einem dornenverwachsenen Märchenschloß.

Verurteilung in London

Immerhin ist die Lage Deutschlands noch gefährlich genug. Frankreich hat eine Teilmobilisierung durchgeführt und damit ein Rad in Gang gesetzt, das leicht weiterrollen kann, wenn jetzt schnell und schlagartig andere Mächte in die Speichen greifen. Paris hat von allen Staaten der Kleinen Entente Unterstützungsversprechen in der Hand, militärische Zusagen von Staaten, deren jeder der Reichswehr von 1936 überlegen ist. Aber — Sicherheit über alles — es braucht auch noch England an seiner Seite. Flandin befaßt nicht nur das Völkerbundssekretariat mit dem deutschen Schritt, er schlägt der englischen Regierung die gleichzeitige Mobilmachung der Land-, See- und Luftstreitkräfte beider Länder vor.

In London hält man nichts von Demonstrationen, man hält noch weniger von militärischem Eingreifen. Die französischen Verhandlungen mit Moskau haben in England keine bedingungslose Billigung gefunden. Schon im April 1935 telegraphierte Außenminister Simon an Clark, den englischen Botschafter in Paris: *»Man sollte Laval unumwunden sagen, England sei beunruhigt, ob Frankreich nicht ein Abkommen unterzeichnen werde, das es verpflichten könnte, an einem Kriege gegen Deutschland unter Umständen teilzunehmen, die Artikel 2 des Locarno-Vertrages nicht zulasse.«* Aber Laval war nicht zu sprechen und die Franzosen hatten ihren Weg weiter verfolgt, obgleich auch Polen und Rumänien befremdet bei Laval anfragte, wie die Rote Armee zugunsten ihres französischen Bundesgenossen eingreifen solle, ohne die Hoheit ihrer Länder zu verletzen. Die Tragödie Osteuropas wirft ihre Schatten voraus.

Auch jetzt, nach der Ratifikation des französisch-sowjetischen Beistandspaktes, erheben sich warnende Stimmen. Lord Astor mahnt die englische Regierung vor der kommunistischen Revolution in Europa, und Lord Lothian vertritt die Ansicht, man solle lieber Frankreich von seinen gefährlichen außenpolitischen Manövern abbringen, anstatt die alte Einkreisungspolitik gegen Deutschland zu unterstützen. Die öffentliche Meinung ist noch nicht bereit, den Rhein als Englands Grenze zu verteidigen.

Eden und Halifax, van Zeeland und Cerruti kommen in Paris mit Sarraut und Flandin zusammen, die Deutschland auffordern wollen, die Rheinlandzone sofort wieder zu räumen, andernfalls Sanktionen verhängt werden müßten.

Die Engländer wünschen vor so drastischen Schritten den Weg der Verhandlung zu beschreiten. Eden schlägt der deutschen Regierung vor, es bei einer symbolischen Besetzung zu lassen und keine Befestigungen zu errichten. Hitler aber sagt zu Neurath: *»Welch freundliche Nachbarn, die mich hindern wollen, meine Tür zu verriegeln«*, und weist den Außenminister an, jede Diskussion über weitere Beschränkungen der deutschen Souveränität abzulehnen. Lediglich für die Dauer der Verhandlungen sei er bereit, die Truppenanzahl nicht zu erhöhen und sie nicht weiter an die französische und belgische Grenze zu verlagern.

Also fassen in Paris die Vertreter der Locarno-Mächte den Beschluß, den Völkerbundsrat zum 14. März nach London einzuberufen. Deutschland, das formell dem Völkerbund noch angehört, wird ebenfalls eingeladen.

Der farbenprächtige Saal der Königin Anna im St. James-Palast zu London nimmt die Tagung des Völkerbundsrates auf. Flandin fordert Verurteilung Deutschlands wegen des Bruchs von Artikel 43 des Versailler Vertrages. Er fordert Anrufung des ständigen internationalen Gerichtshofes im Haag über die Frage, ob der Sowjetpakt mit den Paragraphen von Locarno vereinbar sei. Am 18. März spricht Eden die entscheidenden Worte:

»Der Einmarsch deutscher Truppen in die Rheinzone stellt eine Verletzung des Versailler Vertrages dar. Allerdings bedroht sie nicht den Frieden und fordert nicht jene unmittelbare Aktion heraus, die der Locarno-Vertrag unter gewissen Umständen vorsieht. Der deutsche Einmarsch bedroht zwar Frankreichs Macht, aber nicht Frankreichs Sicherheit.«

Daß von Italien keine begeisterte Unterstützung der Liga der Nationen zu erwarten ist, läßt der italienische Delegierte Grandi ohne Umschweife wissen: *»Der Widerspruch in der Lage Italiens als Garant von Locarno und als Gegenstand von Sanktionen springt allzusehr ins Auge. Es ist eine zweideutige Aufgabe, zugleich als Richter und in der Rolle des Angeklagten aufzutreten.«*

Am 19. März tritt Ribbentrop vor das Londoner Gremium. *»Die Szene wird zum Tribunal«*, und unter den Richtern sitzt, wie zehn Jahre später, ein Vertreter der Sowjetunion, des neuen Völkerbundmitgliedes, Herr Litwinow, der sein Behagen an seiner gegenwärtigen Rolle mit breitem Lächeln kundtut.

Ribbentrop weiß, daß Frankreich auf seinem *»Schein«* besteht, obgleich es ihn durch ein Militärbündnis, welches gegen den Partner von Locarno gerichtet ist, bereits zerrissen hat. Er weiß, daß er einer Koalition gegenübersteht, die er mit Argumenten nicht beeinflussen kann. So verzichtet er auf seine Analyse des juristischen Sachverhaltes und spricht zur politischen Seite der Sache:

»Hitler hat der Welt eine ganze Reihe von Angeboten zur Befriedung gemacht.

Das Angebot zur absoluten Abrüstung: es wurde abgelehnt.

Das Angebot eines allgemeinen gleichen Zweihunderttausend-Mann-Heeres: es wurde abgelehnt.

Das Angebot eines Dreihunderttausend-Mann-Heeres: es wurde abgelehnt.

Das Angebot eines Luftpaktes: es wurde abgelehnt.

Das Angebot zu einer großzügigen Befriedung Europas vom 21. Mai 1935: es wurde einfach übergangen, ausgenommen jene Proposition, die dann später der deutsch-englischen Flottenabmachung zugrunde gelegt wurde.

Wieder und wieder hat der deutsche Reichskanzler seine Befriedungsangebote unterbreitet und – ich darf es hier sagen – er und ganz Deutschland hatten gehofft, daß der russisch-französische Vertrag nicht ratifiziert würde. Als diese Ratifizierung vor kurzem dennoch von der französischen Kammer vorgenommen wurde, hat endlich der deutsche Reichskanzler im Bewußtsein der ihm obliegenden schweren Verantwortung für das Schicksal und die Sicherheit des ihm anvertrauten Volkes die einzig mögliche Konsequenz aus diesem Vorgehen Frankreichs gezogen. Er hat die volle Souveränität des Reiches über das gesamte Reichsgebiet wieder hergestellt.

Maßgebend für diesen Entschluß der deutschen Regierung war die Berücksichtigung der Tatsache, daß

1. *der Rheinpakt von Locarno durch das einseitige Vorgehen Frankreichs dem Buchstaben und dem geschichtlichen Sinne nach entwertet und damit aufgehoben wurde, und daß*
2. *im Hinblick auf die neue französisch-russische Militärallianz Deutschland ohne weiteren Verzug die primitivsten Rechte einer Nation zur Sicherung ihres eigenen Territoriums wiederherstellen mußte.*

Die deutsche Reichsregierung muß daher den Vorwurf, den Vertrag von Locarno einseitig verletzt zu haben, als unrecht und unbillig zurückweisen. Es war ihr gar nicht mehr möglich, einen Vertrag zu verletzen, der de facto durch die Handlungsweise des anderen Partners als erloschen zu betrachten war.«

Ribbentrop schließt mit einem Hinweis auf die Bedeutung des deutschen Friedensplanes:

»Der Inhalt und die Tragweite der deutschen Vorschläge bedürfen keines Kommentars. Sie sind so weit gespannt und umfassend, daß wohl jeder Staatsmann, dem das Wohl Europas am Herzen liegt, nur wünschen kann, sie bald verwirklicht zu sehen.

Möge angesichts dessen der Rat über die Empfindungen des Augenblicks hinweg die Tragweite der geschichtlichen Entscheidung erkennen, die in seine Hand gelegt ist, und die mithelfen soll, dem friedlosen Europa den Weg in eine bessere Zukunft offen zu halten.«

Hinter den Kulissen hat man schon vereinbart, Ribbentrops Auslassungen lediglich zur Kenntnis zu nehmen, sie nicht zu diskutieren, ihm keine Antwort zu erteilen. Der Rat tritt nach einer Mittagspause zusammen, um ohne weitere Debatte den Bruch des Artikels 43 des Versailler Vertrages festzustellen.

Damit hat es sein Bewenden. Keine militärische Gegenaktion, keine Sanktionen – im Gegenteil: unmittelbar nach Verurteilung nimmt Eden die Verhandlungen mit dem Sünder auf, um das Rest-Locarno, zu dem England, Frankreich, Italien und Belgien weiterhin stehen, mit Hitlers Friedensplan zusammenzubasteln.

Was niemand vorher geglaubt hat, ist geschehen. Hitler hat gegen den Rat seiner Mitarbeiter, gegen die Warnungen seiner Militärs und seiner Diplomaten ein Spiel gespielt, auf das er selbst nur fünf Prozent Erfolgschancen setzte. Er hat dieses Spiel gewonnen.

Man wird jetzt vorsichtiger in seiner Umgebung und wagt sich mit Widerspruch nicht mehr leicht hervor. Sein Instinkt scheint sicherer zu sein als die alterprobte Erfahrung der Männer, denen die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg wie ein Alpdruck im Nacken sitzt. Hitler wird mit jedem Schritt sicherer, er macht sich frei von den Beratern im Auswärtigen Amt, von denen er sagt, daß sie auch im Jahre 1914 keine Musterleistung an politischem Geschick gezeigt hätten.

Er wird den von England hingeworfenen Faden wieder anspinnen und seinen Friedensplan vom 7. März weiter ausbauen.

Hitler hat alle Veranlassung dazu, denn ganz ohne Folgen ist sein abenteuerliches Unternehmen nicht geblieben. Flandin ist nicht mit ganz leeren Händen nach Hause gekommen. Er bringt ein wichtiges Papier mit – ein Abkommen mit London über sofort einzuleitende Besprechungen der Generalstäbe Englands, Frankreichs und Belgiens. Zum erstenmal seit dem Weltkrieg geht England eine solche Abmachung ein. Versailles ist nicht tot. Das absterbende Gespenst soll wieder mit frischem Blut erfüllt werden. Die alten Koalitionen werden wieder belebt. Alle antibolschewistische Propaganda Deutschlands hindert nicht, daß die Sowjetunion tiefer und tiefer nach Europa hereingezogen wird. Die Gefahr der »Einkreisung« überschattet Deutschland und droht dieses Mal von Osten her nicht nur mit der neuen »explosiven« Ideologie des Kremls, sondern auch mit einem Rüstungsaufbau, der aus dem Agrarland der Zaren mit Riesenschritten einen der bedeutendsten Industriestaaten der Erde macht.

Hitler wartet die Neuwahl des Reichstages ab, die am 29. März 98,8 Prozent aller abgegebenen Stimmen für die NS-Liste ergibt. Es ist, auch wenn man das neunzigprozentige Ergebnis der Saarwahl als richtig anerkennen muß, eine Prozentziffer, die zu grandios ist, als daß sie nicht Bedenken hervorriefe.

Zwei Tage nach dieser Wahl gibt Hitler den Friedensplan der deutschen Reichsregierung bekannt, der sich von all seinen bisherigen Kundgebungen durch genauere und konkretere Formulierung auszeichnet:

Nach einer wiederholten Ablehnung aller diskriminierenden, Deutschland einseitig belastenden Bindungen, die Deutschland durch Gewalt der Waffen und unter Bruch der feierlichen Zusagen Wilsons aufgezwungen wurden, geht der Plan auf die Grundlagen der zukünftigen Friedenssicherung ein und sieht in 19 Punkten als wichtigste vor:

Den Abschluß eines fünfundzwanzigjährigen Nichtangriffspaktes mit Frankreich und Belgien, gegebenenfalls auch mit den Niederlanden. Wie in Locarno sollen England und Italien als Garantiemächte beitreten. Ein Luftpakt ist zur Ergänzung vorgesehen. Eine gemeinsame Kommission wird in Deutschland und Frankreich über die Erziehung der Jugend und der öffentlichen Meinung in freundschaftlichem Sinne wachen. Die Ratifizierung des 25-Jahr-Paktes soll in feierlicher Form durch Volksabstimmungen erfolgen. Deutschland ist bereit, auch alle anderen Nachbarn, einschließlich Litauens, zu Nichtangriffspakten einzuladen. Deutschland ist bereit, wieder in den Völkerbund einzutreten und die Kolonialfrage, ja selbst die Frage der Trennung des Versailler Vertrages vom Völkerbundstatut auf spätere freundschaftliche Verhandlungen zu vertagen.

Schließlich werden für das Gebiet der Kriegführung und der Rüstungen Konferenzen vorgeschlagen mit folgenden praktischen Aufgaben:

1. Verbot des Abwurfs von Gas-, Gift- und Brandbomben.

2. Verbot des Abwurfes von Bomben jeglicher Art auf offene Ortschaften, die sich außerhalb der Reichweite der mittleren schweren Artillerie der kämpfenden Fronten befinden.
3. Verbot der Beschießung von Ortschaften durch weittragende Kanonen außerhalb einer Gefechtszone von 20 Kilometern.
4. Abschaffung und Verbot des Baues von Tanks schwerster Art.
5. Abschaffung und Verbot schwerster Artillerie.

Um schnell zu einer ersten Sicherung des Friedens zu kommen, soll der Abschluß der Nichtangriffspakte innerhalb von vier Monaten erfolgen.

Sonderbotschafter von Ribbentrop fliegt in seiner Ju 52 mit dem friedensverheißenden Zeichen AMYY nach London.

»Wir werden die deutschen Vorschläge sehr genau prüfen«, sagt Eden bei Überreichung des Planes.

Wird man diese Vorschläge sehr genau prüfen, wird man zupacken und Hitler beim Wort nehmen, wird man ihn festnageln mit diesen Garantien, mit diesen vielfachen Sicherungen? Wird man den Sprung ins Morgen wagen, in eine neue konstruktive Europapolitik, die anerkennt, daß Deutschland Kern und Mitte des Erdteils ist und nicht länger im Zustande einer deklassierten zweitrangigen Macht gehalten werden kann?

Oder bleibt man beim Gestern, klammert man sich weiter an die Erhaltung eines »Friedens«, der auf die Negierung der Lebensrechte des stärksten europäischen Volkes gegründet ist? Soll das Auftreten Litwinows im altehrwürdigen Palast von St. James ein Symbol sein für die Wiederherstellung der alten Fronten von 1914, für die gewaltsame Wiederherstellung von Versailles?

Versailles ist freilich zu einem Teil nur noch eine Fiktion, und daß der verbleibende Rest, wie z. B. die Grenzen im Süden und Osten des Reiches nichts Gutes sind, haben wir aus dem Munde der »peace-makers« von 1918—19 selbst gehört. Versailles ist auf Gewalt begründet und soll durch Gewaltdrohung aufrechterhalten werden, obgleich auch diese Gewalt zur Fiktion geworden ist, wie sich am 7. März erwiesen hat. Es trägt den Keim zukünftiger Kriege in sich. Wird jetzt in Europa ein Staatsmann aufstehen, der es wagt, den Sprengstoff unschädlich zu machen, den Zunder zu zertreten?

Frankreich antwortet am 8. April mit zwei Denkschriften, die unter Außerachtlassung der internationalen Höflichkeit die deutschen Vorschläge verwerfen und zu den ältesten Ladenhütern der kollektiven Sicherheit im Rahmen der Versailler Bindungen zurückkehren.

Die englische Antwort ist keine Antwort, sie ist ein umfangreicher Fragebogen, den Hitler empört beiseitelegt mit den Worten, daß die Männer, die ihn in diesem impertinenten Ton wie einen Schulbuben verhören wollen, wohl nichts anderes wünschen, als keine Antwort zu erhalten.

Damit ist der Weg frei für die weitere ungehinderte Aufrüstung in Europa. In Frankreich bringen die Wahlen vom 26. April und 2. Mai mit einer neuen Linksmehrheit eine Regierung der Volksfront unter Léon Blum ans Ruder, nachdem Spanien schon am 15. Februar diesen gefährlichen Weg eingeschlagen hat. Léon Blum macht keinen ernstlichen Versuch, ein neues Locarno aufzubauen. Auch der alte Vertrag von

1925 war ja für die französische Diplomatie nur ein Ersatz für die von England verweigerte militärische Allianz. Jetzt beginnen die Generalstabsbesprechungen. Frankreich baut weiter und entwickelt aus der einseitigen Garantie Englands bald ein tatsächliches Bündnis. Am 20. November betont Eden sehr nachdrücklich die englische Beistandsverpflichtung, und Delbos antwortet am 4. Dezember, daß Frankreich auch seinerseits seine gemeinsame Streitmacht für die Verteidigung Englands gegen einen unprovozierten Angriff zur Verfügung stelle. Im englischen Unterhaus wird diese Erklärung *»von der Regierung Seiner Majestät im Vereinigten Königreich naturgemäß mit großer Genugtuung aufgenommen«*.

Olympiade – Strahlender Vordergrund

Doch die Vorgänge um Deutschland herum: Rüstungsvermehrung, Generalstabsbesprechungen, Annäherung zwischen Paris und Moskau, Aufmarsch der Volksfront in Spanien und in Frankreich sind allmählich Entwicklungen, die hinter den Kulissen vor sich gehen und nicht ins Bewußtsein der Öffentlichkeit dringen. Auch in Deutschland blickt man mehr auf den augenblicklichen Erfolg als auf die ausgelösten Wirkungen. Das deutsche Volk nimmt die ungehinderte Durchsetzung seiner Souveränität im Rheinland mit dem natürlichen Gefühl der Befriedigung hin, wieder als geachteter, gleichberechtigter Staat unter anderen Staaten zu stehen, dessen Lebensrechte nicht mehr unter der Willkür mächtiger Nachbarn verkümmern können.

Hitler hat Erfolg – und nur Erfolg gilt in der Politik. Nicht nur in Deutschland. Auch der kalvinistische und puritanische Geist sieht im irdischen Erfolg den Segen Gottes. Hitler hat den Erfolg an seine Fahnen geheftet. Worum die Staatsmänner der Republik Jahre hindurch baten, verhandelten, das fällt jetzt ihm, der handelt, anstatt zu verhandeln, kampflos in den Schoß. Mit schwindelnder Schnelligkeit erhebt sich Deutschland aus Ohnmacht und Elend. Es befreit sich von seinen Fesseln, ohne daß ein Schuß fällt, ohne daß man drüben Widerstand leistet. In Deutschland nimmt man das als Beweis dafür, daß auch die einstigen Gegner die Unnatur der Versailler Situation einsehen und sich zwar widerwillig, doch ohne Widerstand gegen eine unausbleibliche Entwicklung darein finden, daß das stärkste Volk in Europa sich die Gleichberechtigung nimmt, da man sie ihm nicht gab.

Groß ist auch der Eindruck des Friedensplanes in Deutschland. Mehr Sicherheit als darin geboten wird, kann Frankreich kaum wünschen, ebenso wie England mit dem Flottenabkommen eine Garantie erhalten hat, die ihm die fast dreifache Stärke zur See gegenüber Deutschland sichert.

Wenn Paris und London heute nicht auf den deutschen Friedensplan eingehen, weil sie über die neue Kräftelage mißvergnügt sind, so werden sie es morgen tun müssen. Denn ihre Spekulationen auf einen wirtschaftlichen Zusammenbruch Hitler-Deutschlands sind zunichte geworden. Man erzählt sich, daß François-Poncet vor einem Jahr Gegenmaßnahmen gegen die Verkündung der deutschen Wehrhoheit als überflüssig ablehnte, weil Deutschland der finanzielle Atem ausgehen werde. Heute weiß er bereits, daß er zu den falschen Propheten gehört hat, die Hitler unfreiwillig über seine ersten Gehversuche hinweggeholfen haben.

Die Arbeitslosigkeit ist fast ganz beseitigt. Die Arbeitsschlacht tobt auf vielen Fron-

ten; bald werden die Arbeitskräfte fehlen, bald wird nach jedem Kopf und nach jeder Hand gesucht werden. Die Steuereingänge des Reiches sind in drei Jahren von 6,6 Milliarden auf 11,5 Milliarden gestiegen. Unter Schachts »Neuem Plan« ist die Auslandsverschuldung Deutschlands um 5,5 Milliarden gesunken. Die Einfuhr von Erzen ist um 362 Prozent, von Holz und Holzschliff um 219 Prozent, von Teer und Mineralölen um 82 Prozent, von Kautschuk um 75 Prozent gestiegen. Die deutsche Ausfuhr erobert Schritt für Schritt ihre alten Märkte zurück und ist vor allem auf dem Balkan erfolgreich.

Überall in Deutschland wird gebaut. Ganze neue Stadtteile erheben sich im Umkreis der Großstädte. In Berlin beginnt die Neugestaltung der Reichshauptstadt nach einem Plan, an dem Hitler – zum Mißvergnügen seiner Architekten – mit immer neuen, immer imposanteren Ideen mitarbeitet. Vorläufig sieht man freilich mehr den Abbruch als Aufbau, und der Berliner Witz sagt im Anblick der freigelegten Flächen: »Er arbeitet den anderen vor«. Aber schon ist die große Ost-West-Achse durch den Tiergarten fertig, bald die neue Reichskanzlei unter Dach, und draußen im Lande wird der tausendste Kilometer der Reichsautobahn dem Verkehr freigegeben.

Das Ausland aber kommt, schaut und ist beeindruckt. Ausländer aus allen Teilen der Welt strömen in diesem Jahr der Feste nach Deutschland. Sie sind in Scharen zu sehen auf der »Internationalen Auto-Ausstellung«, auf der »Landwirtschaftlichen Ausstellung«, auf der »Rundfunk-Schau« in Berlin. Sie sind unter den Teilnehmern des »Weltkongresses für Freizeit und Erholung«, der »Reichs-Theater-Festwoche« in München, bei der Eröffnung des Weltluftschiffhafens Rhein-Main in Frankfurt am Main. Sie sitzen zu Hunderten auf den Tribünen der Hitler-Geburtagsparade, des 1. Mai, des »Reichsparteitages der Ehre«, des »Erntedankfestes am Bückeberg«, sie sind zu Tausenden als Aussteller, Käufer und Besucher auf den großen Messen in Leipzig, Frankfurt und Königsberg zu treffen und sie kommen, sie kommen in ungeahnten Scharen als Teilnehmer und Besucher zur *XI. Olympiade* nach Garmisch und nach Berlin.

Man versteht im Dritten Reich etwas von der Regie und der Organisation von Massenveranstaltungen und hat bisher keine Gelegenheit verpaßt, große Tage noch größer zu gestalten. Aber alles wird in den Schatten gestellt durch das, was man auf der Olympiade zu sehen und zu erleben bekommt.

Professor March hat im Reichssportfeld eine in ihrer großzügigen Einfachheit imponierende Stätte für die Olympiade geschaffen, in kürzester Zeit aus dem Boden gestampft. Erstaunt stehen die Berliner, um zuzusehen, wie große ausgewachsene Bäume mit beachtlichen Wurzelballen in das Reichssportfeld umziehen, wo sie die strenge Architektur auflockern und Schatten spenden sollen.

Weiter abseits, in Döberitz, ist das Olympische Dorf entstanden, dessen gemütliche kleine Bauten alles enthalten, was die Mannschaften vieler Völker an Lebensgewohnheiten wünschen können, von der finnischen Sauna bis zur Reisküche der Inder.

Ganz Berlin wird zu einem großen Hotelbetrieb durchorganisiert, jedes Privatzimmer besichtigt und der Preis festgesetzt, ehe es für Olympiagäste zugelassen wird.

Die Organisation dieser Olympiade glückt so total, daß der Besucher sie nicht mehr spürt. Er kann sich dem eindrucksvollen Bild ungestört hingeben und erlebt vom Aufflammen des olympischen Feuers bis zu seinem Erlöschen den friedlichen Wettstreit der Jugend der Welt als eine Verheißung, die er gerne in den Alltag von morgen mitnehmen möchte.

Die Prominenz des Auslandes wird in den sechzehn Tagen der Berliner Olympiade durch eine Serie festlicher Veranstaltungen auch dann noch in Bewegung gehalten, wenn die Sonne sinkt und das Stadion sich leert. Göring und Ribbentrop wetteifern mit Gartenfesten. Die Staatsoper verwandelt sich für eine Nacht in einen seidenausgeschlagenen Ballsaal. Im Charlottenburger Schloß gibt es einen romantischen Abend im Kerzenschein der goldenen Kronleuchter, und alles stellt Goebbels in den Schatten mit einem glanzvollen lichterbunten Fest auf der Pfaueninsel.

Nicht nur der Man auf der Straße, sondern auch der skeptische Habitué des internationalen Parketts, der Hitler, Göring, und Ribbentrop und Goebbels in hunderten Gesprächen mit den Abgesandten des Auslandes sieht, muß in diesen Tagen die Hoffnung gewinnen, daß Deutschland sich durch einen Wall feindlicher Ablehnung durchgerungen habe und nun der Weg für ein friedliches Weiterschreiten im Kreise der Völker offen sei. Hitler erntet Anerkennung, ja unverhohlene Bewunderung auch aus Augen, die bisher nur mit gespanntem Interesse und Sorge nach Deutschland geblickt haben.

Wird es ihm gelingen, dieses neugewonnene Kapital zu pflegen und zu vermehren? — das ist die Frage, vor der Deutschland, vor der die Welt jetzt steht.

Entspannung Berlin — Wien?

Ein erfreulicher Gewinn dieses Jahres, den Hitler schon vor der Olympiade ernten kann, ist die Normalisierung des reichsdeutschen Verhältnisses zu Österreich.

Bundeskanzler Schuschnigg hat versucht, den Kurs seines Vorgängers Dollfuß fortzusetzen, um, gestützt auf Italien und Frankreich, die Eigenständigkeit einer österreichischen Nation zu festigen. Als die Stresa-Front zerbricht, sieht sich Schuschnigg nach anderen Stützen seines wankenden Baues um und kommt auf den nicht ganz neuen, aber recht utopischen Plan, in einem großen Brückenschlag Österreich mit der Kleinen Entente und die Kleine Entente mit Ungarn in einer Donau-Föderation zu verbinden. Er wählt Prag als Schauplatz für seinen Vorstoß und hält dort Anfang 1936 einen wirtschaftspolitischen Vortrag, der die Gemeinsamkeit der Donaustaaten betont.

Sein Vortrag leidet an zwei wesentlichen Schwächen: er vergißt ganz, daß auch das Reich ein Donauanlieger ist und daß Deutschland in der Statistik aller anderen Donaustaaten weit an erster Stelle als Kunde und Lieferant erscheint. Er übersieht ebenso, daß Ungarn weniger vergeßlich ist als die neuösterreichischen Politiker und daß das Nem! Nem! Soha!, das Nein! Nein! Niemals! als ein unüberwindliches Hindernis zwischen der Kleinen Entente und Ungarn steht.

Die Prager Seifenblase zerplatzt auf einer römischen Märzkonferenz. Schuschnigg sieht sich allein zwischen zwei Diktatoren, die unter dem Druck der Umwelt immer näher zueinander getrieben werden, während Frankreich im gleichen März nicht die Entschlossenheit findet, Deutschland in eigener Sache resolut entgegenzutreten.

Die Ignorierung der Mission von Papens und die Niederhaltung des ständig wachsenden Widerstandes der illegalen NSDAP übersteigt auf die Dauer die inneren Kräfte der Wiener Regierung. Die Sperre des deutschen Fremdenverkehrs nach Österreich nagt an dem bedeutsamsten Aste der österreichischen Wirtschaft. Hotels und Pensionen in

den Alpen stehen leer, denn einige hohe Pfund- und Dollar-Rechnungen können nicht die Abertausende von kleinen Reichsmarkbeträgen ersetzen, die aus Deutschland nach Österreich flossen.

Schuschnigg beginnt zu sondieren. Zu der Berliner »Prinz-Eugen-Feier«, einer der vielen Feiern dieses Jahres, wird als Vertreter der Bundesrepublik Staatsrat Glaise-Horstenau entsandt, der über hohes Ansehen in reichsdeutschen Militärkreisen verfügt. Glaise findet gute Aufnahme in Deutschland, aber Schuschnigg bedarf erst eines außenpolitischen Anstoßes, ehe er sich in Bewegung setzt. In einer sehr geheimgehaltenen Besprechung auf Rocca delle Caminate sagt ihm der Duce, daß er von Italien nichts mehr zu erwarten habe und daß es für Österreich besser sei, den Bruderzwist zwischen den beiden deutschen Häusern zu beenden.

Ohne jede Vorbereitung wird die Weltöffentlichkeit am 11. Juli durch eine Vereinbarung zwischen dem Reich und der österreichischen Bundesrepublik überrascht, die die volle Souveränität Österreichs durch das Reich anerkennt, wogegen Wien zusichert, seine Politik im Geiste der Tatsache zu führen, daß Österreich ein deutscher Staat ist. Zu diesen für beide Seiten höchst bedeutsamen Zugeständnissen tritt als Paragraph 2 der Vereinbarung die Nichteinmischungsklausel mit dem Wortlaut:

»Jede der beiden Regierungen betrachtet die in dem anderen Lande bestehende innerpolitische Gestaltung einschließlich der Frage des österreichischen Nationalsozialismus als eine innere Angelegenheit des anderen Landes, auf die sie weder unmittelbar noch mittelbar Einwirkung nehmen wird.«

Eine Reihe von Einzelmaßnahmen sollen der Entspannung dienen. Auf reichsdeutscher Seite fällt die 1000-Reichsmark-Gebühr für das Visum nach Österreich, ein Wirtschaftsabkommen folgt im Janaur 1937, und auf beiden Seiten wird das gegenseitige Presseverbot gelockert. In Wien braucht man jetzt nicht mehr nach einer einsamen Danziger Zeitung zu suchen, um Nachrichten aus Berlin zu lesen.

Guido Schmidt, bisher Kabinettschef des Bundespräsidenten Miklas, ein unbeschriebenes, für Berlin genehmes Blatt, wird zum Staatssekretär im Außenamt ernannt. Glaise-Horstenau wird Bundesminister mit Sonderaufgaben zur inneren Ordnung und geht daran, das geheime Gentleman-Agreement vom Obersalzberg durchzuführen, welches die Heranziehung der »nationalen Opposition«, lies des verbotenen Nationalsozialismus, vorsieht. Die Durchführung der Amnestie für die eingekerkerten Nationalsozialisten und die Ermöglichung der Rückkehr von Tausenden von Flüchtlingen aus dem Reich nach Österreich ist seine erste praktische Aufgabe.

Aber seine Arbeit ist mühsam und versandet bald im Gestrüpp der Bürokratie, die nach dreijähriger antideutscher Arbeit nur schleppend den neuen Kurs aufnimmt. Als der olympische Läufer, der die brennende Fackel von der ungarischen Grenze her durch Wien trägt, mit begeisterten Kundgebungen begrüßt wird, marschiert wieder die »Vaterländische Front« zu einer Großkundgebung auf, und die Amnestie wird für Verwaltungsstrafsachen unterbrochen. Als Reichsaußenminister von Neurath zu einem Besuch erscheint, begrüßt ihn Wien mit unbeschreiblichem Jubel. Seinen Rückweg aber muß er durch leere stille Straßen nehmen, die von der Polizei vorsorglich geräumt sind.

Unter einer dünn übertünchten Fassade schwelt der Bruderzwist weiter ...

Während der Olympiade, am 11. August, wird Ribbentrop zum Botschafter in London ernannt, ein neuer Versuch Hitlers, die Sprödigkeit seines umworbenen Partners zu erweichen.

Ribbentrop ist der erfolgreiche Verhandler des Flottenpaktes. Ribbentrop verfügt über beste persönliche Beziehungen zu König Eduard VIII. und seinem Freundeskreis. Ribbentrop ist unter den deutschen Botschaftern Nr. 1 als Sonderbotschafter, der allen anderen im Range vorgeht. Er bringt also einige Voraussetzungen für seine Aufgabe mit, und seine Erscheinung wird in London begrüßt. »*Ein willkommener Botschafter*«, schreibt die »*Times*«, weil er das besondere Vertrauen Hitlers genieße und also eine unmittelbare Verbindung im Meinungsaustausch zwischen London und Berlin herzustellen in der Lage sei. Das Londoner Agreement wird mit ungewöhnlicher Schnelligkeit innerhalb von zwei Tagen erteilt.

Als Ribbentrop bei seiner Ankunft, die ungewöhnlich lange auf sich warten ließ, auf dem Flugplatz Croydon von englischen Journalisten interviewt wird, begnügt er sich nicht mit den üblichen liebenswürdigen Redensarten, wie erfreut er sei, an diesem Platz wirken zu dürfen etc. etc., sondern er sagt ihnen, daß er gekommen sei, das englische Volk zum Bewußtsein der ungeheuren Bedrohung Europas durch den Bolschewismus zu bringen. So richtig seine Worte gewesen sein mögen, in England liebt man es nicht, sich belehren zu lassen. Man ist dankbar für facts, aber man will die Schlüsse selber ziehen.

Diese Schlüsse sind bereits gezogen, gezogen im Weißbuch von 1935, gezogen in den Generalstabsbesprechungen von 1936.

Ribbentrop kommt wohl in guten persönlichen Kontakt mit Eduard, aber es gelingt ihm nicht, die erstarrte Front wieder aufzulösen. Schon am 10. Dezember des gleichen Jahres dankt der englische König zugunsten seines Bruders Georg ab. Ribbentrop, dessen Politik ganz auf den persönlichen Eigenschaften des aktiven und aufgeschlossenen Monarchen gegründet war, ist mit einem Schlage der Boden unter den Füßen weggerissen.

Noch eine andere politische Entwicklung überschattet sein Tätigkeit mehr und mehr. In Spanien hat sich seit den Wahlen vom 15. Februar ein Volksfrontregime durchgesetzt, in dem anarchistische Elemente durch Auflösung der staatlichen Ordnung bald den Weg freimachen für die kommunistische Partei und für den Einfluß der Komintern. Eine der ersten Maßnahmen der neuen Regierung ist die Anerkennung der Sowjetunion, die durch ihre Botschaft eine wachsende Radikalisierung der spanischen Politik betreibt. Getreu dem Aktionsschema der Komintern geht man nicht an die tiefgreifenden Reformen heran, deren das Land sicherlich bedurfte, sondern legt ein Netz des kollektiven Terrors über Spanien, das alle nationalen Kräfte zur Abwehr erregt. Im Juli gibt die Ermordung eines führenden Politikers der Rechten, Calvo Sotelo, das Signal zu einer militärischen Erhebung, Bürgerkrieg rast durch Spanien. General Franco setzt sich an die Spitze der nationalen Truppen und kämpft in siegreichem Anlauf einen großen Teil des Landes frei.

In Moskau sieht man die Aussicht, Europa in eine große Klammer zu zwingen, in Scherben gehen und wirft Material und Menschen in die Kämpfe. Aus Frankreich, das

ebenfalls eine Volksfrontregierung gebildet hat, strömen Freiwillige und Waffen in die Reihen der Roten. Italien empfindet die Bedrohung durch ein siegreiches kommunistisches Spanien und ist wie Deutschland bereit, dieser Entwicklung zu begegnen.

Wieder erzittert Europa in einer Spannung, die sich in jedem Augenblick kriegerisch entladen kann. Die Sowjetpresse führt eine drohende Sprache; sie begrüßt offen den weltrevolutionären Durchbruch in Westeuropa. Die Rote Armee setzt das Einberufungsalter von 21 auf 19 Jahre herab und verkündet für die nächsten vier Jahre die Einziehung von je eineinhalb Jahrgängen. Sie vermehrt damit ihr Friedensheer um volle 50 Prozent und verfügt mit Reserven über 17,5 Millionen Mann Kriegsstärke.

Deutschland erhöht zwei Wochen darauf die Dienstzeit auf zwei Jahre.

Pulvergeruch zieht durch Europa. Doch noch ist niemand »fertig«. Deutschland am wenigsten, das noch Jahre braucht, bis seine Wehrmacht steht und ausgerüstet ist, vor allem, weil ihm durch den Ausfall von 1918 bis 1935 jede Mannschaftsreserve fehlt. Man findet sich noch einmal gütlich zusammen und bildet in London einen Nichteinmischungs-Ausschuß, der die Entsendung von Freiwilligen und die Lieferung von Kriegsmaterial nach Spanien unterbinden soll.

Die Sowjetunion, die USA und Frankreich verhehlen freilich nicht, daß ihre Sympathien auf Seiten Rot-Spaniens sind, während Deutschland und Italien auf die Karte der antibolschewistischen nationalen Kreise, auf General Franco setzen, der zwei Drittel des Landes beherrscht und der am 18. November von Berlin und Rom förmlich als Chef der spanischen Regierung anerkannt wird.

Der ständige Streit im Londoner Nichteinmischungs-Ausschuß belastet die Stellung Ribbentrops, dem unglücklicherweise zu seinem Botschafterposten auch noch die Rolle als Vertreter Deutschlands in diesem Ausschuß zugewiesen wird.

Frontkämpfer sind bessere Diplomaten

Eine Brücke der Verständigung mit den ehemaligen Kriegsgegnern bot sich in den Zusammenschlüssen der Frontkämpfer hüben und drüben der Grenzen. Die Männer, die den Krieg im Schlamm der Schützengräben und im Grauen der Materialschlachten durchlebt hatten, fanden über die Köpfe der Politiker hinweg den Weg zum Feinde von einst, der zum Kameraden von heute wurde.

Schon im Juni 1933 hatte Hitler eine Delegation des britischen Frontkämpferverbandes, der British Legion, empfangen. Als Abschluß einer langen kameradschaftlichen Unterhaltung sprach er den Engländern seinen Wunsch aus, daß gerade die Zusammenarbeit der ehemaligen Frontkämpfer der Erhaltung des Friedens dienen möge.

Major Fatherstone-Godley, der Chef der englischen Abordnung, ging mit warmen Worten darauf ein: *»Die Engländer haben nur einmal gegen die Deutschen gekämpft, und wir Vertreter der British Legion sind der Ansicht, daß das ein Fehler war, der sich nicht wiederholen soll.«*

Das Jahr 1936 bringt zahlreiche Kontakte auf diesem Gebiet, als wesentlichsten wohl eine Friedensbotschaft der französischen Frontkämpfer vom 12. Mai:

»Wir müssen in unseren Nationen den guten Willen wecken, von dem die freimütige Gegenüberstellung der beiderseitigen Wünsche und Belange beseelt sein muß. So wird das gute Einvernehmen geschaffen werden, das unsere Zukunft sichern wird.

Wir französischen Frontsoldaten sind bereit zu diesem Werk, das unsere Länder versöhnen und Europa befrieden soll. Und aus diesem Grunde bieten wir euch die Hand und richten an euch diesen feierlichen Aufruf.«

Der Vizepräsident der Deutsch-Französischen Gesellschaft und Leiter des Bundes der Deutschen Kriegsopfer gibt die Antwort: *»Wir deutschen Frontkämpfer wissen ebenso wie Ihr, französische Kameraden, daß Europa zu klein geworden ist für einen Krieg. Wir wissen, daß ein neuer Krieg enden würde mit der Zerstörung der europäischen Kultur, in der Zersetzung und dem langsamen Sterben der europäischen Kulturvölker, mit einem Chaos. Wir wissen aber auch, daß ein dauerhafter Friede und die daraus sich sicher entwickelnde Freundschaft zwischen unseren beiden Völkern eine neue Blüte für Europa und eine gesicherte frohe Zukunft bedeuten wird für unsere Kinder, für die wir in den 52 Monaten des letzten Krieges in Wahrheit gefochten haben.*

Die deutschen Frontkämpfer nehmen die ihnen gebotene Freundschaftshand auf in der Zuversicht und in der Überzeugung, daß aus der Kameradschaft der besten Männer beider Nationen der wahre Friede und das gegenseitige Vertrauen geboren wird, zum Segen unserer beiden Länder, für Europa und die Welt.«

Noch ein anderer Kriegsteilnehmer großen Formats besucht in diesem Jahre Deutschland und macht aus seiner Bewunderung für das soziale Aufbauwerk des Dritten Reiches keinen Hehl. Es ist Lloyd George, den Hitler auf dem Obersalzberg als *»den eigentlichen Sieger des Weltkrieges«* begrüßt.

Am großen Fenster des Berghofes mit seinem herrlichen Ausblick auf den Untersberg und ins Salzburger Land nehmen die beiden »Kombattanten« Platz und kommen nach ausführlichen Erinnerungen an ihre so verschiedenen Kriegserlebnisse in ein politisches Gespräch, ein Gespräch, wie es sich Hitler wohl lange ersehnt hat. Lloyd George lobt den deutschen Friedensplan, der *»leider durch die Generalstabsbesprechungen durchkreuzt«* worden sei. Er spricht sich gegen Bündnisse und kollektive Verpflichtungen aus, die nach den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges nur der Ausbreitung der Konflikte und nicht dem Frieden dienen, und gibt damit Hitler Gelegenheit, noch einmal seine politische Konzeption auszubreiten und sein Bedauern zu wiederholen, daß jetzt an die Stelle der Befriedung die Aufrüstung getreten sei, die Aufrüstung für einen europäischen Krieg, aus dem allein der gemeinsame Feind aller zivilisierten Völker, die Sowjetunion, Nutzen ziehen werde.

Lloyd George verabschiedet sich tiefbeeindruckt von Hitler und fährt, begleitet von Dolmetscher Schmidt, zu seinem Hotel zurück, wo ihn seine Tochter mit einem scherzenden *»Heil Hitler«* begrüßt. Schmidt hört Lloyd George ganz ernst antworten: *»Jawohl, Heil Hitler, das sage ich auch, denn er ist wirklich ein großer Mann.«*

Noch ein bedeutsamer Staatsbesuch fällt in dieses Jahr. Der italienische Außenminister Graf Ciano kommt zu einem sechstägigen Aufenthalt nach Deutschland, um die gemeinsame Entschlossenheit beider Länder zu verkünden, *»mit allen Kräften das heilige Erbgut der europäischen Zivilisation in ihren großen, auf der Familie und der Nation aufgebauten Einrichtungen zu verteidigen«*. Als Gastgeschenk nimmt er auf den Heimweg mit die Aufhebung der deutschen Gesandtschaft in Addis Abeba, die in

ein Generalkonsulat umgewandelt wird, und die Anerkennung des »Italienischen Kaiserreiches Äthiopien«.

Deutschland zahlt in die Kasse der deutsch-italienischen Freundschaft eine große Vorleistung, die sich zwei Jahre später rentieren wird.

Den deutschen Gegenbesuch macht Göring mit einer Reise nach Rom und Neapel. Auch Budapest ist sein Reiseziel, nachdem er früher schon in Ungarn, in Italien, Polen, und Jugoslawien und Griechenland war. Er ist das gute Stück in der Stube des Nationalsozialismus, der großartige Repräsentant, der als Nachfolger des Führers sich gern in die dekorative Rolle des Kronprinzen setzt. Leicht findet er den Kontakt zu seinen Gästen und Gastgebern, die er durch eine Mischung von prätentiösem Pomp und formlosem Naturburschentum verblüfft. Niemand versteht, wie hinter seiner genießerischen, lebenshungrigen Art die bedenkenlose Härte verborgen liegt, die er als Chef der preußischen Gestapo am 30. Juni gezeigt hat.

Göring hat seinen großen Tag auf dem »Parteitag der Ehre«, wo er von Hitler zum Chef des Vierjahresplanes ernannt und damit zum Begründer und Leiter einer der umfassendsten und wichtigsten wirtschaftlichen Organisationen des Reiches wird.

Er fügt dieses neue Eichenblatt in den stattlichen Kranz seiner Ämter als Reichsluftfahrtminister, als Preußischer Ministerpräsident, als Präsident des Reichstages, als Reichsforstmeister, Reichsjägermeister und vieles andere mehr, und mag wohl nur bedauern, daß er mit dem neuen Amt nicht auch eine neue Uniform erhält. Denn sein Vergnügen an Orden und Uniform ist schon sprichwörtlich geworden: Göring zahlt seine Kirchensteuer im Ornat eines Kardinals. Göring fängt Fliegen nur in Fliegeruniform, Göring wird auf einem Jagdbesuch das Hermann-Denkmal gezeigt, er winkt überwältigt ab: *»Das wäre doch wirklich nicht nötig gewesen!«* Göring erhält das Gewandhaus zum Geburtstag geschenkt. Unermüdlich plätschern die Witze und Anekdoten über *»Hermann«*.

Der Vierjahresplan gibt also keine neue Uniform, aber er stattet Göring mit diktatorischer Macht aus. Denn im Vierjahresplan wird der Versuch unternommen, die deutsche Volkswirtschaft, die seit dem Transfer-Stop des Schachtschen Moratoriums weitgehend auf sich selbst angewiesen ist, nun auch bewußt auf eigene Beine zu stellen.

Der Autarkiegedanke ist bekanntlich keine deutsche Erfindung. Er ist die Reaktion auf den Verfall der sogenannten freien Weltwirtschaft und hat seine Vorgänger nicht nur in der Sowjetunion und im British Commonwealth of Nations, sondern selbst in den Isolationsbestrebungen der USA. Die Erfahrungen des Weltkrieges zwingen nicht nur Deutschland, sich auf eine Wiederholung der Blockade vorzubereiten, sondern lösen in der ganzen Welt die frühere Arbeitsteilung in Rohstoff-, Agrar- und Industriegebiete ab durch möglichst autonome Wirtschaften. In Südamerika, Afrika und im Fernen Osten, in Indien und Australien werden Industrien entwickelt, die die Unabhängigkeit von einer unzuverlässig oder unmöglich gewordenen Einfuhr bringen sollen.

Man weiß wohl in Deutschland, daß ein Land mit 136 Menschen auf dem Quadratkilometer, ein Land ohne Kolonien keine Autarkie erreichen kann. Eine Reihe wichtigster Rohstoffe muß eingeführt werden und die Ernährung muß – trotz Agrarschlacht – zu einem erheblichen Prozentsatz aus dem Ausland gedeckt werden.

Hier kommt die Kehrseite der Medaille zum Vorschein oder besser die andere ebenso schwerwiegende Hälfte des Arbeitslosenproblems. Sechs Millionen Menschen

mit ihren Familien wollen sich wieder sattessen, wollen sich wieder menschenwürdig kleiden. 15 Milliarden Löhne und Gehälter, die heute mehr ausgezahlt werden als 1933, suchen nach Ware, die zum Teil nur durch Einfuhr beschaffbar ist.

Daher will man durch staatliche Lenkung und staatliche Initiative Außenhandel und Produktion in die wichtigsten Kanäle lenken und durch größte Anstrengungen in der Herstellung synthetischer Stoffe, Kautschuk, Benzin, Kunstfaser, eine größtmögliche Unabhängigkeit erreichen.

Unabhängigkeit als Gegenwehr gegen den Boykott des Auslands, Unabhängigkeit als Grundlage einer selbständigen Politik, Unabhängigkeit auch für den Ernstfall, für die Rüstung. Göring spricht es aus: »*Was ist der Vierjahresplan? Ich fasse ihn zusammen in einem einzigen fundamentalen Satz: Sicherung der deutschen Ehre und die Sicherung des deutschen Lebens.*«

Rudolf Heß wird noch deutlicher mit dem vielzitierten Wort: »*Kanonen statt Butter! Der Führer gehört nicht zu denen, die eine Sache halb tun. Da uns eine Welt in Waffen gezwungen hat, aufzurüsten, rüsten wir auch ganz auf! Jedes Geschütz mehr, jeder Tank mehr, jedes Flugzeug mehr ist ein Mehr an Sicherheit für die deutsche Mutter, daß ihre Kinder nicht hingemordet werden in einem unseligen Kriege — nicht gefoltert werden durch bolschewistische Banden. Wir sorgen dafür, daß die Lust, uns anzugreifen, endgültig vergeht.*«

Das ist der dunkle Hintergrund hinter den unleugbaren glänzenden Erfolgen des Dritten Reiches. Es ist die dunkle Zukunft, die den Massen nicht zum Bewußtsein kommt, als sie Hitlers stolze Proklamation zur Eröffnung des Nürnberger Parteitages hören: »*Wie hätten unsere Gegner wohl gespottet, wenn ich ihnen am 30. Januar 1933 erklärt hätte, daß nach vier Jahren Deutschland seine Erwerbslosen von sechs Millionen auf eine Million beseitigt haben wird,*

daß die Zwangsenteignung des deutschen Bauern beendet sein wird,

daß die Einnahmen der deutschen Landwirtschaft höher sein werden als jemals in einem Jahr unserer Friedenszeit vorher,

daß sich das gesamte Nationaleinkommen von einundvierzig Milliarden auf jährlich sechsundfünfzig Milliarden steigern wird,

daß der deutsche Mittelstand und das deutsche Handwerk eine neue Blüte erleben werden,

daß sich der Handel wieder erholen würde,

daß die deutschen Hafenstädte nicht mehr toten Schiffsfriedhöfen gleichen und

daß 1936 auf den deutschen Werften sich allein über sechshundertvierzigtausend Tonnen Schiffe im Bau befinden würden,

daß unzählige Fabriken ihre Arbeitsziffern nicht verdoppeln, sondern verdrei- und vervierfachen, und daß zahllose andere in knapp vier Jahren neu aufgebaut werden,

daß eine Krupp-Fabrik wieder erzittern wird von dem Dröhnen und Hämmern der Maschinen und des deutschen Wiederaufstiegs,

und daß aber all diese Unternehmungen als oberstes Gebot ihres Einsatzes den Dienst an der Nation und nicht mehr den skrupellosen Gewinn des einzelnen erkennen würden,

daß sich die stillen Automobilfabriken nicht nur beleben, sondern unerhört vergrößern,

und daß sich die Produktion der Kraftfahrzeuge von fünfundvierzigtausend des Jahres 1932 auf rund eine Viertelmillion steigern würde, daß in vier Jahren die Defizite unserer Länder und Städte beseitigt und daß das Reich ein Steuermehraufkommen von jährlich nahezu fünf Milliarden erhalten wird,

daß die deutsche Reichsbahn endlich wieder ihre Sanierung erfährt, ihre Züge aber als die schnellsten der Welt fahren werden,

daß das deutsche Reich Straßen erhält, wie sie, seit es eine menschliche Kultur gibt, in dieser Größe und Schönheit noch nicht gebaut wurden, und daß von diesen projektierten siebentausend Kilometern noch nicht einmal vier Jahre später schon über tausend Kilometer im Betrieb und über viertausend Kilometer im Bau sein werden,

daß ungeheure neue Siedlungen mit Hunderttausenden an Häusern entstehen, in allen Städten des Reiches aber gewaltige neue Bauten emporwachsen werden, die mit als die größten der Welt anzusprechen sind,

daß sich Hunderte und aber Hunderte riesiger Brücken über Täler und Schluchten ziehen werden und

daß die deutsche Kultur so und in ähnlichen herrlichen neuen Leistungen ihren Ewigkeitswert bestätigen wird,

daß die deutschen Theater eine Wiederauferstehung feiern werden genau so wie die Darbietungen unserer deutschen Musik,

daß dabei aber das deutsche Volk einen lebendigen Anteil nehmen wird an dieser umwälzenden geistigen Erneuerung, und dies alles, ohne daß auch nur ein Jude in dieser geistigen Führung des deutschen Volkes mit in Erscheinung tritt!«

Antibolschewismus gleich Antisemitismus

Das zweite große Thema dieses Reichsparteitages ist der Antibolschewismus. In allen Reden steht der Weltfeind Komintern im Mittelpunkt eines konzentrischen Angriffes.

Besonders Goebbels widmet eine ganze Rede nur der »Weltgefahr des Bolschewismus«. Er geißelt die verlogene Methode des Kremls, die ganze Volkskraft der Sowjetunion einzig zum Aufbau einer gewaltigen Rüstung einzusetzen und zugleich im Auslande *»vollständige Abrüstung«*, *»Krieg dem Kriege«* zu rufen, wie zum Beispiel die kommunistische Partei Deutschlands im Jahre 1928 einen Volksentscheid einbrachte des Inhaltes: der Bau von Panzerschiffen und Kreuzern jeder Art ist verboten.

»Auf uns Kenner bolschewistischer Taktik«, sagte Goebbels, *»wirkt es nur erheiternd zu sehen, wie so mancher klugscheinende Staatsmann in Westeuropa glaubt, der Bolschewismus habe die Weltrevolution aufgegeben, weil seine diplomatischen Vertreter mit Frack und weißem Kragen auftreten.«*

Im übrigen stellt Goebbels seine eigene Meinung zurück zugunsten einer Fülle von Zitaten, in denen er die Gegenseite mit bemerkenswerten Selbstzeugnissen aufmarschieren läßt. Er bezweifelt den »Friedenscharakter« des französisch-tschechisch-sowjetischen Paktsystems und zitiert aus dem »Gringoire«:

»Die Schaffung von Flugzeugstützpunkten vor und hinter Prag wäre für uns ideal.

Von da aus könnten wir die Flugzeit auf die Hälfte verringern und brauchten nur halb soviel Betriebsstoff, wodurch es uns möglich wäre, drei Tonnen Sprengstoff mehr mitzuführen.«

Aus dem Blatt des tschechischen Ministerpräsidenten »Slovensky Dennik« holt er den Satz herbei:

»Wenn die Flugplätze für die Staatsverteidigung notwendig werden, dann wird man sicher keine Gänse darauf weiden. Sie werden auch jedem Freunde dienen, der uns bei der Verteidigung helfen wird.«

Drohend deutet Goebbels auf das Anwachsen der Kommunisten unter dem Volksfrontregime in Frankreich von 10 auf 72 Abgeordneten hin, um schließlich das Gespenst des spanischen Bürgerkrieges heraufzubeschwören. Die jüdisch-bolschewistischen Drahtzieher Bela Kun, Neumann, Kolzow-Ginsburg und Rosenberg seien verantwortlich für den Terror gegen die geistige und politische Führung des spanischen Volkes, für die Ermordung von Zehntausenden spanischer Bürger, für die Niedermetzelung von Priestern und für die Vernichtung kostbarster Kirchenbauten, deren sie sich noch rühmten. Sie seien die wahren Mörder von Ruiz de Alda, Fernando Primo de Rivera, Cuesta, Valdes, des Nobel-Preisträgers Benavente, Quinteros, Zuluagas.

Auch hier sucht er wieder die Verbindung mit Frankreich aufzuspüren, indem er nach der »Prawda« zitiert:

»Der Ministerpräsident Giral dankt Kolzow-Ginsburg für die ›glänzende Initiative französischer Organisationen und Personen, die tatkräftig der spanischen Regierung im Kampf helfen‹, und schließt mit nochmaligem Dank an das ›brüderliche Sowjetvolk‹.«

In Goebbels Fußstapfen tritt Rosenberg mit seinem Vortrag *»über den entscheidenden Wettkampf«*. Er will erkennen, daß der Bolschewismus nichts anderes sei als die Absicht des Judentums, *»durch eine in der Weltgeschichte nicht dagewesene Ausrottung Rache an der verzweifelten russischen Nation zu nehmen, die dieses Wüstenvolk instinktiv stets abgelehnt hatte«*.

Er wird nicht müde, Hunderte von Namen zu zitieren, um die 95- bis 98prozentige Führung der GPU, der Kommissariate für Binnenhandel, für Schwerindustrie, für Ernährung wie für die Armeekontrolle durch Parteifunktionäre jüdischer Abstammung nachzuweisen. –

Aus dieser starken Anteilnahme des jüdischen Elements am sowjetischen Staatsaufbau entwickelt sich im Laufe der Jahre immer mehr die Gleichsetzung von Bolschewismus und Judentum, die in einer offiziellen Denkanweisung des Propagandaministeriums zur Grundlage der antisowjetischen Politik des Dritten Reiches erhoben wird. Diese propagandistisch so bequeme Vereinfachung wird freilich zu einer sehr gefährlichen Selbstverblendung gegen die Wirklichkeit des Bolschewismus, dem es schließlich im Kriege gelingt, sehr viele Kräfte seiner Völker zu mobilisieren, die nichts mehr mit »jüdisch-marxistischen« Ideologien zu tun haben.

Der antibolschewistische Kampf ist also in der Propaganda mit aller Heftigkeit eröffnet worden. Seine beiden Hauptträger sind Rosenberg mit seinem »Außenpolitischen Amt« und der »Reichsschulungsleitung der Partei« sowie Goebbels, der eine besondere Organisation, die »Anti-Komintern« geschaffen hat, und schließlich die SS, deren gesamte Ausrichtung auf allen Lebensgebieten durch ihre antibolschewistische Haltung bestimmt wird.

Der ganzen Arbeit fehlt freilich die gründliche Untermauerung, sie bleibt im Propagandistischen stecken, anstatt in die Tiefe zu gehen und das Problem sorgfältig zu studieren. An den Universitäten hat man nicht Dutzende von Lehrstätten für die russische Sprache und das Studium von Land und Leuten neu aufgebaut, sondern hat von sechs Osteuropa-Instituten fünf geschlossen. Man ersetzt die Kenntnis des Gegners durch einen gesinnungstüchtigen Abscheu vor ihm. Die Bedeutung der Propaganda im Lebensweg der NSDAP führt zu ihrer Überschätzung, die sich später einmal bitter rächen wird.

Antikominternpakt mit Japan

In der Wilhelmstraße hört man das »antibolschewistische Geschrei« mit Mißvergnügen.Der Geist Bismarcks wird zitiert, wenn auch die alten Fachleute verkennen, daß das Rußland, mit dem der große Kanzler seine Verträge schloß, schon zu seinen Lebzeiten sich wandelte und sich heute aus einem Staat alter Ordnung in das Zentrum einer dynamischen revolutionären Kraft umgeformt hat. Man will das nicht wahrhaben, möchte die revolutionäre Phase Lenins als abgeschlossen und durch Stalins realistische Staatspolitik überwunden ansehen.

Gegenüber dem Auswärtigen Amt in der Wilhelmstraße residiert das Büro Ribbentrop, wo man die Dinge anders sieht, wo man vor allem weiß, daß die Kampfstellung gegen den Bolschewismus für Hitler kein taktisches Manöver, sondern Grund und Ursprung seiner gesamten Politik ist. Es wird für Hitler wohl ein taktisches Abwarten, vielleicht auch ein Ausweichen geben, wenn die aktuelle Lage es notwendig macht, niemals aber einen Verzicht auf die immerwährende und konzessionslose Auseinandersetzung mit Moskau, mit dem Kommunismus in allen seinen Formen.

Man geht also daran, den Kampf gegen die Komintern aus dem Niveau der Propaganda, die nur ein Mittel in dieser Auseinandersetzung sein kann, in die Ebene der Staatspolitik zu heben. In häufigen Gesprächen zwischen dem Leiter der Ostabteilung des Büro Ribbentrop, Dr. von Raumer, und dem politisch sehr aktiven Militärattaché der japanischen Botschaft, Oberst Oshima, formt sich langsam der Gedanke, Deutschland und Japan, wenn nicht in einem Bündnis, so doch in einem ähnlich gearteten Vertrag zusammenzuführen, der die gemeinsame Bekämpfung der Komintern bezweckt.

Solch ein Vertrag ist neuartig und wird natürlich bei den Routiniers der Politik weder Verständnis noch Billigung finden. Aber er ist schließlich nicht neuartiger als auch die weltrevolutionäre Attacke, gegen die er gerichtet ist. Die Verhandlungen werden in strengstem Geheimnis geführt. Ribbentrop teilt seine Zeit zwischen Berlin und London, was ihm die Engländer verübeln. Sie nehmen es noch mehr übel, als er am 25. November gemeinsam mit dem japanischen Botschafter Mushakoji den Vertrag über die gemeinsame Abwehr gegen die Kommunistische Internationale unterzeichnet.

London versteht an diesem Vertrage nicht die ideologische Kampfstellung gegen den Kommunismus, sondern sieht ihn im alten Schema der Bündnispolitik. Sein Vertragspartner Japan, ein wesentlicher Faktor der britischen Ostasien-Politik, nähert sich damit Deutschland. Die Sowjetunion, der Partner Frankreichs, wird in gleicher Weise in die Zange genommen wie Deutschland durch das französisch-sowjetische Vertrags-

system. Das Versailler Un-Gleichgewicht in Europa verschiebt sich wieder zugunsten Deutschlands.

London vermutet auch geheime Nebenabreden zu diesem deutsch-japanischen Vertrag — und es hat recht damit. Aber das geheime Zusatzprotokoll hält sich im Rahmen der Abmachung. Es besagt eine Selbstverständlichkeit, nämlich, daß zwischen Komintern und Sowjetunion eine enge Verbindung besteht und daher im Kriegsfalle einer Partei mit Moskau die andere jede Unterstützung der Sowjetunion vermeiden werde.

Die beiden inhaltlich wichtigen Artikel des Abkommens lauten: »*Die Hohen Vertragschließenden Staaten kommen überein, sich gegenseitig über die Tätigkeit der Kommunistischen Internationale zu unterrichten, über die notwendigen Abwehrmaßnahmen zu beraten und diese in enger Zusammenarbeit durchzuführen.*

Die Hohen Vertragschließenden Staaten werden dritte Staaten, deren innerer Friede durch die Zersetzungsarbeit der Kommunistischen Internationale bedroht wird, gemeinsam einladen, Abwehrmaßnahmen im Geiste dieses Abkommens zu ergreifen oder an diesem Abkommen teilzunehmen.«

Ribbentrop gibt dem Vertrage eine Erläuterung, in der er unter anderem sagt:

»*Auf dem siebten Kominternkongreß hat der Bolschewismus allen ordnungsliebenden Staaten den Kampf auf Leben und Tod angesagt und als Ziel die Durchführung der Revolution und die Aufrichtung der bolschewistischen Weltdiktatur proklamiert.*

Ich bin der Überzeugung, daß die Länder, die heute die bolschewistischen Gefahren noch nicht sehen, eines Tages unserem Führer für das klare und rechtzeitige Erkennen dieser einzig dastehenden Weltbedrohung dankbar sein werden. In dem Abkommen ist vorgesehen, weitere Staaten zur Teilnahme an diesem Kampf einzuladen. Wir wünschen und hoffen, daß die übrigen Kulturstaaten die Notwendigkeit des Zusammenschlusses aller gegen die Arbeit der Kommunistischen Internationale erkennen und sich diesem Abkommen anschließen mögen. Auf diese Weise wird es gelingen, diesen Weltfeind endgültig abzuwehren, den inneren und äußeren Frieden zu erhalten und unsere alte Kultur zu retten.«

Die Absicht des neuen Vertrages aber schlägt nicht durch. Die Sammlung der Völker zum Abwehrkampf gegen den Bolschewismus glückt nicht. Italien tritt ein Jahr später dem Abkommen bei, Ungarn, Mandschukuo, Spanien folgen. Doch diese Aufzählung läßt erkennen, daß man aus einem engen Kreis des Einverständnisses nicht herauskommt. Der revolutionierende Wille eines antibolschewistischen Feldzuges kommt nicht zur Entwicklung und schlägt nicht die Brücke über die Kluft, die zwischen Deutschland und den westlichen Demokratien gähnt. Der Antikomintern-Vertrag bleibt im alten Bündnisnetz hängen. Er erweist sich nur in dieser Beschränkung nützlich insofern, als er die Basis für den Dreimächtepakt wird in einem Kriege, den die Westmächte Seite an Seite mit der Sowjetunion kämpfen werden.

VI. BUCH

1937: DAS JAHR OHNE ÜBERRASCHUNGEN

Das Ende der Kriegsschuldthese

Der Vorhang über dem fünften Jahre des Dritten Reiches soll nicht ohne einen Paukenschlag hochgehen. Adolf Hitler hat kurz zum 30. Januar 1937 den Reichstag zur Entgegennahme einer Rede einberufen, deren Kernstück der Widerruf der Kriegsschuldthese ist:

»Ich ziehe . . . die deutsche Unterschrift feierlich zurück von jener damals einer schwachen Regierung wider deren besseres Wissen abgepreßten Erklärung, daß Deutschland die Schuld am Kriege besitze.«

Damit ist das letzte Wort zum Thema des Artikels 231 des Versailler Vertrages gesprochen, dessen Unhaltbarkeit schon von so vielen alliierten Politikern eingestanden wurde, ohne daß man sich in Genf oder Paris und London dazu verstehen konnte, ihn von sich aus zurückzuziehen.

Schon am 28. August 1924 hatte Reichskanzler Marx diese Forderung erhoben, mußte aber vor dem stürmischen Widerspruch in England und Frankreich zurückweichen. Noch einmal machte die Reichsregierung beim Eintritt in den Völkerbund einen Vorstoß gegen Artikel 231, wiederum mußte sie ihn stillschweigend fallen lassen. Ein Jahr später in Locarno das gleiche: Frankreich weigert sich, die deutsche Note überhaupt anzunehmen, England weist sie mit wenigen schroffen Sätzen zurück. Wider bessere Einsicht, entgegen den Eingeständnissen der für Versailles verantwortlichen Staatsmänner klammern sich die ehemaligen Gegner an dieses Kernstück des Versailler Vertrages, die moralische Verdammung Deutschlands, auf der die Festungsmauern von Versailles begründet sind. Niemand hat v o r Hitler den Mut zu dieser Tat gehabt, niemand fand auch jetzt die Entschlossenheit, nach Hitlers Machtergreifung ihm diesen

Stein rechtzeitig aus dem Spiel zu nehmen. Man klebt am Unrecht und läßt es sich lieber aus der Hand winden, als es selbst wegzuwerfen.

Wie mit der Kriegsschuldthese geht es auch mit anderen Schuldscheinen, an denen man festhält, obgleich sie längst entwertet sind. Um die internationale Kontrolle der deutschen Schiffahrtswege, die Deutschland in Versailles aufgezwungen wurde, ist jahrelang vergeblich und ohne Entgegenkommen der Alliierten verhandelt worden. Das gleiche gilt für die Deutsche Reichsbahn und die Deutsche Reichsbank, die der alliierten Kontrolle unterworfen bleiben, obschon die Reparationszahlungen, für die sie als Pfänder dienten, längst eingestellt sind.

Keine der Mächte, deren Unterschrift unter dem Versailler Vertrag steht, erhebt Widerspruch gegen die Zurückziehung der Kriegsschuld-Anerkenntnis. Man findet sich damit ab, denn im Jahre 1937 kann niemand mehr wagen, eine Debatte über diese Frage zu eröffnen. Die Dokumente liegen offen, die Wissenschaft hat längst entschieden.

Nur in der französischen Presse wird Klage erhoben, daß Deutschland wiederum eine in gegenseitigem Einvernehmen geleistete Unterschrift einseitig zurückgezogen habe. Nun, kein vernünftiger Mensch kann ernstlich von einem gegenseitigen Einvernehmen in Versailles sprechen. Er sollte es vielmehr bedauern, daß man es Hitler überließ, dieses Schandmal in der Geschichte Europas zu löschen.

Hitler äußert sich nicht ohne Sarkasmus hierzu:

»Alle diese Maßnahmen waren leider nicht auf dem Wege von Verhandlungen zu erreichen. Aber abgesehen davon — die Ehre eines Volkes kann überhaupt nicht ausgehandelt, sondern kann nur genommen werden, so wenig man sie ihm auch nicht weghandeln, sondern auch nur einst nehmen konnte. Daß ich die dazu notwendigen Handlungen tat, ohne unsere früheren Gegner im einzelnen zu befragen oder auch nur zu verständigen, hatte aber auch seinen Grund in der Erkenntnis, das so notwendige Hinnehmen unserer Entscheidungen der anderen Seite dadurch vielleicht nur erleichtert zu haben.«

Und er fügt noch einen bemerkenswerten Satz hinzu:

»Im übrigen will ich diesen Erklärungen nun aber noch eine weitere anschließen, nämlich daß damit die Zeit der sogenannten Überraschungen abgeschlossen ist.«

Wirklich vergeht mehr als ein Jahr ohne sogenannte Überraschungen, ein ganzes Jahr, das wieder von Besuchsreisen, friedlichen Gesprächen und glänzenden Festen erfüllt ist.

Göring macht einen Jagdbesuch in Polen, Göring besucht Mussolini in Rom, ebenso wie Neurath, Blomberg und Heß. Schacht reist nach Wien und nach Paris, wo kurz nach ihm eine Gruppe deutscher Hitlerjugend-Führer französische Jugendorganisationen besucht. Das große Reiseziel des Jahres ist die Pariser Weltausstellung, die auch den Anlaß für eine deutsche Kulturwoche in der französischen Hauptstadt gibt. General von Epp machte eine Visite in Stockholm, Bohle in London, während ausländische Frontkämpferdelegationen von Hitler empfangen werden, der auch den Besuch des englischen Arbeiterführers Lansbury und des englischen Lordpräsidenten Halifax auf dem Obersalzberg entgegennimmt.

Der große Gast dieses Jahres aber ist unstreitig Mussolini, der fünf Tage lang von Großkundgebung zu Großkundgebung geleitet wird. Nichts ist vergessen in diesem Programm, vom Vorbeimarsch der Alten Garde und der Abordnungen der verschiede-

nen Parteigliederungen vor der Ewigen Wache in München, der Verleihung des Goldenen Hoheitsabzeichens an Mussolini, Ernennung des Führers zum Ehrenkorporal der Faschistischen Miliz, Besuch des Manövergeländes in Mecklenburg, Besichtigung der Kruppwerke bis zu den Reden Hitlers und Mussolinis auf dem Maifeld und der großen Wehrmachtsparade in Berlin. Sogar ein Gesetz wird erlassen über Sonderfeiertage für die Reichshauptstadt Berlin und die Hauptstadt der Bewegung, München, anläßlich des Mussolini-Besuches.

Die Achse Berlin—Rom festigt sich, während sie zugleich ihre gemeinsame Bewährung auf den Kampffeldern des spanischen Bürgerkrieges findet.

Beide Staaten sind 1936 dem Nichteinmischungsausschuß in London beigetreten. Deutschland hat von Anbeginn das Augenmerk der beteiligten Mächte auf die Notwendigkeit gelenkt, den Zustrom von Freiwilligen nach Spanien zu verhindern. Aber die internationalen Apparate arbeiten langsam und schwerfällig. Erst Ende Februar 1937 entschließt man sich zu einem allgemeinen Verbot der Ausreise von Freiwilligen nach Spanien. Erst Ende April setzt langsam eine Kontrolle der Land- und Seegrenzen Spaniens ein, die den Zuzug von Freiwilligen und die Entsendung von Kriegsmaterial verhindern soll.

Neutrale Beobachter beziehen die Pyrenäen-Pässe, englische Kontrollanten erscheinen an der spanisch-portugiesischen Grenze, und im Mittelmeer marschieren deutsche, italienische, französische und englische Marinestreitkräfte auf, um die Küsten Spaniens zu überwachen.

Die Kontrolle soll beide Parteien treffen, doch offenbar fühlt sich die rote Valencia-Regierung stärker durch sie beeinträchtigt, denn sie verursacht eine Reihe von Zwischenfällen, deren Opfer die Fahrzeuge Italiens und Deutschlands sind.

Am 24. Mai liegen italienische Kontrollschiffe auf der Reede von Palma di Mallorca. An Bord herrscht Ruhe, denn die bloße Anwesenheit ist Warnung genug. Da ziehen rotspanische Flugzeuge eine Schleife übers Meer und lassen ihre Bombenlast herniederprasseln. Vier Schiffe werden getroffen. Zwei Tage später ein neuer Luftangriff: ein Volltreffer tötet sechs und verwundet eine weitere Anzahl Offiziere. Italien protestiert beim Londoner Ausschuß, der sich damit begnügt, eine Untersuchung einzuleiten und seinem Bedauern Ausdruck zu geben.

Es vergeht keine Woche, als wiederum Valencia-Flugzeuge zum Angriff gegen die Kontrollmächte vorgehen. Das Panzerschiff »Deutschland« liegt in Ruhe auf der Reede von Ibiza. Die Mannschaften halten sich in der Mannschaftsmesse auf, als ein Volltreffer das Deck durchschlägt, 23 Mann tötet und 83 Mann verletzt. Ehe die Flakgeschütze bemannt sind, verschwinden die roten Maschinen am Horizont. Die »Deutschland« bringt ihre Toten und Verletzten nach Gibraltar. Der »Admiral Scheer«, ihr Schwesterschiff, aber vollzieht die Vergeltung. Er kreuzt vor dem rotspanischen Hafen von Almeria auf und schießt die Küstenbatterien, die lebhaft antworten, nach kurzem Feuergefecht zusammen.

Ein wilder Notenstreit erhebt sich jetzt. Valencia überschlägt sich in empörten Beschuldigungen. Zuerst heißt es, die »Deutschland« habe zuerst angegriffen, eine Behauptung, die durch die Toten und Verwundeten in der Mannschaftsmesse widerlegt wird. Dann muß eine Verwechslung mit einem Kriegsschiff Francos herhalten, die von den Sachverständigen aber für ausgeschlossen erklärt wird. Schließlich wird die Beschie-

ßung Almerias, eines friedlichen unbefestigten Hafens unter Akklamation der ganzen westlichen Weltpresse empört gebrandmarkt, nachdem kurz zuvor die Valencia-Regierung die heldenhafte Gegenwehr der Küstenbatterien von Almeria gerühmt hatte.

Deutschland fordert klare Maßnahmen zum Schutz der Kontrollschiffe und unterbricht für die Zwischenzeit seine Teilnahme an der Seekontrolle. Italien folgt seinem Beispiel. Beide Mächte treten erst wieder in Aktion, als den Kontrollschiffen das Recht zur Selbstverteidigung gegen jeden Angriff zugesprochen wird.

Kaum aber tauchen die deutschen Schiffe wieder auf, als das alte Spiel von neuem beginnt. Die leicht erkennbaren Flugzeuge halten sich zurück, aber die U-Boot-Waffe geht zum Angriff vor. Torpedos rauschen gegen den deutschen Kreuzer »Leipzig«, aber sie verfehlen ihr Ziel. Zwei Tage später sind sie besser gezielt, der Kreuzer wird getroffen, doch ohne ernstlich beschädigt zu werden.

Die Reichsregierung schlägt den Kontrollmächten eine Warnung an die Valencia-Regierung und eine gemeinsame Flottendemonstration vor. England und Frankreich aber fordern zuvor eine Untersuchung des Falles, um dann eventuelle Maßnahmen zu beschließen. Der Sowjetvertreter bestreitet dem Ausschuß sogar grundsätzlich jedes Recht, Maßnahmen gegen Rotspanien anzuordnen.

Damit ist jede Aussicht auf die tatsächliche Erzwingung der Kontrolle geschwunden. Deutschland und Italien scheiden aus der Kontrolle aus, die damit zu einem Torso wird. Sie bleiben im Nichteinmischungs-Ausschuß in London, allerdings nur, um ihn nicht ganz zu einem Instrument der sowjetischen und französischen Einmischung werden zu lassen. Das Problem der Freiwilligen, der Anerkennung der streitenden Parteien als kriegführende Mächte, alles bleibt ungelöst. Der Londoner Ausschuß hat das gleiche traurige Schicksal wie alle kollektiven Bemühungen dieser Jahre.

Währenddessen aber tobt durch Spanien der Bürgerkrieg, der von beiden Seiten mit verbissener Härte geführt wird. Aber erstaunlicherweise verschließen sich die westlichen Demokratien der Tatsache, daß der Klassenkampf Rotspaniens mehr Tote durch den Henker als durch die Kugel des Gegners fordert. Man feiert eine weibliche Bestie wie die Pasionaria und klatscht ihr zu, die die freie Liebe als Krönung der Weltrevolution ausruft. Man überhört den Gleichklang zwischen Rotspanien und Moskau, so wenn Ventura verkündet: *»Unter dem Banner Lenins und Stalins schreiten wir hocherhobenen Hauptes dem Siege entgegen«*, während zugleich in Moskau Marschall Tuchatschewski – kurz vor seiner Liquidierung – erklärt, daß *»die Weltrevolution mit einer elementaren Gewalt danach streben wird, durch mittelbare Einwirkung auf alle Nachbarländer die ganze Welt zu umspannen. Ihr wichtigstes Werkzeug wird natürlich ihre militärische Macht sein.«*

Das Moskauer Vorbild ist unverkennbar, besonders in dem rasenden Kampf der Gottlosenbewegung gegen die Kirche. Siebzehntausend Priester und Mönche, darunter elf Bischöfe, fallen den Roten zum Opfer. Lazar Fekete, einer der Mörder der Zarenfamilie, ist Chef der Internationalen Brigaden in Spanien. Unaufhörlich rollt der Nachschub aus der Sowjetunion. In der Zeit vom 6. März bis zum 14. Mai 1937, also nach dem Inkrafttreten des Kontrollplanes, passieren einhundertneunzig sowjetische und achtundachtzig rotspanische Munitionsschiffe die Dardanellen in Richtung Spanien Stalin selbst telegraphiert an das Kontrollkomitee der spanischen KP: *»Die Werktätigen der Sowjetunion erfüllen lediglich ihre Pflicht, indem sie den revolutionären Massen*

Spaniens möglichst große Unterstützung erweisen.« Aber auch aus den USA, aus Frankreich, England, Holland, aus der Schweiz und der Tschecho-Slowakei kommen Freiwillige, strömen Waffen, Munition und Geldmittel ins rotspanische Lager. Bei Perpignan sind bis zum 20. Februar 1937 allein zwölftausend Freiwillige nach Spanien übergetreten.

Am 11. Dezember gibt der Luftfahrtminister Piérre Cot in der französischen Kammer unumwunden zu: *»Wir haben im Anfang des Bürgerkrieges offiziell und im Einvernehmen mit dem Minister des Äußeren Flugzeuge nach Spanien geliefert.«*

Als Deutschland und Italien nach dem Scheitern ihres ersten Vorschlages, den Zuzug von Freiwilligen zu sperren, im Januar 1937 die Zurückziehung der Freiwilligen aus Spanien fordern, findet auch dieser Vorschlag nicht die Gegenliebe Englands und Frankreichs und fällt zunächst unter den Tisch. Erst später wird er wieder hervorgeholt und in einen englischen Plan hineingearbeitet, der die Zustimmung von sechsundzwanzig im Nichteinmischungsausschuß vertretenen Staaten findet, nur eine Stimme ist dagegen — die der Sowjetunion. Der rotspanische Vertreter im Völkerbund aber gibt seiner Unzufriedenheit über das Projekt, die Freiwilligen auszukämmen, offen Ausdruck: *»Die Tatsache, daß man zuließ, daß diese Frage dem Londoner Ausschuß vorgelegt wurde, zeigt einen völligen Mangel an Seriosität seitens Frankreichs und Englands.«*

Was übrig bleibt sind Scheingefechte in London, bei denen beide Seiten Rauchnebel über ihre tatsächliche Anteilnahme an dem spanischen Kampfe zu ziehen suchen. Italien wirft geschlossene Truppenformationen nach der iberischen Halbinsel hinüber, während die Reichswehr den deutschen Freiwilligenverbänden ihre neuesten Modelle an leichten Panzerwagen, leichter und schwerer Flak zur ersten Erprobung mitgibt. In der »Legion Condor« fliegen deutsche Piloten die neuen Maschinen von Junkers und Heinkel und schießen die Ratas, die Curtis-Maschinen und die Martin-Bomber in ganzen Serien herunter.

So zeichnen in dem Bürgerkrieg eines europäischen Landes sich die Fronten ab, die auch die Fronten des Zweiten Weltkrieges sein werden. Moskau weiß, worum es geht. Kolzow-Ginsburg schreibt im Juni: *»Die Kampffront ist sehr weit ausgedehnt. Sie geht von den Schützengräben Madrids aus, sie geht durch Europa, geht durch die ganze Welt, sie zerteilt die Länder, die Dörfer und die Städte.«*

Aber auf dem anderen Flügel der gleichen Front, in den westlichen Demokratien, will man noch nicht wissen, in welchem Streit man steht. Man schafft Hilfsorganisationen, sendet Geld, Waffen, Freiwillige und fördert das blutige Experiment Moskaus, das auf dem Rücken des spanischen Volkes ausgetragen wird. Die gleichen Männer, die die Verhaftung von deutschen Franziskanermönchen wegen Sittlichkeitsdelikten als einen Schlag ins Gesicht der gesamten Kulturwelt brandmarken, ergreifen jetzt Partei für Rotspanien. Der Dekan von Canterbury schreibt in einem Aufruf vom 18. April 1937: *»Es ist nicht wahr, daß das rote Spanien religionsfeindlich ist, im Gegenteil, ich war verblüfft über die tiefreligiöse Not, die heute hinter dem spanischen Leben steht. Es ist völlig falsch, zu sagen, daß diese Leute unreligiös sind, auch wenn sie Gott leugnen.«*

Von 71 353 Kirchen, Kapellen und Klöstern in Spanien sind über 20 000 zerstört. Kirchliche Holzskulpturen werden zur Straßenausbesserung verwendet und wertvollste Schätze des Prado-Museums nehmen ihren Weg nach Odessa. Rabindranath Tagore aber

appelliert an das Weltgewissen: *»Helft der Demokratie, helft der Zivilisation und der Kultur.«* Sein Begriff von »Kultur« wird in Spanien durch Andres Nin vertreten, der feststellt: *»Wir haben das Kirchenproblem gelöst, indem wir keinen einzigen Tempel mehr stehen ließen.«*

Angesichts dieser moralischen Verwirrung ist es müßig, auch auf politischem Gebiet nach Spuren nüchterner Vernunft zu suchen. Jedem Schuljungen mußte ein Blick auf die Landkarte sagen, was ein sowjetischer Sieg in Spanien für England, für ganz Europa bedeuten würde. Aber niemand scheint die wirklichen Frontlinien mehr zu überblicken. Ideologische Verkrampfungen beherrschen das aufgeklärte Jahrhundert, so daß noch im Jahre 1951 der englische Ministerpräsident Attlee es fertig bringt, Francos Regime als genau so bösartig zu bezeichnen wie die Herrschaft der NKWD in Moskau.

»China-Zwischenfall«

Während der spanische Bürgerkrieg die Völker Europas hart an den Rand des offenen Konflikts bringt, flammt im Fernen Osten der Kriegsbrand auf. Anti-japanische Demonstrationen lösen am 7. Juli einen Zwischenfall auf der Marco-Polo-Brücke in Peking aus, Anlaß für Japan zum militärischen Eingreifen.

Seit Jahren schon richtet das übervölkerte Inselreich, dessen Exportwaren trotz ihrer Billigkeit die Mauern der Schutzzölle nicht mehr überwinden können, seine Blicke beharrlich nach dem asiatischen Festland, wo China, seit dem Sturz der Monarchie durch Kolonialherrschaft, Bürgerkrieg und Korruption geschwächt, ein Kräfte-Vakuum entwickelt hat, das zum Eingreifen lockt. Zwei Nachbarn rivalisieren um den Einfluß im Reich der vierhundert Millionen, die Sowjetunion und Japan. Lange schien Moskau das Rennen zu machen, als Sun Yat Sen, der Schöpfer der chinesischen Republik, die Kuo Min Tang nach dem Muster der kommunistischen Partei Rußlands organisierte und sowjetische Instruktoren ins Land holte. Chiang Kai-shek, sein Nachfolger, blieb anfangs in seinen Spuren, sah aber bald ein, welche Drachensaat die freundlichen Helfer mitbrachten.

Der chinesische Generalissimus meuterte — ein früherer Tito — gegen die bolschewistische Bevormundung und schickte die sowjetischen Berater mitsamt ihren Konsulaten kurzerhand nach Hause. Der Vergleich mit Tito erscheint etwas kühn, doch vielleicht nimmt man ihn eher entgegen, wenn man hört, daß die Witwe Sun Yat Sens damals nach Moskau emigrierte und in ihren Abschiedsworten den Bannfluch über Chiang rief: *»Ich danke dem Sowjetstaat im Namen meines verstorbenen Mannes für alle Hilfe, die er uns geleistet hat. Seite an Seite mit Moskau wollte er seine heilige Mission erfüllen, die unterdrückten Völker in der Welt zu befreien. Die Gegenrevolution Chiang Kai-sheks — die größte Schmach für den Namen Chinas — droht das begonnene Werk zu zerstören. Das verräterische Unterfangen wird ein Chaos erzeugen, unterirdisch aber wird sich eine Revolution vorbereiten, von der die ganze Welt einst hören wird.«*

Diese Prophezeiung war auch damals schon nicht allzu kühn. Das chinesische Reich näherte sich in seiner inneren Auflösung immer mehr jenem Zustande, der überall die Voraussetzung für einen bolschewistischen Umsturz ist. Chiang Kai-shek gelang es nicht, in seinem eigenen Lager klare Fronten zu ziehen. Er konnte daher auch nicht der revolutionären Kräfte Herr werden, die unter Mao Tse-tung in die Außenbezirke

Chinas auswichen und sich nach dem abenteuerlichen Marsch der zwölftausend Kilometer in der nordchinesischen Provinz Shensi eine feste Bastion mit Rückendeckung bei der Sowjetunion aufbauten. Bis dorthin reichte der Arm Chiang Kai-sheks nicht. Ohnmächtig mußte er zusehen, wie der Kommunismus sich über Kiangsi und Hupeh ausbreitete und wie seine eigenen Kräfte sich in der Weite des Reiches im Bandenkampf verzettelten.

Die Hilfe von außen beschränkte sich auf gutes Zureden und auf eine Boykotthetze gegen Japan, das dadurch nur noch heftiger zur Aktion getrieben wird, wenn es auf seinen übervölkerten Inseln nicht erdrosselt werden will. Japan erkennt schließlich, daß unter amerikanischer Nachhilfe ein Ausgleich zwischen Chiang Kai-shek und Mao Tse-tung sich anbahnt. Maos Außenminister Shou En-lai schließt einen Burgfrieden mit der Kuo Min Tang, die damit auf einen Weg zurückkehrt, der zum Übergewicht der Sowjets in Ostasien führt.

Jetzt hält Japan seine Stunde für gekommen, in das innerpolitische Chaos in China einzugreifen und den kommunistischen Rivalen um die »Neue Ordnung« aus dem Felde zu schlagen. Aus seiner mandschurischen Aufmarschbasis, der Flankendeckung gegen Wladiwostock, bricht es auf zum Zuge nach Süden, um aus China den sowjetischen Einfluß zu vertreiben und zugleich die japanische Hegemonie in einer ostasiatischen »Wohlstands-Sphäre« zu errichten.

Deutschland, durch das Anti-Komintern-Abkommen in engere Beziehungen zu Japan gerückt, erklärt sich im »China-Incident«, wie die Japaner diesen nie endenden Krieg noch nach Jahren nennen werden, für neutral. Es beschwichtigt durch diese Erklärung die Sorge der USA, die am chinesischen Markt interessiert sind und die die wirtschaftliche wie politische Expansion der Japaner mit Bedenken verfolgen. Die deutsche Reichsregierung lehnt auch eine Einladung zur Aussprache mit den Staaten der Neunmächtekonferenz nach Brüssel ab mit der Begründung, daß es an diesem Vertrage von 1922 nicht beteiligt worden sei. Sie sei jedoch bereit, *»an einer Aktion zur friedlichen Beilegung des Konfliktes mitzuwirken«*. Berlin wird in der Folge mehrfach der Mittler und Vermittler von Friedensbemühungen beider Seiten, die aber erfolglos bleiben.

Auch im Fernen Osten braut sich das Gewitter zusammen, das wenige Jahre später die Welt mit seinen Blitzen überzucken wird. Auch im Fernen Osten bilden sich die Fronten des Zweiten Weltkrieges, der die Menschheit bis zu Hiroshima und Nagasaki, bis Potsdam und Nürnberg bringt. Denn wie in Spanien beziehen auch hier die USA schon jetzt ihre Stellung. Noch im Mai war die Neutralitätsakte als Grundlage einer streng unabhängigen Politik Amerikas beschlossen und verkündet worden. Schon am 5. Oktober aber hält Roosevelt seine bekannte Rede gegen die Aggressoren, die man in Quarantäne tun müsse. Er reißt damit den ersten Riß durch das Papier der Neutrality Act, er wird weiter Fetzen für Fetzen davon herunterreißen, bis Amerika als kriegführende Macht den Kreuzzug für den Bolschewismus beginnt.

Wilsons fünfter Punkt

Ein Problem, das Hitler in seiner Rede vom 30. Januar 1937 anschneidet und das in diesem Jahre häufig in die Debatte geworfen wird, ist die Frage der Kolonien.

Das deutsche Kolonialreich war ohne Krieg und ohne Raub mit friedlichen Mitteln aufgebaut worden. Es wurde im Ersten Weltkrieg durch militärische Gewalt von alliierten Truppen erobert und im Versailler Vertrag unter Bruch des Friedens-Vorvertrages Deutschland entrissen. Die Mantelnote der Alliierten und Assoziierten Mächte bemühte sich, dafür eine Begründung zu geben, indem sie die deutsche Kolonialverwaltung als eine kulturwidrige Gewaltherrschaft diffamierte. Ein Blaubuch über Deutsch-Südwest vom Januar 1918 diente als Beweisstück, welches freilich später von General Hertzog, damals Premierminister der Südafrikanischen Union, als eine *»unzuverlässige und unwürdige Urkunde der Kriegshetze«* erklärt wurde, *»der das gleiche schimpfliche Begräbnis zukommt wie allen derartigen Schriften der Kriegszeit«*.

Im fünften der vierzehn Wilsonschen Punkte war nicht nur *»eine freie, weitherzige und absolut unparteiische Regelung aller Kolonialansprüche zugesagt worden, sondern auch die Forderung aufgestellt, daß die Interessen der eingeborenen Bevölkerung berücksichtigt werden müßten«*.

Nun haben im allgemeinen die Kolonialmächte nicht nach dem politischen Willen unterworfener Völker gefragt. Wo sie es in unserer Zeit tun, schallt ihnen keine andere Antwort entgegen als der unhöfliche Wunsch, sie möchten sich schleunigst heimbegeben. In Deutsch-Südwest wollte man damals im Jahre 1919 zu Ungunsten Deutschlands eine solche Befragung durchführen. Als jedoch dieses Plebiszit wider Erwarten für die deutsche Herrschaft auszufallen drohte, brach man das Experiment schleunigst ab.

Auch das Kolonialproblem ist also ein echtes Kind der Versailler-Politik, und seine Behandlung in den Kabinetten der Großmächte unterscheidet sich in nichts von der Art, wie auch alle anderen Fragen gleichen Ursprungs behandelt werden. Man anerkennt die Haltlosigkeit der Versailler Begründung, man anerkennt auch den grundsätzlichen Anspruch Deutschlands auf einen Zugang zu kolonialem Besitz, aber – man tut nichts.

Der südafrikanische Verteidigungsminister Pirow sagt im Juli 1936, Deutschland müsse wieder Kolonien erhalten und zwar auch in Afrika, aber selbstverständlich könne von einer Rückgabe Deutsch-Südwest- und Deutsch-Ostafrikas keine Rede sein. Auch die »Times« begnügt sich mit einem theoretischen Zugeständnis. Der »Temps« schließlich versucht, Deutschlands Appetit von den französischen Mandatsgebieten, die er von 487 000 qkm auf 300 000 qkm umfälscht, abzulenken auf den Besitz Belgiens, Hollands und Portugals, ein bequemes Verfahren, diese Staaten in das antideutsche Fahrwasser zu lotsen.

Deutschland verfolgt übrigens den kolonialen Anspruch nicht mit großem Nachdruck. Die Forderung wird wohl angemeldet, aber man ist bereit, später, zu gelegener Zeit, darüber zu verhandeln. Bestimmend für diese Zurückhaltung ist die Ideologie des Nationalsozialismus mit ihrem Kernstück der Erhaltung der Rasse. In tropischen Kolonien ist die Verbindung von »Blut und Boden« nicht möglich – die Bildung bodenständigen Bauerntums, aus dem die Nation ständig neu nachwächst. Überseeische Kolonien zehren an der Volkssubstanz.

Aus diesem Grunde entscheidet sich Hitler schon im »Kampf« *»für die Straße der einstigen Ordensritter, um auf Kosten Rußlands mit dem deutschen Schwert dem deutschen Pflug die Scholle, der Nation aber das tägliche Brot zu sichern«*.

Diese Worte sind für die Politik des kaiserlichen Deutschlands gemeint. Nach dem

Umsturz in Rußland aber muß sich für Hitler die ganze Kraft des Reiches noch viel entschiedener gegen Osten kehren, um mit der Behebung der Raumnot zugleich die bolschewistische Gefahr von Deutschland und von der ganzen Welt abzuwenden.

»Für eine solche Politik allerdings gab es in Europa nur einen einzigen Bundesgenossen: England.« — *»Englands Geneigtheit zu gewinnen, durfte dann aber kein Opfer zu groß sein. Es war auf Kolonien und Seegeltung zu verzichten, der britischen Industrie aber die Konkurrenz zu ersparen.«*

So träumt Hitler frühzeitig den Traum von den beiden großen Mächten der Weltpolitik, vom meerbeherrschenden Kolonialreich England und von der großen Festlandsmacht Deutschland, deren Interessen sich nie überschneiden und deren Kräfte allerorten einander in die Hände arbeiten würden.

Darum die Beschränkung im Flottenbau, darum Angebot über Angebot an England von 1933 bis 1939, 1940 und 1941 und darum schließlich die Verbissenheit des Kampfes mit dem Gegner, der alles Liebeswerben unerhört gelassen hatte.

Darum also die langmütig-hinhaltende Behandlung der Kolonialfrage, die trotz ihrer großen Prestigebedeutung immer nur angeschnitten, nie aber kategorisch aufgeworfen wird. Auch der Reichskolonialbund unter Ritter von Epp bleibt immer am kurzen Zügel.

Ende des vergangenen Jahres, nachdem Hitler das Problem der Kolonien zum ersten Male aufgeworfen hatte, machte sich Dr. Schacht auf den Kriegspfad. Er fühlte zuerst bei François-Poncet vor, dem er andeutete, daß Hitler vielleicht durch koloniale Erwerbungen von seinen weitgespannten und gefährlichen Ostplänen abgelenkt werden könne.

Der französische Botschafter nimmt diese Gedanken nicht ungünstig auf, und Schacht erhält schließlich auch Hitlers Einwilligung, mit dem französischen Ministerpräsidenten Léon Blum darüber zu verhandeln. *»Sie werden nichts erreichen«*, meint Hitler, aber läßt seine Minister gewähren. Schacht spricht mit Léon Blum, der anscheinend seine Pläne aufgreift, um sie mit anderen beteiligten Mächten, vorzüglich England und Belgien, zu diskutieren. Es ist die Rede von einem großen mittelafrikanischen Pachtgebiet, welches ohne Antastung der bestehenden Hoheitsrechte dem Reich zur Bewirtschaftung überlassen werden soll.

Die französische Regierung verfolgt diesen Plan, weil sie im Sinne der Anregungen Schachts durch Befriedigung Deutschlands auf kolonialem Gebiet den status quo in Europa auszuhandeln hofft. Aber auch dieses maßvolle Projekt wird in monatelangen Debatten zerredet. Nach manchen hoffnungerweckenden Äußerungen aus England beendet Baldwin am 27. April 1937 das Kolonialgespräch mit der Unterhauserklärung, daß die britische Regierung eine Abtretung von Gebieten, die sich in englischem Besitz befinden oder unter englischer Kontrolle stehen, nicht in Erwägung gezogen habe und auch zur Zeit nicht erwäge.

Die Pläne Schachts sind zu Wasser geworden. Wieder einmal ist ein Versuch gescheitert, die anwachsenden Energien des Dritten Reiches in neutrale Bahnen zu lenken. Deutschland bleibt eingesperrt in Europa, eingesperrt in seinen Versailler Grenzen.

»Verschwörung gegen den Weltfrieden«

Am 5. November 1937 beruft Hitler den Reichskriegsminister von Blomberg, die Chefs der drei Wehrmachtsteile, Generaloberst Freiherr von Fritsch, Großadmiral Raeder und Generaloberst Göring sowie den Reichsaußenminister von Neurath zu einer Besprechung in die Reichskanzlei, über die eine Aufzeichnung, das Hoßbachprotokoll, vorliegt.

Hitler zieht das Fazit seiner viereinhalbjährigen Regierungszeit und stellt in einer umfassenden Ansprache dar: Das deutsche Volk mit seinen 85 Millionen Menschen und mit seiner unleugbaren Energie und Begabung kann nicht ewig in seiner Enge steckenbleiben. Eine autarke Selbstbeschränkung ist nur in gewissen Grenzen erreichbar, eine Beteiligung an der Weltwirtschaft aber stößt auf Hindernisse, die nicht überspringbar sind. Die deutsche Politik hat auf allen Wegen, die aus der gegenwärtigen Situation herausführen könnten, mit *»den beiden Haßgegnern England und Frankreich«* zu rechnen, *»denen ein starker deutscher Koloß inmitten Europas ein Dorn im Auge sei«*. Während aber die Gegner ihr Ziel der Niederhaltung Deutschlands durch bloßes Beharren, durch Abriegeln erreichen können, ist Deutschland zur Offensive gezwungen, auf die sich seine Gegner durch ständige Aufrüstung vorbereiten.

Der Zeitpunkt der kommenden Auseinandersetzung wird die Spanne 1943 bis 1945 sein. Später werden die Gegner das Übergewicht erreichen, wird auch die Gefahr einer Ernährungskrise durch den Mangel ausreichender Devisen auftauchen können. Früher aber kann Deutschland nur handeln, wenn entweder Frankreich in innerpolitischen Trubel geraten oder wenn England und Frankreich durch einen möglichen, ja wahrscheinlichen Konflikt mit Italien gebunden würden. Die erste Aufgabe in einer kriegerischen Verwicklung ist der Anschluß Österreichs und die Niederwerfung der Tschecho-Slowakei, dieses Flugzeugmutterschiff der französisch-sowjetischen Allianz. Erst bei Ausschaltung dieser Flankenbedrohung kann an Widerstand gegen Frankreich gedacht werden.

Blomberg und Fritsch machen ihre militärischen Bedenken geltend: ein Angriff gegen die starken Befestigungswerke der Tschecho-Slowakei ist nicht möglich bei gleichzeitigem Eingreifen Frankreichs oder Englands. Selbst wenn Italien in den Konflikt einbezogen wird, sind an der kurzen Alpengrenze nicht mehr als 20 französische Divisionen gebunden, so daß Frankreich immer noch eine starke militärische Überlegenheit ins Feld werfen kann. Mit vier motorisierten Divisionen, die gegen den Westen frei bleiben, ist ein Kampf mit Frankreich, das sich auf die Maginotlinie stützen kann, aussichtslos.

Hitler antwortet, daß nach seinem Eindruck England mit hoher Wahrscheinlichkeit die Tschecho-Slowakei bereits abgeschrieben habe und daß sich daher auch Frankreich damit werde abfinden müssen. Die Sowjetunion werde mit Japan als unsicherem Faktor rechnen. Polen könne wenig Neigung haben, einem schnell handelnden und siegreichen Deutschland in den Rücken zu fallen, denn es müsse selbst die sowjetischen Aspirationen auf seine geraubten weiß-ruthenischen und ukrainischen Gebiete einkalkulieren. —

Nehmen wir einmal an, dieses Protokoll sei echt, welche Beweiskraft hat es dann für eine deutsche »Verschwörung gegen den Weltfrieden«? Der »Friedenscharakter«

der Tschecho-Slowakei im Spiele der Großmächte ist durch Auslassungen ihrer eigenen Politiker hinreichend bekannt. Die mehrfachen Abrüstungskonferenzen sind ergebnislos auseinandergegangen. Hitlers wiederholte Vorschläge zur Abrüstung oder Rüstungsbeschränkung wurden durch die Aufrüstung Englands und Frankreichs beantwortet. Seine ersten Schritte zur Wiederherstellung der deutschen Gleichberechtigung aber hatten englisch-französische Generalstabsbesprechungen zur Folge.

Sollte Deutschland jetzt warten, bis diese Dinge ausreiften? Sollte es, wie allerhöchst christliche Politiker ihm allen Ernstes rieten, zur Selbstentmachtung schreiten und durch eine Geburtenbeschränkung das Verbrechen des Völkermords gegen sich selbst praktizieren, um sich in das Pokrustes-Bett von Versailles einzuzwängen?

Und wenn eine deutsche Regierung sich dazu bereit gefunden hätte, durch ein solches Opfer einen zweiten Weltkrieg zu vermeiden, so kann wohl heute niemand mehr daran zweifeln, daß dann der »Friedenswille« Moskaus in Europa grenzenlos gewaltet hätte.

Doch zurück zum Hoßbachprotokoll: wie kommt Hitler zu seiner optimistischen Betrachtung der englischen Politik, wo er doch im gleichen Atemzuge von dem Haßgegner England spricht, der sich jedem Anwachsen der deutschen Macht entgegenstemmen würde?

Das Jahr 1937 hat in England eine bedeutsame Wendung gebracht. Das Kabinett Baldwin mit Außenminister Eden ist zurückgetreten, um Neville Chamberlain als neuem Premier, mit Lord Halifax in der Downingstreet, Platz zu machen.

Chamberlain, lebhafter, konzilianter und gewandter als Baldwin, der sich mit *»Englands Grenze am Rhein«* festgelegt hat, wird in Berlin als Mann des Ausgleiches begrüßt, um so mehr, als das neue Kabinett Sir Eric Phipps aus Berlin zurückruft, um ihn durch Nevile Henderson zu ersetzen, der, ebenso wie der römische Botschafter Perth zu Ciano, gute Verbindung zum Reichsaußenminister von Neurath aufnimmt.

Wenn man den Wechsel in London nach der hysterischen Reaktion in Moskau beurteilt, so ist England jetzt in das antibolschewistische Lager hinübergewechselt. Hitler, der den »Kreuzzug« gegen den Bolschewismus verkündet, sei in Chamberlains Augen nicht ein nationaler Feind Englands, sondern ein Klassenverbündeter, ein Verfechter der wahren »Ordnung«, schreibt die »Prawda« und zitiert Claude Cockburns Artikel in »Current History«: *»Einer der stärksten Trümpfe Hitlers im politischen Spiel zwischen England und Deutschland ist die in weiten Kreisen der britischen Konservativen Partei verbreitete Überzeugung, Hitler könne als Puffer gegen den Bolschewismus in Europa dienen.«*

Der Argwohn des Kremls gegen die *»faschistische Cliveden-Clique«* in England erhält noch Nahrung, als im November ein offizieller britischer Vertreter nach Salamanca in Stab General Francos delegiert wird.

Es scheint also nach dieser Moskauer Reaktion in der Downingstreet ein sehr bedeutsamer Wechsel der Europapolitik eingetreten zu sein, der Großbritannien aus dem antideutschen Lager in ein Zusammenspiel mit den Antikominternmächten gebracht hat.

In Berlin sieht man die Lage weniger positiv, aber man gewinnt den Eindruck, daß Großbritannien wenigstens zu einem teilweisen Einlenken gegenüber Deutschlands Aspirationen bereit sei.

Lord Londonderry, ehemaliger Luftfahrtminister Großbritanniens, hat, wie schon im Vorjahr, eine lange politische Aussprache mit Göring, dessen Jagdgast er ist. Londonderry ist ein Verfechter des deutsch-englischen Ausgleiches. Schon seine früheren Unterhaltungen mit Hitler und Göring sind nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben. Als er jetzt wieder in Karinhall zu Gast ist, schüttet ihm Göring sein Herz aus. Deutschlands Bemühungen um England schienen in London nicht gerne gesehen zu werden. Deutschland müsse sich also nach anderen Freunden in der Welt umschauen. Niemand bedauere das mehr als der Führer, der schon als Soldat des Ersten Weltkrieges den Wahnsinn eines Kampfes zwischen Deutschen und Engländern in seiner ganzen Tragik empfunden habe.

Londonderry, der zu dem kleinen Kreis entschieden antibolschewistischer Politiker in England gehört, stimmt Göring zu, der von der Notwendigkeit eines gemeinsamen Abwehrkampfes gegen die bolschewistische Gefahr spricht. England habe, sagt Göring, im Flottenvertrag sein Hauptanliegen, die englische Seeherrschaft, gesichert. Sein zweites Anliegen müsse sein, die östliche Bedrohung Europas, also des europäischen Gleichgewichts, auszuschalten. Auch das werde Deutschland garantieren. Aber England müsse endlich verstehen, daß Deutschland dazu freie Hand im Osten brauche, vor allem aber zuerst durch den Anschluß Österreichs und die Eliminierung der Tschecho-Slowakei, dieser Vorhut der Sowjetunion, die Voraussetzungen schaffen müsse, den Sowjets machtvoll begegnen zu können.

Ungefähr das gleiche bekommt Lord Halifax von Hitler und Göring zu hören, als er unter dem Vorwand der Teilnahme an der großartigen Jagdausstellung vom November 1937 nach Deutschland reist.

Auf dem Obersalzberg wird Halifax von Hitler freundschaftlich empfangen, doch breitet er schon mit seinen ersten Worten kalten Reif auf Hitlers Erwartungen. *»Ich bringe keinerlei neue Vorschläge aus London mit. Ich bin hauptsächlich hergekommen, um die Meinung der deutschen Regierung über die aktuellen politischen Fragen festzustellen und zu sehen, welche Möglichkeiten für eine Lösung bestehen.«*

Auch das neue Londoner Kabinett bleibt also bei der alten Methode des Abwartens, des Abtastens und Vorfühlens. Aber das Gespräch nimmt immerhin einen günstigen Ausgang insofern, als Halifax die Lösung aller von Hitler genannten Streitpunkte, Österreich, Sudetendeutschtum, Danzig und Korridor, als akzeptabel erklärt, vorausgesetzt, daß sie nicht gewaltsam erfolge.

Hitler weist die Unterstellung gewaltsamen Vorgehens schroff zurück. Alle diese Fragen ließen sich auf friedliche Weise regeln, wenn nur die Westmächte sich Deutschland nicht in den Weg stellten. Die Lösung all dieser Probleme sei aber eine notwendige Voraussetzung, damit Deutschland seine Mission, Europa vor dem Bolschewismus zu retten, erfüllen könne.

Lord Halifax geht auf Hitlers Gedankengang ein und bestätigt abschließend, er

und andere Mitglieder der englischen Regierung wären davon durchdrungen, daß der Führer nicht nur in Deutschland selbst Großes geleistet habe, sondern daß er auch durch die Vernichtung des Kommunismus im eigenen Lande diesem den Weg nach Westeuropa versperrt habe. Deutschland könne daher mit Recht als Bollwerk des Westens gegen den Bolschewismus angesehen werden.

Der Besuch bei Göring verläuft noch glatter als die etwas gezwungene Unterhaltung mit Hitler. Göring sagt das gleiche, was Halifax schon in Berchtesgaden erfuhr, aber Göring drückt seine Meinung, daß sich alles sehr gut auf dem Verhandlungswege lösen ließe, daß Deutschland es gar nicht nötig habe, Gewalt anzuwenden, mit einer solchen Überzeugung aus, daß Halifax schließlich gewonnen wird und seiner Regierung einen positiven Abschlußbericht vorlegt.

Das Bild der englischen Innenpolitik veranschaulicht die Gründe für Englands Stillhalten recht deutlich: die Konservativen bequemen sich widerwillig in die Politik der Regierung, aber sie müssen sich gedulden, da die englische Aufrüstung erst vorangetrieben werden muß, ehe die Grenze am Rhein erfolgreich verteidigt werden kann. Es sind nur wenige unter ihnen, die die Bedeutung der aggressiven revolutionären Politik der Sowjetunion für das britische Empire ganz überschauen und die sich deswegen von den landläufigen Gedanken der balance of power in Europa frei machen können. Noch weniger ist man dazu in der Labour-Party bereit, wo man gegen das Dritte Reich eine ideologische Kampfposition bezogen hat. Bleiben die Liberalen, die zwar in der Ideologie dem »Fortschritt« huldigen, in der Praxis aber ein Fortschreiten bis zum Rätesystem als wenig günstig für das Geschäft ansehen.

Man glaubt jetzt in Berlin zu wissen, daß man in England zwar keinen Bundesgenossen für einen antibolschewistischen Kampf gewonnen hat, daß aber das Inselreich die Wiedererstarkung Deutschlands insoweit nicht hindern wird, als sie ein Gegengewicht gegen die militärische Macht der Sowjetunion und gegen das französisch-sowjetische Bündnis bildet. Hitler erkennt, daß sein Traum von einer weltweiten, einer »globalen« Allianz Deutschlands mit England ein Traum bleiben wird, er gewinnt aber auch den Eindruck eines Einlenkens in London gegenüber seinen konkreten Plänen für die Sprengung der Versailler Grenzen.

Deutschland lernt es später, daß das *»I will see what I can do for you«*[1] die englische Vokabel für *»nein«* ist, und daß die englische Konzeption von dem Gleichgewicht der Kräfte niemals ein Deutschland unterstützen wird, das stark genug ist, die Sowjetunion in die Knie zu zwingen.

England wird sich von diesen in der Vergangenheit so brauchbaren Vorstellungen nicht lösen. Es wird auch weit mehr als ein Jahrzehnt brauchen, ehe es sich zu einer realistischen Einschätzung des Faktors Bolschewismus in der Weltpolitik durchringt. Auf dem Wege aber werden Deutschland und Österreich, Polen, Estland, Lettland, Litauen, Ungarn, die Tschecho-Slowakei, Rumänien, Jugoslawien und Albanien, werden Japan und China, wird die Macht des britischen Weltreiches selbst liegenbleiben.

---

[1] »Ich will sehen, was ich für Sie tun kann.«

Während England also stillhält, beginnt Roosevelt das amerikanische Volk von der Neutralität auf seine »Quarantänepolitik« umzuschulen. Aus Moskau hat er den scharf antibolschewistischen Bullitt abberufen und durch seinen Freund Davies ersetzt. Davies nimmt eine vorgefaßte Meinung nach Moskau mit: Die Sowjetunion hat sich längst von den weltrevolutionären Kinderkrankheiten der Leninschen Theorien befreit und unter Stalins Führung den Weg eines nüchternen Wirtschaftsaufbaues beschritten. Sie wird auf diesem Wege immer weiter fortwandeln, um sich mehr und mehr in ein normales demokratisches Staatswesen umzuformen. Stalin ist *»ein weiser, schlichter, aufrichtiger, geduldiger — vor allem aber weiser — Mann«*. — Es gibt auf der Welt zwei große Nationen, die eine nahezu hundertprozentige Autarkie erreichen, die USA und die Sowjetunion. Beide können also im Ernstfalle einen beliebig langen Krieg überstehen, ohne daß ihnen dabei der Atem ausgehen würde. Sie sind durch Ozeane voneinander getrennt. Ihre Interessen können sich nie überschneiden. Also muß Amerika das Bündnis mit der Sowjetunion suchen. Beide Staaten können als unüberwindliche Ordnungsmacht jedem Angreifer entgegentreten und einen dauerhaften Weltfrieden garantieren.

Die Richtigkeit dieses Wunschtraumes zu bestätigen, wird also Davies von Roosevelt nach Moskau geschickt. Und er bestätigt, er bestätigt in seinen Berichten am laufenden Bande, wie harmlos, wie wirklich demokratisch die Sowjetmacht geworden ist. Die Kommissare beziehen ein Gehalt von nur 500 Rubel. Das Volk singt auf Festen, singt bei der Arbeit. Vorbildlich ist die soziale Fürsorge, die Freizeitgestaltung, die Büchereien und die Kindergärten in den Fabriken. Ein Volk des Aufbaues, ein Volk der Zukunft, der einzige, der wahre Bundesgenosse der Vereinigten Staaten.

Davies erlebt das grauenvolle Blutbad der »Großen Reinigung« von 1937 mit. Er sitzt selbst im Gerichtssaal und hört das monotone Gemurmel der Selbstbezichtigungen, der Geständnisse mit an. Er sieht, ohne mit der Wimper zu zucken, wie das Gros der alten bolschewistischen Intelligenz dem Henker ausgeliefert wird, er sieht ohne Grausen die gesamte Blüte des Roten Generalstabes ins Grab sinken, er vernimmt aus Stalins eigenem Munde, daß im Zuge der Tschistka mehr als 500 000 neue Funktionäre in den Staatsapparat eingestellt werden. aber er berichtet nach Washington mit der gleichen Zufriedenheit, mit der auch Winston Churchill feststellt: *»Eine erbarmungslose, aber vielleicht nicht unnötige militärische und politische Säuberung in Sowjetrußland.«*

Woher dieser Gleichmut, mit dem die Vertreter des empfindlichen Weltgewissens über Millionen Toter oder zum bürgerlichen Tode Verdammter und Verbannter hinwegschreiten? Es sind doch keine Deutschen, wie sie später im Sturm bis zur Elbe niedergemetzelt werden, es sind Angehörige der Sowjetunion, dieser demokratischen fortschrittlichen Nation, um deren Bündnis man sich bemüht!

Mit der Ära Roosevelt hat sich ein Kreis von Menschen in die Führung der USA gesetzt, der unter der Fahne des Fortschritts aus dem Isolationismus hinaus in die Weltpolitik drängt. Roosevelts New Deal — in vielem von verblüffender Ähnlichkeit mit den Wirtschaftsplänen Deutschlands — ist zusammengebrochen, die Erwerbslosenzahl steigt bedrohlich an. Das Ventil des Außenhandels wird zusammengeklemmt durch Japans Ostasienpläne, durch Mussolinis Vorstoß in Afrika und durch Deutschland,

dessen wirtschaftliche Stellung besonders in Ost- und Südosteuropa täglich stärker wird.

Die Zusammensetzung des Kreises um Roosevelt bringt es mit sich, daß man in Washington gegen die antisemitische Haltung des Nationalsozialismus ganz besonders empfindlich ist. Man greift zur Waffe des Boykotts, um Deutschland wirtschaftlich in die Knie zu zwingen, man wendet das gleiche Mittel gegen Japan, gegen Italien und gegen Spanien an. Das Mittel führt zwar nicht zum Erfolg, es vergrößert nur die eigenen Schwierigkeiten und setzt die betroffenen Länder in eine Zwangslage, die zum Konflikt treibt. Also bleibt die Aufrüstung, die die innere wirtschaftliche Krise überdeckt, die Arbeitslosigkeit vermindert, die Aufrüstung zum Zweiten Weltkrieg, zum Krieg gegen die »Aggressoren«, gegen die »Faschisten«.

So sammeln sich alle »fortschrittlichen« Elemente unter dem Schlagwort des Antifaschismus, das ahnungslos aus der Propaganda Moskaus übernommen wird. Der Fortschritt wird allemal nur auf der linken Front gefunden. Man ahnt in diesen Kreisen nichts von der Gefahr der Auflösung und Zersetzung des alten Kulturgefüges, man möchte immer noch festhalten am Mythos des endlosen Aufstieges zu immer besseren Welten. Tradition, Restauration heißt der Feind, der bekämpft werden muß. Gegen ihn stehen die »Leftisten« aller Länder, die Emigranten aus Deutschland, die Progressiven im State Department, die Labour-Leute in England, die Revolutionäre in Süd-Ostasien, in China, die ganze abgewirtschaftete Clique der Marxisten aus Prag oder Bukarest, die später so eilig den Weg nach Moskau finden. Verbündete sind die »Freiheitskämpfer« in Spanien, unter ihnen die Herren Ulbricht, Zaisser, Rau und Dahlem, der Kern des SED-Polit-Büros von heute.

Parteitag der Arbeit

Der Reichsparteitag des Jahres 1937, genannt »Parteitag der Arbeit«, wird zu dem glanzvollsten in der Reihe dieser Volksfeste. Zum ersten Male erscheinen in Nürnberg nicht nur die diplomatischen Vertreter Italiens, Japans, Ungarns und anderer befreundeter Staaten. Sir Nevile Henderson entschließt sich, die Einladung zum Reichsparteitag anzunehmen, um nichts zu versäumen, um Kontakt zu gewinnen und Eindrücke zu sammeln. Jetzt glaubt auch François-Poncet nicht länger zurückstehen zu können und bricht damit das Eis für fast alle anderen eingeladenen Missionen. Natürlich fehlt der Botschafter der Sowjetunion. Es fehlt auch der USA-Botschafter Dodd, ein eingeschworener Feind des Dritten Reiches, der seine Kollegen seit langem dadurch in Atem hält, daß er für jedes kommende Wochenende den Kriegsausbruch prophezeit.

Der Parteitag ist zu einem strengen Ritual geworden. Er beginnt mit einer Proklamation des Führers in der Kongreßhalle. Es folgt eine Kulturtagung mit der großen Rede Rosenbergs »Kampf zwischen Schöpfung und Zerstörung«, an die sich die Verkündung der Träger des Deutschen Nationalpreises für Kunst und Wissenschaft anschließt, eine Auszeichnung, die als Gegenzug gegen die Verleihung des Nobelpreises an »einen Landesverräter«, »ein bereits in der Weimarer Republik mit Zuchthaus be-

straftes Individuum«, Karl von Ossietzky, geschaffen worden ist. Der Architekt Ludwig Trost, Reichsleiter Rosenberg, die Ärzte Professor Bier und Professor Sauerbruch und der Forschungsreisende Dr. Wilhelm Filchner sind die ersten Träger dieses Preises.

Der zweite Tag ist dem Reichsarbeitsdienst gewidmet, der mit 40 000 Mann auf dem großen tribünenumrahmten Paradefeld zu einer romantisch-symbolischen Weihehandlung aufmarschiert.

SA, SS und Hitlerjugend wetteifern in den nächsten Tagen um den Beifall der Zuschauer. Die Parteiorganisation sucht durch eine nächtliche Großkundgebung unter einem Strahlendom von Hunderten von Scheinwerfern alles zu übertrumpfen.

Der letzte Tag gehört der Wehrmacht, die ihre neuen Waffen mit erstaunlicher Präzision vorführt und die Menge durch ihre Luftwaffendarbietungen überrascht. Nach dem Verklingen des Motorendonners erscheinen lautlos schwebend drei Segelflugzeuge über dem Felde. Sie formieren sich zu Gruppenübungen, sie fliegen wie von Zauberkraft getragen die schwierigsten Kapriolen, bis sich das erste ablöst und seitab im Gleitflug verschwindet. Plötzlich wird es auf den Tribünen unruhig. Man senkt den Blick vom Himmel hinunter zur Aufmarschstraße und entdeckt dort das nur meterhoch über dem Boden schwebende Flugzeug, das näher und näher heranschwebt, um schließlich vor der Führertribüne leicht und elegant zu landen. Beifall braust auf, der sich aber zur Raserei steigert, als der zweite Segler dem gleichen Wege folgt und halb rechts hinter dem ersten Vogel sich niederläßt und der dritte halb links auf den Zentimeter genau neben seinem Nachbarn landet.

Eine der großen Zeremonien des Dritten Reiches ist die Weihe neuer Fahnen der Parteiformationen. In feierlichem Rhythmus werden die Fahnen zu Adolf Hitler herangetragen, der Tuch für Tuch durch Berühren mit der Blutfahne vom November 1923 weiht und jeden Träger durch einen Handschlag verpflichtet. Jeder einzelne Akt wird durch einen Kanonenschuß begleitet.

Das eindrucksvollste Bild dieser Tage aber bietet unstreitig die Kundgebung des Arbeitsdienstes. Wenn diese 40 000 jungen Menschen mit nackten braungebrannten Oberkörpern singend heranziehen, wenn sie ihre hellblinkenden Spaten unter den Kommandos blitzartig aufschimmern lassen, flutet eine Welle der Erregung über die Tribüne. Selbst die kaltbeobachtenden Ausländer können sich, ohne zu wissen warum, der ergreifenden Wirkung dieses Bildes nicht entziehen und schämen sich der Tränen nicht, die ihnen in die Augen steigen. Man spürt, daß hier etwas anderes zum Ausdruck kommt als militärischer Drill. Kein Kommando und kein Gehorsam wäre imstande, ein Schauspiel solcher Geschlossenheit zu vermitteln. Hier ist etwas von jener Hingabe junger Herzen an ein größeres Ziel lebendig, hier schwingt eine Begeisterungsfähigkeit lauteren Ursprunges mit und greift auf die Zuschauer über. Ein amerikanischer Journalist schnäuzt sich umständlich und sagt: *»Schade, schade, daß ich das nicht bringen kann. Das druckt mir keine amerikanische Zeitung.«* Sir Nevile Henderson aber gibt seiner Begeisterung unverhohlen Ausdruck und erklärt seinem Begleiter, er werde alles tun, um so etwas wie den Arbeitsdienst auch in England einzuführen.

Im übrigen weist auch der Parteitag dieses Jahres keine Überraschungen auf. Die antibolschewistische Kampagne verstärkt sich und nimmt vor allem die spanischen Ereignisse zum Ziel, deren von Moskau ferngesteuerte Entwicklung mit den gleichzeitigen Erfolgen der Kommunisten in Frankreich in ursächlichen Zusammenhang ge-

bracht wird. Wieder sind es Hitler, Rosenberg und Goebbels, die den Fehdehandschuh der Komintern aufheben und in bisher nicht gewohnter Schärfe zurückschlagen.

Stilles Begräbnis in Genf

Das Jahr 1937 bringt einen weiteren Versuch zur Entspannung des deutsch-polnischen Verhältnisses mit einer gemeinsamen Erklärung über den Grenzverkehr in Oberschlesien und über die Behandlung der beiderseitigen Minderheiten. In dieser Vereinbarung heißt es:

»Die gegenseitige Achtung deutschen und polnischen Volkstums verbietet von selbst jeden Versuch, die Minderheit zwangsweise zu assimilieren, die Zugehörigkeit zur Minderheit in Frage zu stellen oder das Bekenntnis der Zugehörigkeit zur Minderheit zu behindern. Insbesondere wird auf die jugendlichen Angehörigen der Minderheit keinerlei Druck ausgeübt werden, um sie ihrer Zugehörigkeit zur Minderheit zu entfremden.«

Damit bemüht man sich, an Stelle der unfruchtbaren Debatten im Völkerbund eine unmittelbare Klärung zwischen beiden beteiligten Staaten zu schaffen. Praktisch wird jedoch mit dieser neuen Methode wenig erreicht.

Bedeutsamer ist ein Vorgang in Westeuropa, in Belgien. Belgiens Neutralisierung war in Versailles aufgehoben und in einer Militärkonvention durch eine enge militärische und politische Anlehnung an Frankreich ersetzt worden. Nach der Kündigung der Locarno-Verträge und der Wiederherstellung der deutschen Militärhoheit im Rheinland aber begann man in Brüssel die Ehe mit einem Partner, der seine eigenen Interessen nicht durchzusetzen imstande war, als unbehaglich zu empfinden. Vor allem der flämische Volksteil ließ durch seine Vertretung in der Kammer wissen, daß er die Einbeziehung Belgiens in den französischen Militärblock als eine gefahrvolle Preisgabe der eigenen Souveränität betrachte. Die – übrigens im Widerstreit mit der Völkerbundssatzung geheime – Militärkonvention wurde unter dem Druck der öffentlichen Meinung aufgehoben, die ständige Fühlungnahme der Generalstäbe jedoch aufrechterhalten.

Am 14. Oktober 1936 zog König Leopold III. in einer Rede vor dem Ministerrat die Schlußfolgerung aus der neuen innen- und außenpolitischen Situation: das Ziel der belgischen Politik solle nicht die Teilnahme an Koalitionen zur Vorbereitung von Kriegen, sondern die Fernhaltung des Krieges von belgischem Gebiet sein. Aufbau eines wirksamen Verteidigungssystems und selbständige Führung der Außenpolitik würden künftig für seine Regierung im Vordergrund stehen.

In Frankreich rief diese Erklärung eine ungeheure Erregung hervor. Die Pariser Presse überschüttete Belgien mit einem Trommelfeuer von Vorwürfen und Drohungen, denn Frankreich sah sich in seiner Außenpolitik wie in seiner Strategie endgültig in die Defensive gedrängt. Die Nordflanke war offen. Frankreich stand vor der Notwendigkeit, die Maginotlinie um zweihundert Kilometer zu verlängern.

Auch London gesellte sich zu Frankreich und führte eine drohende Sprache gegen die belgische Regierung. Unter diesem Druck kommt schließlich ein Kompromiß zustande: England und Frankreich lassen sich herbei, den belgischen Standpunkt in einer gemein-

samen Erklärung vom 24. April 1937 anzuerkennen. Sie entbinden Belgien von der Garantiepflicht gegenüber Frankreich, erhalten jedoch ihre Verpflichtung aufrecht, alle Maßnahmen zu treffen, um Belgiens Grenzen gegen jeden Angriff zu schützen. Belgien gibt die Versicherung ab, der Liga der Nationen treu zu bleiben. In Kammer und Senat verfechten die belgischen Sozialdemokraten, die Liberalen und die wollonischen Katholiken die Ansicht, daß Belgien auch in Zukunft zu Generalstabsbesprechungen mit Frankreich und England befugt sei.

Der Wandel in der belgischen Politik ist also mehr deklaratorischer als tatsächlicher Natur, aber er ist immerhin, von Deutschland aus gesehen, ein Fortschritt gegenüber der bisherigen offiziellen Bindung des Landes an Frankreich und den ganzen Zirkel seiner Verbündeten. Die Reichsregierung begrüßt die neue Lage in einer Erklärung an Brüssel am 13. Oktober, in der sie feststellt, *»daß die Unverletzlichkeit und die Integrität Belgiens für die Westmächte von gemeinsamem Interesse sind. Sie bestätigt ihren Entschluß, diese Unverletzlichkeit und Integrität unter keinen Umständen zu beeinträchtigen und jederzeit das belgische Gebiet zu respektieren, ausgenommen selbstverständlich in dem Fall, daß Belgien in einem bewaffneten Konflikt, in den Deutschland verwickelt ist, bei einer gegen Deutschland gerichteten militärischen Aktion mitwirken würde.«*

Gegen Ende des Jahres, am 11. Dezember, verabschiedete sich Mussolini, der eben den Beitritt Italiens zum Antikominternpakt unterzeichnet hat, aus dem Genfer Staatenverein, der sein äthiopisches Unternehmen zwar nicht verhindert, aber doch nach Kräften erschwert hatte. Er verkündet diesen Entschluß des Großen Faschistischen Rates der auf der Piazza Venezia versammelten dichtgedrängten Menge, die seine Worte mit dem gewohnten Beifallssturm aufnimmt.

Deutschland begleitet den Schritt Mussolinis mit einer amtlichen Erklärung, daß der Völkerbund nun aufgehört habe, ein maßgebendes Forum der internationalen Politik zu sein, und daß Deutschlands Rückkehr nach Genf nicht mehr in Betracht käme. Weiter wird festgestellt: *»Anstatt die internationale Politik durch einen vernünftigen Ausgleich der Kräfte und Bedürfnisse der Völker auf den Weg einer fruchtbaren Entwicklung zu führen, hat man an sich in Genf in erster Linie mit der Ausbildung und Anwendung von Methoden befaßt, um einer solchen Entwicklung entgegenzuarbeiten. Das völlige Versagen des Völkerbundes ist heute eine Tatsache, die keines Beweises und keiner Erörterung mehr bedarf. Die Hoffnungen, die vor allem manche kleineren Staaten in den Völkerbund gesetzt haben, sind immer mehr dahingeschwunden vor der Einsicht, daß die Genfer Politik der kollektiven Sicherheit in Wahrheit zu einer kollektiven Unsicherheit geführt hat. Nur aus Moskau kann man heute noch ein uneingeschränktes Bekenntnis zu den Genfer Idealen hören.«*

Der Völkerbund verliert damit endgültig seinen Wert als Instrument der Versailler Friedensordnung. Von dem großen Ideal einer weltumspannenden Völkergemeinschaft ist nicht mehr übriggeblieben als eine Reihe von fachlichen Organisationen, die zum Teil sehr nützliche Arbeit leisten, wie das Internationale Arbeitsamt auf dem Gebiete der Sozialstatistik oder die Kommissionen zur Internationalen Bekämpfung von Seuchen oder des Rauschgifthandels.

Wesentlich zu dieser Entwicklung trägt die Sowjetunion bei, die die Genfer Plattform ungeniert für ihre Propaganda ausnutzt und unter dem Außenkommissar Litwinow ihre erste große »Friedenskampagne gegen die Aggressoren« startet. Ihr Hauptstoß richtet sich jetzt gegen das »faschistisch-militaristisch-imperialistische« Japan, dessen schnelle Fortschritte in China die eigenen Aspirationen der Komintern zunichte machen. Es gelingt aber Litwinow nicht, den Völkerbund noch einmal in das fruchtlose Abenteuer der Sanktionen zu treiben. China findet in Genf nur moralische Rückenstärkung, und schon am 13. Dezember ziehen japanische Truppen in Nanking, dem Regierungssitz Chiang-Kai-sheks, ein.

VII. BUCH

1938: »DAS GROSSDEUTSCHE REICH«

Schlag gegen die letzte Kraft

30. Januar 1938. – Der Tag vergeht ohne die erwartete Rede Hitlers. Dodd prophezeit wieder den Kriegsausbruch für den kommenden Sonnabend, aber auch sonst laufen Gerüchte um, die sich besonders mit Blomberg beschäftigen, der am 12. Januar zum zweiten Male geheiratet hat. Die ausländische Presse berichtet von einem Komplott deutscher Offiziere, die auf einer Kaiser-Geburtstagsfeier in Stolp den Kronprinzen zum deutschen Kaiser ausgerufen hätten.

Wenige Tage später, am Abend des 4. Februar, bringt eine amtliche Meldung die sensationelle Auflösung aller Vermutungen und Rätsel. Eine Reihe großer Veränderungen in der Staatsführung wird bekanntgegeben. Ein Geheimer Kabinettsrat unter Freiherr von Neurath ist gebildet, der die Gleichordnung der Obersten Reichsbehörden garantieren soll. Er tritt nie zusammen. Die Gleichordnung bleibt das Kernproblem der gesamten Reichsverwaltung. Neurath ist auf eine elegante Weise der Führung des Auswärtigen Amtes enthoben worden. An seine Stelle tritt Joachim von Ribbentrop, der den Platz am Hofe von St. James Herrn von Dirksen, bisherigem Botschafter in Tokio, überläßt. Von Hassell wird aus Rom, von Papen aus Wien abberufen.

Das Reichswirtschaftsministerium wird mit der Dienststelle des Vierjahresplanes vereinigt, und Dr. Funk übernimmt unter Ablösung Schachts den Umbau des erweiterten Ministeriums.

Am durchgreifendsten sind die Umstellungen aber in der Armee. Reichskriegsminister Blomberg und der Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst von Fritsch werden verabschiedet. Hitler übernimmt persönlich die Führung der gesamten Streitkräfte des Reiches. Das Reichskriegsministerium wird aufgehoben und durch ein Ober-

kommando der Wehrmacht ersetzt – ein militärischer Stab des Führers mit General Keitel als Chef. An die Stelle von Fritsch als Chef des Heeres tritt General v. Brauchitsch. 16 hohe Generale werden entlassen, 44 weitere Generale und eine große Anzahl hoher Offiziere werden versetzt.

Trotz aller früheren Vermutungen ist die Sensation vollkommen. Die beiden wichtigsten Ministerien, Auswärtiges Amt und Reichswirtschaftsministerium, sind in Händen von Nationalsozialisten. Die Wehrmacht, dieser *rocher de bronce*, diese Festung, die für Hitler uneinnehmbar schien, ist mit einem Schlage seine eigene Domäne geworden. Eine bisher ungeahnte Konzentration der Kräfte ist durchgeführt, die Hitler die Kontrolle aller wichtigen Lebensgebiete des deutschen Volkes gestattet.

Zwei Fragen werden diskutiert: Wohin führt der Weg? Und welches sind die Ursprünge dieser Umformungen und Umbesetzungen?

Wohin führt der Weg? Zum ersten Male spürt man in breiten Schichten des Volkes, daß der Nationalsozialismus nicht das Ende ist, daß die erreichten Erfolge des wirtschaftlichen Aufbaues, die Beseitigung der Arbeitslosigkeit, die Freiheit von äußeren Fesseln nicht das gesicherte Endziel aller Mühen ist, nicht ein Zustand, in dem man sich endlich zur Ruhe niederlassen kann, sondern Vorbereitung zum Aufbruch in eine ungewisse Zukunft. Noch stehen viele Schranken um Deutschland, die einst in seiner tiefsten Schwäche errichtet wurden. Der Weg ist noch nicht am Ende, und Hitler bereitet sich auf eine Kraftprobe vor, die Krieg bedeuten kann.

Die Auslandspresse kommentiert die Ereignisse in Berlin ganz unter diesem Gesichtspunkt: »L'Echo de Paris« vom 9. Februar schreibt: *»Die Wachablösung deutet auf die Bemühungen hin, Staat, Partei, Armee und Wirtschaft unter einen Hut zu bringen und die moralische und materielle Mobilisation des deutschen Volkes im Hinblick auf einen kommenden Krieg zu vervollständigen.«*

Die Frage nach den Hintergründen aber ist schwieriger zu beantworten. Man schämt sich auf manchen Redaktionen nicht, die eigene Phantasie walten zu lassen, um dem Leser sensationelle Enthüllungen servieren zu können: ein Attentat auf Hitlers Leben ist der Anlaß der militärischen Umbesetzungen, meldet Reuter. Der Kronprinz ist aus Deutschland geflohen. Ein Regiment hat gemeutert. Deutsche Generale sind mit ganzen Truppenteilen vor der Reichskanzlei zu drohenden Demonstrationen aufmarschiert. Verhaftungswelle über Deutschland. Zweitausend Offiziere aus der Armee ausgestoßen. Mobilmachungsorder an die deutsche Industrie. Die Grenzen nach Frankreich, Belgien und der Schweiz geschlossen. – So überschlagen sich die Stimmen, denen es mehr auf Wirkung als auf Wahrheit ankommt. Der »Daily Telegraph« meldet, daß das Regime nicht mehr auf festen Beinen steht, der »Temps« beruhigt sich in der gleichen Vermutung und schreibt: *»Unsere Demokratie kann ruhig und ungestört den theatralischen Schaustellungen totalitärer Staaten beiwohnen.«*

Was aber ist wirklich hinter den Kulissen geschehen, welche Begleitumstände spielten für Hitler eine Rolle, als er die inneren Kräfte des Reiches umgruppierte und sie straff in seiner Hand vereinte?

Da ist zuerst die Heirat Blombergs. Der Reichskriegsminister hat Hitler darauf aufmerksam gemacht, daß er eine Frau heiraten werde, welche nicht standesgemäßer Herkunft sei. Hitler war aufgebraust, jedes anständige deutsche Mädchen sei standesgemäß, alles andere sei überlebter Kastendünkel, der im Dritten Reich keinen Platz

mehr habe. Hitler und Göring nahmen ostentativ als Trauzeugen an der Hochzeit Blombergs teil.

Wenig später aber stellt sich heraus, daß Blombergs Frau kein »anständiges Mädchen«, sondern eine mehrfach mit der Sittenpolizei in Konflikt geratene Dame ist.

Die beiden Trauzeugen fühlen sich schändlich hinters Licht geführt. Sie verstehen plötzlich die verschiedentlich geäußerten Bedenken des Offizierskorps. Blomberg muß gehen!

Aber auch Generaloberst von Fritsch muß zurücktreten. Gegen ihn liegt belastendes Material vor, er sei homosexuell.

Aus dem großen zweiflügligen Panzerschrank Heydrichs in der Prinz-Albrecht-Straße ist ein Aktenstück aufgetaucht, das den Namen des Oberbefehlshabers des Heeres trägt. Ein Mann namens Schmidt, bereits ein dutzendmal wegen Erpressung und Verstoßes gegen den Paragraph 175 vorbestraft, hat die Behauptung aufgestellt, Herrn von Fritsch bei einem Verstoß gegen den gleichen Paragraphen ertappt und daraufhin mehrfach erfolgreich erpreßt zu haben.

Fritsch sagt *»erstunken und erlogen«* und drängt auf seine Rechtfertigung. Er wird von Hitler empfangen, der ihm die Schmach nicht erspart, ihn dem Belastungszeugen gegenüberzustellen. Dieses Individuum behauptet, Fritsch wiederzuerkennen. Das Ehrenwort des Generalobersten genügt Hitler nicht: *»Homosexuelle, gleich ob hoch oder niedrig gestellt, bedienen sich grundsätzlich der Lüge.«*

Hitler ist durch die Affaire Blomberg mißtrauisch geworden. Am 4. Februar sagt er zu einer Versammlung der älteren Generale und Admirale: *»Nachdem eine solche Heirat des ersten Feldmarschalls des Dritten Reiches erfolgt ist, muß ich alles für möglich halten.«* Hitler durchschaut nicht die Intrige, die um ihn gespielt wird und die erst ihre Aufklärung findet, als das Vertrauen zwischen ihm und Fritsch zerstört ist. Er fährt fort: *»Ich bitte Sie, meine Herren, zu verstehen, daß ich nicht anders handeln kann. Ich muß nun Klarheit in dieser Angelegenheit schaffen.«*

Es bleibt bei der Entlassung von Fritsch und Blomberg. Der 4. Februar schafft endgültige Verhältnisse. Hitler schreibt beiden Abschiedsbriefe *»mit den dankbarsten und aufrichtigsten Wünschen«* — doch für die Armee ist die Angelegenheit Fritsch damit nicht abgetan.

Fritsch selbst verlangt ein Ehrengericht. Hitler lehnt eine solche Standesgerichtsbarkeit ab. Fritsch bleibt hartnäckig und erzwingt ein Verfahren vor dem Reichskriegsgericht.

Die Voruntersuchung kramt das ganze Privatleben des Generals durch. Fritsch ist eingefleischter Junggeselle, lebt zurückgezogen und ist in den Berliner Salons selten zu sehen. Er ist mit seinem runden Kopf über dem engen Uniformkragen, mit dem wie eingewachsen sitzenden Monokel im linken Auge, mit seiner schnarrenden Stimme und seiner mürrischen Zurückhaltung so ganz der Typ des deutschen Offiziers, der sich zum Volkshelden demokratischer oder faschistischer Prägung wenig eignet. Es bedarf erst näheren Kontaktes, um hinter der hochmütigen Miene die menschlichen Qualitäten dieses Mannes zu entdecken.

Dr. Biron, der Leiter der Untersuchung, die mit eindringlicher Genauigkeit geführt ward, kommt zu einer einwandfreien Entlastung, aber er kann die Anschuldigung des Schmidt nicht umstoßen.

Die Hauptverhandlung beginnt am 10. März im ehemaligen Preußischen Herrenhaus. Göring, Brauchitsch, Raeder sind die Prominenten unter den Anwesenden. Senatspräsident des Reichskriegsgerichtes Dr. Semmler führt die Verhandlung, die Anklage vertritt der bisherige Untersuchungsführer Dr. Biron. Graf von der Goltz ist der temperamentvolle und mutige Verteidiger des Angeklagten.

Fritsch erscheint in voller Uniform mit eisig verschlossenem Gesicht. Auf Befragen erklärt er sich kurz und heftig für völlig unschuldig. Schmidt aber bleibt bei seiner Beschuldigung. Auch als das Hauptstück der Verteidigung gegen ihn ins Feld geführt wird, nämlich die Verwechslung mit einem Rittmeister a. D. von Frisch, den er tatsächlich erpreßt hatte, bleibt er bei seiner Behauptung und ist als erfahrener »Kriminalstudent« nicht in Widersprüche zu verwickeln. Es sind eben zwei Fälle vorgekommen, der Fall Frisch und der Fall Fritsch. — Wenn auch die Wahrheit schon durch alle Maschen dieses Lügengewebes hindurchschimmert, so ist sie doch im juristischen Sinne zu greifen. Das Netz ist noch nicht zerrissen.

Die Verhandlung droht sich festzufahren, als sie durch eine Nachricht unterbrochen wird, die vertraulich auch Fritsch mitgeteilt wird: Der Einmarsch nach Österreich ist befohlen. Die Oberbefehlshaber der Wehrmachtsteile werden auf ihre Posten berufen.

Eine Sturzwelle der Weltgeschichte schlägt über den Männern in dem hohen dunklen Saal des Preußenhauses zusammen und spült ihr eben noch so gespanntes Interesse am Fall Fritsch hinweg. Erst nach einer Woche findet man sich wieder ein, um das Verfahren zu Ende zu bringen.

Die Verhandlungen ziehen sich noch zwei Tage hin. Die Burschen des Generalobersten, zehn oder zwölf an der Zahl, marschieren auf und legen Zeugnis ab für die untadelige Haltung ihres früheren Herrn. Von Frisch wird aus der Haft vorgeführt. Seine Aussage bekräftigt die Auffassung, daß sein eigener Fall den Anlaß zu der ganzen Affäre Fritsch gegeben habe.

Erst im Laufe des dritten Verhandlungstages platzt die Bombe. Ein »Berufskollege« des Schmidt ist von der Verteidigung ausfindig gemacht worden, dem Schmidt einmal von der »Sache Fritsch« erzählt hatte. Der Mann wird vernommen. Jawohl, Schmidt hat ihm bei einem Spaziergang durch Lichterfelde in irgendeiner Straße von einem ganz hohen militärischen Tier berichtet. *»Den habe ich aufs Kreuz gelegt«*, drückte Schmidt sich fachmännisch aus. Schmidt bestätigt die Aussage des Zeugen und stellt sie als einen erneuten Beweis dafür, daß sich der Fall Fritsch tatsächlich ereignet habe. Der Zeuge erzählt weiter, Schmidt habe ihm geraten, diesen hohen Herrn doch selbst einmal zu erpressen. Er wohne dort oben mit seiner Pflegerin, und man bekäme einen Schnaps.

Diese kleinen Hinweise aber genügen, um das Lügengebäude des Schmidt, um den gesamten Prozeß mit einem Schlage umzustoßen. Es ist Rittmeister a. D. von Frisch, der dort wohnt, Frisch, der eine Pflegerin hat, Frisch, der — wie er selbst aussagt — den Schmidt mit einem Schnaps bewirtet hat: *»Man müht sich ja, sich mit einem solchen Strolch einigermaßen gut zu stellen.«*

Schmidt hat sich in seinem eigenen Netz, in seiner eigenen Frechheit gefangen. Empört schreit Göring ihn an, er solle seine Lüge zugeben. Trotzig und frech noch immer stößt er heraus: *»Jawohl, ick habe jelogen.«*

Der Prozeß endet mit einem Freispruch wegen erwiesener Unschuld.

Von Fritsch bemüht sich, die hinter dem Prozeß stehenden Verantwortlichen zur

Rechenschaft zu ziehen. Er schreibt an Hitler, daß die Gestapo schon am 15. Januar auf den Fall Frisch gestoßen sei, und verlangt Klärung, warum Hitler und Göring von dieser Tatsache, die eine Verwechslung oder eine böswillige Vertauschung der Namen offenkundig mache, nicht rechtzeitig unterrichtet worden seien. Aber er findet damit kein Gehör. Hitler beendet die Angelegenheit mit einer kurzen Erklärung vor dem gleichen Kreise, zu dem er am 4. Februar schon sprach: Das Gerichtsverfahren gegen Fritsch habe dessen völlige Unschuld erwiesen, es sei nicht der geringste Makel an ihm. Er — Hitler — bedauere den tragischen Vorgang aufs tiefste, er habe aber nicht anders handeln können. Er wolle Fritsch jede mögliche Genugtuung geben, könne ihm aber nicht zumuten, in seine frühere Stellung zurückzukehren, da Fritsch nicht mehr vertrauensvoll mit ihm arbeiten könne. Fritsch erhält wiederum ein Schreiben von Hitler, der das Urteil *»dankbar bewegten Herzens bestätigt«*. Er wird zur Rehabilitierung zum Chef des Artillerieregiments 12 ernannt.

Die Fälle Blomberg und Fritsch führen nicht, wie Röhm es wollte, zu einer tiefgreifenden Umschichtung der Armee. Hitler begnügt sich hier, noch mehr als anderswo, mit einer organisatorischen Umschaltung in der obersten Spitze. Nach unten hin bleibt alles beim alten. Hitlers Absicht, seine Stellung in der Wehrmacht zu festigen, schlägt schließlich in ihr Gegenteil um. Die Erschießung Schleichers hatte das Offizierskorps noch verhältnismäßig gleichgültig hingenommen. Schleicher war aus der Armee in die Politik gezogen. Seine Haltung schien oft zweideutig, seine politische Konzeption war schwer erkennbar und wurde weitgehend abgelehnt. Im Fall Blomberg-Fritsch aber wird ein ganzer Stand in seiner ungeschriebenen, doch noch stark geachteten Sonderstellung angetastet und in Unsicherheit gestürzt. Er formiert sich langsam zur Gegenwehr, die erst spät zum offenen Ausbruch kommt.

Zwanzig Jahre zu spät: Der Anschluß Österreichs

In Österreich ist die Befriedigungsperiode des Abkommens zwischen Berlin und Wien nur eine Episode geblieben. Der Führer der Vaterländischen Front, Bundeskanzler Schuschnigg, legt den Vertrag vom Juli 1936 nur nach seiner Seite, der Unabhängigkeit Österreichs aus, und läßt die andere Seite, den deutschen Charakter dieses unabhängigen Staates unter den Tisch fallen. Er hält jetzt offenbar den Zeitpunkt für gekommen, die Trennungslinie deutlicher zu ziehen.

Am Neujahrsmorgen 1938 verkünden schwarz-gelbe Plakate mit dem Doppeladler einen »Versammlungssturm des Eisernen Ringes für die Unabhängigkeit Österreichs« auf allen großen Plätzen aller Städte des Landes. Sämtliche Redner der Front, darunter auch reichsdeutsche Emigranten, sollen aufmarschieren, um die »österreichische Nation« zu verteidigen.

Der Sturm aber nimmt eine ganz andere Richtung, als Schuschnigg es vorgesehen hat. Trotz aller polizeilichen Vorsichtsmaßnahmen werden die etwa fünfzig durchgeführten Versammlungen zu einer großartigen Gelegenheit für die »Illegalen«, ihre erdrückende Mehrheit zu demonstrieren. Sie füllen nicht nur die Kundgebungsplätze und Lokale, sondern auch die benachbarten Straßenzüge mit dichtgedrängten Massen.

Der Zorn der »Vaterländischen« ist groß und wird noch mehr gereizt, als eine Delegation italienischer Militärschüler vor dem Westbahnhof in Wien von einem Massenaufgebot der verbotenen Hitlerjugend stürmisch begrüßt wird.

Die »Vaterländische Front« fühlte den Boden unter den Füßen wanken. Der Versammlungssturm wird abgeblasen und auf die alten bewährten Polizeimethoden zurückgegriffen. Dr. Tavs von der bisher polizeilich anerkannten Landesleitung der als Partei nicht zugelassenen nationalsozialistischen Bewegung wird verhaftet. Der Siebenerausschuß, der die Befriedung zwischen dem Regierungssystem und dem Nationalsozialismus sichern sollte, wird aufgelöst. Der Generalsekretär der »Front«, Zernatto, setzt den rücksichtslosen Legitimisten Zellburg zum Gendarmeriegeneral in Salzburg ein und hält bei dieser Gelegenheit eine Rede, in der er nicht die Verständigung mit der nationalen Opposition, sondern im Gegenteil deren Bekämpfung als Ziel der Staatspolitik bezeichnet.

Der Ausgleich vom Juli 1936 ist damit auch förmlich aufgesagt. Dr. Seyß-Inquart bittet um seine Beurlaubung als Staatsrat.

Die regierungstreue Presse sieht das Ende der Befriedungsepoche gekommen, die Unabhängigkeitspolitik hat gesiegt. Das Schweigen Hitlers am 30. Januar wird als Zeichen der Erlahmung seiner politischen Kraft gedeutet. Hitler wird sich künftig nur noch mit Architektur beschäftigen.

Die »Ablösung der Wache« vom 4. Februar straft diese Propheten Lügen. Vor allem die Abberufung von Papens scheint eine Entwicklung zu verheißen, die nicht zu ihren Voraussagen paßt. Während sie über die weitere Verwendung des Botschafters herumrätseln, erhält Papen noch einmal einen letzten Auftrag nach Wien. Er überbringt Schuschnigg eine dringliche Einladung auf den Obersalzberg.

Der öterreichische Bundeskanzler reist am 11. Februar mit seinem Außenminister Guido Schmidt und von Papen nach Salzburg, um von dort aus mit dem Auto auf den nahen Obersalzberg, jenseits der Grenze zwischen zwei deutschen Stämmen, zu fahren. Er wird sehr unfreundlich empfangen. Hitler lädt ihn nicht einmal zum Sitzen ein und wirft ihm in einer langen und erregten Auseinandersetzung vor, das Abkommen von 1936 dem Inhalt und der Form nach gebrochen zu haben. Schuschnigg führe ein Regime, dem jede Legalität fehle und das sich im Grunde genommen nur auf Gewalt, auf innere und äußere Gewalt stütze. Im Jahre 1919 hätten sich 95 Prozent der Bevölkerung Österreichs für den Anschluß ausgesprochen. Heute seien alle Parteien im Lande verboten, weil jede freie Wahl die gleiche Stimmenzahl für die Wiedervereinigung mit dem Reich bringen würde. Es sei unwürdig, daß eine deutscher Staat für die Interessen ehemaliger Feindstaaten gegen die überwältigende Mehrheit seiner eigenen Bürger regiere. Hitler bietet Schuschnigg zum — wie er sagt — letzten Male die Hand zu einer Verständigung auf der Basis von 1936.

»Ich machte aber Herrn Schuschnigg«, berichtete Hitler am 18. März, *»darauf aufmerksam, daß es der letzte Versuch sein würde, der von meiner Seite aus in Betracht käme, und daß ich entschlossen sei, im Falle des Mißlingens dieses Versuches die Rechte des deutschen Volkes in meiner Heimat mit jenen Mitteln wahrzunehmen, die auf dieser Erde seit jeher immer dann allein noch übriggeblieben sind, wenn sich menschliche Einsicht dem Gebot der normalen Gerechtigkeit verschließt.«*

Zur Bekräftigung dieses Argumentes wird Keitel hinzugezogen, der dem Bundes-

kanzler die Stärke der motorisierten deutschen Verbände vor Augen führt, die zum Einsatz bereitstehen.

Folgende Forderungen werden Schuschnigg präsentiert:

1. Endgültige und vollkommene Durchführung der Amnestie von 1936 für alle politischen Häftlinge der nationalen Opposition.
2. Anerkennung der legalen Existenz des Nationalsozialismus, der die weitaus stärkste politische Bewegung in Österreich darstellt.
3. Ernennung von Seyß-Inquart zum Innenminister als Garantie für die wirkliche Durchführung der ersten beiden Forderungen.

Schuschnigg sagt die Erfüllung dieser Forderungen zu. Er reist zurück und verhandelt drei Tage lang mit seinen Ratgebern, bis sich die Erkenntnis durchsetzt, daß der minimale Rückhalt des Systems im eigenen Volke zu einer offenen Kraftprobe nicht ausreicht.

Auf fremde Hilfe ist wenig Aussicht. Der einzige, der sich in der Dollfuß-Krise gerührt hatte, Mussolini, hat noch im Januar auf einer italienisch-österreichisch-ungarischen Konferenz in Budapest Herrn Schuschnigg wissen lassen, daß *»die Achse Rom-Berlin als Unterpfand des Friedens und des Wiederaufbaues«* auf die Sympathien Ungarns und Österreichs rechne.

Die künstlichen Dämme, die die Kräfte des Stromes bisher aufgebaut haben, drohen zu bersten. Schuschnigg muß sich entschließen, die Schleusen zu öffnen, um eine Katastrophe zu verhindern.

Die allgemeine Amnestie wird durchgeführt. Die Wöllersdorfer Häftlinge, viele von ihnen »Lebenslängliche«, Tausende entgegen den Zusagen von 1936 nicht Entlassene, Tausende von neuen Opfern, werden binnen weniger Tage ihren Familien wiedergegeben.

Als zweiter Schritt erfolgt eine etwas fragwürdige und bedingte Legalisierung des österreichischen Nationalsozialismus: *»Auf Grund der am 12. Februar in Berchtesgaden zwischen dem Führer und Reichskanzler und dem Bundeskanzler Dr. Schuschnigg getroffenen Abreden wird nunmehr der österreichische Nationalsozialist die Möglichkeit legaler Betätigung im Rahmen der ›Vaterländischen Front‹ und aller übrigen österreichischen Einrichtungen haben. Diese Betätigung kann jedoch nur auf dem Boden der Verfassung, die politische Parteien nach wie vor ausschließt, in Gleichstellung mit allen anderen Gruppen erfolgen.«*

Als drittes unternimmt Schuschnigg eine Umbildung der Regierung. Er beruft Seyß-Inquart in das Innenministerium, aber gibt ihm zugleich eine Systemgröße, den bisherigen obersten Chef des Sicherheitswesens Skubl, als Staatssekretär bei. Als weiteres Gegengewicht erfährt Zernatto eine Rangerhöhung zum Minister, während der alte Freigewerkschaftler Watzek als neuer Staatssekretär für Arbeiterschutz in seiner ersten amtlichen Äußerung den Generalstreik androht.

Die »Vaterländische Front« ordnet für ihre sozialen Arbeitsgemeinschaften an, daß alle in der Arbeiterschaft bestehenden Anschauungen — also auch die kommunistischen und anarchistischen — in ihnen völlige Gleichberechtigung finden sollen — mit alleiniger Ausnahme des Nationalsozialismus. Das so entstehende Spottgebilde einer Volksfront mit klerikal-legitimistischer Spitze würde in diesen aufgeregten Tagen die Drohung eines Chaos wie in Spanien heraufbeschwören, wenn — ja, wenn hinter der

Regierung, hinter der »Vaterländischen Front« und hinter ihren linken Flügelmännern noch irgendeine reale Kraft stünde.

In Wirklichkeit verändert sich jetzt das politische Bild Österreichs mit jeder Stunde. Während man noch daran herumtüftelt, in welch abgewandelter Form das Abzeichen der NSDAP für Österreich zugelassen werden könnte, tauchen auf allen Straßen Hunderttausende von Trägern des deutschen Abzeichens auf. Die Bemühungen der Polizei, die alten Flaggen-Notverordnungen zur Anwendung zu bringen, schlagen fehl, überall weht die Hakenkreuzfahne als Bekenntnis zum gemeinsamen deutschen Stamm. Die Jahrzehnte gewaltsamer Einengung und Abschnürung rächen sich nun. Die widernatürliche Aufstauung der nationalen Energie ist nicht mehr in ruhigen Strom abzuleiten, sie ergießt sich in den Sturzbach der extremen, der totalen Lösung.

Auch die Versuche, den einst in blutigen Kämpfen zusammengeschlagenen Austro-Marxismus als Bollwerk wieder aufzubauen, ja sogar den »Schutzbund« unter der leichten Tarnung eines Wehr- und Sportverbandes wieder zuzulassen, verkennen die Stunde ebenso wie jene Heimwehrdesperados Fey und Starhemberg, die jeder für sich noch einmal die letzten Mannen in ihr legitimistisches Abenteuer führen wollen.

Zernattos »Lawine« von dreitausend Versammlungen der »Vaterländischen Front« zerstiebt zu feinem Pulverschnee, denn ein tausendfaches »Heil Hitler« ist für ihn und seine Redner ein schlechter Auftakt zum Aufruf gegen den Anschluß.

Die Partie ist für den »Staat wider Willen« bereits endgültig verspielt, als sich Schuschnigg doch noch zu einer letzten Verzweiflungstat aufrafft. In tiefstem Geheimnis selbst gegenüber seinem Kabinett beschließt er kraft seiner Stellung als Chef der »Vaterländischen Front« eine »Volksbefragung«. Die Voraussetzungen dafür sind in der Verfassung nicht gegeben. Selbst Bundespräsident Miklas spricht sich dagegen aus. Es fehlten Wahllisten, da in dieser Republik seit Jahren nicht mehr gewählt werden durfte. Doch Schuschnigg bleibt bei seinem Vorhaben und will jeden Widerstand durch schnelles Handeln überrumpeln.

Am 9. März verkündet er auf einem Amtswalterappell der »Front« in Innsbruck, daß schon am Sonntag, dem 13., die Volksabstimmung, die man ja so lange ersehnt habe, stattfinden werde. Die Wahlpropaganda lautet: *»Für ein freies und deutsches, unabhängiges und soziales, für ein christliches und einiges Österreich.«*

Mit dieser Wahlparole, die nur zu deutlich Hitlers Vorbild verrät, denkt Schuschnigg seinen Gegnern den Wind aus den Segeln zu nehmen und zugleich sein eigenes Regime für die Zukunft zu legalisieren. In aller Eile werden die technischen Wahlvorbereitungen improvisiert. Listen existieren nicht. Also wird jedem, der dem Wahlkomitee bekannt ist oder sich durch irgendein Ausweispapier legitimieren kann, die Abstimmung gestattet. Die Wahlkomitees werden nicht von den Behörden, auch nicht von den Parteien, die ja verboten sind, gebildet, sondern ausschließlich von den Landeshauptleuten und Amtswaltern der »Vaterländischen Front«. So ist jede Wahlkontrolle von vornherein ausgeschaltet. Aber damit nicht genug: Die Wahl soll je nach Selbsteinschätzung des Wählers offen oder geheim stattfinden. Was das bedeutet, sagt die Regierungspresse deutlich genug: jedes »Neinvotum« ist Landesverrat!

Eine weitere Verordnung setzt das Wahlalter auf 24 Jahre hinauf. In Wien schließt der Bürgermeister aber selbst diesen Jahrgang noch aus.

Schuschnigg erwartet nach berühmtem Vorbild einen 95prozentigen Erfolg, aber er

ist seiner Sache nicht sicher. Zur Vorsicht fragt er zwar nicht bei seinen Kabinettsmitgliedern, wohl aber im Ausland an, was man von seinem Schritt halte. Die Diplomaten Englands, Frankreichs und Italiens hüllen sich in Schweigen. Chamberlain hat am 28. Februar festgestellt, daß *»die auf die Berchtesgadener Zusammenkunft vom 12. Februar hin ergriffenen Maßnahmen der österreichischen Regierung nach Meinung der Regierung seiner Majestät den von Österreich im Vertrag von Saint Germain übernommenen Verpflichtungen nicht widersprechen«*.

Schuschnigg fragt noch einmal in London an, das aber jede militärische Unterstützung rundweg ablehnt. Die französische Regierung sucht Anlehnung bei Italien, das schon am 10. März negativ antwortet. Am gleichen Tage tritt das Kabinett Chautemps zurück. Frankreich ist wieder isoliert, ist wieder handlungsunfähig. Der Duce selbst aber rät Schuschnigg in letzter Stunde dringend von seinem Manöver ab: *»Diese Bombe wird Euch in den Händen explodieren.«*

Das ahnt man auch am Ballhausplatz. Man wird nervös. Die Polizei wird eingesetzt, um die immer machtvolleren Kundgebungen der Bevölkerung zu unterdrücken. Aber diese Waffe ist stumpf und schartig geworden. Die Polizei greift nicht mehr durch. Singend ziehen die Aufmärsche der Hitlerjugend durch die polizeilichen Sperren hindurch. Die gegen Graz eingesetzten »zuverlässigen« Truppen sollen die Stadt zernieren. Auch hier gelingt der Jugend der unblutige Sieg, indem sie den Vorstoß der Bewaffneten mit ihren Leibern abriegelt.

Die Nervosität erreicht ihren Höhepunkt, als Dr. Jury, der Stellvertreter Seyß-Inquarts, zur Stimmenthaltung aufruft. Das ist ein tödlicher Streich für den Bundeskanzler. Er verlangt die Abberufung Dr. Jurys und sucht den Aufruf zu beschlagnahmen. Zu spät, der Aufruf ist zu einem Fanal der Erhebung geworden.

Die Armee wird in Bereitschaftszustand gesetzt und in ihren Kasernen »konfiniert«. Der eben von der Wahl ausgeschlossene Jahrgang 1915 wird aufgerufen, um die jungen Leute unter Kontrolle zu bringen und als Bürgerkriegsreserve in Verfügung zu halten. Der Bürgermeister in Wien beginnt Waffen an die marxistischen Verbände zu verteilen.

Doch dieser Bruderzwist hat bereits genug Opfer gekostet. Zweitausend Tote, Ermordete und Gehenkte, zählt man auf nationalsozialistischer Seite. Seyß-Inquard und Glaise-Horstenau bieten Schuschnigg ihren Rücktritt an, wenn nicht die Wahl um drei Wochen verschoben und dann in legaler Form frei und geheim durchgeführt wird. Schuschnigg erwartet noch in letzter Minute eine ausländische Intervention. Als aber sein Gesandter Baron Frankenstein ein nochmaliges *»Nein«* aus London übermittelt, gibt er nach.

Kriegsstimmung liegt über Wien, Bürgermeister Schmitz startet einen letzten Werbefeldzug. Lastautos sausen durch die Straßen, angefüllt mit Leuten, die ihre geballten Fäuste emporheben und *»Hoch Schuschnigg«* und *»Heil Moskau« rufen.* Ein Wirbel von Propagandazetteln wird über die Straßen geschüttet. In den Vororten aber sammeln sich die Formationen der Nationalsozialisten, die das Wort Andreas Hofers *»Mander, s'ischt an der Zeit«*, das Schuschnigg eben selbst heraufbeschworen hatte, nach ihrer eigenen Weise auslegen.

Schuschnigg verkündet die Vertagung der Wahl. Mit der Wahl jedoch steht und fällt sein persönliches Regime. Sein Gewaltstreich hat ihm nichts gebracht außer der Er-

kenntnis, daß er nichts mehr hinter sich hat, daß er allein steht, drinnen und draußen.

Abends um 20 Uhr resigniert er als Bundeskanzler. Dreieinhalb Stunden später gibt der Rundfunk die Betrauung Seyß-Inquarts mit der Führung der Bundeskanzlergeschäfte durch den Bundespräsidenten Miklas bekannt. Ganz Wien ist in dieser Nacht auf den Beinen. Der Heldenplatz ist ein wogendes Menschenmeer, das in schäumende Bewegung gerät, als im nächtlichen Lichterschein die erste Hakenkreuzfahne auf dem Ballhausplatz entrollt wird.

Die schillernde Seifenblase der »Österreichischen Nation«, des »Österreichischen Menschen« zerplatzt in Nichts. Widerstandslos nehmen die Braunen die Macht aus den Händen der »Vaterländischen Front«. Der ehemalige Marxist denkt nicht an Generalstreik, sondern hofft auf Arbeit und Brot, die der Arbeiter im Reich schon seit Jahren wiedergewonnen hat. 40 000 Flüchtlinge warten an den Grenzen, um wieder in ihre Heimat zurückkehren zu können.

Ein knapper Monat der Freiheit hat den österreichischen Nationalsozialismus aus der Illegalität in den Besitz der staatlichen Macht geführt. Damit ist nicht nur ein Regierungswechsel vollzogen, das weiß die ganze Welt. Sie weiß, daß eine weitere Versailler Zwangsgrenze, die sechseinhalb Millionen Menschen ihres Selbstbestimmungsrechtes beraubte, gefallen ist. Sie weiß, daß damit das politische Schwergewicht sich in ganz Europa entscheidend verschiebt. Deutschlands Bevölkerungszahl wird doppelt so stark wie die Frankreichs oder Englands oder Italiens. Das Reich ist zum beherrschenden Zentrum des europäischen Kräftespiels geworden. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß Frankreichs Spinnennetz um Deutschland gefährlich durchrissen ist, daß der Hauptbalken, an dem es hängt, fast schon in der Luft schwebt. Die Heimkehr des österreichischen Stammes in die deutsche Einheit wird auf deutscher Seite zunächst nur in jubelndem Rausche tiefster menschlicher Empfindungen gefeiert. Jenseits der Grenzen aber gelten diese Sentiments nicht. Um so mehr gelten die Zahlen des Wirtschaftspotentials, der Divisionen und der geographischen Positionen.

Was wird geschehen, wenn man in Paris, London oder Rom zur Klarheit über das Geschehene kommt? Wird die Achse halten? Wird Paris durch seine Regierungskrise gebunden? Wird Chamberlain den Anschluß hinnehmen, der ihm ja deutlich genug angekündigt wurde?

Alles hängt davon ab, daß keine Heimwehrkanone, kein Maschinengewehr der »Vaterländischen Front« losgeht, daß kein Schutzbundführer auf die Barrikaden geht, daß aber auch die eigenen Leute keinen Augenblick aus der Hand geraten und vielleicht die Rache an ihren Kerkermeistern gewaltsam vollziehen. Gewiß würde jedes Aufbegehren am Widerstande der Majorität des Volkes scheitern, aber in den Augen der Welt würde ein Freudenfest in ein Blutbad verwandelt scheinen, das vielleicht zu gefährlichen Konflikten anreizen könnte.

Schon haben zwar die Nationalsozialisten überall in Österreich das Heft in der Hand. Auf allen Amtsgebäuden sind Hakenkreuzfahnen gehißt, widerstandslos ist die »Vaterländische Front« abgetreten. Aber in Berlin traut man der Lage noch nicht und will vor allem Sicherheit gegen Überraschungen von außen. Göring telefoniert mit Seyß-Inquart und erreicht von ihm das Einverständnis zu einem Telegramm, dessen Empfang im gleichen Telefongespräch von Göring vorweggenommen wird: *»Die provisorische österreichische Regierung, die nach der Demission der Regierung Schuschnigg*

ihre Aufgabe darin sieht, die Ruhe und Ordnung in Österreich wiederherzustellen, richtet an die deutsche Regierung die dringende Bitte, sie in ihrer Aufgabe zu unterstützen und ihr zu helfen, Blutvergießen zu verhindern. Zu diesem Zweck bittet sie die deutsche Regierung um baldmöglichste Entsendung deutscher Truppen.«

Nach einer Nacht fieberhaftester Spannung marschieren um 6 Uhr früh deutsche Truppen unter dem Befehl des Generals von Bock über die österreichische Grenze. Sie haben einen schweren Widerstand zu überwinden, der mehrfach ihren Vormarsch verlangsamt: die Begeisterung der Menge, die sie mit einem Blumenregen überschüttet und nur langsam die Straßen wieder freigibt.

Am Vormittag folgt Hitler selbst. Er betritt bei Braunau den Boden seiner Heimat und fährt inmitten eines unbeschreiblichen Jubels nach Linz, wo der neue Bundeskanzler Seyß-Inquart das Erlöschen des schmählichen Anschlußverbots von Saint Germain kraft des Selbstbestimmungsrechtes der Völker verkündet.

Nach ihm spricht Hitler, immer wieder unterbrochen durch nicht endenwollende Beifallskundgebungen: *»Wenn die Vorsehung mich einst aus dieser Stadt hinaus zur Führung des Reiches berief, dann muß sie mir damit einen Auftrag erteilt haben. Und es kann nur ein Auftrag gewesen sein: meine teure Heimat dem deutschen Reich wiederzugeben!«*

Im Rausch dieses Tages überkommt Hitler zum ersten Male das Gefühl der Sendung. Aus dem Trommler war der Staatsmann geworden. Heute wird aus dem Staatsmann der von der Vorsehung auserkorene Vollender der deutschen Einheit, der mit nachtwandlerischer Sicherheit durch eine Welt von Widersachern seinem Stern folgt. Morgen wird sich dieser Glaube noch überhöhen und Hitler wird zu einem Feldzug aufbrechen, der nicht nur Deutschland, der die ganze Menschheit von der Geißel des Bolschewismus erlösen soll.

Aber an diesem strahlenden 12. März ist der Weg in die Zukunft noch gnädig verhüllt. Die Freude des Tages erschüttert das ganze deutsche Volk. Sie reißt auch viele Skeptiker mit, auch jene Kreise, die aus religiösen Bedenken abseits standen. Als Hitler am 14. März zum ersten Male in das jubelnde Wien einzieht, ist unter den zahlreichen Besuchern, die er empfängt, auch Kardinal Innitzer, der seiner Freude über den Anschluß und dem Willen der österreichischen Katholiken, tatkräftig am deutschen Aufbauwerk mitzuwirken, Ausdruck gibt.

Einige Tage später geben die österreichischen Bischöfe eine feierliche Erklärung ab:

»Aus innerster Überzeugung und mit freiem Willen erklären wir unterzeichneten Bischöfe der österreichischen Kirchenprovinz anläßlich der großen geschichtlichen Geschehnisse in Deutsch-Österreich:

Wir erkennen freudig an, daß die nationalsozialistische Bewegung auf dem Gebiet des völkischen und wirtschaftlichen Aufbaues sowie der Sozialpolitik für das Deutsche Reich und Volk und namentlich für die ärmsten Schichten des Volkes Hervorragendes geleistet hat und leistet. Wir sind auch der Überzeugung, daß durch das Wirken der nationalsozialistischen Bewegung die Gefahr des alles zerstörenden gottlosen Bolschewismus abgewehrt wurde. Die Bischöfe begleiten dieses Wirken für die Zukunft mit ihren besten Segenswünschen und werden auch die Gläubigen in diesem Sinne ermahnen.«

Der Reaktion des Auslandes sieht man dieses Mal in Berlin ruhiger entgegen als

SPANIEN – *Der Westen m i t den Roten*

Zweimal Probekrieg, aber verschiedene Fronten:

KOREA – *Der Westen g e g e n die Roten*

. . . in der Sowjetunion
Plünderung einer Moskauer Kathedrale



Kirchen-Zerstörung

. . . im Dritten Reich
Bombenwirkung im Dom zu Köln

in den Tagen der Rheinlandbesetzung. Zwar ist der Stand der deutschen Rüstung immer noch unzureichend für einen ernsthaften Einsatz in einem europäischen Konflikt; aber man hat aus London die beruhigende Nachricht, daß der Vollzug des österreichischen Anschlusses ohne Gewaltanwendung keinen Anlaß zu einer Intervention bieten würde. Vielmehr gibt die britische Regierung am 14. März im Unterhaus bekannt, sie habe mit *»Freunden der Genfer Entente«* die neue Sachlage behandelt und es sei Einstimmigkeit vorhanden gewesen, daß eine Erörterung der österreichischen Lage in Genf zu keinem zufriedenstellenden Resultat führen, sondern daß das Ergebnis wahrscheinlich wieder irgendeine Demütigung sein würde.

Frankreich liegt in den Geburtswehen einer neuen Volksfrontregierung unter Léon Blum und ist nicht aktionsfähig.

Nach Rom geht am 12. März ein Schreiben Hitlers an Mussolini, welches Prinz Philipp von Hessen, ein Verwandter des italienischen Königshauses,im Sonderflugzeug überbringt. Hitler entschuldigt sich *»für die Eile des Schreibens und die Form dieser Mitteilung. Die Ereignisse kamen für uns ganz unerwartet.«* Sein Entschluß der Heimführung Österreichs sei unabänderlich. Zugleich aber bemüht er sich, jedes Bedenken Italiens von vornherein aus dem Wege zu räumen:

»Es liegt mir daran, Ihnen, dem Duce des italienischen Volkes, und dem faschistischen Italien in feierlichster Weise zu versichern:

1. *Betrachten Sie dieses Vorgehen als einen Akt der nationalen Notwehr und demgemäß als eine Tat, welche jedermann von Charakter an meiner Stelle in gleicher Weise ausführen würde. Auch Sie, Exzellenz, könnten nicht anders handeln, wenn das Schicksal der Italiener auf dem Spiele stände. Ich als Führer und Nationalsozialist kann nicht anders handeln.*
2. *In einer für Italien kritischen Stunde habe ich Ihnen die Festigkeit meiner Gefühle bewiesen. Zweifeln Sie nicht daran, daß in Zukunft daran nicht das geringste geändert wird.*
3. *Welches auch immer die Folgen der kommenden Ereignisse sein werden, so habe ich eine klare Grenzlinie gegen Frankreich abgesteckt und ziehe jetzt eine ebenso klare andere gegenüber Italien. Diese Grenze ist der Brenner. Dieser Entscheid wird nie angezweifelt oder angefochten werden. Ich habe diesen Entschluß nicht im Jahre 1938 gefaßt, sondern sofort nach dem Weltkrieg, und ich habe nie ein Geheimnis daraus gemacht.«*

Der faschistische Großrat lehnt in einer Nachtsitzung vom 12. zum 13. März *»jede Einmischung in die innere Politik und die Entwicklung einer Bewegung nationalen Charakters ab, deren logischen Ausgang man leicht habe voraussehen können.«*

Hitler antwortet auf diese Nachricht von Linz aus mit seinem wiederum die Hochstimmung des Tages verratenden pathetischen Telegramm:

»Mussolini, ich werde Ihnen dieses nie vergessen.«

Am 13. März tritt Bundespräsident Miklas zurück und gibt damit den Weg frei für das österreichische Bundesverfassungsgesetz über die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Reich. Schon am gleichen Tage ergeht in Berlin das entsprechende Reichsgesetz.

Diese Gesetze vollziehen, was schon vor zwanzig Jahren Wunsch und Wille der Österreicher war. Schon vor zwanzig Jahren hatte der Vollzugsausschuß der Deutsch-Österreichischen Nationalversammlung das Reich um Waffenschutz gebeten. Schon am

12. November 1918 verkündete ein Gesetz: *»Deutsch-Österreich ist ein Bestandteil der Deutschen Republik.«* Der damalige Staatskanzler, kein Alldeutscher, sondern der Sozialdemokrat Renner, erklärte:

»Unser großes Volk ist in Not und Unglück. Das Volk, dessen Stolz es immer war, das Volk der Dichter und Denker zu heißen, unser deutsches Volk des Humanismus, unser deutsches Volk der Völkerliebe, unser deutsches Volk ist im Augenblick tief gebeugt. Aber gerade in dieser Stunde, wo es so leicht und so bequem und vielleicht auch so verführerisch wäre, seine Rechnung abgesondert zu stellen und vielleicht auch von der List der Feinde Vorteile zu erhaschen, in dieser Stunde soll unser deutsches Volk in allen Gauen wissen: Wir sind ein Stamm und eine Schicksalsgemeinschaft.«

Die neu gewählte Nationalversammlung Deutsch-Österreichs bekräftigte diesen Entschluß am 12. März 1919 mit einem Gesetz gleichen Wortlautes. Österreichische Delegierte wurden gewählt, um an der Ausarbeitung der Weimarer Verfassung teilzunehmen, in der ebenfalls der Anschluß Deutsch-Österreichs vorgesehen wurde.

Erst der Einspruch Clemenceaus zerriß das selbstgeknüpfte Band der deutschen Einheit und fordert *»die unabänderliche und dauernde Unabhängigkeit«* des neuen Donaustaates, ja er verbietet dem Zwangsgebilde sogar seinen Namen »Deutsch-Österreich«. Die österreichische Nationalversammlung beugte sich den Forderungen der Sieger, sie billigte die Unterzeichnung des Diktates von Saint Germain, aber nicht ohne zu erklären:

»Die Nationalversammlung erhebt vor aller Welt feierlich ihren Protest dagegen, daß der Friedensvertrag von Saint Germain unter dem Vorwande, die Unabhängigkeit Deutsch-Österreichs zu schützen, dem deutsch-österreichischen Volke sein Selbstbestimmungsrecht nimmt, ihm die Erfüllung seines Herzenswunsches, seine wirtschaftliche, kulturelle und politische Lebensnotwendigkeit, die Vereinigung mit dem deutschen Mutterlande verweigert. Die Nationalversammlung spricht die Hoffnung aus, daß, sobald der Frieden den Geist nationaler Gehässigkeit und Feindseligkeit, den der Krieg hervorgerufen hat, überwunden haben wird, der Völkerbund auch dem deutschen Volke das Recht auf Einheit und Freiheit der Nation, das er allen anderen Völkern gewährt, nicht dauernd vorenthalten werde.

In schmerzlicher Enttäuschung legt sie Verwahrung ein gegen den leider unwiderruflichen Beschluß der Alliierten und Assoziierten Mächte, dreieinhalb Millionen Sudetendeutsche von den Alpendeutschen, mit denen sie seit Jahrhunderten eine politische und wirtschaftliche Gemeinschaft bilden, gewaltsam loszureißen, ihrer nationalen Freiheit zu berauben und unter die Fremdherrschaft eines Volkes zu stellen, das sich in demselben Friedensvertrag als ihr Feind bekennt.

Dennoch bleibt ihr keine Wahl: Land und Volk brauchen den endlichen Frieden, der ihnen die Weltmoralisch und wirtschaftlich wieder öffnet, sie brauchen den Frieden, der die Kriegsgefangenen endlich den Ihrigen wiedergeben wird . . .

Es bleibt ihr auch deshalb keine Wahl, weil unser Land in der Versorgung mit Nahrungsmitteln, Kohlen und industriellen Rohstoffen wie in der Wiederherstellung seines Kredites und seiner Währung von den Großmächten abhängt.«

Jetzt hat sich dieses Blatt, das kein Ruhmesblatt in der Geschichte der Demokratie ist, gewendet. Man hat es Hitler überlassen, diesen Erfolg zu ernten, man hat es ihm überlassen, voll Stolz zu verkünden, daß kein Volk Europas sich rühmen kann, den

Kampf um seine Einheit ohne Pulver und Blei, ohne blutigen Krieg zum Erfolg geführt zu haben.

Das Ausland verschließt sich diesen Tatsachen nicht. Italien und Japan, Jugoslawien, Polen und Ungarn wandeln ihre Gesandschaften in Konsulate um und benutzen diesen Anlaß, ihre Sympathien *»zu der Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich mit den wärmsten Glückwünschen zum Ausdruck zu bringen«*. Ihrem Beispiel folgen bald die übrigen Staaten. Nur England und Frankreich unterziehen sich der peinlichen Aufgabe zu protestieren. Lord Halifax sagt am 16. März vor dem Oberhaus, daß der in Saint Germain geschaffene Zustand wohl nicht für alle Zeiten hätte aufrechterhalten werden können, daß aber die britische Regierung die von Deutschland angewendete Gewaltmaßnahmen mißbillige.

Beide Proteste werden als eine unzulässige Einmischung in innere deutsche Angelegenheiten zurückgewiesen.

Zum britischen Vorwurf der »Gewaltmaßnahmen« gebietet die historische Gerechtigkeit festzuhalten, daß Deutsch-Österreichs Selbstbestimmungsrecht immer wieder durch Gewaltandrohung unterdrückt wurde und daß die einrückenden deutschen Truppen wohl nur eine Aufgabe hatten, nämlich den Vollzug dieser ständigen Drohungen abzuwehren.

Am 18. März verkündet Hitler in einer Reichstagsrede die Auflösung des Reichstages und die Ausschreibung von Wahlen im gesamten Reichsgebiet zum ersten »Großdeutschen Reichstag«. Wiederum werden zwei Wahlparolen gekoppelt. Der Stimmzettel hat folgenden Aufdruck: *»Bist Du mit der am 13. März 1938 vollzogenen Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich einverstanden und stimmtst Du für die Liste unseres Führers Adolf Hitler?«* Wir werden dadurch der Möglichkeit beraubt, den Unterschied zu messen zwischen der Zustimmung des Gesamtvolkes zum Anschluß Österreichs und der Zustimmung zu dem Regime Hitlers. Wir lernen die Größe jener Gruppe von Deutschen nicht kennen, die jetzt *»Ja«* sagen — trotz Hitler. Aber auch ohne diese Finte, ohne Wahlmache und ohne Angst vor der Gestapo könnte Hitler getrost in die »Wahlschlacht« ziehen, denn nie vorher und nie nachher ist ihm eine solche Popularität gewiß, wie jetzt nach seinem schönsten Sieg, mit dem er die Herzen eines ganzen Volkes erobert hat.

Dennoch wird der Wahlkampf mit einer Intensität geführt, als ob es mächtige Gegner aus dem Felde zu schlagen gelte. In den vier Wochen bis zur Abstimmung rollt eine Welle von Versammlungen, Reden, Aufmärschen, Appellen und Feiern über Großdeutschland. Presse und Rundfunk trommeln wie in alten Zeiten. Deutschland hat Österreich einiges zu bieten. Göring kündigt in seinen Reden den Aufbau für das neue Land im Reiche an: Fortfall der Zölle, Hebung der Bodenschätze, Ausbau der Hüttenwerke, der Rüstungsindustrie, der Wasserkraftanlagen, der Erdölgewinnung, Bau von Autobahnen, Bodenverbesserung, Wildbachregulierungen und Drainagen, Wohnungsbau, Brückenbau, Neubau von Eisenbahnen, Fertigstellung des Rhein-Main-Donau-Kanals, Bau eines Donaugroßhafens in Wien — das sind die Kernpunkte seines Programms, an das er mit rasantem Eifer herangeht.

Das ganze Elend der österreichischen Enge wird erst jetzt deutlich, wo die Abschnürung zerissen ist und der wirtschaftliche Blutstrom des Reiches in das müde und kranke Gewebe sich ergießt. Hatte Schuschnigg auf seiner letzten Rede gesagt: *»Wir*

wollen zum Beispiel in Tirol allein in diesem Jahre neun Millionen Schilling für Straßenbauten ausgeben«, so kann ihnen Göring jetzt entgegenhalten, daß eine einzige Kurve der Reichsautobahn soviel kosten wird.

Freilich, die Ernüchterung wird kommen wie nach jedem Rausch. Nicht nur, daß die Mischung zwischen Berliner Tempo und Wiener Charme ihre Schwierigkeiten hat, nicht nur, daß eine rigorose Gleichschaltung vieles unterpflügt, was dem Österreicher lebens- und liebenswert erschien. Es ist vor allem die »Reichs-Germanisierung« des Landes, die Überflutung mit reichsdeutschen Sachwaltern auf vielen Gebieten, die ebensogut und besser von den Eingesessenen geordnet werden könnten. Aber der Schematismus einer Massenbewegung setzt sich durch, und auch die reichsdeutsche Wirtschaft wartet nicht, bis die Österreicher selbst die neuen Projekte aufgreifen, sondern sie stürzt sich, verlockt von großen Gewinnen, auf die neuerschlossenen Möglichkeiten.

Doch diese Ernüchterung kommt erst später. Für die Abstimmung vom 10. April wirkt sie noch nicht hemmend auf den Überschwang der Begeisterung. Fast fünfzig Millionen Stimmberechtigte erscheinen an der Wahlurne. Die Wahl ist geheim und geht unter dem angespannten Interesse einer beträchtlichen Anzahl Berichterstatter vor sich. Als offizielles Ergebnis wird verkündet: in Österreich 99,73 Prozent aller gültigen Stimmen, im Altreich 99,01 Prozent für den Anschluß. Die Wahl zum Großdeutschen Reichstag ergibt 99,08 Prozent *»Ja-Stimmen«* für die einzige Liste.

Die Ziffern liegen zu nahe an den hundert Prozent, um nicht frisiert zu erscheinen. Darum fragten wir die Österreicher, die diese Tage miterlebten, wie es sich damit verhalte, wo denn die Massen des Austro-Marxismus plötzlich geblieben seien und die Anhänger der »Front«. Die Antwort, die wir immer wieder hörten, war: *»Anhänger der ›Front‹ konnte man lange schon mit der Laterne suchen. Die ›Marxisten‹ hatten sich nach Prag abgesetzt und der österreichische Arbeiter stand auf den Straßen und schrie und jubelte mit uns, als der alte Traum in Erfüllung ging.«*

Der Sprengstoff von Versailles:
Das Selbstbestimmungsrecht der Sudetendeutschen

Die Rückkehr Österreichs in die deutsche Einheit hat die Karte Europas grundlegend geändert. Sie hat vor allem ein Staatsgebilde berührt, dessen innere und äußere Errungenschaften wie kein anderes das Erbgut der Versailler Vaterschaft verriet. Mit der Kunst der Lüge und einem außerordentlichen Aufwand von Propaganda hatten Masaryk und Benesch ihre allierten Freunde reif gemacht für den Glauben, wie nützlich sich für die Zukunft Europas eine Republik erweisen würde, die wie ein dünner Blinddarm den Kontinent von West nach Ost durchziehen sollte; wie nützlich es politisch sein würde, dreieinhalb Millionen Deutsche, siebenhunderttausend Ungarn, fünfhunderttausend Ukrainer, achtzigtausend Polen — mit einigen weiteren Volkssplittern insgesamt viereinhalb Millionen Fremdstämmige, unter die Fuchtel einer schaumgeborenen, einer neuen Nation mit dem Bindestrich, nämlich der Tschecho-Slowaken, zu unterstellen.

Im Punkt 10 seiner Kongreßrede vom 8. Januar 1918 hatte Wilson verkündet:

»Den Völkern Österreich-Ungarns, deren Platz unter den Völkern wir sichergestellt und zugesichert zu sehen wünschen, sollte die freieste Gelegenheit zu autonomer Entwicklung gewährt werden.«

Und Punkt 4 seiner Kongreßrede vom 11. Februar des gleichen Jahres verlangte weitestgehende Befriedigung aller klar umschriebenen nationalen Bestrebungen, ohne neue Elemente von Zwist und Gegnerschaft zu schaffen, die den Frieden Europas und der Welt stören würden.

Die Verfassung des neuen Staates, die zwar nur vom »Nårodni Vybor«, einer rein tschechischen Kampforganisation unter Assistenz einiger Slowaken aufgestellt worden war, verriet noch in einigen Wendungen eine gewisse Anerkennung der Wilsonschen Grundsätze. In der Praxis freilich blieb sie ebenso auf dem Papier stehen wie die Musterverfassung der fortschrittlichsten aller Demokratien, der Sowjetunion. Man vergaß schnell die föderativen Klauseln, die Rechte der »Minderheiten«, die Forderungen des demokratischen Ausgleichs, man vergaß auch bald den Bindestrich und regierte von Prag aus das fragwürdige Gebilde nach der nationaldemokratischen Formel, daß einundfünfzig Prozent gleich hundert Prozent seien. Wobei allerdings ohne die Slowaken selbst diese einundfünfzig Prozent nicht erreicht werden konnten.

Daseinsgrund und Daseinskraft schöpfte die Tschecho-Slowakei, ebenso wie Österreich, von außen her. Bei ihrer Taufe standen die Strategen Pate, die den schwachen Volkskräften Frankreichs die Millionenheere des russischen Verbündeten zugesellt hatten. So lag es denn nicht nur wie ein feindlicher Fremdkörper mitten im deutschen Raum, sondern bot sich zugleich den alten, neu wiedervereinten Liebenden in Ost und West als Korridor. Zwar war der Korridor unbequem und überbrückte an beiden Enden nicht ganz den Weg. Doch im Zeitalter der Luftfahrt war das leicht zu überwinden. Flugzeugmutterschiff — kein Vorwurf der deutschen Propaganda — sondern ein lautes Angebot der neuen Herren auf der Prager Burg, die mit dem Memoire I ihrer Friedensdelegation sich den Alliierten besonders dadurch ans Herz gelegt hatten, *». . . daß die allgemeine Lage der Tschecho-Slowakei diese notwendigerweise zum Todfeind der Deutschen macht«.* Auf französischer Seite bestätigt Luftfahrtminister Pierre Cot, daß die Tschecho-Slowakei dazu bestimmt sei, im Falle eines Krieges die deutschen Orte und Industrien mit Bomben anzugreifen.

Die Staatsmänner der deutschen Republik hatten die Grenzen der CSR ebensowenig anerkannt wie die Versailler Gestaltungen im weiteren Osten. Sie waren renitente Demokraten und wollten nicht einsehen, daß die Forderungen der Generalstäbe schwerer wiegen als die Ideale der Freiheit. Hitler zeigte für die Belange der Militärs größeres Verständnis. Er sah nicht nur die Rechte der Sudetendeutschen unter einem fremden Regime verkümmern, er sah auch, daß in diesen sudetendeutschen Grenzgebieten die Masse der tschechischen Befestigungen mit Front gegen Deutschland lag. Das Problem zeigte also ein moralisches und politisches, wie auch ein materielles und militärisches Gesicht.

Im Sudetenland selbst hatte sich mit der Gründung der Sudetendeutschen Partei eine unmißverständliche Entwicklung angebahnt. Konrad Henlein, ebenso wie derzeit in Österreich Seyß-Inquart kein Mitglied der NSDAP, verstand es, die Deutschen in

der CSR in seiner Partei zu sammeln, die schon Anfang 1938 mit fünfundfünfzig Abgeordneten die stärkste Partei im Staate darstellte.

Zu dieser politischen Kraft war das Deutschtum in einer zwanzigjährigen Entnationalisierungs-, Unterdrückungs- und Verelendungspolitik des tschechischen Herrenvolkes emporgeprügelt worden. Der 4. März 1919 war der große Auftakt dieser Prager Staatskunst. Zweiundfünfzig deutsche Männer, Frauen und Kinder fielen an diesem Tage durch die Kugeln des tschechischen Militärs, als sie ihren Willen zur nationalen Freiheit, zur Entsendung ihrer Volksvertreter in die Nationalversammlung Deutsch-Österreichs zum Ausdruck brachten. Vierzigtausend deutsche Staatsangestellte und Beamte wurden seit 1919 zwangsweise und verfassungswidrig abgebaut, dreihundertvierundfünfzig Volksschulen mit zweitausenddreihundertsechzehn Klassen sowie siebenundvierzig Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten gingen in diesen Jahren verloren. Für fünfzehntausenddreihundert deutsche Kinder war der Besuch deutscher Schulen unmöglich.

Der Völkerbund? Zweiundzwanzig Beschwerden und Denkschriften wurden von den befugten Vertretern des Sudetendeutschtums nach Genf gerichtet. Keine einzige gelangte vor den Dreierausschuß, keine einzige kam vor den Völkerbundsrat, keine einzige wurde erledigt.

Noch negativer war die Wirkung aller Versuche, mit Prag selber zu einer erträglichen Übereinkunft zu gelangen. Je größer die Selbstverleugnung war, mit der deutscherseits diese Bemühungen betrieben wurden, desto tiefer waren die Demütigungen, mit denen das Tschechentum in seinem totalen Machtanspruch, in seiner Ideologie vom tschechischen Nationalstaat antwortete.

Es gehörte nur wenig Fantasie, nur wenig psychologisches Verständnis dazu, den Sturm vorauszusagen, den Prag so fleißig säte. Nach der Bildung der Sudetendeutschen Partei und ihrem raschen Erfolg, nach dem Erstarken des Mutterreiches und vor allem nach dem Anschluß Österreichs waren die Tage für die Diktatur der Bürokratie und des Polizeiknüppels auch für Prag gezählt. Aber ähnlich wie in Österreich wandte man den Blick nach draußen und suchte Hilfe bei denen, für deren Interessen man so wichtige Garantien bot. War es nicht die Aufgabe der tschechoslowakischen Republik, dem Deutschtum jede Machterweiterung und Einflußnahme im Osten als Bollwerk zu verwehren? Konnte man da den Deutschen in diesem selben Bollwerk ein Recht der Mitbestimmung einräumen? War man nicht seit Jahren mit Plänen genährt, das Deutschtum aus Schlesien zu verjagen, um eine breite Front mit Polen bilden zu können? Wollte man nicht über die Donau hinweg einen Korridor nach Südslawien schlagen, der die Ungarn von einer gefährlichen Annäherung an Deutschland endgültig abriegeln sollte? Und war man schließlich nicht die Brücke zwischen Paris und Moskau, um deren Bestand beide Verbündeten würden kämpfen müssen?

Als daher Henlein am 24. April 1938 in Karlsbad die Forderungen des Sudetendeutschtums aufstellte, Forderungen, die nichts enthielten, was nicht die Verfassung der Republik selbst schon garantiert hatte, griff die tschechische Regierung in ihrer parlamentarisch aussichtslosen Lage zu einem politischen Bluff, dessen Folgen sich als ebenso verhängnisvoll erweisen sollten wie im Frühjahr das Wahlmanöver Schuschniggs: sie erfand eine deutsche Mobilmachung gegen Prag und erklärte für den 21. Mai, das heißt

einen Tag vor Beginn der schon einmal verschobenen Gemeindewahlen, die tschechische »Gegen-Mobilmachung«.

Nun war Hitler dieses Mal nicht der Übeltäter gewesen. Kein einziger deutscher Soldat war mobilisiert worden, und die Pressevertreter und Militärattachés konnten sich in den deutschen Garnisonen von dieser Tatsache überzeugen. Dr. Benesch aber blieb bei seiner Version. Er übertrumpfte seine Kühnheit mit seiner Torheit, indem er behauptete, daß das Deutsche Reich nur durch die entschlossene Gegenwehr seines Opfers zur Raison gebracht worden sei.

Damit legte sich Benesch selbst die Schlinge um den Hals, die allerdings erst später der große Bruder im Osten endgültig zuziehen sollte.

Benesch erreichte sein Ziel, die Einschüchterung des Sudetendeutschtums, nicht. Er erreichte das Gegenteil: in den Wahlen erzielte die SDP einen überraschenden Erfolg. Sie vereinigte 91,44 Prozent aller deutschen Stimmen auf sich.

Die Antwort Hitlers war ebenso unmißverständlich. Am 28. Mai gibt er den Befehl zur Verdoppelung der deutschen Luftwaffe und zur Vorbereitung der Mobilisierung von sechsundneunzig Divisionen zum Termin vom 2. Oktober. Zugleich ordnet er den Ausbau der Westbefestigungen an.

»Generalstreik« wird abgeblasen

Das deutsche Volk kann den Ernst der Stunde noch nicht erkennen. Noch ist es gefangen von dem Freudenfest des Anschlusses. Noch glaubt es an den Frieden, der doch von allen Seiten so laut beteuert wird. Hat Hitler nicht die schwersten Schritte zur Lösung des Reiches aus seinen Fesseln mit Glück getan, hat er nicht, ohne den Frieden zu gefährden, Deutschland wieder als starken und gleichberechtigten Partner in die Mitte der Völker geführt, die eben noch jeder selbständigen Lebensregung Deutschlands ihr unversöhnliches *»Nein«* entgegenschleuderten? Jetzt kam die ganze Welt nach Berlin, nahm teil an Festen, Kongressen, Tagungen und sah anerkennend auf das deutsche »Wirtschaftswunder«, auf ein Aufbauwerk, das wieder Arbeit und Brot gab und das die Würde und den Wert des Arbeiters zu seinem Kernstück gemacht hatte.

Zwar gab es die Judenfrage und den Streit mit den Kirchen, der immer wieder in den Reden des späteren Kardinals von Galen und des U-Boot-Pastors Niemöller aufblitzte, zwar gab es auch Konzentrationslager, aber wie wenig war über sie bekannt. Man wußte einen oder zwei Namen solcher Lager, man wußte, daß in ihnen zu neunzig Prozent rückfällige Verbrecher ihre Sicherungsverwahrung absaßen. Der Rest waren »Politische«, überwiegend Kommunisten. Aber konnte man denn eine politische Auseinandersetzung, einen Kampf gegen die Fünfte Kolonne des Kremls mit dem Mittel eines bürgerlich-korrekten, liberal-demokratischen Staates führen? Waren nicht alle Staaten, die unter dem Druck dieser Gefahr standen, zu Methoden gelangt, die das freie Spiel der Demokratie außer Kraft setzten, nicht nur Spanien, Portugal sowie die Türkei und Jugoslawien, sondern auch die Grenzländer der Sowjetunion, wie Polen, Litauen, Lettland und Estland?

Es war zwar keine reine Freude, in einem Staat zu leben, der den Menschen in allen seinen Sphären beanspruchte, der mit seiner Geheimpolizei an den Telefonen

horchte und in den Briefen schnüffelte. Doch den Durchschnittsbürger, den »Normalverbraucher«, betraf das kaum. Er zeichnete seine Eintopfspende oder seinen NSV-Beitrag teils freiwillig und begeistert, teils, um sich damit das Alibi eines gutwilligen Staatsbürgers zu erwerben. Er schimpfte wohl oft über seinen Blockleiter, über die kleinen Hitlers, vielleicht auch noch über seinen Gauleiter, aber an den »Führer«, der eben so glänzende Erfolge für Deutschland heimgeholt hatte, reichte seine Kritik nur in seltenen Fällen heran.

In der Intelligenz sah es schon anders aus. Männer, deren Parteien »gleichgeschaltet« waren, deren jüdische Freunde Ämter und Stellungen verloren hatten, die am geistigen und religiösen Leben der Nation aktiv teilnahmen, drangen auch zu einer grundsätzlichen Kritik des gesamten Systems vor. Sie sahen die Gefahr eines übersteigerten Nationalismus, die Gefahr einer auf zwei Augen gestellten Staatsführung ohne jede Kontrolle, einer ebenso unkontrollierten Handhabung der Polizei. Sie konnten die unbestreitbaren Erfolge des neuen Staates im Innern wie im Äußern nicht leugnen, sie verschlossen sich auch nicht der Berechtigung weiterer Forderungen in der Außenpolitik — doch sie sahen ebenso klar die Widerstände, die sich solchen weiteren, noch so berechtigten Vorstößen Deutschlands in der Außenwelt entgegenstemmten.

Es war kein Zufall, daß sich eine erste Zelle klaren Widerstandes gegen diesen Weg in eine gefahrvolle Zukunft innerhalb der Armee bildete. Die deutsche Wehrmacht war der einzige kompakte Organisationskörper, der sich von früher her im Dritten Reich erhalten hatte. Hier herrschten noch strenge Auffassungen des Standes und der persönlichen Ehre, die weder die Jahre seit 1918, noch das neue Regime hatten antasten können. Hier herrschten auch noch nüchterne Gesetze des Denkens in einfachen Zahlengrößen, ohne den Einsatz irrationaler Kräfte. Hier war schließlich auch zuerst bekannt, daß Hitler seine Armee nicht nur zum Schutze des Reiches aufbaute, sondern unbestimmte und weitgreifende Zukunftspläne hegte, die nur kriegerisch verwirklicht werden konnten.

Als in der Obersten Führung der Armee Hitlers Befehl vom 28. Mai über die Vorbereitung der militärischen Exekutive gegen die Tschecho-Slowakei bekannt wurde, schien es dort unvermeidlich, daß Deutschland mit seinem Schlage gegen Prag auch den Kampf gegen Frankreich, und wohl nicht nur gegen Frankreich allein, würde auf sich nehmen müssen. Mit der Sowjetunion waren die Beziehungen ohnedies aufs äußerste gespannt. Es war nicht schwer, sich einen neuen Weltkrieg mit noch ungünstigeren Konstellationen als im Jahre 1914 vorzustellen, dessen Ausgang noch verheerender für das Reich sein würde als damals.

Mochte man auch die Grenzen von Versailles wahnwitzig und verbrecherisch nennen, so lange sie durch überlegene Kräfte verteidigt wurden, war es klüger, sie zu ertragen, als um ihrer Änderung willen alles bisher Errungene zu gefährden.

Auf diese Erwägungen gründet der Generalstabschef des Heeres, General Ludwig Beck, seinen Plan, den er am 16. Juli dem Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst von Brauchitsch, in mündlichem Vortrag unterbreitet: *»Alle aufrechten und ernsten deutschen Männer in staatsverantwortlichen Stellungen müssen sich berufen und verpflichtet fühlen, alle erdenklichen Mittel und Wege bis zur letzten Konsequenz anzuwenden, um einen Krieg gegen die Tschechei abzuwenden, der in seinen Auswirkungen zu einem Weltkrieg führen muß, der das finis Germaniae bedeuten würde.«*

Beck schlägt vor, die höchsten militärischen Führer der Wehrmacht sollten gemeinsam und in drastischer, unmißverständlicher Form auf Hitler einwirken, um ihn vor den Gefahren eines kriegerischen Abenteuers zu warnen. *»Finden ihre Ratschläge und Warnungen in solcher Lage kein Gehör, dann haben sie das Recht und die Pflicht vor dem Volk und vor der Geschichte, von ihren Ämtern abzutreten. Wenn sie alle in einem geschlossenen Willen handeln, ist die Durchführung einer kriegerischen Handlung unmöglich. Sie haben damit ihr Vaterland von dem Schlimmsten, vor dem Untergang bewahrt.«*

Beck weiß, daß es damit allein nicht getan ist. Die Scharfmacher und ewigen *Ja-Sager* in Hitlers Umgebung sieht er als die eigentliche Gefahr an. Sie sind verantwortlich für den Fortfall jeder Hemmung, für die Übertreibung eines Charakters, der ohnedies zur Maßlosigkeit neigt und schon begonnen hat, sich selbst ins Mythische zu entrücken.

Diese Männer werden, sagt Beck, das Eingreifen des Militärs als Schlag gegen ihre Machtstellung empfinden. *»Man wird von radikaler Seite erklären, daß die Durchführung der Absichten des Führers an der Unfähigkeit der Wehrmacht und ihrer Führer gescheitert ist. Erneute und verstärkte Diffamierungen werden einsetzen.«*

Beck ist nüchtern und überlegt genug, die Kräftelage in Deutschland ohne Haß und ohne Kollektivurteil zu überschauen. Er erkennt die Popularität Adolf Hitlers als eine Tatsache, gegen die niemand anrennen kann. Hat nicht eben noch ein Staatsmann wie Winston Churchill in seinem offenen Brief an Hitler erklärt: *»Sollte England in ein nationales Unglück kommen, das dem Unglück Deutschlands von 1918 vergleichbar ist, so werde ich Gott bitten, uns einen Mann zu senden von Ihrer Kraft des Willens und des Geistes.«?*

Beck sieht auch im Lager der Partei selbst Menschen, die er zu seiner Einsicht hinüberzuziehen wünscht. Er faßt daher seine Ziele in kurze klare Parolen: *»Es kann und darf kein Zweifel darüber aufkommen, daß dieser Kampf für den Führer geführt wird. – Für den Führer, gegen den Krieg, gegen die Bonzokratie, Friede mit der Kirche, freie Meinungsäußerung, Schluß mit den Tscheka-Methoden, wieder Recht im Reich, Senkung aller Beiträge um die Hälfte, kein Bau von Palästen, Wohnungsbau für Volksgenossen, preußische Sauberkeit und Einfachheit!«*

Wir können heute nicht sagen, was geschehen wäre, wenn . . . Hitler hätte einem Generalstreik der Generale kaum mit einer »Großen Reinigung« begegnen können. Er wäre wohl zum Einlenken, zur Vertagung seiner Pläne gezwungen gewesen. Aber hätte der vom Nimbus seiner Erfolge, seiner friedlichen Erfolge umstrahlte »Führer« wohl gezwungen werden können, sein ganzes aufs Totalitäre gerichtete Staatssystem preiszugeben?

Wir können diese Frage nicht beantworten, denn Brauchitsch verwarf die Anregung Becks. Er verwarf den Gedanken eines Kollektivschrittes, eines »Generalstreiks«, und hielt nicht die von Beck entworfene Ansprache an die Heeresgruppenbefehlshaber und Kommandierenden Generale, als er sie Anfang August zusammenberief.

Brauchitschs Weigerung war nicht nur in der Ablehnung des Soldaten gegen »politische Kampfmethoden« begründet. Eine neue Entwicklung hatte sich inzwischen angebahnt, die ihn zu seiner Haltung bestimmte. Am 3. August traf in Prag ein Delegierter der britischen Regierung, Lord Runciman, ein, der im Einvernehmen mit Prag einen

Vermittlungsversuch unternehmen sollte. In London wie in Prag schien man also den Ernst der Situation zu verstehen und die Notwendigkeit eines Ausgleiches zwischen den widerstreitenden Interessen zu bejahen. Bahnte sich jetzt eine friedliche Lösung des sudetendeutschen Problems an, so konnte kaum ein Deutscher die Berichtigung der tschechischen Grenzen im Sinne des Selbstbestimmungsrechtes, im Sinne der freien Willensentscheidung der betroffenen Bevölkerung ablehnen.

Man konnte also hoffen, die Anwendung der ultima ratio regis, des Krieges, zu vermeiden und doch einen Konflikt aus der Welt zu schaffen, der nach Ansicht seiner Begründer selbst früher oder später zum blutigen Austrag führen sollte.

So wurde die friedliche Demonstration, die evolutionäre Säuberung Becks zu den Akten gelegt, unter denen die Umsturzpläne Witzlebens und Stülpnagels schon verborgen heranreiften.

München — nur Atempause

Die Mission Lord Runcimans war durch die Verschärfung des Streites zwischen der Prager Regierung und den Sudetendeutschen veranlaßt worden. Der Wahlkampf wurde beiderseits mit schärfsten Argumenten geführt. Die Mobilmachung der tschechischen Armee, die bereits am ersten Tage zwei deutsche Todesopfer forderte, war erst am 17. Juni wieder aufgehoben worden, ohne aber eine Entspannung zu bringen. Als am 7. August ein dritter Toter auf deutscher Seite fiel, antwortete die Führung der SDP mit der Verkündung des Notwehrrechts *»in allen Fällen, in denen sie angegriffen werden«*. Damit war für beide Seiten eine fast ausweglose Situation geschaffen.

Lord Runciman erkannte schnell den bedrohlichen Ernst der Situation. Seine Besprechung mit Konrad Henlein auf Schloß Rothenhaus, seine Begegnungen mit zahlreichen Volksdeutschen in Gebieten, die fünfzig bis hundert Prozent deutsche Bevölkerung hatten, beeindruckten ihn ebenso wie auf der anderen Seite die starre und kompromißlose Abwehr der tschechischen Regierung gegen seine Vorschläge eines Ausgleichs, einer schnellen Annahme des Karlsbader Programms, das inzwischen in Form eines Vierzehn-Punkte-Entwurfes durch den Abgeordneten Kundt dem tschechischen Ministerpräsidenten Dr. Hodscha überreicht wurde.

Prag antwortet mit Gegenvorschlägen, die von deutscher Seite nach allen bisherigen Erfahrungen als ungenügend zurückgewiesen werden. Der letzte dieser Entwürfe, der am 5. September in einem Ministerrat unter Vorsitz von Benesch beschlossen wird, kommt aber nicht mehr zur Erörterung. Prag greift wiederum zum Gummiknüppel, um der Staatsraison Geltung zu verschaffen. Am 7. September geht berittene Polizei in Mährisch-Ostrau gegen die Teilnehmer einer sudetendeutschen Versammlung vor und mißhandelt besonders die Abgeordneten schwer, die sich schlichtend ins Mittel legen. Am 11. und 12. kommt es wieder zu blutigen Zusammenstößen, denen dreizehn Deutsche zum Opfer fallen.

In Nürnberg findet in diesen Tagen höchster Spannung der »Reichsparteitag Großdeutschlands« statt. Auf der Tribüne der Ehrengäste, auf den Empfängen im »Deutschen Hof«, in Himmlers buntem Gästezelt wird die Aufmerksamkeit der Diplomaten und Delegierten aus fast allen Ländern der Welt allein beherrscht von der Sorge, welchen Ausgang der blutige Streit im Sudetenland nehmen wird.

Am 10. September zieht Goebbels mit seiner Kongreßrede über »Demokratie und Bolschewismus« ins Feld. Er wettert gegen die Erfolge des Kommunismus in den Volksfront-Demokratien und zitiert die Drohung des tschechischen kommunistischen Parlamentsmitgliedes Slansky: *»Wir Kommunisten gehen unbeirrt auf unser Ziel zu, auf die Sowjetrepublik, an deren Spitze Klement Gottwald stehen wird.«*

Am 12. September ergreift Hitler das Wort. Er geht zurück auf seine Reichstagsrede vom 20. Februar, in der er schon einmal gegen die Rechtlosmachung der Deutschen in der Tschecho-Slowakei schärfstens protestiert habe. Er weist auf die Verstärkung des deutschen Heeres und der Luftwaffe wie auf den Ausbau der Westbefestigungen hin. Alles hält den Atem an, als er ruft: *»Ich werde unter keinen Umständen gewillt sein, einer weiteren Unterdrückung der deutschen Volksgenossen in der Tschecho-Slowakei in endloser Ruhe zuzusehen. Ich habe nicht die Forderung gestellt, daß Deutschland dreieinhalb Millionen Franzosen unterdrücken darf oder die, daß uns etwa dreieinhalb Millionen Engländer zur Unterdrückung ausgeliefert werden; aber ich stelle die Forderung, daß die Unterdrückung der dreieinhalb Millionen Deutschen in der Tschecho-Slowakei aufhört und an dessen Stelle das freie Recht der Selbstbestimmung tritt. Es würde uns leid tun, wenn darüber unser Verhältnis zu den anderen europäischen Staaten getrübt oder Schaden nehmen würde. Allein die Schuld läge dann nicht bei uns.«*

Alles atmet auf, als er noch keine überraschenden Handlungen ankündigt oder androht, sondern noch einmal den Weg der Verhandlungen offen läßt mit den Worten: *»Im übrigen ist es Sache der tschecho-slowakischen Regierung, sich mit den berufenen Vertretern der Sudetendeutschen auseinanderzusetzen und eine Verständigung so oder so herbeizuführen.«*

Die Antwort dieser Regierung aber ist die Verhängung des Standrechts über die sudetendeutschen Gebiete!

Die Mehrheit in der Führung der Sudetendeutschen Partei drängt jetzt zur offenen Rebellion. Konrad Henlein sucht nach einem letzten Ausgleich. Er setzt gegen die erhitzten Gemüter in seinem Lager eine amtliche Mitteilung an den tschechischen Staatspräsidenten durch, in der die Aufhebung des Standrechtes, die Zurückziehung der Staatspolizei und die Kasernierung der Truppen verlangt wird: *»Falls diese Forderungen des Sudetendeutschtums zur Herstellung eines normalen Zustandes, unter dem allein verhandelt werden kann, nicht binnen sechs Stunden angenommen, angeordnet, veröffentlicht und insbesondere durch den Rundfunk verbreitet werden, lehnt die Führung der Sudetendeutschen Partei jede Verantwortung für die weitere Entwicklung ab.«*

Prag mißachtet diese Forderungen: es stehe einer Gruppe von Staatsbürgern nicht zu, der Regierung ein Ultimatum zu stellen.

Jetzt kann auch Henlein nur noch feststellen, daß seine Versuche um eine friedliche Lösung gescheitert seien. Lord Runciman sucht noch einmal zu vermitteln. Henlein sagt ja, aber nach den Blutopfern der letzten Tage gebe es nur noch eine Lösung, über die er zu verhandeln bereit sei: das Selbstbestimmungsrecht des Sudetendeutschtums.

Die Kräfte in der Tschecho-Slowakei stehen sich in unverhüllter Feindschaft gegenüber. Jede Stunde kann einen blutigen Zusammenprall ergeben, der die deutsche Armee in Bewegung setzen, der einen allgemeinen Krieg entfesseln würde. Die Frage ist nur, ob England oder Frankreich oder die Sowjetunion für diesen Krieg gerüstet sind, die Frage ist aber auch, ob ein Krieg für die Aufrechterhaltung der Prager Herrschaft gegen

das Selbstbestimmungsrecht von dreieinhalb Millionen Menschen bei den Demokratien des Westens die nötigen psychologischen Voraussetzungen finden werde.

Beide Fragen können schwerlich mit ja beantwortet werden. Auch der britische Premierminister scheint zu dieser Auffassung gelangt zu sein. Er richtet am 14. September an Adolf Hitler die Anfrage, ob er bereit sei, ihn am kommenden Tage zu einer Erörterung über die friedliche Lösung der Krisis zu empfangen. Hitler stimmt zu. Am Nachmittag des 15. September landet Chamberlains Maschine auf dem Flugplatz München, von wo aus er nach Berchtesgaden weiterreist. *»Ich gestehe, ich war erstaunt über die Wärme der Zustimmung, mit der dieses Wagnis überall aufgenommen wurde«*, berichtet er später.

Auf dem Obersalzberg führt der britische Premier *»eine offene, aber freundschaftliche Aussprache«*, in der er den Eindruck erhält, *»daß Hitler eine sofortige Invasion der Tschecho-Slowakei ins Auge fasse«*.

Hitler will seine Wehrmacht nur dann zurückhalten, wenn die britische Regierung den Grundsatz der Selbstbestimmung annimmt. Chamberlain verabredet mit ihm einen Burgfrieden, um Zeit für eine Klärung zu gewinnen.

In London findet er nach seiner Rückkehr den Bericht Lord Runcimans vor, der zwar die Schuld am Scheitern der Verhandlungen nicht allein bei Prag, sondern auch in der Unbeugsamkeit auf sudetendeutscher Seite sieht, der aber zu dem Schluß gelangt, daß die einzige gerechte und politisch vertretbare Lösung im Selbstbestimmungsrecht zu finden sei.

Am 18. September erscheint der französische Ministerpräsident Daladier mit seinem Außenminister Bonnet in London, um gemeinsam mit der englischen Regierung Vorschläge an Prag auszuarbeiten. Auf Grund des Runciman-Berichtes und der Eindrücke Chamberlains kommt man sehr schnell zu einer Einigung, die einen radikalen Schlußstrich unter das Vergangene zieht: *»Wir sind beide überzeugt, daß nach den jüngsten Ereignissen nunmehr der Punkt erreicht ist, wo das weitere Verbleiben der hauptsächlich von Sudetendeutschen bewohnten Distrikte innerhalb des tschecho-slowakischen Staates tatsächlich nicht länger andauern kann, ohne die Interessen der Tschecho-Slowakei selbst und des europäischen Friedens zu gefährden. Im Lichte dieser Erwägungen haben sich beide Regierungen zu der Schlußfolgerung gezwungen gesehen, daß die Aufrechterhaltung des Friedens und die Sicherheit der Lebensinteressen der Tschecho-Slowakei nicht wirksam gesichert werden kann, es sei denn, diese Gebiete werden nunmehr dem Reich übertragen.«*

Tags darauf werden diese »englisch-französischen Vorschläge« der Regierung in Prag übermittelt, die zwei Tage später amtlich verlautbart:

»Die tschecho-slowakische Regierung hat sich unter dem unwiderstehlichen Druck der britischen und der französischen Regierung gezwungen gesehen, schmerzerfüllt die in London ausgearbeiteten Vorschläge anzunehmen.«

Damit scheint das Spiel für Prag verloren. Frankreich und England werden nicht marschieren. Die Sowjetunion, die durch Litwinow in Prag und Genf, Paris und London alle Minen hatte springen lassen, um einen Konflikt der Westmächte mit Deutschland zustande zu bringen, zieht sich hinter die Klausel ihres Beistandspaktes zurück, wonach sie nur bei einem Eingreifen Frankreichs zur Hilfeleistung an die Tschecho-Slowakei verpflichtet sei. Die tschechische Armee allein, mit ca. 50 Prozent Nicht-

tschechen in ihren Reihen, aber ist kein Instrument, um der deutschen Wehrmacht zu begegnen.

Dennoch wird Benesch noch einmal auf sie zurückgreifen.

Auf dem zweiten Treffen Hitler—Chamberlain in Godesberg ist also der Grundsatz – Übergabe der sudetendeutschen Gebiete an Deutschland – von allen Beteiligten, einschließlich der CSR, bereits angenommen. Befriedigt berichtet Chamberlain über diesen Erfolg seiner Bemühungen, als Hitler ihn zuvorkommend im Hotel Dresen empfängt. Dann aber kommt er zu den praktischen Fragen und schlägt ziemlich lange Übergabefristen für die einzelnen abzutretenden Zonen vor. Hitler wird ernst. Mit einem leichten Ton des Bedauerns, aber ebenso bestimmt sagt er: *»Es tut mir leid, Herr Chamberlain, daß ich darauf nicht mehr eingehen kann. Nach der Entwicklung der letzten Tage geht das nicht mehr. Die Besetzung der abzutretenden Gebiete muß sofort erfolgen.«*

Chamberlains Augen blitzten erregt auf. Das sei eine völlig neue Forderung, durch die sein ganzes, mühsam errichtetes Programm über den Haufen geworfen würde.

Hitler besteht auf seinem Verlangen: *»600 000 Deutsche sind in den letzten Jahren aus der ›friedlichen‹ Tschecho-Slowakei ausgewandert, um nicht verhungern zu müssen. In den letzten Tagen aber hat ein Strom von Flüchtlingen eingesetzt, die Hab und Gut im Stich lassen, um nur ihre heile Haut zu retten. 120 000 solcher Opfer des tschechischen Terrors sind bis heute auf deutschem Boden eingetroffen. Sie können sie fragen, welchen Methoden demokratischer Überredung diese Unglücklichen entronnen sind. Die Unterdrückung der Sudetendeutschen und der Terror, den Benesch gegen sie ausübt, dulden keinen Aufschub.«*

Ohne Ergebnis bricht Chamberlain zu seinem Hotel auf dem Petersberg auf. In höchster Spannung erwarten die Scharen der Journalisten von ihm eine Nachricht, die Krieg oder Frieden bedeuten kann. Ihre Neugier wird nicht befriedigt. Chamberlain schweigt. Sein ernstes Gesicht sagt nichts Gutes, doch man weiß, daß die Besprechungen am nächsten Vormittag fortgesetzt werden sollen.

Am nächsten Morgen aber kommt nicht Chamberlain über den Rhein gefahren, sondern nur ein Brief von seiner Hand. Er schiebt diese schriftliche Etappe ein, um unmißverständliche Klarheit zwischen den plötzlich verwirrten Fronten zu schaffen.

»My dear Reichskanzler«, beginnt sein Brief in freundlichen Formen. Dann aber heißt es: *»Falls deutsche Truppen, Ihrem Vorschlag gemäß, in die Gebiete einmarschieren, würde der tschechischen Regierung zweifellos nichts anderes übrigbleiben, als ihren Streitkräften den Befehl zum Widerstand zu geben, und das wäre gleichbedeutend mit einer Zerstörung der Grundlage, über die Sie und ich uns vor einer Woche geeinigt hatten, nämlich einer in ruhiger Ordnung durchzuführenden Regelung dieser Frage, im Gegensatz zu einer Gewaltregelung.«*

Hitler scheint dieser Schluß nicht ganz logisch. Nachdem die Tschecho-Slowakei in die Übergabe des Sudetenlandes eingewilligt hat, wäre die militärische Verteidigung dieses selben Gebietes kaum verständlich. Seine Antwort sagt:

»Eure Exzellenz versichern mir nun, daß der Grundsatz der Übereignung des sudetendeutschen Gebietes an das Reich an sich bereits akzeptiert sei. Ich darf Eurer Exzellenz hier leider entgegnen, daß die theoretische Anerkennung von Grundsätzen uns Deutschen auch früher schon ausgesprochen worden ist. Im Jahre 1918 wurde der

Waffenstillstand abgeschlossen auf der Grundlage von 14 Erklärungen des Präsidenten Wilson, die im Grundsatz von allen anderen anerkannt worden sind. Sie wurden aber in der Praxis dann in der schmachvollsten Weise gebrochen. Was mich, Exzellenz, interessiert, ist nicht die Anerkennung des Grundsatzes, daß dieses Gebiet an Deutschland kommen soll, sondern ausschließlich die Realisierung dieses Grundsatzes, und zwar eine Realisierung, die ebenso sehr in kürzester Frist das Leid der unglücklichen Opfer der tschechischen Tyrannen behebt, wie umgekehrt aber auch der Würde einer Großmacht entspricht.«

Hitler beharrt also auf seinem Standpunkt. Wiederum kommt ein Antwortbrief von Chamberlain über den Rhein:

»In meiner Eigenschaft als Vermittler ist es augenscheinlich jetzt meine Pflicht — da Eure Exzellenz den gestern nacht eingenommenen Standpunkt vollkommen aufrechterhalten —, Ihre Vorschläge der tschecho-slowakischen Regierung zu unterbreiten.

Ich bitte daher Eure Exzellenz, die Freundlichkeit zu haben, mir ein Memorandum zu übermitteln, in dem diese Vorschläge auseinandergesetzt sind, sowie eine Karte, die das nach Maßgabe des Ergebnisses des vorgeschlagenen Volksentscheides zu übergebende Gebiet aufzeigt.

Sobald ich dieses Memorandum erhalten habe, werde ich es sofort nach Prag weiterleiten und die tschecho-slowakische Regierung auffordern, sobald wie möglich darauf zu antworten.«

Chamberlain bittet um weitere Aufrechterhaltung des »Burgfriedens« vom 14. September und erklärt im übrigen, sofort nach Erhalt des deutschen Memorandums nach England zurückkehren zu wollen.

Abends um halb elf Uhr kommt Chamberlain wieder zur letzten Zusammenkunft über den Rhein gefahren. Im kleinen Festsaal des Hotels Dresen setzt man sich im Halbkreis zusammen, Hitler, Ribbentrop, Weizsäcker, Gaus und der Dolmetscher Schmidt mit Chamberlain, Wilson und Henderson von der anderen Partei.

Schmidt übersetzt das Memorandum. Obgleich es nicht mehr ist als schon bekannt, wirken doch die nüchternen praktischen Formulierungen und Daten alarmierend auf die Engländer. *»Aber das ist ja ein Ultimatum«*, ruft Chamberlain erregt und weist das Memorandum zurück. Er könne es in dieser Fassung nicht an die Prager Regierung weiterleiten. Er wirft Hitler vor, ihn in seinen Bemühungen um den Frieden nicht im geringsten zu unterstützen.

Während die Engländer Hitler zu überzeugen suchen, daß die knappe Frist von 48 Stunden, die das Memorandum bis zum Beginn der Räumung setze, nicht ausreiche, um Prag eine friedliche Abwicklung zu gestatten, daß es also zu Schwierigkeiten, zu bewaffneten Zusammenstößen kommen könne, entgegnete Hitler, daß gerade jede Verzögerung die zur Siedehitze erregte Stimmung im Sudetenland jeden Augenblick zur Explosion steigern könne. Er hege außerdem gegenüber den Tschechen das allergrößte Mißtrauen. Sie würden jede Verzögerung ausnutzen, um ihre Situation zu retten. Benesch würde lieber einen internationalen Konflikt heraufbeschwören, als den Sudetendeutschen die lang vorenthaltene Freiheit zurückzugeben.

Unversöhnlich prallen die Meinungen aufeinander. Beide Seiten werfen einander vor, durch ihre Hartnäckigkeit einen europäischen Krieg zu entfachen. Es ist Benesch vorbehalten, das Schwert zu schwingen, welches

den unlösbaren Knoten zerhaut. Ein Adjutant Hitlers wagt sich mit einem weißen Zettel mitten in die erregte nächtliche Diskussion. Hitler liest ihn und reicht ihn dem Dolmetscher weiter zur Übersetzung für die Engländer. Schmidt übersetzt ins Englische: »*Soeben hat Benesch über den Rundfunk die allgemeine Mobilmachung der tschecho-slowakischen Armee verkünden lassen.*«

Totenstille herrscht im Raum. Wenn Hitler einen Vorwand sucht, um die Verhandlungen abzubrechen und sich im kriegerischen Zugriff mehr zu holen, als ihm diese Verhandlungen jemals bringen können, dann hat ihm Benesch diesen Vorwand jetzt in eklatanter Weise geliefert. Das weiß Chamberlain. Seine erste Sorge ist, über diesen heikelsten Moment hinwegzukommen. Er fragt vorsichtig, ob Hitler weiterhin zu seinem »Burgfrieden« stehe oder ob jetzt die außergewöhnlichen Tatsachen eingetroffen seien, die ihn zum Handeln zwingen. Die Unterhaltung kommt langsam wieder in Fluß. Hitler greift nicht zu. Er sagt Chamberlain, daß er dessen Anstrengungen würdige, daß er ihm mit seinem Zuwarten bis heute entgegengekommen sei und daß er sich auch weiterhin noch binden werde. Er geht noch einige Schritte weiter, mildert diese und jene Schärfe des Memorandums und — das Wichtigste — stellt den Termin des Räumungsbeginns auf den 1. Oktober zurück.

Die Unterredung verläuft trotz des dramatischen Zwischenaktes »*auf freundlichere Weise als alle vorhergehenden*«, wie Chamberlain später vor dem Unterhaus sagt. Er schließt diesen Bericht mit den Worten: »*Ich glaube, hinzufügen zu müssen, daß ich vor dem Abschiede von Herrn Hitler einige Worte mit ihm privat wechselte, die ich nicht für bedeutungslos halte. Vor allem wiederholte er mir mit großem Ernst, was er schon in Berchtesgaden erklärt hatte, daß dies die letzte territoriale Forderung in Europa sei und daß er keinen Wunsch habe, in das Reich Völker anderer Nationalität als Deutsche einzuverleiben.*

Zweitens erklärte er wiederum sehr ernsthaft, daß er Freundschaft mit England wünsche, und daß er mit Freude die Verhandlungen wieder aufnehmen würde, wenn nur die sudetendeutsche Frage endlich aus dem Wege des Friedens geräumt worden sei.«

Die Krise scheint überwunden. Benesch wird seine Mobilmachung zurückziehen, er wird jene Gebiete seines Staates, die von beiden Seiten als überwiegend deutsch anerkannt sind, an Deutschland übergeben und in einigen anderen strittigen Landstrichen eine Abstimmung unter internationaler Kontrolle zulassen.

Chamberlain reist erleichtert zurück. Das Memorandum der Reichsregierung wird schon tags darauf dem tschechischen Außenminister Dr. Krofta überreicht.

In Prag aber hat man an seinem eigenen Mut wieder Mut gefaßt. Benesch behauptet, seine Mobilmachung sei auf Anraten der englischen und französischen Regierung erfolgt. Das wird zwar in London dementiert, aber es trägt seine Früchte. Beneschs Finte wirkt, die öffentliche Meinung der Welt, die eben noch erleichtert die Lösung der Krise begrüßt hat, schwenkt vielfach wieder um und lobt den Widerstandswillen der Tschechen.

Das deutsche Memorandum wird von Prag zurückgewiesen:

»*Diese Vorschläge gehen weit über das hinaus, was wir in dem sogenannten englisch-französischen Plan annahmen. Sie berauben uns jeder Sicherheit für unsere nationale Existenz. Wir sollen große Teile unserer sorgfältig aufgebauten Verteidigungswerke aufgeben und sollen deutsche Heere bis tief in unser Land hineinlassen, bevor wir imstande sind, das Land auf einer neuen Basis zu organisieren oder Vorbereitungen für*

seine Verteidigung zu treffen. Unsere nationale und wirtschaftliche Unabhängigkeit würde automatisch mit der Annahme von Herrn Hitlers Plan verschwinden. Meine Regierung wünscht in aller Feierlichkeit zu erklären, daß Herrn Hitlers Forderungen in ihrer gegenwärtigen Form absolut und bedingungslos unannehmbar für meine Regierung sind.«

Das sind merkwürdige Eingeständnisse. Ein Staat, der seine gegen Deutschland gerichteten Befestigungen in deutschen Gebieten angelegt hat – ein Staat, dessen nationale und wirtschaftliche Existenz ohne den Besitz deutscher Gebiete vernichtet sein würde – ein Staat, welcher der Proklamation des Selbstbestimmungsrechts sein Dasein verdankt, der aber durch die Anerkennung des gleichen Grundsatzes sein Leben einbüßen müßte – dieser Staat will zum Exempel werden, ob die Staatsmänner in Berlin, ob die Staatsmänner in Paris und London heute klüger und weitschauender sind als die Friedensmacher von Versailles, die dieses Paradoxon wie eine Lunte quer durch Europa, quer zwischen Berlin und Wien gespannt haben.

Hitler scheint entschlossen, diese Frage für sich mit nein zu beantworten. Er setzt seine Operationen zur Erzwingung des sudetendeutschen Selbstbestimmungsrechtes für den 28. September, mittags 14 Uhr, an und weist Roosevelts friedliche Ermahnungen zurück mit den Worten: *»Nicht in der Hand der deutschen Regierung, sondern in der Hand der tschecho-slowakischen Regierung allein liegt es nunmehr, zu entscheiden, ob sie den Frieden oder den Krieg will.«*

Auch in London und Paris sagt man nein. Frankreich hat schon am 24. September seine Vorbereitungen für den Ernstfall getroffen. In England verhängt der König am 27. den Ausnahmezustand, das Marineministerium verfügt die Mobilmachung der bereits in kriegsmäßigen Zustand versetzten Flotte, die Mobilisierung der Reserve-Luftwaffe wird bekanntgegeben und zur Bildung der weiblichen Territorialmiliz aufgerufen. Mussolini bleibt nicht abseits und bringt seine Streitkräfte auf Kriegsfuß. Ungarn ruft drei Jahrgänge ein, und aus Polen werden »Unruhen im Teschener Gebiet« gemeldet.

Wie auf dem großen politischen Plan, so stehen sich auch in der Tschecho-Slowakei selbst die streitenden Parteien zur äußersten Kraftprobe gegenüber. Die Deutschen bilden Freikorps, soweit sie es nicht vorziehen, über die Grenze ihres Zwangsstaates ins Reich zu flüchten. 214 000 solcher Flüchtlinge zählt man bereits. In jeder Sekunde kann der Funke aufstieben, der die Lunte entzündet.

Noch aber ist der Faden zwischen Berlin und London, zwischen Berlin und Paris nicht abgerissen. Hitler antwortet noch einmal dem britischen Premier mit einem Brief, in dem er wiederum seine Befürchtung ausspricht, durch Weiterverzögerung um die bereits zugestandene Erfüllung der deutschen Forderungen gebracht zu werden:

»Unter diesen Umständen muß ich annehmen, daß die Regierung in Prag den Vorschlag der Besetzung durch deutsche Truppen nur benutzt, um durch Entstellung des Sinnes und Zweckes meiner Vorschläge diejenigen Kräfte in dritten Ländern, insbesondere in England und Frankreich mobil zu machen, von denen sie eine bedingungslose Unterstützung ihrer Absichten und damit die Möglichkeit einer allgemeinen kriegerischen Konflagration erhofft.

Ich muß es Ihrem Ermessen überlassen, ob Sie es bei dieser Sachlage für angebracht halten, Ihre Bemühungen, für die ich Ihnen bei dieser Gelegenheit noch einmal auf-

richtig danken möchte, fortzusetzen, um derartige Machinationen zu durchkreuzen und die Regierung in Prag noch in letzter Stunde zur Vernunft zu bringen.«

Chamberlains Antwort ist eine eindringliche Beschwörung Hitlers, nicht um der Methode willen das ganze für Deutschland positive Ergebnis seiner Bemühungen zuschanden werden zu lassen. Noch einmal, in der Nacht vom 27. zum 28. September, schreibt er an Hitler:

»Nachdem ich Ihren Brief gelesen habe, bin ich sicher, daß Sie alles Wesentliche ohne Krieg und ohne Aufschub erreichen können. Ich bin bereit, sofort nach Berlin zu kommen und die Übergabemodalitäten mit Ihnen und den Vertretern der tschechischen Regierung zu besprechen, wenn Sie es wünschen, zusammen mit Vertretern Frankreichs und Italiens.« —

Hitlers Sportpalastrede vom 26. hat den deutschen Standpunkt mit Schärfe umrissen. Er verlangt die Anerkennung und Durchsetzung des sudetendeutschen Selbstbestimmungsrechtes ohne jede Verzögerung und schiebt Benesch ein letztes Mal die Entscheidung über Krieg und Frieden zu.

Chamberlain hat am 27. ebenfalls über den Rundfunk gesprochen:

»Wie groß auch unsere Sympathie für eine kleine Nation sein möge, die im Streit mit einem mächtigen Nachbarn liegt, wir können uns ohne weiteres nicht dazu verstehen, das britische Reich um dieser einen kleinen Nation willen in einen Krieg zu stürzen. Wenn wir uns schlagen müssen, so müßte es sich um größere Probleme handeln als dieses.«

Damit ist in nüchternen Worten festgestellt, daß ein Staat zu dem äußersten Mittel des Krieges eben nur greift und greifen darf, wenn seine eigene Existenz, seine eigenen Interessen berührt sind. Chamberlain will also die englische Grenze nicht in Eger und Karlsbad verteidigen.

Wie sieht die militärische Rechnung und ihre Gegenrechnung aus? Daladier will nicht den Fehler begehen, den Sarraut bei der Rheinlandbesetzung machte, als er Verhandlungen mit Deutschland ablehnte, solange Straßburg unter der Drohung deutscher Geschütze liege. Daladier holt die Militärs zu Rate, bevor er sich festlegt. Er bittet Gamelin zu sich. Der Generalstabschef des Heeres steigt die große Freitreppe des Kriegsministeriums, in dem Daladier residiert, hinauf und mag an Foch denken, der 1919 in diesem Gebäude auf den neugeschaffenen Farbfleck der Tschecho-Slowakei mit den Worten hindeutete: *»Darum wird es eines Tages wieder losgehen.«* Gamelin antwortet diesmal positiver als zur Zeit der Rheinlandbesetzung. Der Aufbau der französischen Armee ist in den letzten zwei Jahren forciert worden. Seine Antwort lautet: *»Die Armee ist bereit.«* Auch Admrial Darlan sagt mit klaren Worten das gleiche für die Flotte.

Ebenso klar und eindeutig ist die Antwort Vuillemins, des Generalstabschefs der Luftwaffe — aber sie ist negativ: *»Wenn morgen der Krieg beginnt, dann haben wir nach vierzehn Tagen kein einziges Flugzeug mehr.«*

Und nun kommt eine schonungslose Abrechnung über die vierzehn Monate einer Volksfrontregierung, die die wenigen brauchbaren Maschinen nach Spanien geliefert hat, die in einem Monat statt 1000, wie in Deutschland, nur 35 Maschinen aus der französischen Industrie herausholte, während im nächsten Monat überhaupt keine geliefert wurden, weil streikende Arbeiter ein Zubehörteilwerk besetzt hielten. Vuillemin

berichtet von seinem Besuch bei Göring, der ihm vieles, aber gewiß nicht alles von der deutschen Luftwaffenproduktion gezeigt habe. Aber das, was er zu sehen bekam, habe ihm für seine Prognose genügt.

Daladier eilt mit einem Hilferuf nach London. Wenn England außer einem starken Expeditionskorps für die Nordwestfront auch noch eine sehr massive Luftflotte nach Frankreich herüberwerfen würde, so könnte Frankreich in den Krieg ziehen. Aber die Herren in London müssen ihn enttäuschen. Die englische Luftwaffe reicht wohl für den Schutz der Insel, sie ist aber nicht imstande, auch nur eine einzige Maschine auf anderen Kriegsschauplätzen zu verwenden. Zählt man die beiden Luftflotten zusammen, so bleiben sie immer noch quantitativ und qualitativ der deutschen unterlegen. Man könnte auch noch die Ziffern der Tschecho-Slowakei und der Sowjetunion hinzuzählen, aber solche Zahlenkunststücke sind selbst den Politikern allzu heikel.

Die Londoner militärischen Besprechungen bestärken Chamberlain darin, an seinen Bemühungen festzuhalten. Er wendet sich noch einmal an die französische Regierung, er wendet sich schließlich an Mussolini und sucht ihn für eine Vermittlung in Berlin anzuregen. Doch der 28. September rückt heran, ohne daß eine Lösung, eine Entspannung erfolgt ist.

Am 28. September siedet die Reichskanzlei in erregtem Kommen und Gehen. In den weiten Korridoren stehen Gruppen in lebhafter Unterhaltung, hohe Beamte eilen vorbei, Parteifunktionäre, SS-Offiziere und militärische Adjutanten begrüßen sich, verabreden Termine, fragen nach den neuesten Ereignissen.

Um 11.15 Uhr geht ein Ruck durch alle Wartenden: François-Poncet erscheint und wird dem Reichskanzler gemeldet.

Sein Weg führt durch den Vorsaal vor Hitlers Arbeitszimmer, in dem Tische gedeckt werden. Die Kommandeure der Invasionstruppen sollen hier um 1 Uhr frühstücken. François-Poncet hat eine von französischen Generalstäblern entworfene Karte der Tschecho-Slowakei mit sich, in der die deutschen Gebiete in hellroter Farbe gekennzeichnet sind. Sie ist eine saubere Generalstabsarbeit und dient ihm als Hauptargument, als er in fließendem, nur leicht französisch getönten Deutsch auf Hitler einspricht, um ihm zu zeigen, was er mit ein wenig Geduld haben könne, ohne die Geißel des Krieges über Europa zu beschwören.

Die Besprechung wird plötzlich unterbrochen. Ein SS-Adjutant meldet den italienischen Botschafter Attolico, der eine sehr dringende Meldung Mussolinis zu überbringen wünsche. Hitler entschuldigt sich bei François-Poncet und empfängt Attolico in einem Nebenraum. Attolico sprudelt erregt seine Meldung heraus. Der Duce sei von Chamberlain zu einer Viererkonferenz Englands, Frankreichs, Italiens und Deutschland angeregt worden. Er glaube an einen günstigen Verlauf einer solchen Besprechung und schlage daher den Aufschub der militärischen Operationen um 24 Stunden vor. *»Sagen Sie dem Führer, daß ich in jedem Falle mit ihm sein werde«*, lautet der Schluß seiner Depesche.

Hitler sagt zu. — Er führt die Unterhaltung mit dem Franzosen in zerstreuten Gedanken fort und entläßt ihn mit der Bemerkung, er werde im Laufe des Nachmittags seine Antwort erhalten. François-Poncet geht, geht vorbei an den Generalen, die sich zum Essen einfinden, trifft auch Göring und Neurath, die ihn mit einer Geste ihre Erleichterung und Zufriedenheit über den Gang der Dinge erkennen lassen.

Am Nachmittag laufen die Einladungen über den Draht. Als François-Poncet schon eine Stunde später die Zusage seines Ministerpräsidenten meldet, ruft Göring, der am Telefon ist: *»Gott sei Dank, bravo!«*

In London spricht Chamberlain an diesem Nachmittag vor dem Unterhaus. Der weite Raum ist bis zum letzten Platz besetzt. Ein jeder erwartet in höchster Spannung die entscheidenden Worte Chamberlains über den Einmarsch Deutschlands in die Tschecho-Slowakei, über den Beginn eines allgemeinen europäischen Kriegsbrandes. Mitten in die Rede hinein wird dem Sprechenden ein Zettel auf das Manuskript gelegt. Chamberlain unterbricht seine Rede, nimmt den Zettel hoch. Tiefes gespanntes Schweigen füllt den Saal, in das hinein Chamberlain mit völlig verändertem Tonfall die Worte spricht: *»Ich habe soeben die Mitteilung erhalten, daß der deutsche Reichskanzler Herrn Daladier, Herrn Mussolini und mich zu einer Besprechung der sudetendeutschen Frage nach München eingeladen hat. Ich brauche dem Unterhaus nicht mitzuteilen, was meine Antwort sein wird.«*

Mit diesen Worten zerreißt er das Manuskript seiner Rede. Das Unterhaus wird Zeuge einer Begeisterungskundgebung, die in der Geschichte des formgebundenen britischen Parlaments einmalig ist.

Die gleiche Begeisterung und Erleichterung läuft durch die Amtsräume in der Wilhelmstraße und am Bendlerufer, läuft durch das ganze deutsche Volk; jubelnd sammeln sich wieder Tausende auf dem Wilhelmplatz und rufen nach Adolf Hitler.

Schon am nächsten Tage trifft man sich in München. Das Publikum in den überfüllten Straßen der Stadt begrüßt die ausländischen Delegationen mit lebhaften Beifallsrufen, den Wagen Hitlers und Mussolinis mit Ovationen.

Im Führerbau am Königsplatz, einem charakteristischen Beispiel für Hitlers Architektur, etwas nüchtern und kalt, aber in seinen klaren Maßen eine Wohltat nach den Greueln des vergangenen Jahrhunderts, beginnt die Konferenz, die schnell zum Zug kommt, da man sich im Grundsatz einig ist. Man wird das Recht der Sudetendeutschen verwirklichen, man wird aber ebenso die Interessen des tschechischen Volkes schützen. Hitler wiederholt feierlich seine Erklärungen, die er Chamberlain gegenüber ebenso wie in seiner Reichstagsrede vom 26. September gemacht hat:

»Ich habe nur weniges zu erklären: ich bin Herrn Chamberlain dankbar für alle seine Bemühungen. Ich habe ihm versichert, daß das deutsche Volk nichts anderes will als Frieden; allein, ich habe ihm auch erklärt, daß ich nicht hinter die Grenzen unserer Geduld zurückgehen kann. Ich habe ihm weiter versichert und wiederhole es hier, daß es – wenn dieses Problem gelöst ist – für Deutschland in Europa kein territoriales Problem mehr gibt! Und ich habe ihm weiter versichert, ***daß in dem Augenblick, in dem die Tschecho-Slowakei ihre Probleme löst, d. h. indem die Tschechen sich mit ihren anderen Minderheiten auseinandergesetzt haben, und zwar friedlich und nicht durch Unterdrückung, daß ich dann am tschechischen Staat nicht mehr interessiert bin.*** *Und das wird ihm garantiert! Wir wollen gar keine Tschechen!«*

Damit ist der Haupteinwand geklärt. Der Rest sind Einzelfragen. Hitler gibt in einigen Punkten nach. Er verzichtet auf einseitiges deutsches Vorgehen und ist damit

einverstanden, daß eine internationale Organisation die Beschlüsse der Konferenz durchführt und ihre Einhaltung überwacht.

Hitler und Mussolini verbergen nicht ihre Freude über das Münchener Ergebnis. Chamberlain ist ernst, aber erleichtert. In der französischen Delegation herrscht Niedergeschlagenheit. François-Poncet schreibt in seinen Memoiren:

»Ein Land, das für uns stets ein treuer Verbündeter war, erleidet eine wichtige materielle Einbuße und schwere moralische Erniedrigung. Es sieht sich reicher und wertvoller Städte und Landschaften beraubt. Es weicht der Drohung des Stärkeren. Man hat es dem Frieden geopfert. Bitter empfinden wir die Grausamkeit der Tatsache, und das Herz ist uns schwer.«

Dieses Bedauern kommt spät. Es wird auch – in Deutschland wenigstens – nicht verstanden. Wenn man einem Räuber seine Beute abnimmt, so ist sein Bedauern verständlich, aber es ist kaum üblich, in seine Klagen einzustimmen.

Erst als am nächsten Tage die Menge vor dem Hotel »Vierjahreszeiten« nach dem französischen Ministerpräsidenten ruft, um ihm eine stürmische Huldigung darzubringen, lockert sich Daladiers düstere Stimmung. Tausende von Männern, Frauen und Kindern stehen dicht gedrängt, winken ihm zu und rufen immer wieder: *»Es lebe Daladier! Es lebe der Frieden!«*

Mit Tränen in den Augen tritt Daladier in sein Zimmer zurück, angerührt von dem echten Ausdruck der Freude über die Rettung des Friedens.

Zur gleichen Stunde ist Chamberlain bei Hitler, diesmal in seiner kleinen Münchener Privatwohnung. Chamberlain hat noch ein Anliegen: er legt Hitler den Entwurf zu einer deutsch-englischen Erklärung vor, die das gestern Erreichte weiter ausbauen soll. Dr. Schmidt übersetzt:

»Wir haben heute eine weitere Besprechung gehabt und sind uns in der Erkenntnis einig, daß die Frage der deutsch-englischen Beziehungen von allererster Bedeutung für beide Länder und für Europa ist.

Wir sehen das gestern abend unterzeichnete Abkommen und das deutsch-englische Flottenabkommen als symbolisch für den Wunsch unserer beiden Völker an, niemals wieder gegeneinander Krieg zu führen. Wir sind entschlossen, auch andere Fragen, die unsere beiden Länder angehen, nach der Methode der Konsultationen zu behandeln und uns weiter zu bemühen, etwaige Ursachen von Meinungsverschiedenheiten aus dem Wege zu räumen, um auf diese Weise zur Sicherung des Friedens Europas beizutragen.«

Hitler stimmt zu und unterzeichnet. Chamberlain begibt sich auf die Heimfahrt. Wie Daladier läßt ihn die glücklich jubelnde Volksmenge nicht ungehindert durch die Straßen Münchens. Tausende rufen ihm zu und Hunderten muß er aus dem offenen Wagen die Hand schütteln.

Nicht nur in Deutschland, nicht nur im Sudetenland jubeln die Menschen. Auch in London wird Chamberlain von einer riesigen Menge begeistert empfangen, als er, den Münchener Vertrag schwenkend, aus dem Flugzeug klettert.

Daladier erwartet keine solchen Ovationen. Sorgen quälen ihn, als er in der silberhellen Bloch-220-Poitou nach Frankreich zurückfliegt. Hat er nicht das letzte Bollwerk der französischen Strategie preisgegeben? Hat er nicht den treuesten Verbündeten im Stich gelassen! Daladier weiß, daß er in seinem eigenen Kabinett keine ungeteilte Einheit hinter sich hat. Reynaud, Campinchi und Mandel wollen die Kraftprobe, wollen

den Krieg – lieber heute als morgen. Sie haben eben noch mit Winston Churchill konspiriert, der ihnen unbekümmert und laut zugerufen hat: *»Daladier muß weg!«*

Churchill war auch bei Herriot, dem Präsidenten der Kammer, und Daladier weiß, warum Churchill sich der Reihe nach mit seinen erklärten Feinden zusammengesetzt hat. Er weiß auch, daß eben noch die Mehrheit der Deputierten sich erregt für einen entschlossenen Widerstand gegen Deutschland ausgesprochen hat. Nicht nur sie, auch die Offiziere des Generalstabes haben bei ihm protestiert, er dürfe nie die tschechischen Befestigungswerke, die mit französischer Hilfe nach dem Muster der Maginotlinie gebaut wurden, preisgeben.

Doch was sollte er tun? Sollte er *urbi et orbi* verkünden, in welch lamentablem Zustande die französische Luftflotte ist? Oder was die Engländer ihm über ihre militärische Unterstützung gesagt haben?

Die Maschine ist über Le Bourget. Der Flugplatz ist schwarz von einer erregten, wildgestikulierenden Menschenmege. Daladier blickt verzweifelt hinab. Soll das sein politisches Ende sein, verhöhnt, beschimpft, vielleicht geschlagen und gesteinigt von den Massen, die ihn zur Zeit der Volksfront so oft mit erhobener Faust begrüßten? Das Flugzeug schwingt aus, landet, die Rolltreppe wird an die Kabinentür geschoben, Daladier tritt heraus. – Da schwillt ein ohrenbetäubendes Geschrei auf, die Absperrungen werden durchbrochen, die Menschenmauer kommt in Bewegung, drängt heran – aber ihr Ruf ist wie in München: *»Es lebe Daladier! Es lebe der Friede!«*

Verwirrt steigt Daladier herunter, verwirrt nimmt er die Glückwünsche seines Stellvertreters Chautemps, seines Außenministers Bonnet, des Generals Gamelin, der Herren der deutschen Botschaft entgegen. Wie im Traum fährt er nach Paris hinein zu seinem Amtssitz im Kriegsministerium, wo bis in den Abend die Menschen sich sammeln, um ihm, dem Retter des Friedens, ihre Glückwünsche darzubringen. Es wird kein Krieg sein, der sie ohne Bombenunterstände und ohne Gasmasken überfallen würde. Man hat mit Schrecken gesehen, daß während der Mobilisierung Marineartillerie nach Paris geholt wurde, weil die Flak mangelhaft und unzureichend ist. Es wird kein Krieg sein – noch lange summt freudiges Stimmengewirr durch die nächtlichen Straßen der großen Stadt.

Es wird kein Krieg sein! Zwar kommt noch einmal das ganze Münchener Ergebnis in Gefahr. François-Poncet versucht, die Klausel des Abkommens *»das restliche Gebiet vorwiegend deutschen Charakters«* dahingehend auszulegen, daß nur Gebiete mit mehr als 75 Prozent deutscher Bevölkerung noch zusätzlich zu den bereits festgelegten Zonen an Deutschland abgetreten werden müßten. Er findet natürlich Zustimmung bei den Tschechen, die seine Ziffer noch auf 80 Prozent heraufsetzen möchten. Ribbentrop wirft ihm empört vor: *»Wir haben uns auf die Anerkennung eines grundlegenden politischen Prinzips geeinigt, das so gerecht wie praktisch möglich durchgeführt werden soll. ›Vorwiegend‹, das sind 51 Prozent. Wenn wir uns an Ihre Vorschläge halten, dann kann ich den Spieß auch umdrehen und alle Gebiete beanspruchen, die mit weniger als 80 Prozent Tschechen bewohnt sind. Dann gebührt uns auch Prag!«*

François-Poncet gibt nicht nach. Erst als ihm auf seine Rückfragen sowohl aus Paris wie aus London bedeutet wird, daß unter *»vorwiegend«* die einfache Mehrheit, also 51 Prozent zu verstehen sei, fügt er sich: *»Die Tschechen verlieren mehr Gebiete, als sie vorausgesehen, und ihr Unglück wird dadurch noch größer.«*

Man kann es natürlich auch anders sehen: das Unrecht, das in München ausgeglichen wurde, war größer, als es neutrale Sachverständige vorausgesehen, als es Deutschland in seinen Forderungen behauptet hatte. — Die Tschechen ziehen schließlich, nach Beneschs Rücktritt, die Folgerung aus dieser Erkenntnis, sie verzichten auf die vorgesehene Abstimmung und einigen sich mit Deutschland über die endgültige Grenzziehung.

Auch Polen hat sich in Bewegung gesetzt, um die Teschener Frage zu bereinigen. Sehr zum Unmut des verbündeten Frankreich stellen sie die ultimative Forderung auf Abtretung eines Gebietes, in welchem nicht nur die 80 000 Polen wohnen, sondern eine Gesamtbevölkerung von 230 000 Menschen. Warschau setzt sich mit seiner Forderung durch und erzielt damit einen Gewinn, der Polens Minderheiten um weitere 150 000 Seelen vermehrt.

Ungarn handelt weniger hastig. Es legt seine Grenzforderungen gemeinsam mit den Tschechen einem deutsch-italienischen Schiedsgericht vor, das am 2. November in Wien tagte. Ciano kam nach Wien mit Unterlagen, die den Budapester Wünschen angepaßt waren. Auf deutscher Seite erschien der Reichsaußenminister ohne jede Vorbereitung und erinnerte sich erst, als es zu spät war, daß die deutsche Wissenschaft den Volkstumsfragen in Europa seit vielen Jahren eine liebevolle Aufmerksamkeit gewidmet hatte. So wurde in Wien kein Schiedsspruch auf Grund ethnographischer Grundlagen gesprochen, sondern die alte Grenze Oberungarns vor dem Vertrage von Trianon wiederhergestellt. Befriedigt wurde keine der Parteien: die Ungarn beklagten sich, daß Preßburg ihnen nicht zufiel, die Slowaken empfanden den Verlust von Kaschau, die Ukrainer den von Uzhorod als schmerzlich.

Aber der Friede ist gerettet. Nach dem Vorbild der deutsch-englischen Erklärung unterzeichnet Ribbentrop am 6. Dezember in Paris eine Vereinbarung mit Frankreich, die noch einmal den Verzicht Deutschlands auf Elsaß-Lothringen wiederholt. Ribbentrop erfährt lebhafte Sympathiekundgebungen der Pariser Bevölkerung. Er spricht abends über das französische Radio:

»Mit der heutigen Erklärung sind Frankreich und Deutschland auf der festen Grundlage ihrer Freundschaften mit anderen Staaten übereingekommen, ihren jahrhundertealten Grenzstreit zu beenden und mit der gegenseitigen Anerkennung ihrer Grenzen auch einer beiderseitigen Anerkennung und Achtung ihrer nationalen Lebensinteressen den Weg zu ebnen. Als gleichberechtigte Partner erklären sich zwei große Nationen bereit, nach schweren Auseinandersetzungen in der Vergangenheit eine gute Nachbarschaft für die Zukunft zu begründen.«

»Der Friede ist gerettet«, atmen die Völker auf. Aber ist er das wirklich? Ist Hitler wirklich saturiert, wird er nach seinen vielfachen feierlichen Verkündigungen keine territoriale Forderung in Europa mehr erheben? Wird er sich mit dem Bestehen der Rest-Tschecho-Slowakei abfinden? Wird er Danzig und den Korridor, wird er Memel abbuchen, Gebiete, die er mit dem gleichen Argument des Selbstbestimmungsrechtes, mit dem gleichen Sicherheitsanspruch fordern kann wie das Sudetenland? Verzichtet er jetzt auf »die freie Hand in Osteuropa«, oder glaubt er jetzt erst freie Hand bekommen zu haben? Noch stehen massive Pfeiler des Baues von Versailles, den zu zerstören er als seine Aufgabe proklamiert hat. Im Lager seiner Gegen- und Mitspieler in London und Paris sind die Fronten noch undurchsichtig. Die antibolschewistischen Kräfte, auf die Hitler so große Hoffnung setzt, sind wohl bereit, Deutschlands Ener-

gien nach Osten abzulenken, ihm die geforderte freie Hand zu gewähren, doch sie stehen zugleich im rechten Lager der Nationalisten und können das Erstarken Deutschlands nur bis zu einer Grenze wünschen, die die eigene Sicherheit nicht gefährdet. Möge Hitler seine Kräfte im Osten abnutzen. Doch die Kampfkraft Moskaus schätzt man nach dem Aderlaß der »Großen Reinigung« auch in London und Paris nicht mehr sehr hoch ein. Wenn Hitler nun wirklich nach Osten marschiert und die Rote Armee niederwirft, wer kann sich ihm da noch in Europa entgegenstellen? Dann gibt es kein Gleichgewicht der Kräfte mehr, und es ist fraglich, ob selbst Amerikas Hilfe es wiederherstellen kann.

So reibt sich die Stärke dieser potentiellen Bundesgenossen Hitlers in ihren eigenen Bedenken auf. Churchill hat eben noch »die vaterländischen Leistungen« Hitlers bewundert. Doch inzwischen hat er eine plötzliche Kehrtwendung gemacht. Sein Haß gegen den Bolschewismus verblaßt. Er wird zu einem temperamentvollen Advokaten einer engen militärischen anglo-franco-sowjetischen Allianz. Die nähere Gefahr erscheint perspektivisch vergrößert und verdunkelt das Gespenst, das sich in weiter Ferne langsam und drohend erhebt.

Wenn das die Rechte ist, so liegt für die Linke der Fall des deutschen Nationalsozialismus von vornherein ideologisch klar. Er ist der Klassenfeind, die Reaktion gegen den Fortschritt, gegen einen Fortschritt, den man auch im Kreml noch eher zu sehen glaubt als in der Reichskanzlei in Berlin.

In Berlin bleibt dieses Zusammenwachsen der innerpolitischen Strömungen im Westen zu einer immer klareren Abwehrfront nicht unbemerkt. Der allseitige Jubel über München konnte die wenigen, aber sehr gewichtigen Stimmen nicht übertönen, die aus London und Paris Herrn Benesch zusprachen und ihn wissen ließen, daß das Unglück der Tschecho-Slowakei nur eine Episode sei. *»Glauben Sie mir, all das ist nicht endgültig. Es ist nur ein Augenblick in der Geschichte, die anhebt und bald alles in Frage stellen wird«*, tröstet Françcois-Poncet den tschechischen Gesandten Mastny in Berlin.

Diese Stimmen werden gehört. Göring hat ein »Forschungsamt« aufgebaut, das die internationalen Telefon- und Telegrafenleitungen ebenso wie den Funkverkehr abhört und im Entziffern von Codes virtuos arbeitet. Ja, auch aus Paris selbst gelingt es, Bandaufnahmen eines Ferngespräches zwischen Daladier und Chamberlain herauszuholen, die in Hitler die Gewißheit erweckt, nur aus Zeitgründen der Gewinner einer Zwischenrunde gewesen zu sein.

Der erste Lord der Britischen Admiralität Alfred Duff Cooper tritt aus Protest gegen Chamberlains deutsch-englische Friedenserklärung zurück. Chamberlain selbst erklärt bereits am 3. Oktober vor dem Unterhaus:

»Auf lange Zeit haben wir unser Land auf ein großes Aufrüstungsprogramm festgelegt, das sowohl in seiner Verwirklichung wie in seinem Umfange täglich stärker wird. Möge niemand glauben, daß, weil wir in München dieses Abkommen zwischen den vier Mächten abgeschlossen haben, wir in unsern Bemühungen nachlassen könnten, was die augenblickliche Ausführung dieses Programms betrifft.«

Auch Frankreich erhöht seine Rüstungsanstrengungen und nimmt das Gespräch mit Moskau wieder energisch auf.

Hitlers Gegenantwort erfolgt in einer Saarbrückener Rede am 9. Oktober. Er verkündet seinen Entschluß, *»den Ausbau unserer Befestigungen im Westen, so wie ich sie*

in meiner Nürnberger Rede ankündigte, mit erhöhter Energie fortzusetzen. Ich werde nunmehr auch die beiden großen Gebiete, die bisher vor unseren Befestigungen lagen, das Aachener und das Saarbrückener Gebiet, in diese Befestigungen einbeziehen.«

Erstmalig nimmt Hitler in Saarbrücken Stellung zu den Bestrebungen der »Kriegspartei« in England: *»Die Staatsmänner, die uns gegenüberstehen, wollen — das müssen wir ihnen glauben — den Frieden. Allein sie regieren in Ländern, deren innere Konstruktion es möglich macht, daß sie jederzeit abgelöst werden können, um anderen Platz zu machen, die den Frieden nicht so sehr im Auge haben. Und diese anderen sind da. Es braucht nur in England statt Chamberlain Herr Duff Cooper oder Herr Eden oder Herr Churchill zur Macht zu kommen, so wissen wir genau, daß es das Ziel dieser Männer wäre, sofort einen neuen Weltkrieg zu beginnen. Sie machen gar keinen Hehl daraus, sie sprechen das offen aus . . . Das verpflichtet uns, wachsam und auf des Reiches Schutz bedacht zu sein! Jederzeit zum Frieden gewillt, in jeder Stunde aber auch zur Abwehr bereit!«*

Der Rüstungswettlauf geht weiter. Die Welt hat eine Atempause, nicht mehr als eine Atempause.

Der Mord in Paris

Aber es gibt noch Freunde des Friedens, die unentwegt bei ihrer Fahne bleiben. Es gibt auch Freunde Deutschlands, die die Durchsetzung des Selbstbestimmungsrechtes im Sudetenland nicht für ein tragisches Unrecht halten. So wie die Fortschrittsgläubigen im Nationalsozialismus einen schändlichen Rückfall in mittelalterliche Barbarei sehen, so gibt es noch konservative Geister in der Welt, die ihn als eine letzte, zwar gewaltsame, aber notwendige Gegenwehr verstehen, die das Wenige zu retten sucht, was im Sturzbach der »Entwicklung« noch stehengeblieben ist. Sie bejahen die Abwehr Europas gegen die bolschewistische Expansion und lassen sich durch die Propaganda des Kremls nicht beirren, der sie als Konterrevolutionäre und Faschisten brandmarkt und sich selbst als die fortschrittlichste der Demokratien, als die Hüterin der Freiheit vor den Aggressoren plakatiert.

Aber die Position dieser Kreise wird durch ein Ereignis erschüttert, das in seinen Auswirkungen zu einem der schwersten Schläge gegen das Ansehen Deutschlands in der Welt wird.

Am 7. November knallen in der Deutschen Botschaft in Paris Revolverschüsse. Ein junger Jude — seit drei Monaten aus Frankreich ausgewiesen, aber immer noch illegal in Paris — erscheint in der Botschaft und verlangt einen der maßgebenden Herren zu sprechen. Er wird zu Legationssekretär vom Rath geführt, hebt ohne ein Wort zu sagen seine Pistole und schießt auf den jungen Diplomaten. Vom Rath erliegt wenige Tage später den schweren Verletzungen.

Es ist nicht die erste Mordtat dieser Art. Schon im Jahre 1936 fiel Wilhelm Gustloff, der Landesleiter der Auslandsorganisation der NSDAP in der Schweiz, einem solchen Attentat zum Opfer. Im Jahre 1937 wurde Josef Riedler, ein untergeordneter Funktionär der AO, in Argentinien ermordet, während in Spanien die Deutschen Gaetje, Dato, Hofmeister, Hahner und Treiz bestialisch hingemordet werden.

In allen Fällen, in denen der Täter gefaßt werden konnte, verteidigte er, wie jetzt

Grynszpan in Paris, seine Tat als einen Racheakt seines Volkes am deutschen Volke. Es stehen sich zwei Kollektive mit kollektiven Schuldsprüchen gegenüber. Die leidenschaftliche Propaganda der Weitzmann, Baruch und Ludwig trägt ebenso ihre Früchte wie die widerwärtige Hetze des »Stürmer« in Nürnberg.

Vom Rath stirbt am 9. November. Als Hitler am Abend dieses Tages den Bürgerbräukeller in München verläßt, wo er zu seiner *Alten Garde* gesprochen hat, wird ihm gemeldet, daß einige spontane Kundgebungen gegen die Pariser Mordtat zu Ausschreitungen gegen jüdisches Eigentum geführt hätten. Die Täter seien verhaftet. Hitler zögert, zuckt die Achseln und sagt schließlich, man solle diese Leute, die in der Erregung gehandelt hätten, nicht weiter verfolgen. — Jemand hört diese Worte und macht aus ihnen einen Führerbefehl, der sofort durchs ganze Land geht: wenn spontane Kundgebungen der Empörung über die ruchlose Mordtat des Grynszpan erfolgen, so solle die Polizei nicht dagegen einschreiten.

Die Welt kennt heute die Folgen dieses »Führerbefehls«. Die SA, seit dem 30. Juni 1934 ohne Aufgabe, tritt an und macht »spontane Volksempörung«. Die Synagogen brennen. In einem ostpreußischen Städtchen sucht die SA bei der Feuerwehr Hilfe, da das steinerne Gebäude ihren Bemühungen trotzt. Doch die Feuerwehr erklärt sich für Brandstiftung unzulässig. Büros und Kaufhäuser werden demoliert, die Fensterscheiben eleganter Ladengeschäfte in den mondänen Straßen der Großstädte werden zerschlagen. Es fehlt der Mob nicht, der die günstige Stunde verspürt, da eine sonst so drakonische Polizei untätig abseits steht. Beschämende Szenen treiben dem Bürger, der in früher Morgenstunde auf die Straße tritt, die Schamröte ins Gesicht. Es gibt kaum einen Menschen in der Bevölkerung, ob Parteigenosse oder nicht, der nicht voll Abscheu auf diesen sinnlosen Akt geplanter Tumults, auf die Zerschlagung fremden Eigentums, auf die Schändung von Kultstätten blickt.

Als Hitler von dieser »Kristall-Nacht« erfährt, tobt er vor Wut. Sein Verdacht wird auf Goebbels gelenkt, er will ihn *»hinausschmeißen«*, weil er dem Judentum eine Propaganda hingelegt habe, die es mit Milliarden nicht hätte erkaufen können. Doch Goebbels salviert sich durch einen Aufruf, den er schon am 10. November herausgibt: *»Die berechtigte und verständliche Empörung des deutschen Volkes über den feigen jüdischen Meuchelmord an einem deutschen Diplomaten in Paris hat sich in der vergangenen Nacht in umfangreichem Maße Luft verschafft. In zahlreiche Städten und Orten des Reiches wurden Vergeltungsaktionen gegen jüdische Gebäude und Geschäfte vorgenommen. Es ergeht nunmehr an die gesamte Bevölkerung die strenge Aufforderung, von allen weiteren Demonstrationen und Vergeltungsaktionen gegen das Judentum, gleichgültig welcher Art, sofort abzusehen. Die endgültige Antwort auf das jüdische Attentat in Paris wird auf dem Wege der Gesetzgebung bzw. der Verordnung dem Judentum erteilt werden.«*

Aber der Deckel kommt zu spät, das Kind ist bereits in den Brunnen gefallen. Zu spät kommt Goebbels' Empörung über die grotesken Übertreibungen der Auslandspresse. Das Geschehene ist genug. Es ist offen und mit Billigung der Staatsorgane geschehen. Die Haltung der deutschen Öffentlichkeit, die erregten Diskussionen in Ämtern und Behörden, in der Reichskanzlei selbst kommen nicht zur Kenntnis des Auslandes, kaum daß einige verantwortliche Presseleute fremder Blätter von dem Schrecken berichten, der so deutlich auf den Gesichtern der Passanten zu lesen war. Dann aber rollt

eine Gesetzgebungsmaschine an, die dem Bild der Straße noch den staatlichen Rahmen gibt:

Am 12. November wird *»den Juden deutscher Staatsangehörigkeit in ihrer Gesamtheit«* als Sühneleistung *»die Zahlung einer Kontribution von einer Milliarde Reichsmark an das Deutsche Reich auferlegt«*.

Eine Verordnung vom gleichen Tage bestimmt, daß *»alle Schäden, welche durch die Empörung des Volkes über die Hetze des internationalen Judentums gegen das nationalsozialistische Deutschland am 8., 9. und 10. November 1938 an jüdischen Gewerbebetrieben und Wohnungen entstanden sind, von dem jüdischen Inhaber oder jüdischen Gewerbetreibenden sofort zu beseitigen sind.«*

Ab 1. Januar 1939 wird der selbständige Betrieb von Einzelhandels- und handwerklichen Betrieben durch Juden untersagt.

Ein Verbot schaltet die Juden von Darbietungen deutscher Kultur und aus deutschen Schulen und Universitäten aus. Das Führen von Kraftfahrzeugen aller Art wird ihnen untersagt.

Den am 31. Dezember 1935 in Ruhestand getretenen jüdischen Beamten, die bisher das volle Gehalt weiter ausgezahlt erhielten, wird jetzt nur noch das gesetzliche Ruhegehalt gewährt.

Mit diesen Maßnahmen wird die Auseinandersetzung mit dem Judentum auch in aller Schärfe auf das Gebiet der Wirtschaft ausgedehnt. Der Einzelhandel und die Konfektion, vielerorts ein rein jüdischer Wirtschaftszweig, werden betroffen. Die »Arisierung« wird in breiter Front eingeleitet und treibt die Blüten der Korruption wie überall, wo Pfründen verteilt oder »restituiert« werden. Eine breite Schicht des deutschen Judentums wird jetzt proletarisiert, denn der Erlös aus diesen Massenzwangsverkäufen ist naturgemäß niedrig. Die ehemals selbständigen mittleren und Kleinunternehmer müssen jetzt Angestellte und Arbeiter – oft in ihren eigenen früheren Betrieben – werden.

Die Tore des Auslandes sind noch immer nur mit klingender Münze zu öffnen, doch der Devisentransfer aus Deutschland ist seit 1935 noch viel enger geworden. Nicht vielen gelingt die Emigration. Einige Wissenschaftler finden noch Aufnahme in ausländischen Forschungsstätten, der Rest bleibt und wartet auf den nächsten Schlag.

Der Gegenschlag aber, die Propaganda gegen Deutschland, wird in ungeahnter Heftigkeit geführt. Vor allem ein Teil der USA-Presse eröffnet ein Trommelfeuer gegen *Hitler-Deutschland* in einer Schärfe, wie man es bisher nur gegen den Aggressor Japan erlebt hat, wobei das Rassen-Ressentiment ebenfalls eine treibende Kraft gewesen war. Am 13. November beruft Präsident Roosevelt den amerikanischen Botschafter in Berlin, Hugh Robert Wilson, zur Berichterstattung nach Washington zurück und läßt damit erkennen, daß er Goebbels' *Kristallnacht* und ihre Weiterungen für schwerwiegender hält als selbst das Ereignis von München und seine Folgen. Ein unverdächtiger Zeuge, der polnische Botschafter in Washington Jerzy Potocki, berichtet seiner Regierung über: *». . . das brutale Vorgehen gegen die Juden in Deutschland und das Emigrantenproblem die den herrschenden Haß immer neu schüren gegen alles, was irgendwie mit dem deutschen Nationalsozialismus zusammenhängt. An dieser Aktion haben die einzelnen jüdischen Intellektuellen teilgenommen, z. B. Bernhard Baruch, der Gouverneur des Staates New York Lehmann, der neuernannte Richter des Obersten Gerichts Felix*

Frankfurter, Schatzsekretär Morgenthau und andere, die mit dem Präsidenten Roosevelt persönlich befreundet sind. Sie wollen, daß der Präsident zum Vorkämpfer der Menschenrechte wird, der Religions- und Wortfreiheit, und er soll in Zukunft die Unruhestifter bestrafen. Diese Gruppe von Leuten, die die höchsten Stellungen in der amerikanischen Regierung einnehmen und die als Vertreter des ›wahren Amerikanismus‹ und als ›Verteidiger der Demokratie‹ gelten möchten, ist im Grunde doch durch unzerreißbare Bande mit dem internationalen Judentum verbunden. Für diese jüdische Internationale, die vor allem die Interessen ihrer Rasse im Auge hat, war das Herausstellen des Präsidenten der Vereinigten Staaten auf diesen ›idealsten‹ Posten eines Verteidigers der Menschenrechte ein genialer Schachzug. Sie haben auf diese Weise einen sehr gefährlichen Herd für Haß und Feindseligkeit auf dieser Halbkugel geschaffen und haben die Welt in zwei feindliche Lager geteilt. Das Ganze ist als meisterhafte Arbeit aufgemacht worden: Roosevelt sind die Grundlagen in die Hand gegeben worden, um die Außenpolitik Amerikas zu beleben und auf diesem Wege zugleich die kolossalen militärischen Vorräte zu schaffen für den künftigen Krieg, dem die Juden mit vollem Bewußtsein zustreben. Innerpolitisch ist es sehr bequem, die Aufmerksamkeit des Publikums von dem in Amerika immer zunehmenden Antisemitismus abzulenken, indem man von der Notwendigkeit spricht, Glauben und individuelle Freiheit vor den Angriffen des Faschismus zu verteidigen.«

So beginnt der gnadenlose Kampf zweier Völker, ein Kampf, der nicht in ritterlichen Formen mit den Waffen ausgetragen wird, sondern mit den vergifteten Pfeilen der Intrigen, der Haßpropaganda, der Rachsucht.

In Deutschland hat Goebbels wohl erkannt, daß das deutsche Volk nicht auf die Straße zu gehen gewillt war, daß die Methode des Boykotts von 1933 und der »spontanen Volkswut« von 1938 keine Akklamation finden konnten. So wird über den weiteren Vorgang ein dichter Schleier gezogen. Die *»Endlösung der Judenfrage«* vollzieht sich in der Verborgenheit ferner und wohlbewachter Konzentrationslager. Sie wird so sorgfältig getarnt, daß das deutsche Volk später fassungslos vor der Enthüllung dieser Greueltaten steht und sich lange weigert, an ihre Wirklichkeit zu glauben.

Auf der anderen Seite wird dieser Krieg hinter den Kulissen der westlichen politischen Bühne geleitet. Er wird in der »Großen Allianz« mit der Sowjetunion zum siegreichen Ende geführt und gibt sowohl Ilja Ehrenburg wie Morgenthau freie Hand zu einer alttestamentarischen Rache, der erst der Bruch des unnatürlichen Bündnisses zwischen Ost und West Einhalt gebieten wird.

VIII. BUCH

1939: DER SPRUNG IN DEN KRIEG

Prag: der Schritt über die selbstgezogene Grenze

Die Welt hat nur eine Atempause, denn Hitlers Erklärung, Deutschland habe in Europa keine territorialen Forderungen mehr, war falsch, war eine bewußte Täuschung seiner Münchener Partner, mit der er den Konflikt um das Sudetenland zu lokalisieren suchte. Es war eine sehr kurzfristige Täuschung und eine sehr durchsichtige noch dazu: denn niemand in London oder Paris glaubte wohl ernstlich daran, daß Deutschland sich mit den Ostgrenzen des Korridors und der »Freien Stadt Danzig« für alle Zeiten zufrieden geben werde. Niemand, dem es am Frieden lag, konnte wohl auch wünschen, daß eine Grenzziehung erhalten blieb, die den Keim des Krieges in sich trug.

Die Kabinette der westlichen Großmächte stehen in einem kaum lösbaren Dilemma: soll man Deutschland auch noch den letzten Schritt zur Überwindung der Versailler Konstellation tun lassen, soll man all die schönen Proklamationen von der Gleichberechtigung und vom Selbstbestimmungsrecht der Völker auch auf Deutschland anwenden, das man unter schweren Blutopfern des Ersten Weltkrieges von diesen Rechten ausgeschlossen hat, soll man ein Deutschland heranwachsen lassen, das dank seiner Volkskraft alle anderen europäischen Mächte zu überflügeln droht, oder soll man einen zweiten Weltkrieg heraufbeschwören, um die stärkste Nation Europas endgültig zu zerbrechen?

Freilich würden die militärischen Anstrengungen Englands und Frankreichs allein nicht ausreichen, um dieses Ziel zu erzwingen. So greift man auf das alte probate Mittel der Zeit vor 1914 zurück und sucht die Sowjetunion zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen Deutschland zu gewinnen. Litwinow ist der gegebene Partner für dieses Spiel. Er nutzt den Sitz im Völkerbund ebenso wie die diplomatischen Missionen

der Sowjetunion und die kommunistischen Parteien in allen Ländern, um den gefährlichsten Gegner der Sowjetunion zu isolieren und in ein dichtmaschiges Netz von feindlichen Bündnisverträgen zu verstricken.

Litwinows Bemühungen finden jetzt in England ein sehr breites Publikum. Nicht nur die englischen Kommunisten plädieren für ein Zusammengehen mit Moskau. In der Labour-Party findet sich nach vorsorglicher Ausschaltung des greisen Lansbury, des *»Patriarchen der anständigen Gesinnung«*, kaum eine warnende Stimme, im Gegenteil, ein Mann wie Lord Listowell bezeichnet auf einem Kongreß in Cambridge unter allgemeinem Beifall die Sowjetunion als *»ein Musterbeispiel von Konsequenz und Ehrlichkeit«*. Die Rechte will nicht zurückstehen. Duff Cooper, Erster Lord der Britischen Admiralität, trat am 1. Oktober 1938 – wie wir schon hörten – aus Protest zurück und nennt jetzt in einem Vortrag in Paris die Sowjetunion *»einen gigantischen Faktor für die Gewährleistung der Sicherheit und der Ruhe in Europa. Sie wird stets auf der Hut der Demokratie sein.«* Und Churchill hat ganz umgelernt, als er verkündet: *»Die loyale Haltung der Sowjets gegenüber der Sache des Friedens und ihr offensichtliches Interesse daran, den Deutschen bei ihrem Vormarsch zum Schwarzen Meer Widerstand entgegenzusetzen, flößen allen Ländern ein Gefühl der Ermutigung ein, die jetzt vom maniakalischen Traum Berlins bedroht werden.«*

Die britische Regierung stimmt in diesen Chor zunächst noch nicht ein. Chamberlain hat Bedenken, eine Allianz mit einem Lande zu bilden, in dem – wie er sehr vorsichtig sagt – *»ein spezifisches innerpolitisches System« herrscht.* Er will den Teufel nicht mit Beelzebub austreiben. Der weitere Gang der außenpolitischen Ereignisse zwingt aber auch das Kabinett Chamberlain zum Einschwenken in den Strom der innerpolitischen Forderungen.

Das bestimmende Ereignis ist der deutsche Marsch nach Prag.

In der Tschecho-Slowakei haben sowohl die Slowaken wie auch die Ukrainer im Anschluß an München ihre so lange vorenthaltene Autonomie durchgesetzt. Am 6. Oktober haben die autonomistischen Abgeordneten der Slowakei auf einer Tagung in Sillein die Bildung einer autonomen slowakischen Regierung unter Ministerpräsident Dr. Josef Tiso verkündet und die Anerkennung durch Prag erhalten. Wenig später bildete sich in Uzhorod eine karpatho-ukrainische Regierung unter Andrej Brody, die ebenfalls zunächst von Prag anerkannt wurde.

Aber schon Ende des gleichen Monats wurde Brody verhaftet und wegen Hochverrats verurteilt, obwohl die Verfassungsgesetze beider autonomer Länder vom Prager Abgeordnetenhaus und Senat genehmigt worden waren. Monsignore Woloshyn trat an Brodys Stelle.

Die ersten Landtagswahlen werden zu einer vernichtenden Absage an Prag. In der Slowakei entscheiden sich 98 Prozent der Wähler für die autonome Regierung, in der Karpatho-Ukraine erringt Woloshyn 92,4 Prozent aller Stimmen.

Der Weg beider Völker ist klar, aber noch einmal versucht Prag sich ihnen in den Weg zu stellen, versucht die Reste seiner Staatshoheit gegenüber den unwilligen Gliedern der Republik durchzusetzen. Am 16. Januar entsendet Dr. Hacha, Staatspräsident als Nachfolger des emigrierten Benesch, den tschechischen Divisionsgeneral Leo Prchala in die Karpatho-Ukraine und ernennt ihn – unter Bruch der eben erst verkündeten Autonomieverfassung – zum Mitglied der ukrainischen Regierung.

Am 10. März erfolgt der Schlag gegen die Slowakei. Hacha setzt den slowakischen Ministerpräsidenten Dr. Tiso und drei weitere Minister ab und läßt Professor Dr. Adalbert Tuka und den Propagandachef der Preßburger Regierung Alexander Mach verhaften und nach Mähren verschleppen. An Stelle der Regierung Tiso wird über den Kopf des Volkes hinweg — nach altem Benesch-Muster — ein neues Kabinett unter dem slowakischen Kultusminister Sivak ausgerufen, der in Rom weilt und von seiner Ernennung erst aus der Presse erfährt. Sivak lehnt ab. Prag ernennt ein neues Kabinett Tiso. Tiso sagt auch nein. Prag bildet eine dritte Regierung. Staatssekretär Karmasin, der Vertreter der deutschen Volksgruppe in der Slowakei, ist in allen drei Regierungen nicht mehr erwähnt.

Das alles ist Anlaß genug für Hitler, einzugreifen, denn er hat in München die neuen tschechischen Grenzen nur unter der Bedingung anerkannt, daß *»die Tschechen sich mit ihren anderen Minderheiten«* auseinandersetzen, *»und zwar friedlich und nicht durch Unterdrückung . . .«* Am 14. März marschieren die Ungarn mit stillschweigender deutscher Zustimmung in die Karpatho-Ukraine ein. Am 14. März erklärt die Slowakei — von Deutschland ermutigt — ihre völlige staatliche Unabhängigkeit. Hacha versucht das drohende Verhängnis noch einmal abzuwenden und bittet um eine Besprechung mit Hitler. Er wird, gemeinsam mit seinem Außenminister Chvalkovsky, am 14. März spät nachts in der Reichskanzlei empfangen.

Hitler hält ihm noch einmal das ganze Sündenregister der tschechischen Nationalitätenpolitik vor und setzt ihn in Kenntnis, daß in den ersten Morgenstunden des nahenden Tages die deutsche Armee den Münchener Reststaat besetzen werde. Hacha bricht unter dem Druck dieser Eröffnung fast zusammen. Hitlers Arzt muß ihm beistehen, er erholt sich schnell und gibt als erstes die Weisung nach Prag durch, den einrückenden deutschen Truppen keinen Widerstand entgegenzusetzen. Als zweites unterzeichnet er kurz vor 4 Uhr morgens das Dokument, mit dem er *»das Schicksal des tschechischen Volkes und Landes vertrauensvoll in die Hände des Führers des Deutschen Reiches legt«*, während Hitler seinem Entschlusse Ausdruck gibt: *»daß er das tschechische Volk unter den Schutz des Deutschen Reiches nehmen und ihm eine seiner Eigenart gemäß autonome Entwicklung seines völkischen Lebens gewährleisten wird.«*

Am frühen Morgen des 15. März ziehen deutsche Trupen unter den Generalen Blaskowitz und List über die tschechischen Grenzen. Es fällt kein Schuß. Schon um 9 Uhr vormittags ist Prag erreicht, die älteste deutsche Universitätsstadt. Böhmen und Mähren, tausend Jahre lang Bestandteil des Reiches, werden als autonomes Protektorat unter deutsche Oberhoheit gestellt.

1582 Flugzeuge, 469 Panzerkampfwagen — für Deutschland einst verboten —, 2175 Geschütze und 44 000 Maschinengewehre — mehr als das deutsche Hunderttausend-Mann-Heer je besaß — werden »sichergestellt«. Der wesentlichste Gewinn aber ist die tschechische Rüstungsindustrie mit ihrer großen Kapazität und hohen technischen Entwicklung. Die seit München eingeleiteten Bemühungen Englands, das damals überschüssig gewordene Rüstungsmaterial der Prager Republik aufzukaufen, sind zu spät gekommen.

Die englische Reaktion ist zunächst verblüffend ruhig. Am Abend des deutschen Einmarschtages sagt Chamberlain im Unterhaus, *»daß der Staat, dessen Grenze wir zu garantieren beabsichtigten, von innen her zerbrach und so sein Ende fand«*, und daß

»Seiner Majestät Regierung sich infolgedessen nicht länger an diese Verpflichtung gebunden halten kann«.

Aber schon zwei Tage später wird der britische Premier von der Opposition in allen Lagern herumgerissen. Gemeinsam mit Frankreich werden die Botschafter in Berlin zur Überreichung von Protestnoten beauftragt und tags darauf, als Staatssekretär von Weizsäcker diese Protestnoten als *»jeder politischen, rechtlichen und moralischen Grundlage«* entbehrend zurückweist, zur Berichterstattung in die Heimat berufen.

Deutschland antwortet mit der Rückberufung auch seiner Botschafter aus London und Paris.

Zugleich bricht ein Pressesturm ohnegleichen über Deutschland her. Zwar gehört es zu den Methoden der großen Politik, Zusagen nach dem eigenen Nutzen auszudeuten, doch will man Hitler als einen Diktator dieses Privileg anonymer Regierungsgremien nicht zugestehen. Aber der Grund liegt hier tiefer: Hatte Hitler bisher seine Maßnahmen mit der Umkehrung des Selbstbestimmungsrechtes gegen die Gegner des Ersten Weltkrieges begründet, hatte er bisher nur von der Sammlung aller Deutschen in einem Reiche gesprochen, so ist er jetzt aus diesem selbstgezogenen Rahmen getreten, indem er die Tschechen annektierte, die er doch eben noch gar nicht haben wollte.

Hitler braucht neue Argumente zur Begründung seines Schrittes. Das »Ersuchen« Hachas gilt nicht mehr, obwohl die Welt solche »Hilfeleistungen« gekannt und anerkannt hat. Obwohl England und Frankreich sich eben bemühen, die Baltischen Staaten, Polen und Rumänien zur Annahme solcher Hilfeleistung durch die Sowjetunion zu bewegen. Hitler spricht unumwunden von der militärischen Notwendigkeit, den tschechischen Pfahl im deutschen Volskörper zu beseitigen. Prag ist nur 300 Kilometer von Berlin entfernt, also etwas näher als Washington von der Insel Formosa, die bekanntlich »ein wesentlicher Bestandteil des Sicherungsgürtels der USA« ist. Aber ein solches Argument wird für Deutschland nicht zugelassen.

Hitler spricht vom Lebensraum, den das deutsche Volk braucht und erinnert sich, schon im »Kampf« geschrieben zu haben, daß auch die Grenzen von 1914 nur zufällige Gebilde sind, deren Wiederherstellung den Einsatz nicht lohne. Lebensraum, das sind nach nationalsozialistischer Anschauung nicht die Kolonien, die Menschen verbrauchen, Lebensraum ist die Verbindung von Blut und Boden Darréscher Prägung, ist die Bildung bodenverwurzelten Bauerntums, das Volkskraft und Nahrungsfreiheit zugleich garantiert.

Kolonialbesitz würde Konkurrenz und Flottenwettstreit mit England bedeuten und in einen Zweifrontenkrieg führen, da die ideologische Grundfeindschaft gegen den Bolschewismus auf der anderen Seite nicht ernstlich und dauerhaft abgebaut werden kann. Diese Feindschaft verbindet sich mit dem »Drang nach Osten«, mit dem Problem »Lebensraum«. Das aber heißt Eroberung, heißt Krieg. Und es ist nicht nur die unmittelbar betroffene Macht, die Widerstand leisten wird, sondern auch die Eigentümer der großen Lebensräume, der großen Kolonialreiche, die zwar unter »des weißen Mannes Bürde« schwer seufzen, doch energisch sich gegen jeden Versuch wehren, ihnen auch nur einen kleinen Teil ihrer Last von den bedrückten Schultern zu nehmen.

Zum erstenmal wird es auch den breiten Massen der deutschen Bevölkerung klar, daß Hitlers Friedensversicherungen von München nur auf Zeitgewinn abgestellt waren, daß es nun weitergehen werde bis zum Marsch in die Ukraine, die große Korn-

kammer, deren ins Sagenhafte erhöhte Schätze Deutschland und ganz Europa ernähren würden.

Europa soll nicht nur von der bolschewistischen Bedrohung befreit, es soll auch in seiner Ganzheit wiederhergestellt werden, um im Wettkampf mit den großen kontinentalen und maritimen Mächten bestehen zu können. So verlockend solche Aussichten auch scheinen mögen, so sehr sie sich mit der inzwischen gefestigten antikommunistischen Haltung des ganzen deutschen Volkes überdecken, so ist doch der Gedanke an einen Krieg mit der Sowjetunion, einen Krieg in den unabsehbaren Weiten des Ostens, bedrückend und erschreckend. Zu viel ist in diesen Jahren von Frieden geredet worden, als daß man sich jetzt mit dem Gedanken an Krieg abfinden könnte. Zutiefst ist im deutschen Volke das Grauen des Ersten Weltkrieges und seiner Folgen eingebrannt, als daß man sich jetzt unter gleich schlechten außenpolitischen Konstellationen mit dem Gedanken eines zweiten Weltkrieges vertraut machen könnte.

Werbung um Polen

Es riecht nach Pulver in ganz Europa. Der Ruf nach Krieg ist nirgends mehr zu überhören. Zum ersten Male hat auch Hitler am 5. Januar in einem diplomatischen Gespräch recht offen über seine östlichen Kriegspläne gesprochen. Polens Außenminister Beck war in Berchtesgaden zu Besuch und berichtet seiner Regierung: »*Nach Hitlers Meinung ist die Interessengemeinschaft Deutschlands und Polens in bezug auf Rußland vollständig. Für Deutschland ist Rußland, ob zaristisch oder bolschewistisch, gleich gefährlich. Das bolschewistische Rußland ist vielleicht schlimmer wegen der bolschewistischen Propaganda. Aus diesen Gründen ist ein starkes Polen für Deutschland einfach eine reine Notwendigkeit. Hierzu bemerkte der Reichskanzler, daß jede gegen Rußland eingesetzte polnische Division eine entsprechende deutsche Division erspare.*

Der Reichskanzler stellte im weiteren fest, daß er an der Ukraine vom wirtschaftlichen Gesichtspunkte aus interessiert sei, daß er aber an ihr kein Interesse politischer Natur habe.«

Der polnische Außenminister antwortet hinhaltend auf das deutschen Angebot. Auf die Anregung Hitlers, gegen großzügigste politische Vergünstigungen Danzig als rein deutsche Stadt Deutschland zurückzugeben und das Korridorproblem dadurch zu überwinden, daß Deutschland gestattet wird, eine exterritoriale Auto- und Eisenbahnstrecke durch den Korridor zu bauen, bemerkt Beck, Danzig und der Korridor seien Nervenpunkte Polens, und es würde sehr schwer sein, die polnische Öffentlichkeit mit der vorgeschlagenen Lösung vertraut zu machen.

In mehreren weiteren Gesprächen Ribbentrops mit Beck und dem polnischen Botschafter in Berlin, Lipski, präsentiert der Reichsaußenminister noch mehrmals die deutschen Vorschläge zur Regelung der deutsch-polnischen Beziehungen. Als Gegenleistung für die Rückgliederung Danzigs und die Gewährung einer exterritorialen Verbindung zwischen dem Reich und Ostpreußen will Deutschland nicht nur alle Interessen Polens im Gebiet der Freien Stadt sicherstellen, sondern bietet weiter: »*Garantierung des Korridors und des gesamten polnischen Besitzstandes, also endgültig und dauernde Anerkennung der gegenseitigen Grenzen.*«



Mit den einen . . .

. . . und mit den anderen

Generalissimus Josef Wissarionowitsch Djugaschwili

genannt STALIN



Ribbentrop mit dem Staatspräsidenten Moscicki und Oberst Beck

Warschau vor und nach der englischen Garantie

Das frühere Staatsviertel von Warschau



Die polnische Reaktion bleibt ausweichend. Hitler entschließt sich zu einem weiteren Versuch und sendet seinen Außenminister nach Warschau, der dort in Konferenzen mit den führenden polnischen Staatsmännern die Entscheidung erreichen soll. Am 26. Januar ist Ribbentrop in der polnischen Hauptstadt, die ihn mit dem gewohnten Glanz solcher Staatsbesuche empfängt. Doch alle höflichen Worte und freundlichen Trinksprüche können Ribbentrop nicht darüber hinwegtäuschen, daß seine Audienz bei dem Präsidenten der Republik, Moszicki, dem Marschall Rydz-Smigly und dem Außenminister Beck erfolglos sind.

Dagegen schaltet sich England nach seinem Stellungswechsel gegen Deutschland mit Erfolg in Warschau ein. Simons Einverständnis zur Lösung auch des Danzig- und Korridor-Problems mit friedlichen Mitteln gilt nach Prag nicht mehr. Hitler darf nicht weitermarschieren, auch nicht mit friedlichen Schritten. So erhält Polen jetzt massive Zusicherungen von Großbritannien, unter deren Schutz es Deutschlands antisowjetische Pläne verwirft und am 24. März zu mobilisieren beginnt.

Gegen das in Polen noch verbliebene Deutschtum wird eine Reihe von Kampfmaßnahmen ergriffen, Dutzende von deutschen Vereinen und Kultureinrichtungen werden von Polen gestürmt, von 500 deutschen Schulen werden über 300 aufgelöst. Am 26. März schließlich lehnt Lipski im Gespräch mit Ribbentrop die deutschen Vorschläge endgültig ab.

Zwei Tage später erklärt der polnische Außenminister dem deutschen Botschafter in Warschau, von Moltke, daß Polen in jedem von Danzig oder Deutschland unternommenen Versuch, das Statut der Freien Stadt einseitig abzuändern, einen Kriegsgrund sehen würde.

Das Selbstbestimmungsrecht der Völker, in Versailles zum Fundament der Friedensordnung proklamiert, aber nur gegen Deutsche zur Anwendung gebracht, wird auch im Jahre 1939 von Polen nicht anerkannt. Vergeblich hatte schon in Versailles der britische Premierminister Lloyd George die Unterwerfung von 2 100 000 Deutschen unter polnische Herrschaft als den Grund für einen neuen Krieg in Osteuropa bezeichnet. Seine Auffassung über den Wahnsinn der deutschen Ostgrenze ist seitdem zum Allgemeingut jedes nüchtern denkenden Politikers in der Welt geworden. Noch einmal warnte der Engländer M. Follick im Jahre 1935 sowohl Polen wie seine eigenen Landsleute: »*Frankreichs Alliierte haben durch ihr Einverständnis zu dieser verbrecherischen Tat einen der furchtbarsten Schläge gegen die Zivilisation geführt, der jemals in der Geschichte bekannt geworden ist ... Polen muß mit einem vernichtenden Kriege mit Deutschland rechnen, dessen Folge Anarchie und vielleicht Knechtschaft sein wird, der es vor kurzem erst entgangen ist.*«

Die Regierung Großbritanniens weiß also, was sie tut, als sie am 31. März mit einem Vorvertrag über ein Garantieabkommen mit Polen den Männern in Warschau den Rücken steift. Eine hemmungslose Pressekampagne bricht in Polen los, die allgemein als maßvoll anerkannten deutschen Vorschläge werden als anmaßend und beleidigend verworfen. Auf Paraden und Massenkundgebungen erschallt der Ruf »*Nach Danzig!*« und »*Nach Berlin!*«

Die Antwort Hitlers erfolgt in der Reichstagsrede vom 28. April 1939: er kündigt das deutsch-britische Flottenabkommen und stellt fest, daß sein Zehnjahrespakt mit

Marschall Pilsudski vom Partner einseitig verletzt sei und darum nicht mehr bestehe.

Zwei Standpunkte stehen sich unversöhnlich gegenüber: Hitler sieht in dem englisch-polnischen Vertrage und in den Verhandlungen zwischen London und Moskau das Wiederaufleben der alten englischen Einkreisungspolitik aus den Zeiten Eduards VII. Er empfindet die Verwerfung seiner Vorschläge zur friedlichen Überwindung der östlichen Grenzprobleme als ein Eingreifen in Deutschlands Interessensphäre. In London dagegen sieht man, wie das stärkste Volk Europas sich Stück um Stück seiner Fesseln entledigt und zu einer Stärke anwächst, die das alte System der balance of power über den Haufen zu werfen droht.

Die internationale Lage hat sich aufs äußerte zugespitzt. Es geht nicht mehr um Danzig und Korridor, es geht um die Verewigung einer Machtpolitik, die nicht auf Europa, sondern gegen Europa, gegen den Kern Europas gerichtet ist. So wie einst Frankreich die Bedrohung des Abendlandes durch die Türken zu einem Vorstoß gegen das bedrängte Reich ausnutzte, so ziehen jetzt England und Frankreich die Sowjetunion, die die Völker des Zarenreiches aus Europa herausgebrochen und ihre Kräfte gegen den Kontinent gerichtet hat, in das Spiel gegen Deutschland herein. Das Spiel ist verworren, die Lage ist dunkel und drohend. Hitlers Hand zögert, als sich ihm ganz unerwartet eine Chance bietet.

Der Kreml will den Krieg — aber »ohne mich«

Schon seit Beginn des Jahres hat der Kreml einen eigentümlichen Wechsel in seiner Haltung gegenüber dem »faschistischen« Deutschland vorgenommen. Im Januar hatte er sich zu grundsätzlichen Wirtschaftsbesprechungen mit Deutschland bereit erklärt. Aber Ribbentrop rief den Wirtschaftsdelegierten mitten auf dem Wege zurück, er brüskierte die Sowjetunion, um seine Besprechungen mit Polen nicht zu gefährden.

Am 17. April, nach Einleitung englisch-sowjetischer Verhandlungen durch Botschafter Seeds in Moskau, besucht der Sowjetbotschafter Merekalow den Staatssekretär im deutschen Auswärtigen Amt und bringt das Gespräch »unverblümt« auf die polnischen Beziehungen zwischen den beiden Staaten. Die ideologischen Meinungsverschiedenheiten brauchten das Verhältnis zwischen beiden Staaten nicht zu stören. Es bestehe für die Sowjetunion kein Grund, warum sie nicht die Beziehungen mit Deutschland normalisieren und besser gestalten solle.

Die Moskauer Sirenenklänge wiederholen sich und werden deutlicher in den Unterhaltungen, die der Sowjetgeschäftsträger Astachow mit mehreren deutschen Persönlichkeiten führt. Sie alle bilden einen eindeutigen Kommentar zu der großen Rede Stalins vom 10. März auf dem Kongreß der Allrussischen Kommunistischen Partei, einer Rede, in der neben heftigen Angriffen gegen die Westmächte die üblichen Spitzen gegen den Nationalsozialismus fast ganz fehlen. Aber Deutschland greift nicht nach dem verlokkenden Angebot.

Nach der entscheidenden Hitler-Rede vom 28. April aber geschieht auf der politischen Bühne eine ebenso überraschende wie bemerkenswerte Umbesetzung. Litwinow, der geschickte und vielseitige Unterhändler, der Jahre hindurch an einem raffinierten

Netz diplomatischer Beziehungen um Deutschland herum gesponnen hatte, wird sang- und klanglos seines Postens enthoben und durch den Präsidenten des Rates der Volkskommissare, Molotow, ersetzt.

Diese Nachricht bringt nun auch Berlin in eine allerdings noch recht vorsichtige Bewegung. Man entschließt sich, endlich auch einen Schritt zu tun. Aber man will an politische Fragen nicht heran. Seit dem Jahre 1923 bis heute gab es kaum einen Tag, an dem nicht in Wort und Schrift die unversöhnliche Feindschaft der NSDAP gegen Kommunismus und Bolschewismus verkündet wurde. Ein p o l t i s c h e r Ausgleich zwischen beiden Systemen erscheint unmöglich. Man will sich mit Wirtschaftsverhandlungen begnügen.

Der deutsche Botschafter Graf von der Schulenburg wird beauftragt, dem neuen Außenminister Molotow einen Besuch abzustatten, um in vorsichtiger Weise — ohne politischen Themen zu berühren — die Wiederaufnahme von Wirtschaftsverhandlungen anzuregen. Molotow greift mit beiden Händen zu, aber das wirtschaftliche Gespräch genügt ihm nicht: »*Die Sowjetregierung kann einer Wiederaufnahme der Verhandlungen erst dann zustimmen, wenn hierfür die notwendige politische Grundlage geschaffen sein wird.*«

Schulenburg berichtet am 20. Mai an das Auswärtige Amt. Schon am nächsten Tage erhält er die telegraphische Antwort, »*nunmehr ganz still zu halten und abzuwarten*«. Man geht auf das eindeutige sowjetische Angebot, politische Unterhaltungen zu eröffnen, nicht ein und treibt sein Mißtrauen sogar so weit, die Antwort Molotows für eine verschleierte Ablehnung weiterer Wirtschaftsverhandlungen zu halten.

Warum diese Vorsicht? Die englisch-französisch-sowjetischen Verhandlungen sind inzwischen weiter gediehen. Insbesondere die Sprache des englischen Unterhauses läßt an Deutlichkeit nichts mehr zu wünschen übrig. Der Labourabgeordnete Dalton fordert die Entsendung Edens nach Moskau, »*damit er unmittelbar mit Molotow verhandeln kann*«. Der Führer der Liberalen, Archibald Sinclair, stellt fest: »*Ich weiß nicht, ob der Generalstab der Regierung erklärt hat, ob wir den Krieg gewinnen können, wenn die Sowjetunion auf unserer Seite steht. Jedenfalls ist es klar, daß wir ohne die Hilfe der Sowjetunion den Krieg nicht gewinnen können.*«

Eden selbst wünscht eine Vereinbarung zwischen England, Frankreich und der Sowjetunion, weil sie nicht nur »*England und der Sowjetunion auch ganz Europa und der Sache des Weltfriedens Nutzen bringen würde*«.

Eden ist also als Diplomat vorsichtiger als sein Vorredner, der das Kind beim Namen genannt hat. Am deutlichsten aber drückt sich Churchill aus: »*Es muß nicht nur eine restlose Zusammenarbeit mit Rußland erreicht werden, auch die Ostseeländer Lettland, Estland und Finnland müssen sich dem Pakt anschließen. Diese Länder, die über zwanzig Divisionen verfügen, können von einem befreundeten Rußland Waffenhilfe und sonstigen Beistand erhalten. Es gibt kein anderes Mittel, die Ostfront zu halten, als die aktive Mithilfe Rußlands.*«

Angesichts dieser Entwicklung befürchtete man in Berlin, durch deutsche Angebote dem Kreml nur Druckmittel für seine Verhandlungen mit London und Paris in die Hand zu spielen. Nch einmal gibt Weizsäcker eine Mahnung zur Vorsicht an Schulenburg. Doch wiederum drängt Moskau vorwärts. Der sowjetische Geschäftsträger begibt sich in der Wilhelmstraße, um das Mißverständnis über Molotows Haltung auf-

zuklären: die Äußerungen Molotows dürften *»keineswegs als zurückweisend betrachtet werden.«*

Auch jetzt noch beschließt Berlin, nicht mehr als neue Versuche zur Fortführung der Wirtschaftsverhandlungen zu machen. Man will sich nicht weiter vorwagen, bevor nicht der Kreml seine Karten offen auf den Tisch gelegt hat. Die Wirtschaftsbesprechungen bleiben ohne Ergebnis.

Wettlauf zum Kreml

Erst am 26. Juli 1939 kommt Berlin plötzlich in Schwung. So zögernd man vorher das Terrain abgetastet hatte, so plötzlich stürmt man jetzt vorwärts. Wo liegen die Gründe für diesen überraschenden Stimmungswechsel? Am Tage zuvor ist bekanntgegeben worden, daß die englisch-französisch-sowjetischen Verhandlungen zur Entsendung von englischen und französischen Militärmissionen nach Moskau geführt haben. Wenn die Beziehungen zwischen den drei Großmächten so weit gediehen sind, daß bereits militärische Themen zur Erörterung stehen, dann ist für Deutschland schnellstes Handeln notwendig, um unter jedem Risiko die sich bildende militärische Einschließung zu sprengen.

Hitler kann damals weder erkennen, wie weit sich die Partner miteinander eingelassen haben, noch wie schwierig ihre Verhandlungen in Moskau sind. Heute wissen wir, daß Stalin nicht nur die drei Baltischen Staaten »garantieren« wollte, die Churchill in seiner Rede bereits der »Unterstützung« durch die Sowjetunion zugewiesen hatte. Stalin verlangte das Durchmarschrecht durch Polen und später auch noch das Durchmarschrecht durch Rumänien. Eine natürliche Forderung, denn der »cordon sanitaire« wirkte jetzt gegen seine Urheber und war zum Hindernis für das Eingreifen der Sowjetunion geworden.

Winston Churchill plauderte in seinen Memoiren bezeichnende Einzelheiten über die Dreierbesprechungen in Moskau aus: *»Die Verhandlungen drehten sich immer wieder um das Problem der Abneigung Polens und der Baltischen Staaten, sich durch Sowjetrußland vor Deutschland retten zu lassen.«*

Daladier verriet uns am 13. Juli 1946 noch mehr. Nicht nur die Baltischen Staaten wurden in Moskau gegen ihren Willen und ohne ihr Wissen der »Obhut der Sowjetunion anvertraut«, sondern auch der Durchmarsch durch Polen und Rumänien sollte kein Hindernis für den Abschluß bilden. Der französische Militärbeauftragte in Moskau, General Doumenc, wird am 21. August angewiesen, das Militärabkommen mit der Sowjetunion ohne Rücksicht auf die Wünsche Polens und Rumäniens *»unter den bestmöglichen Bedingungen«* zu unterzeichnen.

Die Situation ist also mehr als kritisch für Deutschland. In jedem Augenblick kann sich der tödliche Ring schließen. Aber er schließt sich nicht. Das späte Ja Hitlers auf die sechs Monate lang ausgesprochene Werbung wird in Moskau freudig aufgenommen.

Die Gründe dafür sind nicht schwer zu durchschauen. Die beiden Westmächte können der Sowjetunion ihre Angebote nur um den Preis eines Krieges gegen Deutschland offerieren, während Deutschland die gleichen Vorteile ohne Krieg, ja zur Vermeidung eines Krieges anbietet. Es entspricht damals wie heute dem politischen Konzept des Kremls,

einem unmittelbaren militärischen Zusammenstoß auszuweichen und die Kräfte des kapitalistischen, also ihm feindlichen Lagers sich gegenseitig verzehren zu lassen.

Daß aber auch rein militärische Gründe den Kreml nicht zu einem Abenteuer an der Seite der Westmächte ermuntern konnten, hören wir in der Darstellung Churchills aus Stalins eigenem Munde: *»›Wie viele Divisionen‹, hatte damals Stalin gefragt, ›wird Frankreich gegen Deutschland mobilisieren können?‹ Die Antwort lautete: ›Etwa hundert.‹ Darauf fragte er: ›Wieviel schickt England ins Feld?‹ Die Antwort lautete: ›Zwei und später noch zwei.‹ — ›So, so, zwei und später noch zwei‹, hatte Stalin wiederholt. ›Wissen Sie‹, fragte er dann, ›wieviele Divisionen wir auf der russischen Seite aufstellen müssen, wenn es zum Kriege mit Deutschland kommt?‹ Nach einer Pause: ›Mehr als dreihundert.‹ «*

So beginnt der Wettlauf zum Kreml. Während die Militärsachverständigen aus Paris und London mit ihren Partnern von der Roten Armee verhandeln, beginnt der Draht zwischen Berlin und Moskau zu spielen. Am 26. Juli läuft die deutsche Maschine an und geht in das Rennen mit England und Frankreich. Telegramm auf Telegramm läuft hin und her. Schon am 21. August erfolgt die entscheidende Zusage Stalins. Ribbentrops Weg nach Moskau ist frei.

Am Abend des 22. August 1939 begibt sich Ribbentrop auf seine Flugreise. Die beiden Kondormaschinen, die ihn und sein zahlreiches Gefolge befördern, landen nach einer Übernachtung in Königsberg am Mittag des anderen Tages auf dem Moskauer Flugplatz, wo der stellvertretende Außenkommissar Potemkin zu einem kleinen diskreten Empfang erschienen ist. Der deutsche Botschafter, der seinen Chef auf dem Flugplatz erwartet, sieht etwas ratlos mehr als zwanzig Personen aus den beiden Maschinen klettern. Aber diese Sorge ist schnell behoben, steht doch jetzt nach dem Anschluß die frühere österreichische Gesandtschaft als Gästehaus zur Verfügung. Ihr Park wird durch eine Mauer abgeschlossen, hinter der sich ein Gebäude erhebt, in dem der Chef der französischen Militärmission, General Doumenc, eben die Weisung Daladiers in Händen hält, um jeden Preis mit den Sowjets abzuschließen. Er weiß, worum es geht, denn den Westmächten ist durch deutsche Diplomaten der Gang der Moskauer Verhandlungen verraten worden.

Sofort nach seiner Ankunft beruft Ribbentrop seine engsten Mitarbeiter zu einer Besprechung, in der er sich über den neuesten Stand der Dinge informieren läßt. Dann bittet er den Botschafter, ihn im Kreml mit dem Hinweis anzumelden, daß er spätestens in vierundzwanzig Stunden wieder in Berlin sein müsse. Um drei Uhr nachmittags Moskauer Zeit fährt der Außenminister des Dritten Reiches in einem Mercedeswagen über den Roten Platz auf den wuchtigen Erlöserturm zu, durch dessen Tor der Weg in den Kreml führt, in diese riesige von einer fünfzehn Meter hohen Mauer geschützten Zwingburg des Roten Zaren.

Die Sowjets sind kühl und reserviert. Es ist ein dramatischer Moment: in Kürze wird es sich erweisen, ob der Kreml das Gelächter der Weltöffentlichkeit über Deutschland heraufbeschwören wird, indem er den englisch-französischen Unterhändlern sein Ja-Wort gibt. Vielleicht haben sie inzwischen Angebote gemacht, auf die Deutschland nicht mehr eingehen kann. Aber die Spannung löst sich schnell. Stalin erklärt nüchtern, daß er Finnland, Estland und Lettland, die weißruthenischen und ukrainischen Siedlungsgebiete der Republik Polen sowie Bessarabien als seine Einflußgebiete beanspruche.

Ribbentrop ist von Hitler zu weitgehendem Entgegenkommen ermächtigt, aber diese Forderung überschreitet in einem Punkt seine Vollmachten, das ist der südliche Teil Lettlands diesseits der Düna mit den wertvollen Häfen Windau und Libau.

Ribbentrop ist genötigt, die Verhandlungen zu unterbrechen, um sich von seinem Chef auch noch diese letzte Konzession genehmigen zu lassen. Er begibt sich zurück in die Deutsche Botschaft und sendet ein Chiffretelefonat auf den Obersalzberg, wo Hitler den Ausgang der Verhandlungen erwartet. Knapp zwei Stunden später kommt seine Antwort: »*Ja, einverstanden.*«

Aufatmend begibt sich der Reichsaußenminister wieder in den Kreml. Er präsentiert Stalin mit sichtlicher Freude die Erfüllung seiner sämtlichen Ansprüche. Aber Stalins Augen leuchten nicht in Zustimmung auf. Es geht ein Ruck durch ihn, wie von einem Schreck. Erst nach einem kurzen Augenblick der Überwindung streckt er seine Hand zum Paktabschluß aus.

Die umständlichen Prozeduren der Unterzeichnung des Nichtangriffsvertrages und des Geheimen Zusatzprotokolls über die Begrenzung der beiderseitigen Interessensphären finden schließlich ein Ende, und Stalin beginnt in bester Laune sein endlich geglücktes Unternehmen zu feiern. Der ernste dunkelgetäfelte Raum mit seinen plumpen Möbeln gibt den merkwürdigen Rahmen für diese ebenso merkwürdige Unternehmung. Eine Sakuska altrussischer Art wird aufgetafelt, Moskauer Wodka wird bald vom russischen Champagner, gekeltert aus schweren kaukasischen Traubenweinen, verdrängt. Stalin zeigt sich von seiner besten Seite. Er bewirtet seine Gäste wie alte Bekannte, reißt selbst die Flaschen auf und stößt zu unzähligen Toasten an, zu denen schließlich auch ein deutschgesprochenes »*Auf deutsche Fotokunst*« kommt, wähernd die beiden Fotografen, die Ribbentrop vorsorglich mitgebracht hat, unaufhörlich ihre Fotolampen aufblitzen lassen — freilich erst nachdem sie versichert haben, kein Bild von Stalin mit dem Glas in der Hand zu veröffentlichen.

Das Protokoll über die politische Unterhaltung dieser Stunde verzeichnet in seiner deutschen Genauigkeit auch die Trinksprüche. Stalin bringt einen Trinkspruch auf Adolf Hitler aus: »*Ich weiß, wie sehr das deutsche Volk seinen Führer liebt, ich möchte deshalb auf seine Gesundheit trinken.*« Molotow erhebt sein Glas auf Stalins Wohl und feiert ihn als den Urheber des eben abgeschlossenen Vertrages. Das Protokoll endet mit einer für den diplomatischen Stil recht ungewöhnlichen Erklärung Stalins: »*Die Sowjetregierung nehme den neuen Pakt sehr ernst, er könne auf sein Ehrenwort versichern, daß die Sowjetunion ihren Partner nicht betrügen würde.*«

Das waren die letzten Worte, die Ribbentrop aus Stalins Munde hörte. Als aber die Tür hinter ihm ins Schloß fiel, sagte Stalin zu Molotow: »*Das war die Kriegserklärung Hitlers an die Sowjetunion.*«

Erst nach vier Jahren, mitten im Kriege, erfuhr Ribbentrop auf abenteuerlichen Umwegen von diesem Wort und erhielt damit die Erklärung für Stalins sekundenlanges Zögern beim Paktabschluß. Der Kreml hatte seine Forderungen nicht gestellt, um Gebietserweiterungen zu erlangen, sondern um die Aufrichtigkeit seines Partners zu erproben. Als Hitler leichter Hand Konzession um Konzession machte und schließlich auch noch in Moskau die andere Hälfte Lettlands preisgab, erkannte Stalin, daß Hitler nur deshalb so elastisch zurückwich, weil er von vornherein entschlossen war, sich diese Gebiete im Gegenstoß alsbald wieder zurückzuholen.

Selten ist wohl ein Staatsvertrag mit so viel bösem Vorsatz geschlossen worden wie dieser Pakt zwischen Nationalsozialismus und Weltrevolution. Der Kreml ging auf diese unnatürliche Bindung ein, um den Stoß Deutschlands von sich abzulenken und Hitler in einen Krieg zu treiben, auf dessen Trümmern er seine Rote Saat säen konnte. Hitler schloß den Pakt, um die drohende Umklammerung von Ost und West zu zerbrechen. Beide wurden sie betrogen: Stalin wurde erst später durch Roosevelts Politik der lachende Dritte. Zunächst gewann er nur eine kurze Atempause und mußte dann den geballten Angriff der deutschen Kriegsmacht erleiden. Für Deutschland brachte der Pakt aber nicht die Zerstörung der Allianz zwischen Ost und West, brachte nicht die politische Ernte, sondern den Zweiten Weltkrieg mit Tod und Vernichtung für einen ganzen Erdteil.

Der Sprung in den Krieg

25. August 1939

Der 25. August ist bis zum Rande gefüllt mit dramatischer Spannung. Schon am Vormittag trifft ein Telegramm des Duce mit begeisterten Glückwünschen zu dem Vertragsabschluß in Moskau ein. Aber die weiter erwarteten Auswirkungen bleiben aus. Hitler fragt den Reichspressechef Dietrich, ob er Nachrichten über die Kabinettskrisen in London und Paris bringe. Dietrich fragt verblüfft zurück, welche Kabinettskrisen er denn meine. Hitler hat die Wirkung seiner Moskauer Finte überschätzt. Er bittet um 1.30 Uhr mittags den britischen Botschafter Henderson zu sich, um ihm zu erklären, daß er die *»mazedonischen Zustände«* im Osten beseitigen werde, nicht nur in Deutschland, sondern auch im Interesse des europäischen Friedens. Er sei dann bereit, mit England Abmachungen zu treffen, *»die nicht nur die Existenz des britischen Weltreiches unter allen Umständen deutscherseits garantieren würden, sondern auch, wenn es nötig wäre, dem britischen Reich die deutsche Hilfe sicherten, ganz gleich, wo immer eine derartige Hilfe erforderlich sein sollte . . . Wenn die britische Regierung diesen Gedanken erwägen würde, so könnte sich daraus ein Segen für Deutschland und auch für das britische Weltreich ergeben. Wenn sie diese Gedanken ablehnt, wird es Krieg geben. Auf keinen Fall würde Großbritannien aus diesem Kriege stärker hervorgehen; schon der letzte Krieg habe dieses bewiesen.«*

Um 15 Uhr befiehlt Hitler Keitel zu sich, der schon wenige Minuten später die Reichskanzlei verläßt, um den Befehl zur Eröffnung der Kampfhandlungen gegen Polen zu erteilen. Das riesige Räderwerk der militärischen Maschine setzt sich in unheimliche Bewegung. Das Schicksal scheint unabwendbar.

Aber Hitlers Rechnung geht nicht auf.

Zwei Stunden später kommt aus London die telefonische Meldung, daß die britische Regierung soeben dabei sei, mit dem polnischen Botschafter Graf Raczynski einen Bündnisvertrag zu unterzeichnen. Was steht in diesem Vertrage, will man wissen. Schon eine Stunde später wird aus London der Vertragstext durchtelefoniert. Man versucht daran herumzudeuteln, aber vergeblich. Er läßt für England keinen Ausweg offen, er ist eine Bindung Englands, wie sie in der Geschichte der Diplomatie einmalig ist. Polen

erhält einen Freibrief, mit dem es jeden aggressiven Schritt, jede Handlung Deutschlands nicht nur gegen sich selbst, sondern auch gegen andere europäische Staaten, die für seine Sicherheit nachteilig erscheint, nach seinem Belieben ausdeuten und beantworten kann. In jedem solchen Falle »... *wird der andere Teil seinem im Kriege verwickelten Partner sofort jede Unterstützung und Hilfe leihen, die in seiner Macht steht*«. Ribbentrop eilt in höchster Nervosität in die Reichskanzlei, wo er zugleich mit zwei anderen Hiobsbotschaften eintrifft: der französische Botschafter Coulondre hat dem Reichskanzler soeben erklärt, daß Frankreich seine Hand für jeden friedlichen Ausgleich zwischen Polen und Deutschland reichen würde, aber er gebe als Offizier sein Ehrenwort, daß Frankreich unbedingt zu seinen Verpflichtungen gegenüber Polen stehe, falls es angegriffen werde.

Zugleich kommt eine Botschaft Mussolinis, daß Italien nicht kriegsbereit sei, wenn ihm nicht sofort das notwendige Kriegsmaterial zur Verfügung gestellt werde, »*um den Ansturm auszuhalten, den die Franzosen und Engländer vorwiegend gegen uns richten werden.*«

Hitlers Planung ist zusammengebrochen. Er läßt Keitel zu sich kommen und ruft ihm zu: »*Bitte den Vormarschbefehl sofort widerrufen, ich brauche Zeit für Verhandlungen.*«

Die Kriegsmaschine, die schon in voller Bewegung ist, wird wieder angehalten. Ein großes Aufatmen geht durch die Amtsräume am Wilhelmsplatz und in der Bendlerstraße. Die Kriegsdrohung scheint abgewendet. Deutschland kehrt wieder auf den Weg der Verhandlungen zurück.

Zur gleichen Stunde spricht der Schwede Birger Dahlerus, den Göring auf eigene Faust hinter dem Rücken Ribbentrops als Friedensboten nach London entsandt hat, mit dem britischen Außenminister Halifax. Dahlerus schildert dem britischen Außenminister seine Unterhaltung mit Göring, aus der er die Überzeugung gewonnen habe, daß Göring ernstlich um eine deutsch-englische Verständigung bemüht sei. Halifax läßt sich gewinnen und gibt dem Schweden ein Handschreiben an Göring mit, in dem die englische Bereitschaft ausgesprochen wird, auf seine Anregungen einzugehen.

Im Kriegsministerium haben sich bei dem Abwehrchef Admiral Canaris einige Männer zusammengefunden, um darüber zu beraten, wie man Hitler auf seinem Wege in den Krieg hindern könne. Zwei Auffassungen stehen sich gegenüber: die einen sagen, man müsse schon jetzt handeln, um den Ausbruch eines Krieges überhaupt zu verhindern. Die anderen vertreten die Ansicht, man solle Hitler in den Krieg »hineinschliddern« lassen, die deutschen Armeen würden sich in Frankreich verbluten und das Hitler-Regime werde eine solche Niederlage nicht überstehen.

Mitten in die Besprechung dieser Herren aber bringt Oberst Warlimont die Nachricht vom Rückruf der Angriffsordre.

Die Pläne der Opposition sind überholt, ja sie sind vielleicht gegenstandslos geworden. Oberst Oster, einer der nächsten Mitarbeiter des Admirals, spricht die Ansicht aus, daß Hitler mit diesem Hin und Zurück jedes Ansehen bei den Militärs verspielt habe: »*Das kommt davon, wenn Gefreite Krieg führen. Von diesem Schlag erholt er sich nie wieder. Der Friede ist für zwanzig Jahre gerettet.*«

26. August 1939

Henderson fliegt an diesem Morgen nach London, um mit dem britischen Außenminister das große Angebot Hitlers zu besprechen.

Im Palazzo Venezia findet zu gleicher Zeit eine Besprechung zwischen Mussolini, Ciano und den Chefs der drei Heeresteile statt, um Hitlers recht kühl gehaltene Anfrage über den Bedarf an Rohstoffen und Kriegsmaterial zu erwidern. Sie arbeiten eine Wunschliste aus, die, angefangen mit Kohle, Öl, Stahl, Kupfer, Nickel, Molybdän, Wolfram, Blei und Zinn bis zu fertigen Waffen, auf eine Warenmenge anschwillt, die zu ihrer Beförderung an die 17 000 Güterzüge erfordern würde. Ciano schreibt in sein Tagebuch: »*Diese Liste reicht aus, um einen Stier zu erschlagen.*«

Schon am Nachmittag wird dieser Wunschzettel durch den italienischen Botschafter Attolico dem Reichsaußenminister überreicht. Ribbentrop sucht sich durch die umfangreiche Aufstellung hindurchzufinden und fragt schließlich tief beeindruckt nach der Lieferfrist. Attolico antwortete: »*Lieferfrist sofort.*«

Hitler erkennt, daß er an diesem Bundesgenossen keine Freude haben wird. In seiner Rückfrage, die um die genauere Bestimmung der Lieferfristen bittet, läßt er den Achsenpartner unumwunden wissen, daß er auf eine bewaffnete Anteilnahme Italiens im kommenden Konflikt verzichte.

Schon in Stundenfrist antwortet Mussolini, die Antwort Attolicos sei irrtümlich gewesen, die erwünschte Lieferfrist betrage ungefähr ein Jahr. — Hitler entgegnet dem Duce, er bitte ihn, seine Neutralität nicht erkennen zu lassen und sie durch gewisse Scheinmanöver zu tarnen. — Mussolini ist einverstanden und teilt sofort mit, daß er eine Reihe solcher Täuschungsmanöver bereits in Szene gesetzt habe.

Mit der gleichen Schnelligkeit aber finden sich Italiener, die ihren englischen Freunden berichten, daß Italien nicht marschieren werde.

In der Reichskanzlei ist die Stimmung gewitterig. Niemand, der nicht befohlen ist, wagt sich unter Hitlers Augen. Er scheint in diesen Stunden und Tagen unentschlossen zwischen Krieg und Frieden, zwischen Empörung und Resignation zu schwanken.

Hitlers Unentschlossenheit gibt Göring den Mut, ihn in seinen bisher privat eingeleiteten deutsch-englischen Vermittlungsversuch einzuweihen. Er nimmt das Handschreiben von Halifax zum Anlaß und es glückt ihm, den Schweden Dahlerus noch in der gleichen Nacht direkt in die Höhle des Löwen zu führen.

Dahlerus schildert uns in seinen Aufzeichnungen seine bemerkenswerte Begegnung mit Hitler, der auf das natürliche Recht Deutschlands pocht, sich auf die Erkenntnis der englischen Staatsmänner beruft, daß die deutschen Ostgrenzen unhaltbar seien und zwangsläufig zur gewaltsamen Lösung führen müßten, und der sich hartnäckig der Einsicht in die Argumente und die Mentalität der Engländer verschließt. Dahlerus endet mit den Worten: »*Hitler ging in seinem großen Arbeitszimmer auf und ab, blieb plötzlich stehen, deutete auf mich und sagte: ›Sie, Herr Dahlereus, haben meine Auffassung gehört! Sie müssen sofort nach England reisen, um sie der englischen Regierung mitzuteilen. Ich glaube nicht, daß Henderson mich verstanden hat, und ich wünsche aufrichtig, daß eine Verständigung zustandekommt.‹*«

27. August 1939

Der 27. August ist ein Sonntag. Hitler tut auf seinem Wege zwei Schritte vorwärts. Der Reichsparteitag in Nürnberg wird abgesagt, und zugleich wird in Deutschland die Lebensmittel- und Kleiderbewirtschaftung eingeführt. Hitler scheint zum Kriege entschlossen und erklärt, daß er auch durch die Intervention Englands und Frankreichs sich nicht hindern lassen werde. Aber insgeheim plant er nach wie vor einen isolierten Polenfeldzug zu führen und sagt zu Göring, er müsse unter allen Umständen England ausschalten.

An diesem Tage nimmt die polnische Öffentlichkeit mit einem Aufschrei der Empörung zur Kenntnis, daß Daladier in einem Briefwechsel mit Hitler eine friedliche Lösung der deutsch-polnischen Konfliktes anstrebt.

»In einer so schweren Stunde«, schreibt Daladier, *»glaube ich aufrichtig, daß kein edelgesinnter Mensch es verstehen könnte, daß ein Krieg der Zerstörung unternommen werde, ohne daß ein letzter Versuch einer friedlichen Lösung zwischen Deutschland und Polen stattfindet.«*

Hitler betont in seiner Antwort, daß auch er den Wunsch habe, eine friedliche Lösung mit Polen zu erreichen. Seine vielfachen Versuche seien aber gescheitert, weil Polens Widerstand gegen jede billige und vernünftige Lösung durch die Westmächte ermuntert worden sei. Sein Brief schließt:

»Wenn das Schicksal unsere beiden Völker wieder zum Kampfe zwingt, dann würde doch in den Motiven ein Unterschied sein. Ich, Herr Daladier, kämpfe dann mit meinem Volk um die Wiedergutmachung eines uns zugefügten Unrechts, und die anderen um die Beibehaltung desselben. Dies ist um so tragischer, als viele der bedeutendsten Männer auch Ihres eigenen Volkes den Unsinn der Lösung von 1919 ebenso erkannt haben wie die Unmöglichkeit seiner dauernden Aufrechterhaltung. Ich bin mir im klaren über die schweren Konsequenzen, die ein solcher Konflikt mit sich bringt. Ich glaube aber, die schwerste würde Polen zu tragen haben, denn ganz gleich wie ein Krieg um diese Frage ausginge: der polnische Staat von jetzt wäre so oder so verloren.«

Dahlerus ist am Mittag dieses Sonntags auf dem Flugplatz in Croydon angekommen, auf dem alles Leben wie erstorben scheint. Er wird in die Downingstreet geführt und von Premier Chamberlain, Lord Halifax und dem ständigen Staatssekretär im Foreign Office Sir Alexander Cadogan empfangen. Es zeigt sich, daß sein Bericht in mehreren Punkten nicht mit den Angaben übereinstimmt, die Henderson gebracht hat, aber er besteht darauf, daß seine Darstellung exakt sei.

In der Unterhaltung erfährt der Schwede, daß das britische Kabinett bereit ist, auf Hitlers Angebot einzugehen. Man denke an einen Vertrag mit Deutschland, der eine friedliche Entwicklung auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet sichere. Für Danzig und den Korridor werden direkte Verhandlungen zwischen Berlin und Warschau empfohlen. Eine einseitige deutsche Garantie, wie sie Hitlers Plan vorsieht, wird abgelehnt; diese Garantie der polnischen Grenzen müsse von der Sowjetunion, Deutschland, Italien, Frankreich und England gemeinsam gegeben werden. Die deutsche Forderung einer ausreichenden Sicherheit für das Deutschtum in Polen wird angenommen. Rückgabe der früheren deutschen Kolonien lehnt die englische Regierung unter den herrschenden Verhältnissen, d. h. unter der Drohung der deutschen Mobilisierung

ab. Auch das Angebot, das britische Empire mit deutschen Kräften zu verteidigen, wird zurückgewiesen. Ein solches Anerbieten zu akzeptieren sei mit dem Ansehen und dem Interesse Großbritanniens nicht vereinbar.

Dahlerus startet mit anbrechender Nacht nach Berlin.

28. August 1939

Kurz nach Mitternacht landet in Tempelhof eine Sondermaschine. Dahlerus springt heraus, jagt in einem Auto zu Göring, der seinen Bericht anhört und sofort in die Reichskanzlei fährt. Dahlerus wartet in äußerster Spannung auf das Ergebnis dieser Besprechung. Um 1.30 Uhr nachts läutet das Telefon. Der Schwede erkennt schon am Ton von Görings Stimme, daß er Erfolg gehabt hat: Hitler ist mit dem englischen Gegenvorschlag einverstanden. Dahlerus eilt, um keine Minute zu verlieren, in freudiger Stimmung zur englischen Botschaft und trommelt dort nachts um zwei Uhr Botschaftsrat Forbes heraus. Forbes ist sehr ungehalten. Er kennt den nächtlichen Ruhestörer nicht und läßt sich erst nach ausführlichen Darstellungen bewegen, einen Bericht nach London zu telegrafieren.

In London wird jetzt die Antwort für Botschafter Henderson formuliert, der am Abend des Tages in Berlin eintrifft. Er wird sofort von Hitler empfangen und übergibt ihm die Vorschläge der britischen Regierung, die zugleich ihre guten Dienste für eine direkte Fühlungnahme zwischen Deutschland und Polen anbietet. In der Downingstreet ist man offenbar der Ansicht, durch Abschluß des Bündnisvertrages mit Polen Hitlers Aktivität gelähmt zu haben.

Diese Auffassung der englischen Staatsmänner mag wohl durch die Mitteilungen gewisser deutscher Diplomaten beeinflußt gewesen sein, die sich — wie sie später erklären — »*... für moralisch berechtigt und verpflichtet ansahen, hinter dem Rücken Hitlers und Ribbentrops solche politischen Nachrichten an den potentiellen Gegner gelangen zu lassen, die den Ausbruch und die Ausweitung des Krieges hintanhalten konnten, gleichgültig, ob sie ein politisches Geheimnis waren oder nicht.*«

Solche Nachrichten hatten in London den Eindruck tiefgehender Differenzen in Deutschland erweckt, die Hitler die Führung eines Krieges sehr erschweren, wenn nicht unmöglich machen würden. Der von diesen Diplomaten erteilte Rat, Hitler in Polen einen Riegel vorzuschieben, erweist sich alsbald als eine Fehlschätzung nicht nur hinsichtlich Hitlers Charakter, sondern auch der polnischen Mentalität. Jedenfalls steht er im Gegensatz zur Auffassung eines guten Kenners der östlichen Verhältnisse, des deutschen Botschafters in London, von Dirksen, der Halifax dringendst vor der Erteilung eines Blankoschecks an Polen warnt. Dirksen erkennt auch die innerpolitische Lage in England und versteht, daß die Regierung Chamberlain für die im Herbst bevorstehenden Wahlen klare und eindeutige Parolen braucht: Ausgleich oder Krieg! In einer Reihe von Gesprächen kann er feststellen, daß die antibolschewistischen Kräfte in England immer noch die Möglichkeit, ja die Notwendigkeit eines Ausgleiches mit Deutschland sehen und zu einem großzügigen Abkommen mit Deutschland gelangen wollen. Dirksen reist mit diesen Ergebnissen nach Berlin und versucht, bis zu Ribben-

trop und Hitler vorzudringen. Er kommt aber über Staatssekretär von Weizsäcker nicht hinaus, der ihn damit abweist, daß die englischen Angebote nur als ein Zeichen der Schwäche zu werten seien.

Jedenfalls glaubt man jetzt in London, über genügend Zeit zu verfügen, um eine allmähliche Entspannung zwischen Berlin und Warschau anbahnen zu können.

Das englische Memorandum, welches Henderson überbracht hat, schließt mit dem Angebot der Vermittlung und klingt in der Hoffnung aus: *»Eine gerechte Lösung dieser zwischen Deutschland und Polen bestehenden Fragen kann den Weg zum Weltfrieden öffnen.«*

Henderson hat im Anschluß an die Überreichung des Memorandums eine lange und ausführliche Unterhaltung mit dem Reichskanzler, die — wie er berichtet — bei absoluter Festigkeit auf beiden Seiten doch recht freundlich war.

29. August 1939

Der neue Tag bringt eine Reihe alarmierender Meldungen der deutschen Botschaft und der deutschen Generalkonsulate und Konsulate in Polen über schwere blutige Ausschreitungen gegen die deutsche Volksgruppe. Als Henderson am Abend dieses Tages wiederum von Hitler empfangen wird, um die endgültige deutsche Antwort auf das britische Memorandum zu erhalten, ist Hitlers Stimmung gegenüber gestern erheblich verschlechtert. Es gibt eine ziemlich stürmische Auseinandersetzung, in der Hitler dem englischen Botschafter entgegenwirft: *»Ihnen ist es ja ganz egal, wie viele Deutsche in Polen abgeschlachtet werden.«* Henderson weist mit heftigen Worten diesen Angriff gegen die Haltung Großbritanniens zurück, das stets von dem Gedanken der Humanität geleitet werde. Die Wogen beruhigen sich wieder, die Unterhaltung wird weitergeführt und endet mit einem positiven Bescheid Hitlers. Er ist zwar sehr skeptisch in der Beurteilung der Aussichten direkter Besprechungen zwischen Berlin und Warschau. Er will seine Bedenken aber unterdrücken und erklärt sich für solche Besprechungen bereit: *»Die deutsche Reichsregierung ist unter diesen Umständen damit einverstanden, die vorgeschlagene Vermittlung der Königlich Britischen Regierung zur Entsendung einer mit allen Vollmachten versehenen polnischen Persönlichkeit nach Berlin anzunehmen. Sie rechnet mit dem Eintreffen dieser Persönlichkeit für Mittwoch, den 30. August 1939 . . .«*

Henderson meint, diese Worte hätten den Klang eines Ultimatums. Hitler hält ihm entgegen, daß keine Stunde und keine Minute verloren werden dürfe, denn sowohl die augenblickliche Situation in Polen, wie das Gegenüberstehen zweier mobilisierter Armeen könne in jedem Augenblick zu einer gewaltsamen Entladung führen.

Die Unterredung wird nach Hendersons Bericht: *». . . durch eine kurze und nach meiner Ansicht durchaus aufrichtige Ansprache Hitlers abgeschlossen, in der er ausführte, wie ehrlich seine fortgesetzten Bemühungen um Englands Freundschaft gemeint seien, welche Achtung er für das britische Weltreich habe, und wie sehr er im allgemeinen die Engländer schätze.«*

Henderson gibt einen ausführlichen telegraphischen Bericht nach London, auf den Halifax noch in der gleichen Nacht antwortet. Es ist nur ein Zwischenbescheid, der

wiederum von der Voraussetzung ausgeht, daß man Zeit habe. Halifax will die Antwort der deutschen Regierung erwägen: *»Aber es ist natürlich unvernünftig, zu erwarten, daß wir einen polnischen Unterhändler innerhalb von vierundzwanzig Stunden in Berlin erscheinen lassen könnten.«*

30. August 1939

Henderson sucht über die gefährliche Distanz dieses Tages hinwegzukommen, indem er den Zwischenbescheid des britischen Außenministers, dem noch zwei weitere folgen, im Auswärtigen Amt überreicht.

Einer Anregung Dahlerus' folgend, gibt London der Warschauer Regierung den Rat, die Sendung aufreizender Radiopropaganda zu beenden, weitere Gewalttaten gegen Deutsche zu verhindern und die immer stärker werdende Fluchtbewegung der Deutschen nicht durch Waffengewalt zu unterdrücken. Es ist in England also bekannt, daß die Zustände in Polen eine bedrohliche Wendung genommen haben und daß die »Greuelnachrichten« keine Erfindung der deutschen Propaganda sind. Die polnische Regierung aber dreht den Spieß um und antwortet über den britischen Botschafter Kennard: *»Seiner Majestät Regierung möge absolut versichert bleiben, daß die polnische Regierung nicht die Absicht hat, irgendwelche Zwischenfälle zu provozieren. Andererseits macht sie darauf aufmerksam, daß die deutsche Provokation in Danzig immer unerträglicher wird.«*

In Berlin werden die Unterlagen für Verhandlungen mit Polen vorbereitet. Hitler beruft am Vormittag eine Reihe von Sachverständigen in die Reichskanzlei und legt ihnen die Frage vor, ob bei einer Abstimmung im Gebiet des Korridors eine deutsche Mehrheit zustande kommen würde. Die Antwort lautet bejahend, wenn man als Stichtag für die Wahlberechtigung den 1. Januar 1918 nehme. Auf dieser Grundlage wird der deutsche Standpunkt für die bevorstehenden Besprechungen mit Polen ausgearbeitet. Eine Volksabstimmung soll nach Jahresfrist unter internationaler Garantie stattfinden. Fällt sie zugunsten Deutschlands aus, so soll das Korridorgebiet zu Deutschland zurückkehren. Zwei sehr entscheidende Ausnahmen zugunsten Polens sind dabei vorgesehen: Polen behält Gdingen und eine exterritoriale Verkehrsstraße durch Westpreußen nach diesem Hafen. Im Falle eines Entscheides für Polen bleiben die Grenzen wie sie sind. Jedoch erhält Deutschland eine exterritoriale Straße nach Ostpreußen. Die Forderung auf Rückkehr Danzigs zum Reich ist nach wie vor aufrecht erhalten, da der deutsche Charakter dieser Stadt bisher von niemandem, auch nicht von Polen, jemals angezweifelt worden ist.

Die Billigkeit dieser Vorschläge kann kaum bestritten werden. Sie fußen auf dem Grundsatz des Selbstbestimmungsrechts, ja, sie verzichten sogar auf die Anwendung dieses Prinzips für die von Polen annektierten Gebiete Posens und Oberschlesiens. Doch es wäre ein Irrtum, mit Rechtsbegriffen zu operieren, wo die Machtstellung von Staaten auf dem Spiel steht. Weder für Polen oder für Deutschland, noch für die Westmächte geht der Streit um die Anerkennung von Rechtssätzen. Es geht um die Anerkennung von Lebensrechten, die auf dieser Erde auch heute noch im Machtspiel ausgekämpft werden.

Die deutschen Vorbereitungen aber sind nutzlos. Aus Polen kommt am 30. August kein Unterhändler. Polen gibt nicht einmal eine hinhaltende Antwort. Auch Botschafter Henderson trifft mit der endgültigen Antwort seiner Regierung in der Wilhelmstraße erst ein, als der zwölfte Stundenschlag der Mitternacht ausgeklungen ist.

31. August 1939

Hitler hat bis zur letzten Stunde an den sechzehn Artikeln der deutschen Verhandlungsvorschläge gearbeitet und nach Formulierungen gesucht, die die deutschen Forderungen für Polen wie für England annehmbar gestalten könnten. Er ist auch jetzt immer noch nicht zufrieden und gibt das Schriftstück Ribbentrop nur zögernd mit der Weisung, es noch nicht an Henderson zu überreichen, da es noch nicht die letzte Form gefunden habe. Ribbentrop liest also dem Engländer bei seiner nächtlichen Begegnung diese sechzehn Artikel langsam vor und gibt zu diesem und jenem Punkt noch eigene mündliche Erläuterungen. Als Henderson ihn um Überreichung des Schriftstückes bittet, lehnt Ribbentrop mit der Bemerkung ab, das Dokument sei ja inzwischen durch das Nichterscheinen eines polnischen Bevollmächtigten illusorisch geworden.

Henderson empfindet Ribbentrops Verhalten als eine Brüskierung. Trotzdem trifft er sich um 2 Uhr nachts mit dem polnischen Botschafter Lipski und rät ihm, seiner Regierung zu empfehlen, Ribbentrop bei weiteren Ausgleichsbemühungen auszuschalten und ein Treffen zwischen dem polnischen Marschall Rydz-Smigly und Göring zu vereinbaren. Die deutschen Vorschläge seien *»alles in allem nicht allzu unvernünftig«*, soweit er sie richtig aufgefaßt habe.

Henderson erhält noch in der gleichen Nacht von Göring über Dahlerus den Text der deutschen Vorschläge, aber er telegraphiert in den frühen Morgenstunden seiner Regierung nur sehr flüchtige Andeutungen über einige Punkte der deutschen Vorschläge, weil er mehr nicht behalten habe. Ribbentrop hätte – wie er später in seinen Aufzeichnungen »Failure of a Mission« schreibt – den Text in deutscher Sprache *»in einem Ton äußerster Verdrießlichkeit so rasch er nur irgend konnte heruntergeschnattert«*.

Die Chancen einer friedlichen Lösung des deutsch-polnischen Konfliktes sind nahezu auf Null gesunken. Der englische Botschaftsrat Forbes unternimmt gemeinsam mit Dahlerus eine letzte Intervention bei Lipski. Sie überbringen ihm den genauen Text der deutschen Vorschläge. Aber Lipski, der bisher mit größtem Eifer seinen Mitarbeitern den Inhalt jeder Hitlerrede übermittelt und kommentiert hat, sagt zu Forbes: *». . . daß er in keiner Weise Anlaß habe, sich für Noten oder Angebote von deutscher Seite zu interessieren. Er kenne die Lage in Deutschland nach seiner fünfeinhalbjährigen Tätigkeit als Botschafter gut und habe intime Verbindung mit Göring und anderen aus den maßgebenden Kreisen; er erklärte, davon überzeugt zu sein, daß im Falle eines Krieges Unruhen in diesem Lande ausbrechen und die polnischen Truppen erfolgreich gegen Berlin marschieren würden.«*

Noch einmal scheint ein Hoffnungsflämmchen aufzuglimmen. Unter dem Druck der Weltmeinung und unter der besonderen Einwirkung Englands und Frankreichs, denen sich ein Appell der Staaten der Oslo-Gruppe, des Präsidenten Roosevelt und des kana-

dischen Premierministers sowie ein Aufruf des Papstes angeschlossen hatte, unternimmt die polnische Regierung – nach dem Ablauf des deutschen »Ultimatums« und nach der Vollendung der polnischen Mobilmachung – einen diplomatischen Schritt in Berlin. Am Mittag des 31. August erhält Botschafter Lipski die Anweisung aus Warschau, sich in das Auswärtige Amt zu begeben, um eine hinhaltende Erklärung zu dem englischen Vermittlungsvorschlag abzugeben. Aber der Text dieser Anweisung enthält folgenden, später im Polnischen Weißbuch unterschlagenen Passus: *»Lassen Sie sich unter keinen Umständen in sachliche Diskussionen ein; wenn die Reichsregierung mündliche oder schriftliche Vorschläge macht, müssen Sie erklären, daß Sie keinerlei Vollmachten haben, solche Vorschläge entgegenzunehmen oder zu diskutieren, und daß Sie ausschließlich obige Mitteilung Ihrer Regierung zu übermitteln und erst weitere Instruktionen einzuholen haben.«*

Ribbentrop hat durch das sogenannte »Forschungsamt« die Weisung des polnischen Außenministers an Lipski bereits in Händen, bevor er Lipski um 18.30 Uhr empfängt. Er weiß, daß von Polen nichts mehr zu erwarten ist. Der Empfang ist kurz und frostig. Lipski berichtet: *»Herr von Ribbentrop fragte mich, ob ich besondere Vollmachten zu verhandeln habe. Ich antwortete mit Nein. . . . Abschließend wiederholte Herr von Ribbentrop, daß er angenommen habe, ich sei mit den für Verhandlungen notwendigen Vollmachten versehen. Er werde den Kanzler von meiner Demarche wissen lassen.«*

Der englische Vermittlungsversuch ist gescheitert, gescheitert an der Hast Hitlers, gescheitert an dem Glauben Englands, noch Zeit zu haben, und gescheitert an der chauvinistischen Verkrampfung Polens.

Auch ein letzter Versuch Mussolinis schlägt fehl. Attolico hat am frühen Morgen eine Alarmmeldung über die bedrohliche Situation nach Rom gegeben. Der Duce bietet im Laufe des Vormittags Deutschland, England und Frankreich seine Vermittlung an. Aus Berlin erhält er die Antwort, Deutschland habe eine endgültige Position eingenommen, es sei an Polen, auf die vielfachen internationalen Initiativen einzugehen, um das drohende Verhängnis zu vermeiden. Durch François-Poncet, jetzt französischer Botschafter in Rom, bekommt Mussolini in kürzester Frist die grundsätzliche Zustimmung des in Paris eigens einberufenen Ministerrates. Der britische Botschafter Loraine aber kann – wie es heißt – *»aus technischen Schwierigkeiten«* die telefonische Verbindung mit seiner Regierung nicht herstellen. Mussolini kommt zu spät.

Um 9 Uhr abends gibt die Reichsregierung über den Rundfunk eine umfassende Darstellung der letzten Entwicklung. Darin wird geschildert, wie Deutschland auf die englische Vermittlung eingegangen sei und maßvolle Vorschläge unterbreitet habe. Die Antwort der polnischen Regierung aber sei die allgemeine Mobilmachung gewesen. Unter diesen Umständen müsse die Reichsregierung auch dieses Mal wieder ihre Bemühungen um eine friedliche Lösung eines allgemein als unhaltbar anerkannten Zustandes für gescheitert ansehen.

Hitler erteilt zum zweitenmal den Angriffsbefehl gegen Polen und wird ihn nicht wieder zurücknehmen.

1. September 1939

Am 1. September, 4.45 Uhr, beginnt der deutsche Generalangriff gegen Polen, beginnt der Zweite Weltkrieg. Die polnische Armee – noch vor fünf Jahren mehr als zehnmal so stark als die deutsche Wehrmacht – wird in atemberaubendem Tempo gepackt und zerschlagen.

Hitlers Sorge ist es nach wie vor, eine Ausweitung des Konflikts nach Westen zu verhindern, die sein ganzes, letztlich gegen Osten gerichtetes Konzept verderben würde. Um 10 Uhr hält er eine große Rede vor dem Deutschen Reichstag, in der er seine Gründe für den Angriff gegen die letzte Versailler Grenze Deutschlands darlegt und, zu den Westmächten gewendet, erklärt:

»Wenn nun Staatsmänner im Westen erklären, daß dies ihre Interessen berühre, so kann ich eine solche Erklärung nur bedauern. Sie kann mich aber nicht eine Sekunde in der Erfüllung meiner Pflicht wankend machen. Ich habe es feierlich versichert und wiederhole es, daß wir von diesen Weststaaten nichts fordern und nie etwas fordern werden. Ich habe versichert, daß die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland eine endgültige ist. Ich habe England immer wieder eine Freundschaft und, wenn notwendig, das engste Zusammengehen angeboten. Aber Liebe kann nicht nur von einer Seite geboten werden, sie muß von der anderen ihre Erwiderung finden. Deutschland hat keine Interessen im Westen. Unser Westwall ist zugleich für alle Zeiten die Grenze des Reiches.«

Aber schon am Abend erscheinen der britische und der französische Botschafter in der Wilhelmstraße, um zwei gleichlautende Erklärungen abzugeben:

»Ich bin daher beauftragt, Euer Exzellenz mitzuteilen, daß meine Regierung ohne Zögern ihre Verpflichtungen gegenüber Polen erfüllen wird, wenn nicht die deutsche Regierung bereit ist, befriedigende Zusicherungen dahingehend abzugeben, daß die deutsche Regierung jegliche Angriffshandlungen gegen Polen eingestellt hat und bereit ist, die Truppen unverzüglich aus polnischem Gebiet zurückzuziehen.«

Ribbentrop empfängt beide Botschafter korrekt und höflich. Henderson gegenüber drückt er sein Bedauern aus, daß er den Text der deutschen Vorschläge seinerzeit nicht habe aushändigen können. Er hätte aber dennoch gehofft, daß auch die mündliche Übermittlung dieser maßvollen Vorschläge die britische Regierung zu einer Einwirkung auf Polen bewegen würde.

2. September 1939

Mussolini läßt die Hoffnung nicht sinken, seine Vermittlung doch noch zum guten Ende zu führen und den beginnenden Weltbrand im Keime zu ersticken. Vor allem ist es die französische Zustimmung, die ihn ermutigt, noch einmal in Berlin und London anzuklopfen. Er findet in Frankreich Unterstützung. Die Agentur Havas berichtet: *»Die französische Regierung ist gestern ebenso wie mehrere andere Regierungen mit einem italienischen Vorschlag zur Regelung der europäischen Schwierigkeiten befaßt worden. Nach Beratung über diesen Vorschlag hat die französische Regierung eine positive Antwort gegeben.«*

Durch Attolico läßt Mussolini am Vormittag des 2. September das Auswärtige Amt

DÜNKIRCHEN 1940

Die goldene Brücke

... wird neu gebaut: INVASION 1944



England kämpft gegen Frankreich in Syrien. Englische Gefangene in französischer Hand

Right or wrong . . .

Der englische Überfall auf die französische Flotte in Oran

wissen, daß er noch die Möglichkeit habe, von Frankreich, England und Polen eine Konferenz auf folgenden Grundlagen annehmen zu lassen:

1. Waffenstillstand, der die Armeen läßt, wo sie jetzt sind;
2. Einberufung der Konferenz in zwei bis drei Tagen;
3. Lösung des deutsch-polnischen Streites, welche — nach Meinung Mussolinis — günstig für Deutschland sein werde.

Aber jetzt ist England nicht mehr bereit, in ein neues München einzuwilligen. Es hat mit seiner letzten Note eine endgültige Stellung bezogen, d. h. es erwartet eine Zurückziehung der deutschen Truppen auf die Grenze von Versailles.

Lord Halifax erklärt am Nachmittag vor dem Oberhaus:

»Auf die mahnende Botschaft, die gestern abend Deutschland übermittelt wurde, ist bisher noch keine Antwort eingelaufen. Es ist möglich, daß diese Verzögerung auf die von der italienischen Regierung gemachten Vorschläge zurückzuführen ist, wonach eine Einstellung der Feindseligkeiten erfolgen und unverzüglich eine Konferenz zwischen Großbritannien, Frankreich, Polen, Deutschland und Italien einberufen werden sollte.

Der britischen Regierung ist es aber nicht möglich, an einer Konferenz teilzunehmen zu einer Zeit, da Polen einer Invasion ausgesetzt ist, polnische Städte mit Bomben belegt werden und Danzig durch Gewalt Gegenstand einer einseitigen Lösung geworden ist.«

3. September 1939

In einer fast vierstündigen stürmischen Kabinettssitzung ist in London der Beschluß zur Kriegserklärung gefaßt worden. Um 9 Uhr früh überbringt Henderson dem deutschen Reichsaußenminister eine Note seiner Regierung, die mit folgendem Ultimatum abschließt:

»Ich habe demgemäß die Ehre, Sie davon zu unterrichten, daß, falls nicht bis 11 Uhr vormittags britischer Sommerzeit am heutigen Tage, dem 3. September, eine befriedigende Zusicherung in oben erwähntem Sinne von der deutschen Regierung erteilt wird und bei Seiner Majestät Regierung in London eintrifft, ein Kriegszustand zwischen den beiden Ländern von dieser Stunde an bestehen wird.«

Auch der französische Botschafter überbringt eine Note, die letzte Ausgleichsmöglichkeiten vorsieht, aber mit dem gleichen Ultimatum endet.

Dahlerus hat sich am frühen Morgen in das Hauptquartier der deutschen Luftwaffe zu Göring begeben, der von der Entwicklung sehr betroffen ist.

»Göring gab der Auffassung Ausdruck, daß die Lage nahezu katastrophal sei. Er wirkte sehr nachdenklich und beschloß gleich danach, Hitler anzurufen, um seine Auffassung der Lage zu erfahren.

... Ich schlug ihm vor, er solle sich erbieten, als Vertreter der deutschen Regierung sofort nach London zu fliegen, um mit der englischen Regierung zu verhandeln und eine Verständigung zu erreichen.«

Göring telefoniert mit Hitler und erhält von ihm den Auftrag zum Fluge nach London. Er gibt General Bodenschatz Anweisungen, die Durchführung des Fluges vorzubereiten, um vor dem Ablauf der von England gestellten Frist deutschen Boden ver-

lassen zu können. Dahlerus gelingt es unter größten Schwierigkeiten, eine Telefonverbindung mit dem Foreign Office herzustellen. Er fragt, wie der Besuch Görings aufgefaßt würde. Die Antwortet lautet: »... *daß die englische Regierung, ehe sie zu einem solchen Vorschlag Stellung nehmen könne, Antwort auf die englische Note wünsche, und daß der Inhalt der deutschen Antwort entscheiden dürfte, ob Görings Besuch wünschenswert sei.*«

Die Zeit läuft. Görings Maschine steht bereit zum Abflug. Er telefoniert noch einmal mit Hitler, bekommt aber offenbar keine klare Auskunft, wie die Antwortnote der deutschen Regierung ausfallen wird oder ob überhaupt mit einer Antwort zu rechnen ist. Hitler weiß, daß es für ihn kein Zurück mehr gibt. Regungslos, wie versteinert, hat er das Ultimatum entgegengenommen. In dem Vorraum der Reichskanzlei herrscht Totenstille, die nur durch Görings Worte gebrochen wird: »*Wenn wir diesen Krieg verlieren, dann möge der Himmel uns gnädig sein.*«

Jetzt warten Göring und Dahlerus in lähmender Untätigkeit neben dem Sonderzug, in dem Görings Hauptquartier eingerichtet ist. Die Minuten verrinnen, es wird 11 Uhr. Wenige Minuten später ertönt im englischen Rundfunk die Stimme Chamberlains mit der Feststellung, daß Großbritannien sich mit Deutschland im Kriegszustand befinde.

Feldzug der achtzehn Tage

Die polnische Armee – immerhin von einer Stärke von mehr als 1 700 000 Mann und 50 000 Offizieren – wird von der Verstiegenheit ihrer chauvinistischen Führer nicht zu einem vorsichtig hinhaltenden Kampfe, sondern in einen Angriffskrieg geführt. Man will dieses Mal den deutschen Gegner im Grunewald vernichten, wie man einst die Macht des Ritterordens bei Grunwald (der polnische Name für Tannenberg) zerschlug.

Weit vorn im Posener Raum, keine vier DZ-Stunden von Berlin entfernt, steht die stärkste Heeresgruppe unter General Tadeusz Kutrzeba. Nördlich von Warschau wartet eine Stoßarmee auf den Angriffsbefehl gegen die ostpreußische Insel. Eine Korridorarmee unter General Wladislaw Bortnowski soll über Danzig ebenfalls auf Ostpreußen zustoßen. Eine Südarmee unter General Tadeusz Ludwig Piskor wird für stark genug gehalten, die wichtigsten Industriegebiete Süd- und Südwestpolens zu verteidigen und gegebenenfalls das deutsche Schlesien zu bedrohen.

Mit anderen Worten, die gesamte polnische Heeresmacht ist auf eigenen Willen in die große Falle marschiert, die der deutsche Generalstab bereits nach einer Woche mit unlösbarem Griff schließt. Eine Heeresgruppe Nord unter Generaloberst von Bock und eine Heeresgruppe Süd unter Generaloberst von Rundstedt erfüllen trotz der sprichwörtlich schlechten Straßen Polens ihre Aufgaben mit der Präzision eines Uhrwerkes. Schon am 7. September beginnt die Vernichtungsschlacht im großen Weichselbogen, die den Kern des Gegners trifft und den Rest von 170 000 Mann zur Kapitulation zwingt. Am 8. September schließt sich der Ring um die polnische Südarmee bei Radom, die mit 60 000 Mann kapituliert. Am gleichen 8. September dringen deutsche Panzerspitzen in Warschau ein. Die Aufforderung zur Übergabe der Stadt wird aber zurückgewiesen,

Stadtpräsident und Militärbefehlshaber erklären die Stadt zur Festung und rufen die Zivilbevölkerung ganz Polens zum Franktireur-Krieg gegen die deutsche Armee auf.

Warschau wird zerniert. Die zurückflutenden polnischen Armeen gelangen nicht mehr zum Entsatz der Hauptstadt. Auch sie werden eingeschlossen und treten als Gefangene den »Marsch nach Berlin« an.

Erst am 25. September — als das Schicksal Polens längst entschieden ist — treten deutsche Truppen gegen Warschau an. Zwei Tage lang ruft das Radio zur Übergabe der Stadt auf. Nur mit Mühe sind die ausländischen Missionen evakuiert worden. Jetzt macht die deutsche Heeresleitung das Angebot, die gesamte Zivilbevölkerung aus der Stadt herauszulassen, um den Massenmord unschuldiger Menschen zu verhüten. Straßen werden geöffnet, das Feuer schweigt — aber der polnische Kommandant in seiner Verblendung antwortet nicht. Die deutsche Heeresleitung macht einen neuen Vorschlag: die Warschauer Vorstadt Praga soll als kampffreie Zone für die Zivilbevölkerung ausgespart bleiben. Wiederum keine Antwort. Die Polen hoffen auf den siegreichen Anmarsch Englands und Frankreichs, doch sie erhalten keine andere Hilfe als sinnlose Aufmunterungen für ihren längst verlorenen Kampf.

So treten die deutschen Truppen zur letzten Entscheidung an. Nur zwei Tage sprechen die Kanonen, fallen die Bomben, dann kapituliert Polens Hauptstadt. Schnell kapituliert auch die Festung Modlin, die Halbinsel Hela unter Admiral von Unruh und der Stützpunkt Kock unter General Kleber.

Schon am 17. September, nach der Flucht der polnischen Regierung, hat sich auch die Rote Armee mit über drei Millionen Mann in Bewegung gesetzt, um ihre bereits von deutschen Truppen überrannte Interessenzone zu besetzen. Noch einmal fliegt Ribbentrop nach Moskau, um die neue Lage zu beraten. Stalin wünscht eine Änderung der Grenzziehung, er verlangt Litauen und die ukrainischen Gebiete um Drohobycz im Austausch gegen die Wojewodschaft Lublin. Hitler sagt auch zu dieser Forderung Ja, obwohl er erkennen muß, daß der Kreml jetzt auf jene Curzon-Zone aufrückt, die einst von den Westmächten als die natürliche Ostgrenze Polens festgestellt worden ist.

London erklärt der Sowjetunion nicht den Krieg, wie es sein Bündnis mit Polen erfordert. Es macht sich die sowjetische Argumentation zu eigen, daß der polnische Staat faktisch zu existieren aufgehört habe. Selbst Churchill erklärt, die Sowjets seien auf eine Grenze gegangen, die sich nicht auf Gewalt, sondern auf Recht gründe.

So muß die Führung der polnischen Republik erkennen, daß sie ihre selbstmörderische Politik und ihre unvernünftige Strategie auf die Mißachtung eines Grundsatzes gebaut hat, der trotz Völkerbund und trotz der hochtrabenden Präambeln internationaler Vereinbarungen unvermindert in Geltung geblieben ist: daß kein Staat in dieser Welt jemals einen Krieg für die Interessen eines anderen Staates führt. Nicht für Polens Gloria hatten England und Frankreich den Krieg erklärt, sondern um einer Machtsituation von gestern Geltung zu verleihen, die um britischer und französischer Interessen willen wiederhergestellt werden sollte. Das Kernstück Europas, das Deutsche Reich, ist zu stark geworden, es beeinträchtigt die in blutigem Einsatz gewonnene Vormachtstellung Englands und Frankreichs in Europa. Es soll niedergeworfen und in einem Über-Versailles als Machtfaktor endgültig vernichtet werden. Die Judengesetzgebung Deutschlands schuf den Haß, der die kühle Erwägung der Staatsmänner überschwemmte. Niemand wurde gehört, der mahnte, daß die Zerstörung der Mitte Europas die Zer-

störung des ganzen Erdteils bedeuten werde. Der Zweite Weltkrieg rollt heran und begräbt unter sich nicht nur unzählige Brennpunkte europäischer Kultur und Zivilisation, nicht nur die Macht Deutschlands, sondern ganz Europas, das zum Vorfeld erniedrigt wird in der Auseinandersetzung der beiden großen siegreichen Weltmächte: der Sowjetunion und der USA.

Die völlige Verkennung des Wesens der Sowjetunion steht ebenso Pate an der Wiege des Zweiten Weltkrieges wie die Unterschätzung der Geschlossenheit und Stärke Deutschlands. Man hatte sich daran gewöhnt, in diesem Deutschland eine drittklassige Militärmacht mit einem an allen Ecken und Enden kupierten Hunderttausend-Mann-Heer zu sehen. Man hatte sich an gefügige Regierungen gewöhnt, die durch den Klang der Waffen ringsum zu jedem Einlenken gezwungen wurden. Man hatte jetzt aus dem Munde jüdischer und marxistischer Emigranten gehört, daß das deutsche Volk die Ketten seiner Diktatur von sich werfen werde, sobald nur eine starke Hand von draußen dem Bluff Hitlers ein Ende macht. Wir hörten schon, daß deutsche Diplomaten dieses Bild der deutschen Innenpolitik bestätigten, und daß selbst Lipski, darauf vertrauend, gelassen dem Kriegsausbruch entgegensah. Schließlich standen im Herbst 1939 ganze dreiundzwanzig deutsche Divisionen im Westen den einhundertzehn Divisionen Frankreichs und Englands gegenüber.

Wer sich damals aber nicht von Wunschträumen oder Haßgefühlen blenden ließ, mußte erkennen, daß kaum je ein Volk mit größerer Überzeugung seines guten Rechts in einen Krieg gezogen ist als damals das deutsche Volk gegen Polen. Es war kein romantisch übersteigertes Revanchegefühl, das damals aufbrach, es war kein Jubel wie 1914, es war die kalte Entschlossenheit, eine widernatürliche und kriegsdrohende Grenze im Osten zu bereinigen und deutsche Provinzen, die ihren Wohlstand dem Fleiße und der Fähigkeit ihrer deutschen Bewohner verdankten, wieder mit dem Reiche zu vereinen.

Darum ist das Erstaunen in Deutschland groß, als die Westmächte die Notwendigkeit dieser Korrektur — anscheinend — nicht begreifen und einem Staate zu Hilfe eilen, der sich durch seine Minderheitenpolitik keine Freunde in der Welt gemacht hat. Man tröstet sich mit dem Gedanken, die Kriegserklärungen Englands und Frankreichs seien Demonstrationen, die durch die militärische Entscheidung schnell überholt sein würden.

Der Anschein spricht für diese Auffassung. Weder England noch Frankreich greifen während des Polenfeldzuges aktiv ein. Französische Truppen besetzen zwar kleine deutscherseits geräumte Geländestreifen, sie greifen aber nicht ein einziges Mal die Westwallbefestigungen an. Selbst die französische Luftwaffe fliegt nicht über den Westwall hinaus und bleibt ebenso erfolglos wie die Unternehmungen englischer Flieger, die ohne Rücksicht auf das Völkerrecht über dänisches und holländisches Gebiet anfliegen. Wesentlichen Schaden richten sie nur im dänischen Esbjerg an, wo ihre Bomben Zivilpersonen töten und Gebäude beschädigen.

Schwerer wiegt — allerdings auf moralischem Gebiet — die völkerrechtswidrige Verkündung der Hungerblockade durch England. Da Großbritannien den direkten kämpferischen Einsatz zu vermeiden sucht, erklärt es fast ausnahmslos alle Waren, die für eine Einfuhr nach Deutschland in Betracht kommen, für Banngut und leitet aus dieser Bestimmung die weitere völkerrechtswidrige Willkürmaßnahme ab, auch die Schiffe der Neutralen zum Anlaufen seiner Kontrollhäfen zu zwingen und sie widrigenfalls aufzubringen oder zu versenken. Darüber hinaus erklärt Großbritannien sämtliche deutschen

Waren für Banngut, um auch die deutsche Ausfuhr allerorten treffen zu können. Diese Maßnahme steht ebenfalls im Widerspruch zum Völkerrecht und ruft heftige Proteste hervor, denen England in zwei Fällen, Japan und Italien, nachgibt.

Wie hier im Westen der Kriegssturm über die mühsam errichteten Grenzen ritterlicher Kampfesweise hinwegbraust, so geschieht es auch in Polen selbst. Der Aufruf der polnischen Regierung zum »totalen Heckenschützenkrieg« verwischt die Grenze zwischen Soldat und Zivilist. Die seit Bestehen des polnischen Staates vielgesungenen Haßgesänge gegen alles, was deutsch ist, brausen zu einem gewaltigen Chor auf und treiben die Masseninstinkte in einen Rausch der Vernichtung. Das wehrlose Deutschtum in Polen, ungefragt einer fremden Staatsgewalt überantwortet, tritt einen furchtbaren Leidensweg an. Als die Waffen schweigen, liegen in den Gräbern dieses Krieges nicht nur die Toten eines offenen Kampfes, sondern auch viele Tausende von hingemordeten Deutschen, während weitere Zehntausende Vermißter niemals wieder aufgefunden werden.

Die Antwort auf deutscher Seite bleibt nicht aus. Gegen England wird die U-Boot-Blockade in gleicher Schärfe verhängt wie die englische Blockade gegen Deutschland. Gegen Polen aber werden die Mordtaten an den Volksdeutschen zum Anlaß genommen, um Polen *»ein für allemal als selbständiges Staatswesen von der Landkarte zu streichen«*. Die ehemals deutschen Gebiete werden dem Reich als Provinzen einverleibt, zuzüglich des Suwalki-Zipfels, der zur Provinz Ostpreußen geschlagen wird. Kongreßpolen aber erhält den Status eines »Generalgouvernements« als Bestandteil des Großdeutschen Reiches.

Zum zweitenmal geht Hitler über sein Wort hinweg, keine fremden Völker beherrschen zu wollen. Zum zweiten Male überschreitet er auch sein eigenes Grundgesetz, dem er bisher so viele Erfolge verdankte, das Grundgesetz von der »Volkssouveränität«, vom »ewigen Wert der Voklspersönlichkeit«.

Der Nationalsozialist Adolf Hitler schwenkt mit dem Marsch nach Prag und nach Warschau auf den ausgetretenen Weg eines Imperialismus alten Stiles, indem er, wie die Alliierten in Versailles, die Völker in gute und böse scheidet, von denen nur die guten das Recht auf Freiheit haben. So wie einst nicht Staatsmänner, sondern hypokritische Sittenrichter im Namen der Straße den Stab über Deutschland brachen, so richtet jetzt Hitler über Tschechen und Polen und verurteilt sie zu einem Dasein aus zweiter Hand.

Ein entscheidendes Manko im staatsmännischen Denken Hitlers wird hier offenbar, seine Gebundenheit an die Gedankenbahnen der Französischen Revolution, die er sonst so heftig befehdet. Er sieht den Nationalrat und nichts außer ihm, den Nationalrat, der stark geworden ist durch die Sammlung aller Deutschen und der diese Stärke nun benutzt, um in seinem ureigensten Interesse über fremde Völker hinwegzumarschieren, soweit seine Kraft reicht. Er sieht nicht die größere Aufgabe, die das »Reich« einst als Sammler und Gestalter eines ganzen Erdteils hatte, die Aufgabe Europas, die nicht g e g e n, sondern nur m i t den Gliedern seiner Völker gelöst werden kann, die gelöst werden muß, wenn nicht alle Glieder gemeinsam einem unrühmlichen Untergang entgegengehen wollen.

Das Wort von der »Neuen Ordnung« klingt auf, es wird viel zitiert und schließlich vergessen. Hitler hatte schon im »Kampf« kein Verständnis übrig für die übernationale Aufgabe des alten Österreich. Er fühlte nur Verachtung für jeden Versuch der Doppelmonarchie, die Einheit ihres Staates durch Ausgleich und Angleichung zu gewährleisten.

Er empfiehlt dagegen die rücksichtslose Durchsetzung eines zentralistischen und nationalistischen Staataufbaues und sieht nicht, daß eben die Verkündung des Nationalismus den Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn zersprengt hatte.

Hitler kehrt in die alte Bahn einer nationalistischen Praktik zurück, die der Fehler des vergangenen und das Laster unseres Jahrhunderts ist, und die für Mittel- und Osteuropa mit ihrer dichten Völkerverzahnung keine Basis für das Zusammenleben der Völker bietet. Er stellt sich auf den gleichen Boden, auf dem seine so heftig getadelten Gegner stehen, er leugnet und widerruft jene echte revolutionäre Gestaltungskraft, die zweifellos in der Gesamterscheinung des Nationalismus wirksam gewesen war.

Protektorat und Generalgouvernement, zwei Fremdworte, das eine an afrikanische Kolonien, das andere an die Selbstherrschaft der Zaren erinnernd, müssen herhalten, um den wesentlichen Inhalt der neuen Gebilde – die Verweigerung des Selbstbestimmungsrechts – notdürftig zu verhüllen, zwei Schönheitsfehler auf der politischen Karte Europas, von woher man sie auch immer betrachten mag.

Viele Stimmen klingen in Deutschland auf, welche diese Art der »Neuordnung« zu überwinden trachten: hier sind zwei Spielfehler, auf denen das Reich ein Muster künftiger europäischer Gemeinsamkeit aufbauen kann, keine Über- und Unterordnung von Herr und Knecht, sondern gemeinsamer Verzicht zugunsten einer größeren Einheit. Überall in Europa reifen die Keime für eine solche Gemeinschaft.

In diese Stimmen, die auf eine kluge und zukunftsträchtige politische Ausnutzung des militärischen Sieges drängen, klingt die gewichtige Stimme Mussolinis mit ein, der Hitler in einem persönlichen Schreiben *»die Errichtung eines kleinen unbewaffneten Polens mit rein polnischer Bevölkerung«* empfiehlt, das *»keine Gefahr für Großdeutschland sei, sondern im Gegenteil die Möglichkeit biete, den Krieg zu beenden und eine genügende Grundlage für den Frieden zu bilden.«*

Aber diese Stimmen werden überhört.

Der Generalgouverneur für die besetzten polnischen Gebiete, Reichsminister Dr. Frank, verkündet am 26. Oktober seine uneingeschränkte Souveränität über ein fremdes Volk.

Er verkündet die Preisgabe des Gesetzes, nach dem Hitler angetreten ist.

Der Sitz-Krieg

Am 6. Oktober spricht Adolf Hitler vor dem Deutschen Reichstag. Er gibt eine Schilderung seiner Bemühungen, das gefährlichste Pulverfaß des Versailler Vertrages durch friedlich Übereinkunft mit der polnischen Regierung auszuräumen. Die Bescheidenheit seiner Vorschläge aber sei für Schwäche gehalten worden, und Polen habe, gestützt auf die englische Garantie, als Antwort seine Armee mobilisiert. Nun sei der Fall nach dem Willen des polnischen Marschalls Rydz-Smigly ausgekämpft. Welchen Sinn solle nun noch ein Krieg Englands und Frankreichs gegen Deutschland haben? Weder an Frankreich, noch an England habe Deutschland irgendwelche Forderungen gerichtet:

»Soll dieser Krieg aber wirklich nur geführt werden, um Deutschland ein neues Regime zu geben, das heißt: um das jetzige Reich wieder zu zerschlagen und mithin

ein neues Versailles zu schaffen, dann werden Millionen Menschen zwecklos geopfert; denn weder das Deutsche Reich wird zerbrechen, noch wird ein zweites Versailles entstehen. Aber selbst wenn nach einem drei- oder fünf- oder achtjährigen Krieg das gelingen sollte, dann würde dieses zweite Versailles für die Folgezeit schon wieder zur Quelle neuer Konflikte werden. Auf alle Fälle aber könnte eine Regelung der Probleme der Welt ohne Berücksichtigung der Lebensinteressen ihrer stärksten Völker in fünf oder zehn Jahren nicht um ein Haar anders enden, als dieser Versuch vor zwanzig Jahren heute geendet hat. Nein, dieser Krieg im Westen regelt überhaupt kein Problem, es sei denn die kaputten Finanzen einiger Rüstungsindustrieller und Zeitungsbesitzer oder sonstiger internationaler Kriegsgewinnler.«

An England und Frankreich gewendet heißt es:

»Mögen diejenigen Völker und ihre Führer nun das Wort ergreifen, die der gleichen Auffassung sind, und mögen diejenigen meine Hand zurückstoßen, die im Kriege die bessere Lösung sehen zu müssen glauben. Als Führer des deutschen Volkes und als Kanzler des Reiches kann ich in diesem Augenblick dem Herrgott nur danken, daß er uns in dem ersten schweren Kampf um unser Recht so wunderbar gesegnet hat, und ihn bitten, daß er uns und alle anderen den richtigen Weg finden läßt, auf daß nicht nur dem deutschen Volk, sondern ganz Europa ein neues Glück des Friedens zuteil wird.«

Die Antwort Frankreichs gibt Ministerpräsident Daladier in einer Rundfunkansprache an das französische Volk vom 10. Oktober: *»Ich erkläre deshalb in eurem Namen, daß wir kämpfen und weiterkämpfen werden, um endgültige Sicherheitsgarantien zu erlangen.«*

Zwei Tage später lehnt auch Chamberlain für Großbritannien jedes Eingehen auf Hitlers Friedensvorschläge ab: *»Was dem Abschluß eines solchen Friedens entgegensteht, ist einzig und allein die deutsche Regierung.«*

Wir wissen heute, daß diese Rede Hitlers die Antwort auf ein Vermittlungsangebot Präsident Roosevelts war, das William Rhodes Davis am 2./3. Oktober dem Reichsmarschall Göring übermittelte. *»Wenn Herr Hitler eine vernünftige Grundlage für eine Regelung böte und um die Unterstützung Mr. Roosevelts als Vermittler ersuchte, dann zöge dies der Präsident ernstlich in Betracht«*, heißt es in den Aufzeichnungen des Amerikaners über seine Mission. Görings Antwort lautete: *»Sie können Mr. Roosevelt versichern, daß Deutschland, wenn er vermitteln will, einer Regelung zustimmen wird, durch die ein neuer polnischer Staat und eine unabhängige tschecho-slowakische Regierung ins Leben träten.«*

Davis antichambrierte nach seiner Rückkehr lange im Weißen Haus, aber Roosevelt hatte keine Zeit, ihn zu empfangen. Davis reichte einen schriftlichen Bericht ein, der unbeantwortet blieb.

Der Sitzkrieg geht weiter. In Maginotlinie und Westwall sitzt man sich untätig gegenüber und sorgt selbst bei Erkundungsvorstößen dafür, daß sie nicht in Scharmützel ausarten. Auch zur See und in der Luft kommt es im ganzen nicht zu mehr als einem ersten Abtasten.

Während man sich an diesen »drôle de guerre« gewöhnt, beginnen im Nordosten Europas überraschend die Geschütze zu sprechen. Die Sowjetunion, die inzwischen ihre Interessengebiete nicht nur im alten Polen, sondern auch in Estland, Lettland und Litauen und in Bessarabien besetzt hat, marschiert gegen Finnland unter dem Vorwand,

es bedrohe die Sicherheit Leningrads und habe sich grober Grenzverstöße schuldig gemacht.

Am 30. November setzt sich die Rote Armee in Bewegung, um das kleine Finnland, ein Volk von vier Millionen Menschen, zu überrennen. Shdanow, der Chef des Leningrader Parteidistrikts, hat vorausgesagt, daß die finnischen Bauern und Proletarier beim ersten äußeren Anstoß ihre kapitalistische, schwedisch verseuchte Oberschicht in Südfinnland davonjagen und die Rote Armee als Befreierin begrüßen würden.

Das finnische Volk aber paßt sich diesem Wunschbild des marxistischen Dogmas nicht an. Es meutert nicht, sondern kämpft für seine Freiheit mit einer Verbissenheit, welche die Blitzkriegträume der sowjetischen Strategen zunichte macht. Ein unmenschlich harter Winter kommt ihm zu Hilfe und lähmt die Bewegungen des Roten Kolosses. Das ist aber die einzige Hilfe, die Finnland bekommt. Deutschland hält still. Es hat Finnland als sowjetisches Interessengebiet anerkannt und will seine Beziehungen zum östlichen Nachbarn nicht gefährden — noch nicht gefährden. Aus den westlichen Hauptstädten wird Finnland zwar zum Widerstand ermuntert wie eben noch Polen, die versprochene Waffenhilfe beschränkt sich aber auf die Entsendung von ganzen zwei Bataillonen Freiwilliger.

Das Jahr geht zu Ende. Unentschieden tobt auf der Karelischen Landenge der Krieg im winterlichen Halbdunkel. Unentschieden und scheinbar unentschlossen stehen sich im Westen die Armeen gegenüber. Die Welt hofft wieder auf Frieden, hofft auf die Beendigung eines Streites, der um so sinnloser erscheint, je länger er stagniert.

IX. BUCH

1940: DER BRAND GREIFT UM SICH

Kampf gegen die Neutralität

Die Sowjetunion läßt sich weder durch die schwere Schlappe der Roten Armee gegen Finnland, noch durch den Ausschluß aus dem Völkerbund beirren; sie gruppiert ihre Kräfte um und setzt zu einer großen Anstrengung gegen das kleine finnische Heer an. Zu spät kommt der Beschluß des allierten Kriegsrates in Paris, ein Expeditionskorps auf den karelischen Kriegsschauplatz zu entsenden – unter der Voraussetzung jedoch, daß zwei weitere Früchte dabei gepflückt werden können: Norwegen und Schweden. Beide Staaten werden aufgefordert, den britisch-französischen Streitkräften den Durchmarsch nach Finnland zu gestatten, den Durchmarsch, der über die schwedischen Erzgruben und ihre norwegischen und schwedischen Verladehäfen führen soll. Schweden lehnt ab. Finnland bleibt allein. Die Härte des Winters wendet sich schließlich gegen Finnland, als das Eis der Ostsee so stark geworden ist, daß schwerste sowjetische Panzer es befahren und die Mannerheimlinie umgehen können.

Überraschenderweise begnügt sich der Kreml mit einem Teilsieg. Am 12. März schließt er nach kurzen Verhandlungen einen Friedensvertrag mit Finnland, durch den die Karelische Landenge einschließlich der Stadt Wiborg abgetreten und die Halbinsel Hangö an die Sowjetunion verpachtet wird. Dieser Flottenstützpunkt sichert gemeinsam mit der estnischen Küste den Finnischen Meerbusen, der einen wesentlichen Teil der Roten Flotte und ihre Basen beherbergt.

Der Norden bleibt aber weiterhin Schauplatz schwelenden Krieges. Vor den Augen Englands fahren die schwedischen Erztransporte über den norwegischen Hafen Narvik südwärts nach Deutschland. Wiederholt greift England zu und verletzt unbekümmert die dänische wie die norwegische Neutralität. Englische Flugzeuge überfliegen immer

wieder dänisches Territorium. Die dänische Flak schießt in einigen Fällen, aber sie setzt sich nicht durch. Noch eindeutiger wird die britische Aggression, als am 16. Februar ein deutsches Troßschiff, die »Altmark«, in norwegischen Hoheitsgewässern von britischen Kriegsschiffen überfallen wird. Zwei norwegische Zerstörer erheben zwar formalen Einspruch, doch sie greifen nicht ein, die Neutralität ihres Landes zu wahren. Am 24. März wird der deutsche Dampfer »Edmund Stinnes« in dänischen Hoheitsgewässern versenkt.

Ermuntert durch ihre Erfolge, fordern die Westmächte mit einer Note vom 5. April von Norwegen die Sperrung seiner Gewässer für die deutschen Erztransporte. Außenminister Koht erklärt, eine solche Maßnahme stehe im Widerspruch zur Neutralität Norwegens. Seine Ablehnung wird von den Westmächten damit beantwortet, daß die englische und französische Flotte in der Nacht vom 7. zum 8. April Minenfelder in den norwegischen Hoheitsgewässern von Narvik auslegen.

Dieser zweite flagrante Völkerrechtsbruch in norwegischen Gewässern aber ist keine isolierte Aktion. Schon im Januar und Februar sind in alliierten militärischen Besprechungen Pläne ausgearbeitet worden, die sich gegen Norwegen richten. Schon am 5. Februar ließ Lord Halifax den norwegischen Gesandten in London wissen, daß England sich gewisse Stützpunkte an der norwegischen Küste sichern wolle, *»um den deutschen Erztransport von Narvik zu stoppen«*. Englands Pläne aber gehen weiter. In den genannten militärischen Besprechungen entschloß sich der Oberste Rat der Alliierten unter englischem Einfluß zu einer überraschenden Operation, um *»Finnland zu retten oder doch mindestens die Hand auf das schwedische Erz und die nordischen Häfen zu legen«*.

Die klassische Formulierung des Resolutionsentwurfes des Obersten Rates vom 28. März lautet, die Neutralität gewisser Länder werde von Großbritannien und Frankreich als *»contrary to their vital interests«* betrachtet. Bethmann-Hollweg hatte sich 1914 zwar ungeschickter, doch kaum viel deutlicher ausgesprochen. Die Pläne der Alliierten beschränkten sich freilich nicht auf das schwedische Erz und seine Zugangshäfen. Sie sahen Maßnahmen gegen die Zufuhr rumänischen Öls nach Deutschland vor und faßten ein Projekt für alliierte Luftbombardements der kaukasischen Erdölgebiete ihres künftigen Bundesgenossen ins Auge. Der Transport von Bomben nach alliierten Basen im nahen Orient sollte sofort begonnen werden.

Die Bereitstellung der englischen und französischen Truppen für die nördliche Aktion ist Anfang März beendet. Der sowjetisch-finnische Friedensschluß hat keinen Einfluß auf das Abrollen der Unternehmung, die auf den 5. April, schließlich auf den 8. April festgesetzt wird.

Der Gedanke an einen bewaffneten Widerstand seitens Norwegens oder Schwedens — wird wie Churchill in seinen Memoiren schreibt — gar nicht erwogen.

Während man im alliierten Lager zur Aggression entschlossen ist, blickt man im Führerhauptquartier mit gemischten Gefühlen auf die Lagepläne von Norwegen und Dänemark. Gewiß böte die Besetzung Norwegens eine bedeutende Erweiterung der Kampfbasis gegen England, doch überwiegen die Bedenken gegen eine Ausweitung des Krieges im Grundsätzlichen, wie gegen eine so abenteuerliche Operation im besonderen Fall Norwegens. Die deutsche Kriegsmarine ist der englischen Flotte, geschweige denn der englischen und der französischen Flotte gemeinsam, so stark unterlegen, daß ein ernsthaftes Duell nur mit dem Totalverlust des deutschen Potentials enden kann. Man

zögert in der deutschen Seekriegsleitung also diesen Entschluß wieder und wieder hinaus, bis alle Zeichen auf eine unmittelbar bevorstehende Aktion des Feindes deuten, der man zuvorkommen muß. Das ganze gefährliche Abenteuer kann nur glücken, wenn es schlagartig überraschend durchgeführt wird und zwar so schnell, daß selbst der Abzug der Marinekräfte schon erfolgt ist, bevor die Gegenaktion des überlegenen Feindes sich auszuwirken beginnt.

Der Wettlauf der Vorbereitungen hebt an, aber Churchill, der erste Seelord der britischen Admiralität, schon in Galipoli Chef eines kostspieligen und erfolglosen Unternehmens, kommt um 24 Stunden zu spät. Sein Start ist auf den 8. April festgesetzt. Kurz vor Mitternacht zum 7. April aber beginnen die ersten beiden deutschen Gruppen für Narvik und Drontheim in ihren Nordseehäfen den Marsch nach Norden. Das englische Unternehmen wird abgeblasen, die bereits an Bord gegangenen Truppen werden wieder ausgeschifft, die Minenflottillen zurückgepfiffen und der ganze Plan auf die Bekämpfung des deutschen Manövers umgebaut. Die Hauptkräfte der Home-Fleet unter Admiral Forbes gehen schon am Abend des 7. in See. Sie haben am nächsten Morgen die erste Feindberührung und verlieren den Zerstörer »Glowworm« durch Artilleriebeschuß des deutschen Kreuzers »Hipper«. Starker Seegang kommt auf, dem am frühen Nachmittag dichter Nebel folgt. Die Gruppen Narvik und Drontheim laufen ungehindert ihre Ziele an. Auch die dritte, für Bergen bestimmte Gruppe zieht dicht an einem starken englischen Verband von zwei modernen Kreuzern und 15 Zerstörern vorbei in den Bergen-Fjord ein.

Die zehn für Narvik bestimmten Zerstörer mit 2500 Mann Besatzung und 2000 Mann Landungstruppen unter Generalmajor Dietl laufen nach Narvik ein. Zwei norwegische Küstenpanzer, »Eidsvolk« und »Norge«, leisten Widerstand und werden versenkt. Die Landung selbst erfolgt kampflos. Um 8.10 Uhr ergeht die Meldung nach Berlin: *»Narvik ist an deutschen Heeresbefehlshaber übergeben.«*

Auch Drontheim wird ohne Widerstand besetzt, während Bergen zu gleicher Zeit gegen geringe Abwehr der Küstenforts und der Garnison genommen wird.

Den gleichen Erfolg hat die 4. Gruppe gegen Christiansand und Arendal. Stavanger wird von Luftlandetruppen fast ohne Gegenwehr besetzt.

Der Schlag gegen die norwegische Hauptstadt aber ist zunächst nicht vom Kriegsglück begünstigt. Konteradmiral Kummetz hat die Kreuzer »Blücher«, »Lützow« und »Emden« sowie drei Torpedoboote mit 2000 Mann Landungstruppen zur Verfügung. Er setzt alles auf eine Karte und geht, »Blücher« voran, in geschlossenem Zuge in die Enge des Oslo-Fjords hinein. Aus 500 m Entfernung eröffnen norwegische Küstenbatterien das Feuer. In wenigen Minuten erhält die »Blücher« zwei 28-cm- und mindestens zwanzig 15-cm-Treffer. Der Versuch, trotz der schweren Beschädigungen vorwärts zu stoßen, scheitert, als zwei Torpedotreffer das Schiff fassen und schließlich eine Munitionskammer von den ausgebrochenen Bränden erreicht wird. Die »Blücher« sinkt. Überlebende Besatzungsangehörige und Landungstruppen erreichen schwimmend das Land, wo sie eine kurze Kriegsgefangenschaft erwartet.

Der Durchbruch in die Hafenenge wird aufgegeben, die Truppen landen in den Außenbezirken des Fjords und können schon im Laufe des Nachmittags, unterstützt von Luft- und Seestreitkräften, den Widerstand der Forts niederkämpfen und Oslo besetzen.

Eine militärische Aktion von einmaliger Kühnheit in der Kriegsgeschichte ist gelungen. In hervorragender Präzision und selbstloser Kameradschaft ist das erste große gemeinsame Unternehmen von drei Waffengattungen, Landtruppen, Marine und Luftwaffe, zum Erfolg geführt worden.

Doch der erste Erfolg muß gesichert, muß gegen den englischen Gegenschlag verteidigt werden. Dietls 4500 Mann sind keine beachtliche Streitmacht, vor allem, weil sie fast mit bloßen Händen dastehen. Alle drei Nachschubdampfer mit Munition und schweren Waffen für Narvik haben ihr Ziel nicht erreicht.

So beginnt Dietl, ebenso wie der Chef der Drontheimgruppe mit seinen ganzen 1700 Mann, einen sehr ungleichen Kampf zu führen, als die Alliierten zum zweiten Male an Bord gehen, um gegen die beiden nördlichen Stützpunkte vorzustoßen, die vom deutschen Schwerpunkt der Norwegenaktion, Oslo, nur auf schwierigen Gebirgsstraßen zu erreichen sind.

Churchill verzichtet darauf, das Übel an der Wurzel zu packen, die britische Seeherrschaft in der östlichen Nordsee wiederherzustellen und das ganze Norwegen-Unternehmen zu erdrosseln. Er glaubt, mit den bereitstehenden Kräften die schwachen Besatzungen Narviks und Drontheims erdrücken und die Deutschen vom Norden her aufrollen zu können. Seine Rechnung stützt sich auf die norwegische Armee, mit der vereint er das knapp 26 000 Mann starke deutsche Invasionskorps schlagen will, ehe noch das schwere Material herangeführt ist und bevor die zweite Welle von rund 40 000 Mann nach Norwegen befördert werden kann.

So begnügt sich die englische Flotte, den deutschen Nachschub nur durch U-Boote zu behindern und wirft ihre ganze Kraft gegen Narvik und Drontheim.

24 000 Mann werden allein gegen Dietls kleine Gruppe versammelt, der hart kämpft, aber schließlich aus der Stadt selbst in die Berge ausweichen muß. Die deutsche Luftwaffe wird zu pausenlosen Angriffen gegen die englische Flotte und ihre Brückenköpfe eingesetzt und fordert so starke Opfer, daß im englischen Hauptquartier schnell der Gedanke auftaucht, das ganze Unternehmen abzubrechen. Als schließlich von Süden her die deutschen Kräfte sich unaufhaltsam nähern und sich mit der Besatzung Drontheims die Hand reichen, wird das Signal zum Rückzug geblasen. Anfang Mai ziehen die Engländer aus Mittelnorwegen ab. Anfang Juni schlägt auch die Stunde für das englische Narvikkorps. Am 8. Juli meldet Dietl, daß er nach zweimonatigem Kampf gegen eine starke Übermacht wieder im Besitz von Stadt und Hafen Narvik sei. Einen Tag später bricht auch der Widerstand der norwegischen Armee endgültig zusammen.

So leuchtend der militärische Erfolg des kühnen Sprunges nach Norwegen ist, so trübe ist die politische Seite dieses Kapitels der Kriegsgeschichte.

Am Vormittag des 9. April wird in Kopenhagen und Oslo eine deutsche Note überreicht, die die Notwendigkeit des deutschen Schrittes mit den Neutralitätsverletzungen der Westmächte begründet, gegen die sich die beiden Staaten nicht effektiv gewehrt hätten. Deutschland werde in Zukunft die Neutralität Dänemarks und Norwegens schützen und ihr Staatsgebiet nur insoweit zur Operationsbasis machen, als das Verhalten der Alliierten dazu zwinge.

In Kopenhagen begnügt sich der König mit einem Protest. Widerstand wird nur in ganz vereinzelten Fällen geleistet. Offenbar sind Verhandlungen Himmlers mit dem

dänischen Außenminister Munch, die am 17. März in Rostock geführt worden sein sollen, positiv verlaufen. Schon als am Mittag des 8. April unmißverständliche deutsche Truppenbewegungen an der dänischen Grenze gemeldet werden, lautet die Anweisung des dänischen Finanzministers an den Zollgrenzschutz: *»Was auch geschieht, das Korps soll nicht schießen.«*

So bleibt es in Dänemark also beim förmlichen Protest. Die Besetzung des Landes vollzieht sich reibungslos, und ebenso reibungslos bahnt sich zunächst die Zusammenarbeit der Besatzungsmacht mit der dänischen Regierung in diplomatischen Formen an.

Anders in Oslo. Ist Dänemark nicht nur militärisch, sondern auch wirtschaftlich und kulturell ein »Einzugsgebiet« des Reiches, so blickt Norwegen nach England, bewundert die englische Macht, ahmt den englischen Lebensstil nach und hat vielfache wirtschaftliche Verbindungen zur Nachbarinsel. Die deutschen Vorfühler finden in Norwegen nicht die Aufgeschlossenheit wie in Dänemark. Man ist zwar geneigt, sich auf die siegreiche Seite zu drehen, doch man sieht nur in England den voraussichtlichen Gewinner. Der Gedanke einer »Großgermanischen Gemeinschaft« mit Deutschland ist den nüchternen Männern in Oslo zu romantisch. Der ganze militante Charakter der deutschen Bewegung hat keine werbende Wirkung in einem Volke, das von den Kriegswirren eines Jahrhunderts verschont blieb.

Nur Staatsrat Vidkun Quisling mit seiner Nasjonal Samling verficht eine Orientierung der norwegischen Politik auf Deutschland. Als norwegischer Militärattaché in Moskau ist er durch eigenen Augenschein zu einem Kenner und damit zu einem entschiedenen Gegner des Sowjetsystems geworden und sieht im deutschen Nationalsozialismus die einzige Kraft in Europa, die gewillt und fähig wäre, sich dieser Weltgefahr entgegenzustellen. Hitlers Pakt mit Stalin hat ihn in seiner Überzeugung nicht wankend gemacht, denn er weiß, daß dieser Pakt ein taktisches Manöver, ein Ausweichen aus der Zange zwischen Ost und West gewesen ist und bald überholt sein wird. Quisling hat Kontakt mit Alfred Rosenberg gefunden, mit dem er ebenso in seinen antibolschewistischen Gedankengängen wie in den Ideen der germanischen Gemeinschaft zusammengeht. Quisling ist es, der schließlich auf die drohende Aktion Englands gegen Norwegen hindeutet und sein Land vom Schicksal Polens bedroht sieht, das auf Englands Hilfe seine antideutsche Politik aufbaute.

Quisling ist die deutsche Hoffnung in Norwegen. Im übrigen soll durch das Moment der Überraschung jeder Gedanke an Widerstand »überrollt« werden.

Die Überraschung aber schlägt fehl. Zwar hat man den Mitteilungen deutscher Verräter, die sowohl den Angriff gegen Dänemark wie gegen Norwegen mit allen Einzelheiten der Pläne preisgaben, nicht geglaubt. Als jedoch am 8. April, um 14.30 Uhr, der deutsche Truppentransporter »Rio de Janeiro« vor Christiansand torpediert wird und mit seinen Rettungsbooten deutsche Infanteristen in voller Uniform an Land setzt, da ist es mit der Geheimhaltung vorbei. Die Öffentlichkeit des Landes ist alarmiert. Die Regierung tritt zusammen. Die Situation ist klar: England und Deutschland liegen im Wettrennen. Man entscheidet sich gegen Deutschland. Die Regierung befiehlt den Widerstand gegen die deutsche Invasion und flieht aus Oslo. Auch der König verläßt die Hauptstadt.

Als am anderen Morgen der deutsche Gesandte Breuer die Note der Reichsregierung überreichen will, trifft er den König einige Autostunden außerhalb der Stadt. Die Lage

hat sich inzwischen schnell verändert. Zwar ist die »Blücher« gesunken, allein die Nachrichten von einem erfolgreichen Widerstand gegen deutsche Luftlandetruppen erweisen sich als falsch. Oslo ist schon in deutscher Hand, ebenso wie Bergen, Drontheim und Narvik. Der König ist schwankend. Er versteht, daß Deutschland eine Regierung in Norwegen braucht, mit der es zusammenarbeiten kann, aber über der deutschen Forderung einer Ministerpräsidentschaft Quislings kommt es zum Bruch. Die Besprechung endet ergebnislos. König und Regierung gehen außer Landes.

Das norwegische Volk bleibt zurück, beeindruckt von dem schnellen Sieg der deutschen Waffen, von der korrekten Haltung der deutschen Truppen. Noch sind die Chancen für eine maßvolle, kluge Politik Deutschlands groß. Hitler will auf den König und seine englandorientierte emigrierte Regierungsclique verzichten. Er beruft Breuer und seinen Stab zurück, der seine Aufgabe nicht gemeistert habe. Ein Reichskommissar soll nach Norwegen gehen, der gemeinsam mit Quisling und seiner Partei das norwegische Volk für die Großgermanische Gemeinschaft gewinnen soll. Hitlers Wahl fällt auf Terboven: *»Herr Reichskommissar«*, mit diesen Worten entsendet er seinen Gauleiter auf den neuen wichtigen Posten, *»Sie können mir keinen größeren Gefallen tun, als wenn Sie mir dieses Volk zu Freunden machen.«*

Terboven hat Hitler diesen Gefallen nicht erwiesen. Er brauchte nur wenige Wochen, um die Ansätze zu einer deutschfreundlichen Einstellung in Norwegen zu ersticken und selbst Quisling in eine heillose Stellung zu manövrieren.

Druck erzeugt Gegendruck. Terboven ist von Tag zu Tag zu härteren Maßnahmen genötigt, um »Ruhe und Ordnung« aufrecht zu erhalten. England tut das seine, um durch Sabotageakte die Lage zu erschweren. Die Sowjetunion setzt sich im innerpolitischen Spiel mit der kommunistischen Partei Norwegens an die Spitze des Widerstandes. Der Haß wächst auf, der dann nach der deutschen Niederlage, wie überall, auch in Norwegen hemmungslos aufflammt. Selbst der ehrwürdigste und größte menschliche Repräsentant Norwegens, Knut Hamsun – gebunden an die Güter deutscher Kultur, eine Vermittlung suchend noch dann, als sie schon verschüttet ist – wird zum tragischen Opfer einer Vergeltung, die das Leben Europas noch lange vergiften wird.

Dänemark ist anfangs glücklicher daran. Die deutsch-dänischen Beziehungen werden lange in diplomatischer Form geführt. Auch als ein belangloser Zwischenfall zur Ablösung des deutschen Gesandten durch einen Reichsbeauftragten, Dr. Best, führt, weiß der neue Mann sein Amt mit Maß und Takt auszuüben. Da aber überall in Europa das politische Porzellan mit deutscher Systematik zerschlagen werden mußte, fand sich auch in Kopenhagen der diesbezügliche Elefant. War hier die Zivilverwaltung klug und einsichtig, so mußte diesmal das Militär den Mann mit der harten Faust stellen. Der Militärbefehlshaber Dänemarks, unzufrieden mit der zweiten Rolle, die er spielte, verstand es, Dr. Best im Führerhauptquartier so lange wegen seiner »schwächlichen« Politik anzuschwärzen, bis auch in Dänemark mit der Verkündung des Ausnahmezustandes das ganze Register einer modernen Okkupation gezogen wurde. Auch in Dänemark wird Wind gesät und Sturm geerntet, auch in Dänemark wird Blut mit Blut vergolten, auch in Dänemark läßt sich der Haß nicht eindämmen und wuchert über Gesetz und Recht des alten zerstörten Europas hinweg.

Die Rechte der Völker wiegen nicht schwerer als ihre Waffen. Nach mehr als hundertjährigen Bemühungen um eine Friedensordnung in Europa, um ein Recht, das über der Macht und über der Willkür steht, gilt dieser Satz unverändert fort und stürzt die Schildhalter fortschrittlicher Ideale in ohnmächtige Resignation. Freilich stehen die »hehren Ziele«, denen diesmal der Einsatz der Macht gilt, auf beiden Seiten im gleichen Maße zur Verfügung. Hier heißt es: Befreiung der Völker von den finsteren Mächten der Versklavung, die hinter dem Bolschewismus lauern. Drüben wird mit gleicher Überzeugung, doch viel mehr Lautstärke verkündet, daß diesmal die Aggressoren vernichtet werden sollen, um die Welt reif für Frieden und Freiheit zu machen.

Zwischen den großen Heerlagern stehen die kleinen neutralen Staaten, gleichermaßen bemüht, ihr Land vor dem Kriege zu bewahren wie sich rechtzeitig zur Partei der Übermacht zu schlagen.

Holland und Belgien gehen den Weg Polens und Norwegens. Sie fühlen das Gewitter heranbrausen. Sie kennen die Bereitschaft beider feindlicher Lager, ihre Neutralität zu mißbrauchen. Auch sie neigen, wie Polen und Norwegen, zu einer Überschätzung des gegenwärtigen westlichen Potentials und beginnen immer engere Verbindungen mit England und Frankreich anzubahnen. Sie entblößen immer mehr ihre übrigen Grenzen zugunsten der gegen Deutschland. Doch diese neue militärische Aktivität kann nicht wettmachen, was seit 1936, als Belgien seine Rückkehr zur Neutralität erklärte, versäumt war. Die offene Nordflanke Frankreichs, die durch Belgien gedeckt war, kann in wenigen Monaten nicht wirksam zugebaut werden, zumal auch die öffentliche Stimmung in Belgien die neue Anlehnung an eine kriegführende Partei mit größtem Argwohn betrachtete. Man glaubte immer noch, dem großen Orlog ausweichen zu können, ja, man meinte, daß der »drôle de guerre« sich vielleicht doch noch friedlich werde liquidieren lassen, besonders nachdem die Westmächte beim Wettlauf im Norden auf den zweiten Platz verwiesen worden sind.

Man möchte nicht an den Krieg glauben. Ein deutscher Offizier, Angehöriger einer Widerstandsgruppe, verrät den deutschen Angriff an den holländischen Militärattaché, Oberstleutnant Saß. Man glaubt ihm nicht. Man hat noch Vorstellungen vom deutschen Offizierskorps, die zu solchem Verhalten nicht passen. Selbst als der gesamte Aufmarschplan der Luftwaffe gegen Holland, Belgien und Frankreich am 20. Januar den Belgiern buchstäblich vom Himmel herab in die Hände fällt – eine deutsche Kuriermaschine hat sich in schlechtem Wetter verfranzt und ist bei Mecheln notgelandet –, glaubt man an eine Mystifikation, an ein raffiniertes Täuschungs- oder Einschüchterungsmanöver und nicht an das, was es wirklich ist: eine in der Kriegsgeschichte wohl einzig dastehende Panne.

Noch aber sind die letzten Schüsse in Norwegen nicht verklungen, als alle Friedenshoffnungen zerstört wurden. Der Krieg im Westen bricht los. Die Generalstäbe beider Seiten haben ihre Vorbereitungen getroffen.

In Belgien und Holland sind seit Oktober 1939 wesentliche Streitkräfte gegen die deutsche Grenze verlagert worden. Die belgische Grenze gegen Frankreich ist dagegen offen. Im belgischen Ministerium für Landesverteidigung liegen die Pläne bereit, welche

Straßen von der Zivilbevölkerung für den Einmarsch englischer und französischer Truppen zu räumen sind. Bei französischen Regimentern liegen seit Anfang April die Operationsbefehle für den Vormarsch auf belgisches Gebiet. Auch bei der zweiten englischen Division in Nordfrankreich sind schon am 19. April Geheimbefehle über Sicherungsmaßnahmen beim Einmarsch in Belgien ergangen. Die Generalstäbe beider neutraler Staaten verhandeln mit den Emissären der Generalstäbe Englands und Frankreichs. Belgisches Transportmaterial wird an der französischen Grenze bereitgestellt. Während seit dem 12. Januar durch Sperrmaßnahmen die belgisch-deutsche Grenze fast hermetisch geschlossen ist, treffen Mitte April englische und französische Verbindungsstäbe und Vorkommandos in Gent, Antwerpen, Aerschot und Lüttich ein.

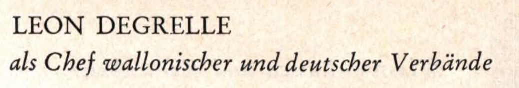
Aber auch hier schlägt Hitler schneller als seine Gegner. Während England und Frankreich noch mit der Liquidierung des Norwegenunternehmens beschäftigt sind, beginnt am 10. Mai der deutsche Generalangriff im Westen.

Wie für Norwegen und Dänemark hat die deutsche Wehrmacht eine intensive Zusammenarbeit der Luft- und Landtruppen vorgesehen. Flugkommandos sind für die Besetzung und Sicherung von Befestigungen und Brücken geschult. Der deutsche Plan — nach dem Zwischenfall von Mecheln wesentlich umgebaut — weicht von Schlieffens großem Vorbild insofern ab, als das Schwergewicht nicht auf dem äußersten rechten Flügel der Front gebildet ist, sondern bei der Nahtstelle zwischen französischer und belgisch-englischer Front, dort, wo die fest ausgebaute Maginotlinie in Anlehnung an die belgische Grenze endet.

Am 10. Mai rollt der Angriff. General Gamelin erläßt folgenden Tagesbefehl: *»Der Angriff, den wir seit dem vorigen Oktober vorausgesehen haben, ist diesen Morgen losgebrochen. Deutschland hat den Kampf auf Leben und Tod gegen uns begonnen. Die Parole lautet für Frankreich und alle seine Alliierten: Mut, Energie, Vertrauen.«*

Doch Gamelin ist seiner Sache nicht ganz so sicher. Er war gegen das Norwegenabenteuer, doch er hat sich überreden lassen. Er war auch jetzt gegen den Marsch nach Belgien. Die beste Armee Frankreichs, ausgestattet mit fast allem, was es an motorisierten Waffen in Frankreich gibt, marschiert dort nach Nordosten, anstatt im Hintergrund der Handlung zu warten, bis der Feind sich an den Befestigungen der Maginotlinie müde gerannt hat. Wieder hat er seinen Stabsoffizieren nachgegeben, die davon überzeugt sind, daß Deutschland in Holland wertvolle Zeit verlieren und in Belgien auf einen gemeinsamen Widerstand treffen werde, der den Krieg von Frankreichs Boden fernhalten müsse.

Doch die holländische Armee und die Überschwemmungen in Holland halten den wuchtigen Stoß der deutschen Armee nicht auf. Fallschirm- und Luftlandetruppen fassen trotz heftiger Gegenwehr mitten in der Festung Holland Fuß und öffnen die Südpforte über die mächtigen Brücken bei Moerdyk den motorisierten und Panzerverbänden des Heeres. Am 14. ist Rotterdam das Ziel der deutschen Angriffe. Die Aufforderung zur Kapitulation wird um zwanzig Minuten zu spät beantwortet, um den Angriff eines Teiles der Luftwaffe zurückzuhalten. Ein Stadtteil wird bombardiert. Sechshundertneunzehn Zivilpersonen sterben unter den Häusertrümmern. Der holländische Befehlshaber General Winkelmann bricht noch am gleichen Tage den aussichtslosen Widerstand ab. Am 15. Mai, um 11 Uhr, wird die Kapitulation unterzeichnet. Die Königin Wilhelmine mit dem Kabinett de Geer ist schon am Tage zuvor nach London geflüchtet.



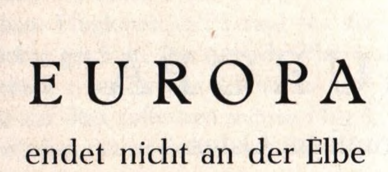
LEON DEGRELLE
als Chef wallonischer und deutscher Verbände

EUROPA

kämpft im Osten

FRANZÖSISCHE FREIWILLIGE
Hissen der Trikolore an der Ostfront

Wlassow-Russen und Karatschaier



EUROPA

endet nicht an der Elbe



kämpfen mit Europa gegen den Bolschewismus

Holland hat die deutschen Armeen weder aufgehalten, noch ihren Vormarsch gegen Belgien und Frankreich verzögert.

Schon fünfzehn Minuten nach dem Beginn der Offensive war das Fort Eben Emael, die stärkste Bastion der belgischen Befestigungen, in den Händen deutscher Luftlandetruppen, die in der Morgendämmerung mit lautlos herangleitenden Segelflugzeugen mitten in den Anlagen der Festung gelandet sind.

Zugleich zerschlagen deutsche Stukas die belgische und französische Luftwaffe auf ihren Plätzen so gründlich, daß selbst die schlimmsten Prognosen, von denen wir schon früher hörten, übertroffen werden.

Während die deutschen Truppen die belgischen Grenzbefestigungen überrennen, stoßen starke motorisierte Verbände Englands und Frankreichs nach Nord- und Ostbelgien vor, um den rechten Flügel des deutschen Aufmarschs am Vollzug des Schlieffen-Planes zu verhindern. Hitler hat jedoch — wie wir schon wissen — unter den ihm vorgelegten Entwürfen eine von Manstein entwickelte Modifikation des großen Musters gewählt, die jetzt überraschend zum Ansatz kommt. Während die Panzermassen des Gegners in harten Schlachten gebunden werden, erzwingen deutsche Panzerkorps schon am 14. den Übergang über die Maas mitten durch starke Grenzbefestigungen, in denen sich die französische 9. Armee zur Verteidigung eingerichtet hat. Nirgends kommt die Front zum Stillstand, nirgends entwickelt sich der von den Franzosen erwartete Stellungskrieg. Schon tags darauf stößt die Panzerarmee Guderian durch die Bresche, braust über Amiens zur Küste, die sie bereits am 20. bei Abbeville erreicht, wo sie noch übende Truppen auf dem Exerzierplatz überrascht.

Die belgische Armee, das englische Expeditionskorps und die wichtigsten Teile der französischen Panzerarmee sind in einem Kessel eingeschlossen, vom Gros der französischen Armee getrennt und durch pausenlose Stukaangriffe in heillose Verwirrung gebracht. Der frontale Druck aus Nordbelgien preßt den Kessel enger und enger zusammen. Die tapfer kämpfenden Belgier werden aus Antwerpen, der Dyle- und Dendre-Stellung geworfen, indes der linke deutsche Flügel die französische 1. und 7. Armee aufreibt, die Festung Maubeuge bezwingt und Boulogne und Calais stürmt.

Am 23. gibt der Oberbefehlshaber des Heeres den Befehl, den Kessel von Dünkirchen zusammenzudrücken, um die Einschiffung des englischen Expeditionskorps zu verhindern und die gesamte Truppenansammlung der Alliierten in die Gefangenschaft zu führen.

Tags darauf geschieht aber eine unerwartete, rätselhafte und schicksalsschwere Wendung auf diesem Kriegsschauplatz. Adolf Hitler erscheint überraschend im Hauptquartier des Chefs der Heeresgruppe A, von Rundstedt, in Charleville. Er gibt die Anweisung, die erlassenen Befehle zum Vorstoß auf Dünkirchen zurückzunehmen. Er wolle den Panzertruppen eine Ruhepause gönnen, bevor sie das überschwemmungsgefährdete flandrische Niederungsgelände beschritten. Rundstedt ist überrascht über diesen Befehl, denn weder bietet das Gelände nennenswerte Schwierigkeiten, noch haben seine Panzerverbände ernstliche Ausfälle erlitten. Er macht Gegenvorstellungen: zumindest solle die Heeresgruppe B unter von Bock, die vom Osten gegen den Kessel heranzieht, schnellstens gegen Dünkirchen vorstoßen. Auch dieser Vorschlag wird von Hitler verworfen. Er bleibt trotz heftiger Einwendungen zahlreicher Offiziere bei seinem Befehl, der den deutschen Vormarsch zwei Tage zurückhält, der den Briten zwei wertvolle Tage zur

Rettung ihres Expeditionskorps, des wertvollsten Teiles der englischen Truppen schenkt.

Verständlich, daß man später auf englischer Seite das »Wunder von Dünkirchen« als eigene Leistung darstellt. Man spricht von militärischen Notwendigkeiten, die Hitler zu seinem Befehl gezwungen hätten. Man erfindet sogar ein Komplott Hitlers mit Göring, das der Luftwaffe den Ruhm der Zerschlagung des Kessels lassen wollte. Doch dem widerspricht die Tatsache, daß auch die Luftflotte 3 den Befehl erhält, ihre Angriffe auf Dünkirchen auszusetzen.

Hitler selbst gibt die Erklärung am Abend des 24. vor den Offizieren im Hauptquartier Rundstedts. Er spricht ausführlich von der Bedeutung des britischen Imperiums für die Ordnung der Welt. In anderthalbstündigem Vortrag schildert er seine Politik eines deutsch-englischen Zusammengehens. Deutschland werde für England ein wichtiger Partner gegen die Machenschaften des Kreml in aller Welt sein. Er glaube, daß diese gegenseitige Schicksalsgemeinschaft auch in England erkannt werde, und hoffe daher, *»in sechs Wochen Frieden mit England zu haben«*.

Hitler hält also an seinem alten Traum fest. Er sucht noch immer denAusgleich mit dem Inselreich und läßt das britische Expeditionskorps aus seiner Falle entkommen, um nicht durch eine blutige Vernichtungsschlacht letzte Möglichkeiten zu verschütten.

Er verkennt die Zähigkeit seines Gegners, er verkennt die Kräfte der englischen politischen Tradition und er verkennt die Hintergründe des Hasses, die zwischen den Völkern unüberbrückbar klaffen. Großbritannien betritt nicht die goldene Brücke, die Hitler baut, es nimmt seine gerettete Mannschaft zurück als Stütze des Widerstandes und als Kern des künftigen Gegenangriffes.

Das Ganze halt! Kapitulation in Compiègne

Am 5. Juni rollte die letzte Welle der deutschen Offensive gegen Frankreich los. Sie überrennt die Weygandlinie an Somme und Aisne und wird durch die neue Taktik der Franzosen nicht beirrt, die ihre Linien tief gestaffelt haben, um die deutschen Panzervorstöße im Hinterland abzufangen.

Zwei Tage später stoßen die Deutschen auf Rouen und Soissons vor. Die Schlacht für Frankreich ist verloren, doch noch nicht zu Ende. In Paris hört man schon den Donner der Schlachten, da verkündet General Hering, der Kommandeur der Stadt, mit schneidender Stimme, daß jeder freie Arbeiter sich bei einer Art Volkssturm zur Verteidigung der Metropole zu melden habe. Paris soll das Schicksal von Warschau erleiden: *»Die Armee zieht sich in voller Ordnung auf Paris zurück. Jedes sechsstöckige Haus der Stadt wird eine Festung abgeben und den Feind aufhalten!«* Die Regierung Reynaud ruft den Franktireurkrieg aus und verkündet die Lynchjustiz des Volkes für notgelandete Flieger. Aber schon am Tage darauf flieht die französische Regierung, die erst seit sechs Wochen im Amt ist, nach Tours.

Am 14. Juni ziehen die deutschen Truppen kampflos in Paris ein. Erleichtert schlagen viele Herzen in der Welt, auch in Deutschland, daß dieser stolze Edelstein in der Krone des alten Europa unverletzt den Sturm des Krieges überstanden hat.

Zu spät kommt Churchills Reise, der in Tours noch einmal die Franzosen zum Widerstand aufpeitschen will. Er verspricht fünfundzwanzig Divisionen — im Oktober. *»Das*

kommt mir vor«, antwortet Reynaud, *»als ob man einem Reisenden, der sich in der Sahara verirrt hat und am Verdursten ist, darauf Hoffnungen macht, in einem Vierteljahr gebe es bestimmt Regen.«*

Reynaud sendet Hilferufe nach Amerika: *»Ganze Geschwader von Flugzeugen müssen zu unserer Hilfe herbeiströmen.«* Roosevelt erklärt seine *»wärmste Sympathie . . ., wenn die französische Nation die Verteidigung ihrer Freiheit fortsetzt«*.

Weiter geht die Flucht der französischen Regierung. Mitten durch die überfüllten Straßen, auf denen sich die sinnlos evakuierte Bevölkerung in einem unbeschreiblichen Elendszug südwärts schleppt, drängen sich die Wagen der Minister bis nach Bordeaux durch. Das Land ist in ein unübersehbares Chaos aufgelöst, Stück für Stück der Maginotlinie zerbricht, die Hauptstadt ist in Feindeshand, die Engländer sind geflohen und die Regierung sitzt in Bordeaux, eine Nachricht, die düstere Erinnerungen weckt. Denn im Theater von Bordeaux tagte schon einmal eine französische Regierung, als die Deutschen 1871 in Paris eingerückt waren, eine Regierung, die dem Frieden zustimmte, der Elsaß-Lothringen wieder dem Reiche zurückgab.

Am 16. Juni — nach dem Fall von Verdun — tritt die Regierung Reynaud zum letzten Male zusammen. Der Ministerpräsident hält gegen die dringenden Vorstellungen des Militärs an der Fortführung des Krieges fest. Die Regierung solle in die französischen Kolonien ausweichen, um Seite an Seite mit Großbritannien weiterzukämpfen. Er stützt sich auf ein Angebot aus London, das ihm Sir Ronald Campbell, der britische Botschafter, eben überbracht hat: Frankreich und England sollen fortan ein einheitliches Reich bilden, eine französisch-britische Union. Jeder französische Staatsbürger werde automatisch auch britischer Untertan und umgekehrt. Der Krieg werde mit vereinten Streitkräften zu Lande, zu Wasser und in der Luft unter einheitlicher Leitung fortgeführt.

Doch dieser utopische Plan — so sehr im Gegensatz zu Englands allgemeiner Haltung in Fragen der europäischen Einheit — kommt zu spät. Das Mutterland ist verloren, die französische Armee und ihre Luftwaffe zerrieben und zersprengt. Frankreich könnte nur eine sehr bescheidene Rolle in dieser »Union« spielen, die den Briten in allen kolonialen Besitzungen die Vorhand einräumen würde. Vizestaatspräsident Marschall Pétain und der Generalstabschef Weygand halten die Fortsetzung des Kampfes für gewissenlos und selbstmörderisch, der zweite Vizepräsident Chautemps, die Minister Baudouin, Dautry, Laurent-Eynac, Prouvost, Bouthillier, Ybarnegary schließen sich den beiden Soldaten an.

Marschall Pétain erhebt sich zu der Erklärung, daß er seinen Posten als Vizepräsident niederlege: *»Die unvermeidliche Lösung, um Waffenstillstand zu bitten, ist immer wieder hinausgeschoben worden. Ich will an dieser Verzögerung, die Frankreich bitter bezahlen wird, keinen Teil haben. Ferner: Frankreich kann sich nur aus eigenen Kräften wieder aufrichten, und nur wenn die Regierung dazu das Beispiel gibt, indem sie inmitten der Franzosen bleibt und an dem Unglück aller unmittelbar teilnimmt.«*

Reynaud erkennt, daß er die Partie verloren hat und gibt den Rücktritt seiner Regierung bekannt. Staatspräsident Lebrun hält ihn nicht und betraut Pétain mit der Bildung der neuen Regierung, mit der bitteren Aufgabe, die Liquidation einer Politik durchzuführen, für die er nicht verantwortlich ist.

Am 17. Juni um 14.30 Uhr verkündet der 84jährige Marschall dem französischen

Volke: *»Mit schwerem Herzen sehe ich mich heute gezwungen, euch zu sagen: wir müssen den Kampf aufgeben. Ich habe mich diese Nacht an unseren Gegner gewandt, um zu fragen, ob er bereit sei, mit mir unter Soldaten und auf einer ehrenvollen Grundlage über die Möglichkeiten zur Beendigung der Feindseligkeiten zu verhandeln. Schart euch alle um die Regierung, an deren Spitze ich während dieser Stunde stehe. In diesen schweren Stunden laßt eure Sorgen schweigen und gehorcht nur der Treue gegenüber dem Schicksal des Vaterlandes.«*

Am 21. Juni empfängt Adolf Hitler die französische Waffenstillstandsdelegation unter General Huntziger, dem Kommandanten des französischen Expeditionskorps für Norwegen. Er empfängt sie im gleichen fuchsroten Salonwagen, der im Jahre 1918 der Schauplatz der deutschen Kapitulation war. Der Waggon ist aus seiner Halle gezogen und steht nicht weit von dem Gedenkstein, dessen Schild die Aufschrift trägt: *»Hier erlag am 11. November 1918 der verbrecherische Stolz des deutschen Reiches, besiegt durch die freien Völker, die es sich zu unterjochen anmaßte.«*

Dieses Denkmal des Hasses ist heute von der deutschen Reichskriegsflagge überdeckt. Überdeckt ist auch die Erinnerung an die schmachvolle Behandlung der deutschen Unterhändler von 1918, die wie Gefangene vorgeführt und wieder abgeführt wurden. 36 Tage waren damals nach dem deutschen Waffenstillstandsersuchen vergangen, bevor die deutsche Delegation bei Marschall Foch vorgelassen wurde, 36 Tage, in denen an den Fronten der Tod seine Ernte hielt, in denen der innere deutsche Widerstand zerbröckelte. Als dann der graue 8. November angebrochen war, wurden die Deutschen in diesen gleichen Salonwagen zitiert. Sie traten ein, niemand schien sie zu bemerken, niemand begrüßte sie. Foch blickte endlich ganz erstaunt auf: *»Fragen Sie die Herren, was sie wünschen«*, sagte er sitzenbleibend mit einer verächtlichen Kopfbewegung zu seinem Dolmetscher. Foch behielt seine Manieren unverändert bis zur Unterzeichnung des Vertrages bei. Als die deutsche Delegation am 11. November um 5 Uhr morgens ihre Arbeit noch nicht abgeschlossen hatte – die gesetzte Frist lief um 11 Uhr ab –, erschien Foch mit den Worten: *»Sind Sie noch immer nicht fertig? Wenn Sie in einer Viertelstunde nicht fertig sind, komme ich wieder und garantiere, daß wir in fünf Minuten fertig sind.«*

Der 21. Juni ist keine Wiederholung jenes 8. November, so gleich auch die Szene gestellt sein mag. Ehrenkompanien präsentieren, Hitler und seine Begleiter erheben sich, den geschlagenen Gegner zu begrüßen. Die Verhandlungen werden in korrekten Formen geführt. Den Franzosen steht ein Zelt mit bequemen Ledersesseln für ihre Beratungen zur Verfügung. Auf dem Tisch steht ein Rosenstrauß. Für die Nacht ist ihnen eine Pariser Hoteletage reserviert. Niemand schränkt ihre Bewegungsfreiheit ein.

Am Abend des 22. Juni unterzeichnet Huntziger im Auftrage Pétains die Waffenstillstandsbedingungen. Sie enthalten keine Lieferungsverpflichtungen von Vieh, Eisenbahnmaterial, Kohle oder Landmaschinen. Sie belassen ein beträchtliches französisches Gebiet frei von der Okkupation, sie enthalten keine Kriegsverbrecherparagraphen, sie tasten die Ehre der französischen Armee, des französischen Volkes nicht an. In der Präambel zu den deutschen Waffenstillstandsbedingungen heißt es: *»Frankreich ist nach einem heroischen Widerstand in einer einzigen Folge blutiger Schlachten besiegt worden und zusammengebrochen. Deutschland beabsichtigt daher nicht, den Waffenstillstandsbedingungen oder den Waffenstillstandsverhandlungen die Charakterzüge von Schmähungen gegenüber einem so tapferen Gegner zu geben.«*

Es bleibt dem britischen Ministerpräsidenten Churchill vorbehalten, nachzuholen, was der Sieger unterläßt. Er schmäht in seiner Rundfunkrede vom 22. Juni die französische Regierung. »*Mit Schmerz und Verblüffung erfährt die Regierung Seiner Majestät, daß die französische Regierung in Bordeaux die ihr von den Deutschen diktierten Bedingungen angenommen hat. Wir hätten es nicht für glaubhaft gehalten, daß diese oder ähnliche Bedingungen jemals von irgendeiner französischen Regierung im Vollbesitz ihrer Freiheit, ihrer Unabhängigkeit und ihrer verfassungsmäßigen Autorität angenommen würden.*«

Pétain weist die Vorwürfe Churchills zurück, der »*für sein Land dieselbe Katastrophe befürchtet, die über unser Land hereingebrochen ist. Herr Churchill ist Richter über die Interessen seines eigenen Landes, er ist es aber nicht über die Interessen Frankreichs. Noch weniger darf sich Herr Churchill zum Richter über die französische Ehre machen. Die Ehre unserer Fahne ist unberührt.*«

»Right or wrong . . .«

In einem Feldzug von weniger als sieben Wochen sind die Heere von drei Völkern niedergeworfen, ist die ruhmreiche Armee Frankreichs besiegt worden. Das englische Expeditionskorps wurde vom Festland verjagt. Vom Nordkap bis zu den Pyrenäen ist die Küste Europas in deutscher Hand. Italien ist noch in letzter Stunde in den Krieg eingetreten und hat – bei allen Mängeln seiner Ausrüstung – eine moderne Luftwaffe und eine ebenso moderne Kriegsmarine in das Bündnis eingebracht. Von seinen afrikanischen Besitzungen aus kann die Stellung Großbritanniens in Nordafrika erheblich beunruhigt werden.

Mit Frankreich ist ein Waffenstillstand abgeschlossen, der für die Zukunft alles offen läßt. Hitlers staatsmännisches Maßhalten im Augenblick des Triumphes gewinnt ihm und seiner Sache vielseitige Sympathien. Auch in der neutralen Presse, in schwedischen und Schweizer Zeitungen wird »*seine Mäßigung bewundert, welche die Türen in die Zukunft öffnet*«.

In Frankreich sammelt sich die Bevölkerung aus dem Taumel einer sinnlosen Furcht vor »den barbarischen Hitlerbanden«. Erstaunt blicken die Franzosen auf die deutschen Truppen, die mit dem Einsatz großer Mittel bei der Rückführung der Evakuierten und bei der Wiederherstellung des normalen Lebens helfen.

Hitler gibt die Anordnung, die Veröffentlichung von Greueltaten gegen deutsche Zivilinternierte und Kriegsgefangene während des kurzen Krieges in Frankreich zu unterdrücken.

Die Stimmung für England ist umgeschlagen. Das korrekte Verhalten der deutschen Armee in Frankreich erweckt wieder Gefühle, auf die schon der amerikanische Unterstaatssekretär Sumner Welles traf, als er im Frühjahr 1940 nach Paris gekommen war. Er berichtete damals befremdet über die lebhaften Sympathien für die Doktrin des Nationalsozialismus insbesondere bei der französischen Arbeiterschaft, die mit höchstem Interesse auf die sozialen Maßnahmen des Dritten Reiches blickte.

Eine Kollaboration im breitesten Maßstab bahnt sich an, die von der Regierung

Pétain bis hinab ins letzte Dorf reicht. Die psychologischen Voraussetzungen für diese Zusammenarbeit sind gut und werden durch die Haltung Großbritanniens noch verbessert. London ruft den Botschafter Campbell aus Frankreich ab und dehnt die Blockade auch auf das eben noch verbündete Frankreich aus. In London wird eine französische Gegenregierung unter dem entflohenen Generalmajor de Gaulle gebildet und von Großbritannien anerkannt. Die französische Regierung schlägt zurück. Botschafter Corbin wird aus London abberufen und de Gaulle wird in Abwesenheit wegen Verrats, Anschlag auf die äußere Sicherheit des Staates und Desertion zum Tode verurteilt.

Churchill aber beschränkt sich nicht auf politische Gesten. Am 3. Juli überfällt ein britischer Marineverband die nicht gefechtsbereiten französischen Kriegsschiffe auf der Reede von Mers el Kebir bei Oran, am 8. Juli werden französische Flotteneinheiten in Dakar blutig zusammengeschossen. Churchill begründet *»diese abscheuliche Entscheidung«* mit der Gefahr, *»daß die französische Flotte in unrechte Hände fiele und dann vielleicht uns und andere zugrunde richtete«*. Dabei war der britischen Kriegsleitung bekannt, daß fast sämtliche französischen Streitkräfte, darunter alle Schlachtschiffe, mit Billigung der Achsenmächte im Mittelmeer oder in Kolonialhäfen, d. h. außerhalb des Zugriffs Deutschlands lagen. Es dürfte in London auch bekannt gewesen sein, daß der Oberbefehlshaber der französischen Marine, Admiral Darlan, Befehl gegeben hatte, keines der Schiffe in deutsche Hände fallen zu lassen. Wir haben nicht davon gehört, daß damals einer der Kommandanten der eingreifenden englischen Schlachtschiffe die Durchführung dieser *»abscheulichen Entscheidung«* verweigert habe. Vizeadmiral Somerville scheint aber Zweifel an der Rechtmäßigkeit des Angriffsbefehls gehegt zu haben und bat um eine Wiederholung des Befehls, bevor er handelte. *»Das Kriegskabinett«*, berichtet Churchill, *»zauderte keinen Augenblick.«*

Ein Aufschrei der Empörung hallt durch die Bevölkerung Frankreichs, die schon seit Dünkirchen mit sehr gemischten Gefühlen auf den englischen Bundesgenossen blickt. An alle französischen Streitkräfte ergeht der Befehl, weiteren rechtswidrigen Angriffen seitens England sofort mit Waffengewalt zu begegnen. Am 6. und 7. Juli fliegen französische Marineluftgeschwader zur Vergeltung von Oran Bombenangriffe gegen die britischen Kriegsschiffe im Hafen von Gibraltar, die an dem Überfall teilgenommen hatten.

Die englische Insel liegt isoliert am Rande Europas. Das umworbene Moskau steht abseits. Englands Festlandsdegen ist zerbrochen. Die Hilfe aus den USA landet zu einem erheblichen Teil auf dem Meeresboden.

In fieberhafter Anstrengung rüstet sich England auf den nächsten Schlag des Gegners, auf die Invasion über den Kanal.

Die Invasion aber kommt nicht. Hitler spricht am 19. Juli und sucht noch einmal einen Ausgleich mit dem englischen Gegner, um *»namenloses Leid und Unglück zu verhindern . . . In dieser Stunde fühle ich mich verpflichtet, vor meinem Gewissen noch einmal einen Appell an die Vernunft auch in England zu richten. Ich glaube dieses tun zu können, weil ich ja nicht als Besiegter um etwas bitte, sondern als Sieger nur für die Vernunft spreche. Ich sehe keinen Grund, der zur Fortführung dieses Kampfes zwingen könnte.«* Weiter heißt es in dieser Rede: *»Und Herr Churchill sollte mir dieses Mal vielleicht ausnahmsweise glauben, wenn ich als Prophet jetzt folgendes ausspreche: e s w i r d d a d u r c h e i n g r o ß e s W e l t r e i c h z e r s t ö r t w e r d e n.*

Ein Weltreich, das zu vernichten oder auch nur zu schädigen niemals meine Absicht war.«

Die Antwort gibt Halifax drei Tage später: »*Wir haben den Krieg nie gewollt und sicherlich wünscht niemand von uns, den Krieg nur einen Tag länger als nötig fortzusetzen. Wir werden aber nicht aufhören zu kämpfen, so lange nicht für uns und die andern die Freiheit gesichert ist.*«

Der Krieg geht weiter. Zur See greift die deutsche U-Boot-Waffe mit hartem Griff zu. Das erste Kriegshalbjahr bringt eine Reihe schwerer Ausfälle und Beschädigungen für die britische Kriegsmarine. Die Handelmarine verliert 532 Schiffe mit 1 904 913 BRT. Die deutschen Handelsschiffahrtverluste durch Beschlagnahme, Versenkung und Selbstversenkung betragen nur etwa den zehnten Teil.

Im Luftkrieg ist England offensiv geworden mit einer Kampfesweise, die, wie die Hungerblockade gegen die Zivilbevölkerung, gegen die Nichtkombattanten gerichtet ist. Die Grundsätze der Haager Konvention sind vergessen, die Regeln des Völkerrechts werden durch den totalen Krieg zerbrochen. Am 10. Mai beginnt die Serie von britischen Bombenabwürfen auf offene Städte mit einem Luftangriff auf Freiburg. Brand- und Splitterbomben auf Orte des Ruhrgebietes folgen. Am kritischen 20. Mai wird die RAF nicht gegen den deutschen Vormarsch in Frankreich eingesetzt, sondern sie bombt Hamm in Westfalen und andere Städte, die nicht an der Front, die auch nicht in der Etappe, sondern 300 oder 400 Kilometer tief im Hinterlande liegen. Im August wird das Programm auf Hannover, Hamburg und Berlin ausgedehnt. Die Wirkung dieser Unternehmungen ist gering, sowohl an Personen- wie an Sachschäden. Militärische und rüstungswirtschaftliche Zentren werden nicht getroffen, denn diese Kriegführung ist nicht gegen das materielle Potential, sondern gegen die Moral der deutschen Bevölkerung gerichtet.

Die Versuche Englands, sein Vorgehen mit den deutschen Angriffen gegen Warschau und Rotterdam zu entschuldigen, sind schon darum fehl am Platze, weil bereits im Jahre 1936 das »strategical Bombing« in die militärische Planung Großbritanniens aufgenommen worden ist.

Wir werden später erkennen, daß diese Planung vom militärischen, politischen und moralischen Gesichtspunkt ein verhängnisvoller Fehler war und auf einer völligen Verkennung der menschlichen Natur im allgemeinen und der psychologisch-politischen Situation Deutschlands im besonderen beruhte.

Hitlers Antwort auf die Nachtangriffe gegen die Zivilbevölkerung läßt drei Monate lang auf sich warten. Erst am 8. August erfolgt der erste Angriff der deutschen Luftwaffe. In der Nacht vom 6. zum 7. September wird der erste Vergeltungsschlag gegen die britische Hauptstadt selbst getan und ein Bombenregen ausgelöst, der mit vielfacher Gewalt die englischen Angriffe zurückgibt. Die deutsche Bevölkerung bekommt eine Ruhepause von fast zwei Jahren.

Verhaltene Werbung nach Westen

Der »Seelöwe« stürzt sich immer noch nicht in die Fluten, die Invasion gegen die britische Insel bleibt aus. Mit dem August vergeht der letzte Monat des Jahres, der günstiges Wetter für die Überquerung des Kanals geboten hätte. Während England sich

auf den nächsten Sommer vorbereitet, da es die Invasion mit Sicherheit erwartet, geschieht in Deutschland nur wenig zum Aufbau des Unternehmens. In der »Weisung Nr. 18« des »Führers und Obersten Befehlshabers der Wehrmacht« vom 12. November 1940 ist dem »Seelöwen« nur ein knapper Absatz gewidmet, dessen Wortlaut selbst nicht sehr aktivistisch klingt: *»Da bei Veränderungen in der Gesamtlage die Möglichkeit oder Notwendigkeit gegeben sein kann, im Frühjahr 1941 doch noch auf das Unternehmen ‚Seelöwe' zurückzukommen, müssen die drei Wehrmachtsteile ernstlich bestrebt sein, die Grundlagen für ein solches Unternehmen in jeder Hinsicht zu verbessern.«*

Dagegen spricht die Weisung ausführlich über einen Kriegsschauplatz, auf dem ein ebenso entscheidender Schlag gegen die Macht Großbritanniens geführt werden kann wie es mit einer Invasion über den Kanal geschehen könnte, nämlich über das Mittelmeer. Die Schließung dieser »Drehscheibe« des Empires, der Besitz von Gibraltar und des Suezkanals, das Zusammenspiel deutscher, italienischer und französischer Streitkräfte, der Aufmarsch in Vorderasien würde die englische Bedrohung für die deutsche Position in Europa wirksam ausschalten.

Doch auch diese Mittelmeerpläne werden nicht mit großem Nachdruck verfolgt, sie bleiben jedenfalls ohne Glück. Der bestimmende Angelpunkt für die Vorhaben »Isabella« und »Felix« (Decknamen für Portugal und Gibraltar) ist Hitlers Treffen mit Franco und Pétain.

Am 20. Oktober früh um 5 Uhr startet Hitler zu einer Zusammenkunft mit den beiden Staatschefs. Der letzte Gruß der Reichshauptstadt sind die Entwarnungssirenen nach einem Luftangriff der RAF. In Namur wird gerastet, dann geht es weiter nach Montoire, wo Pièrre Laval in Begleitung Fernand de Brinons zu Hitler in den Salonwagen steigt. Sehr ergebnisreich ist diese Unterhaltung nicht, die übrigens nur der Vorbereitung des Treffens Hitler–Pétain dient. Hitler ist nervös, während Ribbentrop ganz absorbiert ist von seinen Vertragsentwürfen, die ihm Botschafter Gaus zusammengebastelt hat. Man will also mit Franco nicht nur einen freundlichen Gedankenaustausch, sondern konkrete Abmachungen erreichen. Die Chancen scheinen nicht schlecht: der spanische Außenminister Serrano Suñer hat eben noch bei seinen Besuchen in Berlin und Rom recht kriegerische Töne angeschlagen. Tritt Spanien jetzt in den Krieg ein, wird Gibraltar genommen und das Mittelmeer im Westen zugemacht, so ist Englands Situation auch im Osten des Meeres unhaltbar geworden.

Auf die Minute genau läuft Hitlers Zug in Hendaye ein. Sein Wagen hält vor dem roten Läufer, auf dem ihm Franco in prächtiger Uniform entgegenschreitet. Der Spanier zieht den weißen Handschuh von seiner Rechten und nimmt Hitlers Hand mit den Worten: *»Ich bin glücklich, Führer, Sie zu sehen.«* – Hitler antwortet: *»Caudillo, endlich geht ein alter Wunsch für mich in Erfüllung.«* Die Augen strahlen, die Kapelle spielt, die Ehrenkompanie präsentiert.

Die beiden Staatschef begeben sich in Francos etwas altmodischen Salonwagen mit roten Plüschmöbeln und dunklen Holztäfelungen. Hitler spricht. Er kennzeichnet England als den Feind Deutschlands, als den Feind Europas, der jede vernünftige Ordnung des Kontinents mit seiner Politik des ständig schwankenden Gleichgewichts feindlicher Kräfte zuschanden macht. England muß aus Europa ausgeschaltet werden. Die Völker des Kontinents müssen sich zu gemeinsamer Abwehr zusammenfinden.

Aber Franco geht nicht vorbehaltlos mit. Er unterbricht, widerspricht, er kritisiert Ribbentrops hastige Politik mit den Londoner Männern. Er fragt, er wiederholt seine Fragen, er läßt auch den Dolmetscher seine Übersetzungen mehrfach wiederholen. Schon nach einer halben Stunde steht fest, daß die beiden Männer keinen Kontakt miteinander gefunden haben. Franco ist nicht ein pathetischer Grande, der mit Begeisterung in den Krieg zur Eroberung der englischen Zwingburg auf spanischem Boden zieht. Er ist ein nüchterner Gallego, ein Bauernsohn, der genau rechnet, der die Erschütterung des Bürgerkrieges noch im Blute spürt und sein Volk nicht in Abenteuer stürzen will, ohne die letzte Chance eines Fehlschlages ausgeschaltet zu haben.

»Wenn Spanien in den Krieg eintritt, so werden die Briten in Portugal landen, sie werden die atlantischen Inseln besetzen und unsere lange ungeschützte Küste attackieren. Sie werden uns die Nahrungs- und Rohstoffzufuhr abschneiden. Um diesen Gefahren zu begegnen, brauche ich . . .«

Und nun folgt eine lange Liste, was er alles braucht, eine Liste, die noch jene übertrifft, die Mussolini überreichte, als der Polenfeldzug zum ersten Male beginnen sollte.

Aber Hitler hat über sein Material bereits anderweitig disponiert. Er versucht daher einzuwenden, Deutschland sei bereit, eine Spezialtruppe zur Eroberung Gibraltars zur Verfügung zu stellen und Luftwaffe zu den spanischen Inseln zu detachieren. Doch gerade das scheint Franco nicht zu wollen: *»Die Ehre gebietetes, daß Spaniens Söhne selbst die englische Festung stürmen.«*

Er verlangt nicht weniger als die gesamte und zwar die modernste Ausrüstung für etwa 25 Divisionen. Dazu kommen Getreideforderungen und schließlich koloniale Aspirationen, die sich mit Italiens und Frankreichs Interessen überschneiden.

Hitler verhandelt ausweichend und schlägt am Ende den Abschluß eines Bündnisvertrages und den Eintritt Spaniens in den Krieg zu Anfang des Jahres 1941 vor. Ribbentrop legt seinen Vertragsentwurf auf den Tisch, aber die Spanier bleiben bei den Details und weichen den großen Plänen aus.

Als Hitler von der zweiten Besprechung in seinen Zug zurückkommt, sagt er ingrimmig zu Keitel: *»Bei uns wäre dieser Franco nicht einmal Unteroffizier geworden.«*

Die Stimmung in Hendaye ist für einen großen Erfolg nicht günstig. Sie wird noch verschlechtert durch eine höchst unwillkommene Überraschung aus Rom. Mussolini teilt in einem Handschreiben an Hitler mit, daß er den unerträglichen Provokationen der Griechen nicht länger zusehen könne und sich daher, wie das der Führer genau so tun würde, zum Eingreifen entschlossen habe.

Tableau: Krieg im Mittelmeer — Gibraltar ein Wunschtraum — Griechenland mit der Türkei verbündet — alle Pläne scheinen sich in ihr Gegenteil zu verkehren.

Jetzt beginnt Hitlers Hauptquartier im üblichen Blitzstil zu funktionieren. Göring wird mobilisiert, er solle dem Duce seinen Spaziergang nach Athen ausreden. In wenigen Stunden ist eine Zusammenkunft Hitler—Mussolini für den 28. Oktober vereinbart.

Noch in der gleichen Nacht verabschiedet sich Hitler, um zu seinem Rendezvous mit Pétain zu fahren. Im Scheinwerferlicht schimmern die Uniformen, die Orden und die Waffen. Der Abschied ist kurz, ernst und steif.

Der Reichsaußenminister bleibt zurück, um weiterzuverhandeln. Suñer, klein, schlank wie ein Jüngling, in seiner dunklen Uniform noch schmaler wirkend, ist ein glatter, gewandter Fechter. Ribbentrop gelingt es nicht, ihn festzunageln. Er fintiert,

weicht aus und beruft sich schließlich auf Franco, dessen Entscheidung er vor der Unterzeichnung einholen müsse. Er fährt ab — und kehrt nicht wieder. Statt seiner kommt am nächsten Vormittag höflich lächelnd General Espinosa de los Monteros mit einem Gegenentwurf, den Ribbentrop in höchstem Zorn als unannehmbar verwirft.

Die Sache wird am Ende mit einer Notlösung verbrämt, doch praktisch muß Ribbentrop mit leeren Händen aus Hendaye abreisen. Er gelangt rechtzeitig nach Montoire, um gemeinsam mit Keitel den französischen Marschall zu empfangen, der mit Laval aus Vichy gekommen ist. Ein Bataillon der Wehrmacht präsentiert, während die Franzosen zu Hitler geleitet werden. Hitler erwartet Pétain vor seinem Wagen und drückt ihm die Hand mit den Worten: *»Ich weiß, daß Sie den Krieg nicht gewollt haben, und ich bedaure, Ihre Bekanntschaft unter diesen Umständen zu machen.«* Die Unterhaltung wird in würdigem, freundschaftlichem Tone geführt. Hitler ist noch weniger dringlich als im Gespräch mit Franco, er stellt keine Forderungen, sondern spricht mit Pétain über den allgemeinen Rahmen einer deutsch-französischen Zusammenarbeit, auf die der französische Staatschef ohne Enthusiasmus aus nüchternem Interesse seiner Nation einzugehen bereit ist.

Wie Hendaye ohne Erfolg vorübergeht, so geht Montoire ohne Sensation vorbei. Das Ereignis dieser Begegnung ist für Deutschland nicht ungünstig. Pétain faßte es am 30. Oktober in einer Radioansprache zusammen: *»In Ehren und um die französische Einheit aufrechtzuerhalten — eine Einheit von zehn Jahrhunderten — betrete ich heute den Weg zur Zusammenarbeit im Rahmen der konstruktiven Aktivität der neuen europäischen Ordnung ... Frankreich ist gebunden durch zahlreiche Verpflichtungen gegenüber den Siegern. Immerhin bleibt es souverän. Diese Souveränität macht es ihm zur Pflicht, seinen Boden zu verteidigen, Meinungsverschiedenheiten auszuschalten und die Abtrünnigkeitsbewegung in seinen Kolonien zu unterdrücken.«*

Von Hendaye und Montoire eilt Hitler nach Florenz. Görings Eingreifen hat keinen Erfolg gehabt. Auch Hitler kommt zu spät. Mussolini hat 24 Stunden früher als vorgesehen auf den Knopf gedrückt und ist zu seinem »Siegeszug« nach Athen aufgebrochen, der Hitlers Raum- und Zeitplan so gefährlich durcheinanderbringen wird.

Blick nach Osten

Das Jahr 1940 bringt noch zwei bedeutsame Ereignisse, die eng zusammengehören. Am 27. September wird in Berlin der Dreimächtepakt mit Italien und Japan geschlossen. In diesem Pakt garantieren sich die drei Staaten die gegenseitige Respektierung ihrer Einflußsphären. Im Artikel 3 des Vertrages übernehmen die Partner die Verpflichtung, *»sich mit allen politischen, wirtschaftlichen und militärischen Mitteln gegenseitig zu unterstützen, falls einer der drei vertragschließenden Teile von einer Macht angegriffen wird, die gegenwärtig nicht in den europäischen Krieg oder in den chinesisch-japanischen Konflikt verwickelt ist.«*

Damit wird also der Versuch gemacht, weitere Staaten vom Eintritt in den Krieg abzuschrecken. Dem gleichen Ziel gilt die diplomatische Begleitmusik zum Vertragsabschluß, die sowohl in Berlin wie in Rom und Tokio erklingt. Ribbentrop sagt: *»Dieser Pakt ist daher gegen kein anderes Volk, sondern ausschließlich gegen jene Kriegshetzer*

und unverantwortlichen Elemente in einer übrigen Welt gerichtet, die eine weitere Verlängerung oder Ausweitung des Krieges entgegen den wahren Interessen aller Völker anstreben.«

Es läßt sich aber nicht vermeiden, daß der Dreimächtepakt, der in den Spuren des Antikominternvertrages läuft, in Moskau mit besonderem Argwohn aufgenommen wird. Zwar gibt es einen besonderen Artikel 5, der ausdrücklich betont, daß die Beziehungen der drei Mächte zur Sowjetunion durch den Vertrag in keiner Weise berührt werden sollen. Doch der Kreml scheint diesen Satz nach dem Motto auszulegen »Wer sich entschuldigt, klagt sich an«.

Im deutsch-sowjetischen Verhältnis ist längst der erste Reif auf den Blütentraum gefallen. Die Sowjetunion ist auf die gemeinsame Interessengrenze aufgerückt und massiert dort ihre Truppen zu immer dichterer Konzentration. Schon als die Rote Armee sich zum Einmarsch in das geschlagene Polen anschickte, stellte Molotow fest, man müsse noch zwei bis drei Wochen zögern, weil eben erst nur über drei Millionen Mann mobilisiert seien. Daß diese drei Millionen Mann und mehr nicht gegen die zerschlagene und flüchtende polnische Armee aufgestellt wurden, darüber war man sich in Deutschland klar. Dimitroff, der Chef der Komintern, trug zu dieser Klarheit weiterhin bei, indem er zu gleicher Zeit eine Anweisung an die kommunistischen Parteien in der Welt gehen ließ, man müsse *»aus dem Konflikt herausbleiben, um bereit zum Eingreifen zu sein, wenn die kriegführenden Mächte so weit geschwächt sein werden, daß die soziale Revolution weitergetrieben werden kann.«* Stalin selbst schlägt vor den Schülern der Frunse-Akademie gleichfalls sehr kriegerische Töne an.

Die schnellen Waffenerfolge Deutschlands im Jahre 1940 sind nicht geeignet, die Sowjets in ihrer Vorsicht einzuschläfern, um so mehr, als bald die Verlagerung deutscher Truppen zur neuen Ostgrenze des Reiches einsetzt.

Es gibt also schon einige häßliche Risse in der Brücke zwischen Berlin und Moskau, als Molotow am 12. November zu Verhandlungen nach Berlin kommt. Die Bevölkerung läßt sich das absonderliche Schauspiel dieses Besuches nicht entgehen und steht in Scharen vor dem »Schloß Bellevue«, um das überraschende Beieinander von Hammer und Sichel neben dem Hakenkreuz mit amüsierten Redensarten zu glossieren.

Auch die Träger der beiden Symbole können sich nicht mehr gut vertragen, denn Molotow kommt mit einer recht gewichtigen Liste sehr bestimmter einzelner Beschwerden und Wünsche. Da sind deutsche »Lehrtruppen« in Rumänien aufgetaucht, während weitere deutsche Truppen ihren Weg nach Kirkenes über finnisches Gebiet nehmen. Das sowjetische Interesse an Bulgarien wird angemeldet, Stützpunkte an den Dardanellen werden gefordert, und schließlich wirft Molotow sogar die Bedeutung der Meerengen der Ostsee für Moskau ins Gespräch.

Hitler versucht, die Verhandlungen mit dem sowjetischen Außenkommissar auf die großen »weltweiten« Probleme zu bringen. Er entwickelt den Gedanken, die Sowjetunion solle dem Dreimächtepakt beitreten, um mit den drei bisherigen Teilnehmern einen geschlossenen unangreifbaren Block zu bilden. Aber Molotow bleibt hartnäckig bei seinen Einzelfragen und kehrt stets wieder auf Finnland zurück. Es wird immer deutlicher, daß der Kreml mit seiner kleinen Teillösung im Winterfeldzug nicht zufrieden ist und dort oben im Norden weitermarschieren will. Hitler aber setzt ihm ein entschiedenes Nein entgegen und begründet es damit, daß ein neuerlicher Krieg an der

Ostsee zu unabsehbaren Komplikationen führen würde. Die Westmächte würden sich einmischen und dabei auch die Neutralität Schwedens gefährden, die für Deutschland von großer Bedeutung sei. Vier oder fünf Mal schlägt Molotow das finnische Thema an, ebensooft wiederholt Hitler seine Weigerung, bis Molotow endlich resigniert aufgibt.

Der sowjetische Gast reist nach Hause. Das Gespräch zwischen Berlin und Moskau ist noch nicht zu Ende. Einige Male noch gehen Telegramme über den Viermächtepakt hin und her. Stalin erklärt sich bereit, auf dieses Projekt einzugehen, wenn die deutschen Truppen aus Rumänien und Finnland verschwinden, wenn der Sowjetunion in Bulgarien und an den Dardanellen konkrete Rechte eingeräumt werden und so weiter und so weiter.

Warum geht Hitler auf dieses Angebot, das er doch selbst aufgeworfen hat, nicht ein? Warum verzichtet er auf die östliche Rückendeckung in seinem Kampf mit England, der doch noch nicht beendet ist?

Hitler wird diese Frage im Jahre 1941 durch einen Entschluß beantworten, der von gleicher schicksalsschwerer Bedeutung ist wie der erste Sprung in den Krieg am 1. September 1939.

X. BUCH

1941: ZWEIFRONTENKRIEG

Quo vadis?

Die Stimmung in Deutschland ist besser als zu Beginn des Krieges. Die großen und schnellen Erfolge der Wehrmacht haben Sorge und Bedenken zerstreut, die zu Anfang die Gemüter verdunkelten. Polen ist in 18 Tagen niedergeworfen, der Korridor überwunden, Danzig ist wieder, was es immer war, eine deutsche Stadt, das Norwegenabenteuer endete mit einem schnellen Sieg über den englischen Rivalen, der Westfeldzug hat die alte stolze Militärmacht Frankreich in atemberaubendem Tempo geschlagen. England ist isoliert, seine vereinzelten Luftangriffe sind mit heftigen Gegenschlägen vergolten. Amerika ist fern, die kleine U-Boot-Waffe ist in schnellem Wachstum. Bleibt die Sowjetunion als einziger Machtfaktor, der noch neben Deutschland in Europa steht, aber sie ist durch den Dreimächtepakt in die Klammer genommen und wird sich nicht rühren.

Wie soll es weitergehen? Wann wird England einsehen, daß es Zeit ist, einzulenken? Wo ist das Ende dieses Krieges? Da beginnt plötzlich ein dichtes Gestrüpp von Gerüchten allenthalben in Deutschland zu wuchern: Hitler und Stalin haben sich auf einem Schlachtschiff in der Ostsee getroffen – die Sowjetunion hat den Durchmarsch deutscher Truppen nach dem Irak und Syrien, ja, nach Indien gestattet – im Süden der Sowjetunion werden die Hauptschienenwege auf die europäische Spurweite umgenagelt – die an der Ostgrenze lagernden Truppen beginnen weiter nach Osten zu versickern – die Ukraine auf 99 Jahre zur wirtschaftlichen Auswertung an Deutschland verpachtet . . .

Niemand kann sagen, woher diese Gerüchte stammen. Mögen sie noch so unsinnig sein, sie werden geglaubt. Hitler, der so vieles vollbracht, hat also auch hier seine Pläne durchgesetzt.

Indessen wächst der Dreimächtepakt zu einem stattlichen Bündnissystem an. Schon im vergangenen Jahr sind Ungarn, Rumänien und die Slowakei beigetreten. Jetzt folgen Bulgarien und Jugoslawien. Der ungarische Reichsverweser Admiral Horthy, König Boris von Bulgarien, der jugoslawische Prinzregent Paul, der neue Staatschef Rumäniens, Antonescu, der spanische Innenminister Serrano Suñer und der König der Belgier sind bei Hitler erschienen. Das Treffen mit Franco und Pétain ist in hoffnungerweckenden Kommuniqués bekanntgegeben worden. Die Zusammenarbeit mit Frankreich kommt — nach vorübergehenden Schwierigkeiten wegen der Entlassung Lavals durch Marschall Pétain — in einem Kontakt Hitlers mit Admiral Darlan wieder ins reine. Auch mit Dänemark und Norwegen scheinen sich die Beziehungen ruhig zu entwickeln.

Die alte große Idee einer wahrhaft europäischen Reichspolitik lebt wieder auf, einer Politik, die nicht auf dem Gegeneinander feindlicher Kräfte beruht, die nicht darauf gebaut ist, mit dem Nachbarn in Feindschaft zu leben und den Nachbarn des Nachbarn zum Freunde zu gewinnen. Denn diese vom Rande des Kontinents her betriebene Politik war nicht nur gegen den Kern Europas, gegen das Reich gerichtet, sie führte auch folgerichtig zur Zerstörung und zur Zerreißung der abendländischen Einheit. Am Ende dieses Weges steht der permanente europäische Bruderkrieg, steht der drohende Untergang nicht nur aller europäischen Großmächte, sondern auch die Vernichtung der europäischen Kultur.

Jetzt glimmt die Hoffnung neu auf, das alte Bild des europäischen Friedens, der abendländischen Gemeinsamkeit wieder im neuen Rahmen fassen zu können. Von innen her, in organischem Wachstum kann sie wieder Ring um Ring fügen. Die alten Wunden, die alten Feindschaften mögen vergessen werden, wie die deutsch-französische Fehde, die Spannung zwischen Ost und West und der Brandherd auf dem Balkan. Die Überwindung des Nationalstaatsgedankens durch eine übergeordnete Einheit ist jetzt notwendig und möglich, vor allem im Osten und Südosten Europas, wo jede Staatsgrenze mitten durch Volkstümer schneidet, die sich hier einst in buntem Gemenge, in dichter Verzahnung angesiedelt haben und nicht auseinandergerissen werden können, ohne daß mit den Teilen das Ganze leidet.

Doch all diese kühnen Hoffnungen streben vergeblich nach Erfüllung? »Protektorat« und »Generalgouvernement« sind keine Meilensteine auf dem Wege zu einem neuen Europa. Die Zusammenarbeit mit Quisling in Norwegen, Mussert in Holland und Degrelle in Belgien findet nur wenig Rückhalt bei ihren Völkern. Auch Darlans freimütige Aussprache mit Hitler endet im leeren Raum. Der französische Admiral, enttäuscht vom englischen Bundesgenossen während des Krieges und empört durch sein Verhalten nach der französischen Kapitulation, sucht jetzt die Zusammenarbeit mit Deutschland und bietet den Einsatz der französischen Flotte gegen Großbritannien an. Doch Hitler geht kaum auf Darlans Vorschläge ein. *»Er hat seine Gedanken nicht enthüllt«*, stellt der Franzose nach der Unterhaltung fest.

Damit bleibt eines der wichtigsten Probleme der europäischen Gemeinsamkeit offen. Hitler zeigt nicht, daß er aus der Enge nationaler Hegemonie herauszutreten gewillt ist in die größere Freiheit und in die größere Bindung, die als Aufgabe fordernd vor ihm stehen. Pétain, Darlan und Laval nähern sich Deutschland nochmals und wiederum mit Vorschlägen einer engeren Verbindung zwischen Deutschlands und Frankreichs Schicksal. Hitler weicht aus, er erteilt nicht einmal eine Antwort . . .

Sein Blick ist wie gebannt nach Osten gerichtet, wo sich die deutschen Sturmgeschütze — noch bedeckt von ihrem jungen Lorbeer aus den Siegen im Westen — zu einem neuen, zum letzten Blitzkrieg, zur endgültigen Entscheidung im Kampfe zweier feindlicher Welten zu sammeln beginnen.

Im Westen freilich ist noch nichts entschieden, nichts ausgekämpft, nichts ausgedacht. Der japanische Außenminister Matsuoka, der am 27. März zu einem Besuch in Berlin eintrifft, bekommt allerdings von Hitler zu hören, *»daß England den Krieg schon jetzt verloren habe, es sei nur noch eine Frage der Einsicht, ob es dies zugeben wolle«*. Matsuoka hört noch mehr aus Hitlers und Ribbentrops Mund, er erfährt, daß die Beziehungen Deutschlands zur Sowjetunion recht gespannt seien, daß es aber an Stalin liege, ob ein offener Konflikt ausbrechen werde oder nicht. Japan solle jedenfalls völlig unbesorgt vor einer Drohung Moskaus sein, jeder Versuch eines Angriffs gegen Japan werde von der deutschen Wehrmacht mit einem blitzschnellen und vernichtenden Gegenschlag beantwortet werden. Japan könne sich also ohne jede Bedenken gegen seinen wichtigsten Rivalen in Asien, gegen England wenden. Es müsse Singapore nehmen und dadurch das angeschlagene Empire auch auf jener Seite der Erdkugel davon überzeugen, daß es den Krieg verloren habe.

Noch etwas erfährt Matsuoka, als er kaum auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin eingetroffen ist: ein Staatsstreich in Jugoslawien hat den Prinzregenten Paul zur Abdankung gezwungen und den unmündigen König Peter auf den Thron gehoben. Die jugoslawischen Minister, die eben im Belvedere in Wien den Beitritt ihres Staates zum Dreimächtepakt unterzeichnet hatten, sind bei ihrer Rückkehr in Belgrad verhaftet worden. Kein Zweifel, daß nun die Landkarte für Deutschland wesentlich anders aussieht, nachdem sie schon durch den beschämenden Verlauf des italienisch-griechischen Krieges einen in Hitlers Augen gänzlich unnötigen Brandfleck davongetragen hat. Der Abschluß eines Freundschaftsvertrages mit der Sowjetunion durch die neue jugoslawische Regierung läßt die Marschrichtung Belgrads deutlich erkennen.

Hitler handelt mit gewohnter Schnelligkeit. Die inzwischen bereits beschlossene Aktion gegen Griechenland — notwendig geworden durch die britische Einmischung in den italienisch-griechischen Konflikt — wird auf Südslawien ausgedehnt. Am 6. April beginnt dieser neue Nebenkrieg. Schon am 17. kapituliert die Armee des Gegners, während König und Regierung in englisches Exil fliehen.

Am 23. April kapituliert auch die griechische Armee im Epirus, die englischen Truppen werden vom Festland verjagt wie schon in Norwegen und Frankreich. Kreta bleibt noch einige Wochen das Asyl der entflohenen Verbände, bis am 20. Mai der Kampf um diese Insel eröffnet wird. In wenigen Tagen ist durch Luftwaffeneinsatz der weit überlegene Feind niedergekämpft.

Ein neuer Blitzsieg — im schwierigsten Gelände und unter ungünstigsten Umständen — ist errungen. Doch noch immer steht die englische Insel, immer noch stehen Gibraltar und Malta und das Dreieck Alexandrien—Haifa—Cypern, während in Nordafrika die englische Gegenoffensive die italienischen Erfolge zunichte macht, im Januar die Lybische Grenze überschreitet und in den ersten Tagen des Februar Benghasi zu Fall bringt. Erst das Eingreifen eines deutschen Afrikakorps unter General Rommel wendet wiederum das Kriegsglück. Am 4. April wird Benghasi befreit, in fliegendem Tempo werden die britischen Stellungen aufgerollt, und binnen weniger Wochen stehen deutsche und

italienische Truppen in Sollum abermals an der ägyptischen Grenze. Das Unternehmen »Sonnenblume« hat sich bewährt, aber es wird nicht weiter ausgenutzt. Hitler vertritt die Ansicht, der Verlust Nordafrikas sei militärisch zu ertragen, nur die psychologischen Rückwirkungen auf Italien hätten ihn zum Eingreifen gezwungen.

Auch der »Seelöwe« wird 1941 nicht auf Fahrt geschickt. Die Invasionspläne bleiben liegen. Am 18. Februar 1941 notiert Raeders Stabschef in sein Tagebuch: *»Aufmarschbewegung gegen Rußland soll als das größte Täuschungsmanöver der Kriegsgeschichte hingestellt werden, das dazu diene, von den letzten Vorbereitungen der Invasion gegen England abzulenken. Auch in der Wehrmacht soll der Eindruck erhalten bleiben, daß die Invasion weiter vorbereitet werde.«* Das Oberkommando bereitet die Verhängung von Sperrgebieten an der Kanalküste und in Norwegen vor. Goebbels setzt seinen eigenen Ruf aufs Spiel, er veröffentlicht im »Völkischen Beobachter« einen Artikel, in dem die Eroberung Kretas als eine Probe der Englandinvasion bezeichnet wird. Diese Ausgabe des offiziellen Organs wird kurz nach dem Erscheinen an sämtlichen Kiosken beschlagnahmt. Jeder stürzt sich auf die wenigen erreichbaren Exemplare, um aus ihnen die unterdrückte »Wahrheit« zu erfahren. Zugleich gibt Goebbels die Anfertigung einer großen Anzahl von Sowjetfahnen in Auftrag, die für ein Treffen Hitler—Stalin bestimmt seien.

Der Luftkampf um die englische Insel wird ebenfalls nicht mit dem vollen Einsatz geführt. Churchill hat, wie er in einer für französische Ohren zynisch anmutenden Rede bekennt, die britischen Jagdflieger während des Frankreichkrieges geschont. Mindestens tausendachthundert englische Maschinen nehmen der Luftwaffe einen schweren Tribut ab, und schließlich wird der verlustreiche Zweikampf mit Rücksicht auf den kommenden Osteinsatz abgebrochen, wo man mit einer sehr schlagkräftigen Flugwaffe als einzigem ernsthaftem Gegner rechnet.

Auf vollen Touren bleibt allein der U-Boot-Einsatz, der Englands Versorgung ernsthaft bedroht und die Einsicht vom verlorenen Kriege erzwingen soll.

Sieg und Untergang der »Bismarck«

Das war die Zeit der Sondermeldungen, die mit gellenden Fanfaren die Hörer an die Radiogeräte lockten, um ihnen das Ergebnis der Geleitschlachten zu verkünden. Englands Lage wurde von Woche zu Woche schwieriger. Seine Tonnage schmolz zusammen. Was übrig blieb, wurde in die Fesseln der schwerfälligen Geleitzüge geknebelt, die auch mit den fünfzig alten Zerstörern der USA nicht genügend gesichert werden konnten.

Die Gefahr wuchs in diesem ersten Halbjahr 1941 zu einer echten Bedrohung der englischen Insel an. Eine Sondermeldung folgte der anderen. Man gewöhnte sich an die rasch ansteigenden Hunderttausender der Versenkungsziffern.

Aber am 24. Mai gibt es in der Seeschlacht um England eine neue Situation, einen jubelnd begrüßten Sieg: das deutsche Schlachtschiff »Bismarck« hat in einem Feuerkampf von wenigen Minuten gegen überlegenen Feind das englische Schlachtschiff »Hood«, das größte Kriegsschiff der Welt, versenkt!



1941: der Esten in Reval

Befreiung!

1945: der Rotspanier in Mauthausen

Sommerfeldzug 1941

Sonnenwende im Osten

General Winter marschiert

Was bedeutet dieses Ereignis, das die Überlegenheit der deutschen Seekriegsführung so sensationell zu erhellen scheint? — Hinter den Erfolgen der U-Boot-Waffe steht die winzige Anzahl von einundzwanzig Booten im Atlantikeinsatz. In der Etappe liegen fünfundfünfzig Boote, die nur allmählich aus der langen »Schulung« in die Front einrücken. Die U-Boot-Werften beginnen jetzt erst auf vollen Touren zu laufen.

Bei den großen Einheiten sieht es nicht viel besser aus. »Scharnhorst« und »Gneisenau« sind durch Bombentreffer und Maschinenschäden für Monate in Brest festgenagelt. Die zwei Panzerschiffe vom Typ »Admiral Scheer« sind wegen ihres weiten Aktionsradius für Operationen bis in den Indischen Ozean vorgesehen. Weitere Einheiten, die Kreuzer und vor allem die Zerstörerflotte, sind beim Norwegenunternehmen fast vernichtet worden. An wirklichen Schlachtschiffen bleibt die eben fertiggestellte »Bismarck« mit ihren 30 sm Geschwindigkeit und ihren acht 15-Zoll- und zwölf 6-Zoll-Geschützen eines der stärksten Schiffe auf allen Meeren. Ihr Schwesterschiff »Tirpitz« braucht noch einige Monate zur endgültigen Fertigstellung.

Jetzt also ist die »Bismarck«, das einzige schwere Schlachtschiff Deutschlands, in den Kampf um England geworfen worden. Warum? Warum setzt Hitler dieses wertvollste Schiff ein, obgleich Großadmiral Raeder auf die Fertigstellung der »Tirpitz« und die Ausbesserungen an »Scharnhorst« und »Gneisenau« warten will, um der britischen Flotte wenigstens an einigen Schwerpunkten die Stirn bieten zu können. Die Akten schweigen. Nur der Termin gibt uns vielleicht eine Antwort. Es ist der Mai 1941, kurz vor der Eröffnung des Ostfeldzuges.

Offensichtlich will Hitler durch den Einsatz aller verfügbaren Kräfte Großbritannien zur Einsicht zwingen, es zum Einlenken bewegen. Er will seinen alten, so beharrlich festgehaltenen Wunschtraum verwirklichen, im Osten den Kreuzzug gegen den Bolschewismus mit dem Aufbau des mächtigsten Kontinentalreiches zu verbinden, während England als das maritime Weltreich sein großer Partner sein soll.

Darum läuft am 18. Mai die »Bismarck«, geleitet von dem Kreuzer »Prinz Eugen« und einigen Troßschiffen, unter strengster Geheimhaltung aus, mit dem Auftrag, im Nordatlantik die U-Boot-Blockade gegen England zu unterstützen.

Aber die Geheimhaltung bleibt nicht dicht. Schon am 20. Mai meldet der englische Marineattaché in Stockholm die Position der beiden Schiffe, und einen Tag später entziffert die deutsche Funkaufklärung die Meldung englischer Flugzeuge, daß sie die »Bismarck«-Gruppe in einem norwegischen Fjord gesichtet hätten.

So kann der Feind seine Gegenmaßnahmen treffen. Sir John Tovey, der Kommandeur der Homefleet, teilt seine Kräfte in zwei Gruppen. Er schickt die Schlachtschiffe »Hood« und »Prince of Wales« nach Norden und läßt sein Flaggschiff »King George V.«, die »Victorious« und die »Repulse« die nördlichen Ausgänge der Nordsee decken. Am 22. Mai erhält er trotz schlechten Wetters eine neue Standortmeldung der »Bismarck« und setzt auch die südliche Gruppe mit zwei weiteren Kreuzern »Suffolk« und »Norfolk« in Bewegung. In dickstem Nebel, am Rande des grönländischen Packeises, schieben sich die englischen Kräfte auf den Feind zu. Der Tag scheint ergebnislos zu verlaufen, als um 19.22 Uhr ein Ausguck der »Suffolk« die beiden deutschen Schiffe in einem Nebelloch entdeckt. Die »Suffolk« dreht bei, verschwindet im dichten Dunst, doch hält sie durch Radar die Fühlung. Auf der »Bismarck« stellt man sofort mit den eigenen Geräten diese Radarverbindung fest, eine böse Überraschung, weil man bisher

glaubte, das englische Radargerät sei noch nicht gebrauchsfertig. »Norfolk« ruft »Suffolk« herbei, die in einem Fleck freier Sicht unvermutet auf die deutsche Gruppe stößt. Sofort eröffnet die »Bismarck« ein ausgezeichnet liegendes Feuer, dem die »Suffolk« nur durch schnellste Flucht in den Nebel entgeht.

Die Verbindung aber reißt nicht ab. Mit höchster Fahrt brausen »Hood« und »Prince of Wales« mit sechs Zerstörern durch die Nacht. Sie sichten im ersten Büchsenlicht des Polartages ihre Gegner und eröffnen sofort das Gefecht. Sie können es unbedenklich tun, denn sie verfügen über die doppelte Feuerkraft der deutschen Schiffe. Den acht mal 15- und zwölf mal 6-Zöllern der »Bismarck« und den acht mal 8 der »Prinz Eugen« stehen die acht mal 15 und zwölf mal 15,5 der »Hood« und die zehn mal 14- und sechzehn mal 5,25-Zöller der »Prince of Wales« gegenüber. In Sekundenabständen brüllen die Salven auf. Die Deutschen haben die »Hood« ins Feuer genommen. Die Engländer vereinen ihr Feuer auf die »Bismarck«. Schon nach einer Minute erzielt »Prinz Eugen« einen Treffer. Die »Hood« beginnt achtern zu brennen mit einem Feuer, das sich schnell nach mittschiffs ausdehnt. Auch die »Bismarck« muß zwei Treffer hinnehmen. In der siebenten Minute des Duells fällt die Entscheidung: zwischen den beiden Masten der »Hood« reißt eine ungeheure Explosion das Schiff auseinander. Als der Qualm sich verzieht, sehen die entsetzten Beobachter auf der »Prince of Wales« nur noch Bug und Heck sich steil aufrichten und nach einem kurzen Todeskampf versinken. Drei Mann überleben den Tod der tausendvierhundertköpfigen Besatzung. Das größte Kriegsschiff der Welt ist nicht mehr.

Jetzt tobt ein Feuerorkan gegen die »Prince of Wales«. Sie brennt im Vorschiff. Alle fünfzehn Sekunden orgeln die schweren Salven der »Bismarck« heran, die mit einer Präzision wie auf dem Scheibenstand schießt. Treffer auf Treffer bohrt sich in den Leib des Gegners, bis eine 15-Zoll-Granate die ganze Feuerleitanlage mit Offizieren und Mannschaften zu Brei schlägt. Aus dem Brückensprachrohr sickert das Blut der zerfetzten Leiber in den Navigationsraum. Wieder erzittert der metallene Rumpf von Treffern. Wasser dringt ins Achterschiff. Der Kommandant bricht den Kampf ab und läuft außer Sicht in den schützenden Nebel.

Mit einer breiten Ölspur und verminderter Geschwindigkeit zieht die »Bismarck« ihren Kurs. Der Flottenchef, Admiral Lütjens, der die »Bismarck« persönlich führt, entschließt sich, die »Prinz Eugen« zur selbständigen Handelskriegführung sich absetzen zu lassen und mit der »Bismarck« im Durchbruch zwischen Grönland und Island den Weg nach Brest zu nehmen. Er hat schwere Ölverluste und kann nicht mehr frei handeln. Er muß den direkten Weg nehmen und auf den Schutz der U-Boote verzichten, die abseits seines Kurses liegen.

Der Gegner setzt alles daran, seine Chance zu nützen und den Verlust der »Hood« auszugleichen. Noch am Abend des aufregenden Tages setzt die »Victorious« vierzehn Torpedoflugzeuge gegen die »Bismarck« an. Sie fliegen mit Schneid, aber ohne Glück: nur ein Torpedo trifft, eine Wirkung ist nicht festzustellen.

Jetzt wird das großzügigste Jagdmanöver des Seekrieges eingeleitet. Vier Schlachtschiffe, drei Schlachtkreuzer, zwei Flugzeugträger, vier Kreuzer und ein Dutzend Zerstörer werden gegen die »Bismarck« angesetzt, die ihre einsame Bahn gen Süden zieht. Fast scheint ihr das Glück hold. Die Briten haben die Fühlung verloren und versäumen mit weiträumigen Suchaktionen wertvolle Zeit.

Im deutschen Hauptquartier atmet man auf. Die wenigen U-Boote, die in erreichbarer Entfernung stehen, werden heranbefohlen, während die Luftwaffe auf den Einsatz wartet, sobald die »Bismarck« in ihren Aktionsradius einläuft.

Die Nacht vergeht, ein ganzer Tag und wieder eine Nacht. Mit voller Kraft treiben die Maschinen das deutsche Schiff auf die französische Küste zu. Siebenhundert Seemeilen liegen noch vor ihr. Bald kann die Luftwaffe ihr schirmendes Netz über ihren Kurs legen. Da sichtet am 26. Mai, 10.30 Uhr vormittags, ein englischer Küstenaufklärer die verlorengeglaubte Beute. Die »Bismarck« macht nur noch 20 Knoten, aber die »Rodney«, die sie schnell erreichen könnte, ist für einen Zweikampf zu schwach, ebenso die »Renown«, »Arc Royal« und »Sheffield«, die in ihrem Wege liegen. »King George« ist zu weit weg. Also bleibt die letzte Hoffnung der Engländer ein neuerlicher Flugzeugangriff, der von der »Arc Royal« gestartet wird. Die vierzehn Maschinen fliegen im Nebel und Regen, bis ihnen ihre neuen Radargeräte ein Ziel melden. Sie stoßen durch die niedrige Wolkendecke herab und lassen ihre Torpedos gegen . . . ihren eigenen Kreuzer »Sheffield« brausen, der nur durch geschickte Manöver seines geistesgegenwärtigen Kommandanten einem Treffer ausweicht.

Nach diesem Schock raffen sich die Engländer erst am Abend zum zweiten Angriff von der »Arc Royal« auf. Durch Sturm und Regen findet das Geschwader diesmal das richtige Ziel, das es mit heftigem Abwehrfeuer empfängt. Fünf Maschinen werden getroffen, aber zwei Torpedos laufen in ihr Ziel, treffen die *»Bismarck«* mittschiffs und an der Steuerung. Das Schiff ist nicht mehr in der Hand des Kommandanten, es zieht große Kreise und wird zum Spielball des heraufziehenden Sturmes.

Die britische Seekriegsleitung wagt auch jetzt noch nicht, mit ihren großen Schiffen an den Feind heranzugehen. Sie schickt in der Nacht eine Zerstörerflotille vor, deren Angriff aber erfolglos verläuft. Am nächsten Vormittag soll noch einmal die Flugwaffe eingesetzt werden, doch der Sturm verhindert es.

Das Wild kann nicht mehr entkommen. Der Ring hat sich geschlossen. Sechsundzwanzig Kriegsschiffe aller Klassen ziehen sich langsam zusammen. Die deutschen U-Boote sind fern. Nur U 556 sichtet »King George« und die »Arc Royal«, doch es ist auf dem Heimweg. *»Wenn ich doch jetzt Torpedos hätte«*, schreibt der Kommandant verzweifelt in sein Tagebuch. Die Luftwaffe versucht ihr Bestes, um der »Bismarck« Entlastung zu bringen, obgleich ihr Standort am äußersten Rande ihrer Reichweite liegt. Dreißig Maschinen kommen mitten in den letzten Akt des Dramas, ohne die Entscheidung beeinflussen zu können.

Kurz nach 9 Uhr ist der Feind heran. Die »Rodney« eröffnet das Feuer, dann schließen sich »King George« und »Norfolk«, später auch die »Dorsetshire« an. Die »Bismarck« beginnt erst zwei Minuten später zu antworten, aber das Feuer des steuerlosen Schiffes bleibt ohne Wirkung, während seine Gegner ganze Serien schwerer Treffer anbringen können. Turm auf Turm der »Bismarck« fällt aus, Feuer wütet auf dem Schiff. Ein Volltreffer vernichtet den hinteren Verbandsplatz mit allen Verwundeten und Ärzten. Sekunden später fetzt eine Explosion den oberen der Vordertürme über die Brücke. Ein Volltreffer wirft den Leitstand für die schwere Artillerie über Bord. Nach einer Stunde des ungleichen Kampfes schweigt auch die leichte Artillerie der »Bismarck«. Das Schiff macht keine Fahrt mehr. Schwere Seen spülen Tote und Verwundete vom Oberdeck. Aus zahllosen Granatlöchern lodert der Brand, der im ganzen Schiffsinnern

zu wüten scheint. Aber immer noch weht über dem wehrlosen Wrack seine Flagge. Die »Bismarck« ergibt sich nicht.

Die Ungeduld des Admirals Tovey wird immer größer. Er läßt die »Rodney« zum direkten Beschuß vorgehen. Jetzt prasseln die schweren 16zölligen Granaten aus neun Rohren in ganzen Salven in die »Bismarck« hinein. Sie ergibt sich nicht. Sie ist auch nicht zum Sinken zu bringen. Torpedos laufen ins nahe Ziel, aber die »Bismarck« schwimmt immer noch.

Um 10.15 Uhr befiehlt Tovey den Abmarsch, um U-Booten und Flugzeugen zu entgehen. Im Abdrehen setzt die »Dorsetshire« noch einige Torpedos los. Drei Treffer knallen fast gleichzeitig hoch. Die »Bismarck« bäumt sich empor und beginnt langsam zu sinken. Die »Dorsetshire« dampft um ihre Zielscheibe herum und schickt noch einen Fangschuß gegen die andere Flanke. Die »Bismarck« kentert und versinkt schnell. Einhundertzehn Überlebende werden aus der tobenden See geborgen.

Die blendende Tapferkeit der Männer auf der »Bismarck« ist der erdrückenden Überzahl der englischen Seemacht erlegen. Ihr heldenhafter Kampf hat England nicht die Einsicht lehren können, daß es verloren sei. Die deutschen Überwasserstreitkräfte sind noch tiefer in ihre hoffnungslose Unterlegenheit gedrängt. Der U-Boot-Krieg scheint noch eine Chance zu bieten, bis zwei Jahre später, als die Ostfront ins Wanken gerät, auch diese Front im großen U-Boot-Sterben zusammenbricht.

Es bleibt einer gewissen Sorte von neudeutschen Filmleuten vorbehalten, das Andenken an die »Bismarck« in einem Film zu schänden, dessen »Helden« nicht die tapfer kämpfenden Männer der Besatzung, sondern drei erfundene Deserteure sind.

Der Flug von Rudolf Heß: Letzter Appell an England

»Berlin, den 12. Mai 1941. Parteiamtlich wurde mitgeteilt: Parteigenosse Heß, dem es auf Grund einer seit Jahren fortschreitenden Krankheit vom Führer strengstens verboten war, sich noch weiter fliegerisch zu betätigen, hat entgegen diesem bestehenden Befehl es vermocht, sich in letzter Zeit wieder in den Besitz eines Flugzeuges zu bringen. Am 10. Mai, gegen 18 Uhr, startete Parteigenosse Rudolf Heß in Augsburg wieder zu einem Flug, von dem er bis zum heutigen Tage nicht mehr zurückgekehrt ist. Ein zurückgelassener Brief zeigte in seiner Verworrenheit leider die Spuren einer geistigen Zerrüttung, die befürchten läßt, daß Parteigenosse Heß das Opfer von Wahnvorstellungen wurde. Soweit die bisher vorgenommene Durchsicht der von Rudolf Heß zurückgelassenen Papiere ergibt, scheint er fest in dem Wahn gelebt zu haben, durch einen persönlichen Schritt bei ihm von früher her bekannten Engländern doch noch eine Verständigung zwischen Deutschland und England herbeiführen zu können.«

Ganz Deutschland summte wie ein Bienenstock, als diese Nachricht durch Presse und Rundfunk verbreitet wurde. Zwei anderslautende Meldungen waren ihr schon vorausgegangen und dienten nur dazu, die Gerüchteflora noch üppiger ins Kraut schießen zu lassen. Der Stellvertreter des Führers wahnsinnig — keine gute Aussicht, unter solcher Führung einen Krieg auf Leben und Tod zu kämpfen. Ein Wahnsinniger, der

sich mitten im Kriege eines Flugzeuges bemächtigen und damit nach England fliegen kann, klang das nicht sehr unwahrscheinlich? Hat Hitler nicht wieder und wieder von seinem großen Traum geschrieben und gesprochen, Deutschland mit England in einem weltbeherrschenden Bündnis zu vereinen, erging nicht Angebot um Angebot an die englische Adresse, sich als maritime Weltmacht mit einer großen Kontinentalmacht Deutschland in die Ordnung der Welt zu teilen?

Schon im »Kampf« steht es so zu lesen. Aus dem Jahre 1926 ist Hitlers Äußerung bekannt: *»Ich wünsche nicht, daß eine Perle aus der Krone des Britischen Empire fällt. Dies würde eine Katastrophe für die Menschheit bedeuten.«* Abrüstungs- und Friedenspläne der dreißiger Jahre waren auf die Inselmacht abgestellt. Das deutsch-englische Flottenabkommen lag in dieser Linie der deutschen Politik. Birger Dahlerus wurde diesem Gedanken dienstbar gemacht, und das »Wunder von Dünkirchen« sollte in sechs Wochen Frieden mit England bringen.

Und jetzt wurde der treueste Diener seines Herrn zu einem Wahnsinnigen gestempelt, weil er auf ein Abenteuer ausgezogen war, das doch ganz dem Geiste seines Meisters entsprach!

In breiten Kreisen der Ämter und vor allem der Militärs wußte oder ahnte man von dem bevorstehenden Angriff gegen die Sowjetunion. Das Gespenst eines Kampfes auf zwei Fronten drohte mit Erinnerungen aus dem Ersten Weltkrieg. War es da nicht wahrscheinlich, daß hier ein letzter romantischer und gewaltsamer Versuch unternommen worden war, vor dem endgültigen Aufbruch in die kontinentale Weite den Frieden mit der großen Seemacht zu gewinnen? Überall wurde diese Frage diskutiert. Je ratloser und verwirrter die offiziellen Meldungen waren, um so sicherer setzte sich die Auffassung durch, daß hier keine Wahnsinnstat von Heß, sondern eine gewaltige Panne der Obersten Führung passiert war.

Der Volksmund ließ sich diesen Brocken nicht entgehen, bald hieß es allenthalben:

»Es singt und klingt im ganzen Land:
Wir fahren gegen Engelland!
Doch wenn dann einer wirklich fährt,
dann wird er für verrückt erklärt.«

Wenn aber eine geplante und von Hitler gewollte Aktion in dem mysteriösen Fluge von Heß zu suchen war, so mußten doch Mitwisser da sein, die sprechen würden. Niemand aber sprach. Die Adjutanten und mehrere Mitarbeiter von Heß wurden sofort verhaftet, und man hörte weder damals noch später von ihnen irgendwelche Aufklärung. Verhaftet wurde auch eine große Anzahl von Astrologen, denen man die Schuld an Heß' geistiger Verwirrung zuschrieb. Aber das alles konnte Tarnung sein wie auch Hitlers Wutausbruch, als er die erste englische Meldung über den Absprung seines Stellvertreters erhielt. Vielleicht war diese Aufwallung aber auch echt und betraf nicht den Flug selbst, sondern die Tatsache seines Scheiterns.

Auch nach 1945, als die Münder sich öffnen und die Archive erschlossen werden, dringt kein Licht in dieses Dunkel. Keine amerikanische oder englische Aktenveröffentlichung, keine Feder findiger Journalisten bringt Neues über die geheimnisvolle Tat des »Geisteskranken«, mit dessen Wahnsinn die Psychiater aus aller Welt nichts Rechtes anfangen können.

Der Rote Partner der Großen Allianz hat zwar das Schicksal von Heß mit Argwohn verfolgt und drang unablässig darauf, daß er nicht wie ein Gentleman in Kriegsgefangenschaft gehalten, sondern recht schnell als Kriegsverbrecher zum Tode verurteilt werde. Als die Allianz zu Bruch ging, wurde Moskau noch deutlicher und sprach von englischen Tendenzen, die Rudolf Heß während des ganzen Krieges auf Eis gelegt hätten, um zu rechter Zeit von einer antideutschen auf eine antisowjetische Politik umzuschalten. Doch diese Stimme hysterischer Interventionsfurcht der Sowjets kann für die Findung der Wahrheit wenig gelten.

Vor zwei Jahren stöberte ich in den Archiven nach Daten und Notizen über den Flug von Rudolf Heß und stieß dabei auf drei scheinbar zusammenhanglose Tatsachen. Die erste war die Bemerkung Hitlers aus dieser Zeit, England habe den Krieg bereits verloren, man müsse es ihm nur noch deutlich machen. Die zweite war eine Notiz über eine mehrstündige Aussprache zwischen Hitler und Heß am 2. Mai 1941, die unter vier Augen stattfand und über deren Inhalt kein Protokoll besteht. Die dritte Tatsache aber war, daß am 10. Mai, am Tage des Heßfluges, der bis damals stäkste Luftangriff gegen England geflogen wurde. War dieser Luftangriff wie kurz darauf der Einsatz der »Bismarck« eine Mahnung an Großbritannien, dem letzten Angebot, überbracht von dem nächsten Gefolgsmann Hitlers, ernsthafte Aufmerksamkeit zu schenken? Vermutungen über Vermutungen ohne die Möglichkeit, Gewißheit zu finden.

Das einzige Ergebnis der Suche war eine offizielle Darstellung des Foreign Office über den Heßflug, die manchen Aufschluß gab, aber in der entscheidenden Frage, ob Heß in England erwartet wurde oder nicht, stumm blieb.

In diesem Zusammenhang aber tauchte in mir die vage Erinnerung auf, irgendwann einmal in den vergangenen Jahren die Aufzeichnung eines Amerikaners gelesen zu haben, in der davon berichtet wurde, daß man Heß in England erwartet habe und ihm sogar mit zwei Hurricane-Maschinen entgegengeflogen sei.

Und jetzt begann die Suche nach diesem Schriftstück, die freilich durch keinerlei Entgegenkommen amerikanischer oder englischer Stellen erleichtert wurde. Der Artikel sei unbekannt, hieß es. – Eine solche Nachricht sei niemals veröffentlicht worden. – Ohne nähere Angaben könne mir leider nicht geholfen werden, so lauteten die Antworten, wenn sie überhaupt eingingen.

Die Suche ging weiter. Sie blieb erfolglos in den USA, erfolglos in England, erfolglos in Frankreich. Sie war von wornherein erfolglos in den Resten der ausgeplünderten oder bombenverheerten deutschen Archive. Brief auf Brief ging hinaus, Zeitungsbände und Dokumentensammlungen wurden durchgewühlt, bis schließlich nach zweijähriger Mühe ein Brief nach Stockholm den nicht mehr erwarteten Erfolg brachte: eine kleine Zeitschrift, die schwedische Ausgabe von »Readers Digest«, hatte im Oktober 1943 eine ausführliche Darstellung der Hintergründe des Heßfluges aus den »American Mercury« übernommen. Der »American Mercury« schrieb damals über den anonymen Verfasser: *»Wir kennen ihn als einen sehr zuverlässigen Beobachter und veröffentlichen diesen Artikel mit vollem Vertrauen in seine Quellen.«*

Warum ist dieser Aufsatz untergegangen, warum ist er in Vergessenheit geraten, obgleich er präzis in seinen Angaben ist und alle Rätsel schlüssig beantwortet? Die Gründe für diesen Gedächtnisschwund liegen auf der Hand. Sie betreffen das Verhältnis Englands zur Sowjetunion wie zu seinen westlichen Verbündeten, und sie betreffen

ebenso die englische Deutschlandpolitik, an deren Geradlinigkeit nicht gerüttelt werden darf.

Hier ist das Ergebnis meiner Suche. Ich unterbreite es meinem Leser, der selbst entscheiden möge, wieviel Glauben er dieser Darstellung beimißt.

Als Hitler die Zeit zum Aufbruch nach Osten für gekommen hielt – so berichtet der »American Mercury« – macht er seinen letzten Versuch, Frieden mit England und freie Hand im Osten zu erhalten. Schon im Januar streckte er den ersten vorsichtigen Fühler über einen bekannten Diplomaten nach England aus, nicht unmittelbar zur Regierung Churchills, sondern in Richtung auf eine Gruppe einflußreicher Politiker aus der Anglo-German-Fellowship, der unter anderen der Herzog von Hamilton angehörte. Unter strengster Diskretion und Zurückhaltung auf beiden Seiten wurden Verhandlungen geführt, in denen man sich nach Ablehnung des deutschen Vorschlages, einen Treffpunkt auf neutralem Boden zu bestimmen, schließlich auf das Anerbieten Hitlers einigte, einen Beauftragten, und zwar einen maßgebenden, schon durch seine hohe Stellung bevollmächtigten Vertreter in England zu empfangen. Heß als Hitlers Stellvertreter und nächster Freund, in Alexandrien aufgewachsen zu einem großen Bewunderer des britischen Weltreiches, werde persönlich in England erscheinen und dadurch jeden Zweifel an der Ernsthaftigkeit des Unternehmens ausschalten.

Als Treffpunkt wurde der Privatflugplatz des Herzogs von Hamilton in der Nähe von Glasgow vereinbart.

So naht der Abend des 10. Mai. Der britische Flugabwehrdienst meldet das Herannahen der bisher stärksten Luftflotte Deutschlands gegen die südenglische Küste und beobachtet mit gespannter Aufmerksamkeit die Bewegungen der anflutenden Angriffswellen. Plötzlich aber wird von einer entlegenen Sucherstation hoch oben an der schottischen Küste eine einzelne unbekannte Maschine im Anflug von Osten her gemeldet. Der Befehlshaber der Jagdflieger erhält diese Nachricht, die ihn wie ein elektrischer Schlag trifft. In größter Hast gibt er den Befehl nach Norden, unter keinen Umständen auf dieses einzelne Flugzeug zu schießen und zwei Hurricane-Maschinen mit dem gleichen Schießverbot zur Begleitung der fremden Maschine zu entsenden.

Ehe aber der gewünschte Kontakt hergestellt ist, verfliegt sich Heß auf der Suche nach seinem Landeplatz und wird aus Benzinmangel gezwungen, etwa fünfzehn Kilometer von seinem Ziel entfernt bei dem Ort Paisley auszusteigen. Er verstaucht sich bei dem Absprung den Fuß, wird von einem Bauern gefunden, der mit hocherhobener Heugabel auf ihn zurast mit der Frage: *»Bist du Nazi oder bist du einer von den unseren?«*

So steht das Empfangskomitee wartend auf dem Flugplatz, während die Nachricht von der Notlandung des Deutschen ihren Weg in die Welt nimmt. Unser Berichterstatter sagt: *»Heß' Notlandung wegen Benzinmangel war der einzige kleine Haken im Plan – anders wäre die Nachricht über Heß' ›Flucht‹ niemals durchgesickert.«*

Der »American Mercury« schaltet nun ein, daß die Verbindung über den *»bekannten Diplomaten«* nicht zum Herzog von Hamilton geführt habe, sondern in die Hände des Secret Service gelangt sei, der einen Kontakt mit dem Herzog nur vorgetäuscht und die deutsche Seite damit geblufft habe. Handschrift und Unterschrift des Herzogs, der von dem Ganzen nichts erfuhr, seien zu diesem Zweck gefälscht worden. So hätte Heß indirekte Verhandlungen mit dem Privatmann Hamilton führen wollen, sei aber durch den Secret Service in eine sehr direkte Verbindung mit der englischen Regierung ge-

bracht worden dadurch, daß Churchill selbst den früheren Legationssekretär bei der Britischen Botschaft in Berlin, Ivone Kirkpatrick, zur Befragung des gefangenen Heß entsandt habe.

Es ist wohl recht unwahrscheinlich, daß bei einer so heiklen Fühlungnahme handgeschriebene und handunterzeichnete Dokumente ausgetauscht wurden. Es spricht aber noch eine andere Tatsache gegen diese Version, das ist der oben erwähnte offizelle Bericht des Foreign Office, aus dem wir erfahren, daß die erste offizielle Persönlichkeit, die mit Heß sprach, eben jener Herzog Hamilton war, der am Vormittag des 11. Mai in der Maryhill-Kaserne mit Heß eine Unterredung unter vier Augen hatte.

Hamilton, Oberstleutnant der Royal Air Force, fliegt – nach dem Bericht des Foreign Office – sofort nach London, erstattet seine Meldung, worauf Kirkpatrick sich zu Heß begibt und mit ihm drei längere Zusammenkünfte hat.

Von irgendwelchen Vorbereitungen des Heßfluges nach England schweigt der offizielle Bericht, während der »American Mercury« gerade diese Vorbereitungen eingehend schildert, sie aber als ein Täuschungswerk des Secret Service bagatellisiert. Die Wahrheit dürfte der Leser in der Kombinierung beider Berichte finden.

In der weiteren Darstellung decken oder ergänzen sich beide Quellen: *»Ich komme in einer Mission der Menschlichkeit«*, sagt Heß. *»Der Führer hat nicht den Wunsch, England zu besiegen und möchte den Kampf beenden.«* Heß führt die Visitenkarten von zwei deutschen Wisenschaftlern, Vater und Sohn Haushofer, bei sich und beruft sich Hamilton gegenüber vor allem auf Albrecht Haushofer, Herausgeber der Zeitschrift »Geopolitik« und Mitarbeiter im Büro Ribbentrop, der ihm geraten habe, sich an Hamilton zu wenden, bei dem er Verständnis für seine politischen Ideen finden werde. (Albrecht Haushofer kam in einem deutschen KZ um, sein Vater nach der Entlassung aus einem amerikanischen.)

> Die Hauptpunkte seines ausführlichen Vorschlages, den Heß gegenüber Kirkpatrick entwickelt, besagen: Hitler erbietet sich, den Krieg im Westen vollständig zu liquidieren. Er ist bereit, ganz Frankreich, außer Elsaß-Lothringen, ebenso wie Holland, Belgien, Norwegen und Dänemark zu räumen. Er wird sich weiterhin aus Jugoslawien, Griechenland und dem gesamten Mittelmeer zurückziehen und erbietet seine Hilfe für eine Bereinigung zwischen England und Italien. – Großbritannien seinerseits soll sich verpflichten, gegenüber Deutschlands Absichten in Osteuropa wohlwollende Neutralität zu bewahren. Deutschlands Aufgabe liege im Osten. England und Frankreich werden die Waffenschmiede der freien Welt gegen den Kommunismus bleiben. Ihre gesamte Produktion wird für die Kriegführung und den Aufbau im Osten Anwendung finden, so daß keine ökonomische Depression in Europa zu befürchten ist. Hitler wird sich mit Einzelfragen nicht aufhalten – England kann praktisch genommen seine Friedensbedingungen diktieren. Auf jeden Fall muß der sinnlose Krieg zwischen Brudernationen ein Ende nehmen, damit der für die Menschheit entscheidende Krieg im Osten geführt werden kann.

Zwei Tage lang entwickelt Heß in Besprechungen mit Kirkpatrick seine Gedanken und fixierte sie schließlich in einem umfangreichen Dokument. Auf die Antwort mußte er recht lange warten. Der »American Mercury« läßt uns wissen, daß Heß, sobald sein

Fuß wieder eine Bewegung zuließ, nach London geflogen wurde, wo er mit Lord Beaverbrook, Alfred Duff Cooper und *»anderen bedeutenden Regierungsmitgliedern«* sprach, während Churchill ein direktes Zusammentreffen ablehnte.

Der deutsche Vorschlag wurde dann nach Washington geschickt, um Präsident Roosevelts Meinung einzuholen. Die Antwort war — in Übereinstimmung mit Churchills Haltung — ein glattes Nein. London und Washington dachten nicht daran, sich mit Hitler gegen die Sowjetunion zu verbinden. Sie machten im Gegenteil Anstrengungen, Moskau vor dem bevorstehenden deutschen Angriff zu warnen.

Die offizellen Dokumente bestätigen hierin unseren amerikanischen Berichter, denn der britische Botschafter Cripps suchte Anfang Juni 1941 den stellvertretenden sowjetischen Außenminister Wyschinski auf, um ihn auf den drohenden Kriegsausbruch mit Deutschland hinzuweisen.

Die heute vorliegenden Aufzeichnungen von Rudolf Heß bestätigen, daß er mit Einwilligung Hitlers versuchte, durch Albrecht Haushofer als Mittelsmann über Genf und Madrid direkte Fühlung mit englischen Persönlichkeiten aufzunehmen. Seine Bemühungen aber kamen nur sehr langsam vorwärts, so daß Heß sich schließlich entschloß, »den gordischen Knoten unseliger Verstrickung zu durchhauen«. Aus Heß' Darstellung ergibt sich nicht, daß Hitler von seinem Fluge gewußt oder daß der Herzog von Hamilton ihn erwartet habe.

Churchill schreibt in seinen Kriegserinnerungen: *»Wenn ich über die Heßgeschichte nachdenke, so bin ich froh, daß ich weder für seine damalige, noch für seine jetzige Behandlung verantwortlich bin ... Was auch immer die moralische Schuld eines Deutschen sein möge, der Hitler nahestand, Heß hat sie mit seiner Verzweiflungstat verrückter Gutmütigkeit gutgemacht.«*

Hitler scheint seinen Anteil an der Tat »verrückter Gutmütigkeit« nur einmal zugegeben zu haben, als er Obergruppenführer Wolff Weisungen zur Behandlung amerikanischer Friedensfühler gab. Nach Wolffs Aufzeichnungen sagte Hitler damals am 18. April 1945: *»Sie wissen, daß ich Sie im Falle eines Mißerfolges genau so verleugnen würde und müßte, wie ich das seinerzeit bei Heß tat.«*

Der Ostfeldzug

Im Tagesanbruch des 22. Juni brüllt der erste Feuerstoß aus Tausenden von deutschen Geschützen im Osten auf, die Panzerketten rasseln über die Grenze und haben die ersten Stellungen der Roten Armee schnell überrollt. Die Luftwaffe ist zu starken Geschwadern zusammengezogen und sucht das Duell mit dem Feind. Aber sie findet keine Gegenwehr, Hunderte feindlicher Maschinen kann sie auf den Flugplätzen zu unentwirrbarem Schrott zerschlagen, noch ehe sie zum Aufsteigen gelangen.

Obgleich die Wehrmacht auf einen zahlenmäßig stark überlegenen Gegner trifft, bahnt sie sich doch schnell ihren Weg und setzt ihre Panzerzangen an, in denen Hunderttausende von Rotarmisten gefangen werden, während weitere Hunderttausende überlaufen, ohne einen Schuß getan zu haben.

Der Nimbus der Roten Armee zerstiebt. Die »Avantgarde des Proletariats«, die »Hüterin des Sozialismus« geht lieber in die Gefangenschaft, als für die Herrschaft der GPU zu kämpfen. Erst dreihundert Kilometer tiefer im Hinterlande, auf der »Stalin-

linie«, sammelt sich der Widerstand der Sowjets und rennt mit ungeheuren Panzermassen gegen den deutschen Keil auf Smolensk an. Aber die Masse verliert sich in der Weite des Raums, nutzt sich ab und zeigt weder kluge Kriegskunst noch hohe Kampfmoral.

Weiter mahlt der deutsche Angriff. In der Doppelschlacht von Wjasma und Brjansk wird die Armeegruppe Timoschenkos zerschlagen. Mitte Oktober schiebt sich ein Stoßkeil über Orel gegen Tula, ein zweiter über Wjasma auf Borodino und ein dritter von Norden her über Kalinin bis hart an die Stadtgrenze von Moskau vor. Kiew war am 19. September gefallen, am 25. Oktober folgt Charkow. Die Armeen Budjonnys verlieren in einer einzigen Schlacht 665 000 Gefangene, 3718 Geschütze und 884 Panzer. An der Nordfront taucht vor den Augen der deutschen Soldaten die Silhouette Leningrads auf.

In Moskau herrscht offenes Chaos. Die Regierung entflieht. In aller Hast werden die diplomatischen Missionen nach Kuibyshew evakuiert. Niemand unter diesen Diplomaten diskutiert mehr die Frage, ob die Sowjetmacht stürzen wird, es geht nur noch um den Zeitpunkt ihres Zusammenbruchs. Nicht nur in Deutschland, nicht nur in Hitlers Führerhauptquartier rechnet man mit einem Blitzsieg im Osten.

Der amerikanische Generalstab beurteilt am 23. Juni 1941 die Lage im Osten: *»Deutschland wird mindestens einen Monat und, möglicherweise, allerhöchstens drei Monate ganz damit beschäftigt sein, Rußland zu schlagen.«* Eine Woche später erklärt der britische Generalstab: *»Es ist möglich, daß die erste Phase einschließlich der Besetzung der Ukraine und Moskaus nur drei Wochen oder vielleicht sogar sechs Wochen beansprucht ... Wenn der deutsche Feldzug in Rußland ein Blitzkrieg von, sagen wir drei bis vier Wochen ist, dann kann man erwarten, daß die erneute Gruppierung der deutschen Formationen im Westen etwa vier bis sechs Wochen nach dem Abschluß des Feldzuges in Rußland in Anspruch nehmen wird. Dauert der Feldzug länger, dann werden sie vielleicht sechs bis acht Wochen brauchen.«*

Auch Churchill schließt sich dieser Beurteilung an, als er in einer Geheimsitzung im Unterhaus sagt: *»In wenigen Monaten oder vielleicht schon früher können wir der schrecklichsten Invasion ausgesetzt sein, die die Welt jemals gesehen hat.«*

Hören wir aber Stalin selbst. Im Oktober 1941 wendet er sich an seinen westlichen Bundesgenossen mit der Forderung der Errichtung einer zweiten Front und der Lieferung erheblicher Massen von Rüstungsgut: *»Ohne diese beiden Hilfen wird die Sowjetunion entweder eine Niederlage erleiden oder in solchem Grade geschwächt werden, daß sie für lange Zeit der Möglichkeit beraubt sein wird, ihren Alliierten durch eigene Operationen an der Front Beistand im Kampfe gegen das Hitlertum zu leisten.«*

Wieder scheinen die Schwarzseher im Unrecht zu bleiben. Viele Deutsche haben dem Feldzug gegen die Sowjetunion mit geheimem Grauen entgegengesehen. Es fehlten nicht die Warner, besonders in der Armee, die auf die Weite des Raumes und auf das sowjetische Rüstungspotential hinwiesen. Hitler hat sich die warnenden Stimmen angehört, aber die Wirkung ihrer Worte schlug in ihr Gegenteil um: wenn die Kapazität der Sowjetwirtschaft wirklich so gewaltig, wenn der Stand der militärischen Rüstung so hoch ist, dann ist es um so dringender, zuzuschlagen, bevor diese unheimliche Kriegsmaschine, begleitet von einer aggressiven revolutionären Propaganda, sich zum Stoß gegen Europa bereit macht.

Es ist also ganz müßig, zu fragen, warum Hitler auf Molotows Forderungen nicht einging, warum er den Plan eines Viermächtepaktes nicht weiter verfolgte. Der Krieg gegen die bolschewistische Staatsmacht war kein Problem, über das man mit ihm diskutieren konnte. Dieser Krieg war sein Hauptanliegen. Alle Feldzüge und Schlachten im Westen, Norden oder Südosten waren nur zeitraubende Umwege auf dem Marsch gegen Moskau, ebenso wie der Anlaß des Zweiten Weltkrieges, der Polenfeldzug nur ein Umweg war, da die Polen sich weigerten, in Hitlers antikommunistische Front einzuschwenken.

So bleibt der »Seelöwe« auf dem Strande liegen, so sind Frankreich und Spanien nicht wichtig, so wird der Kampf in Afrika nur mit den gerade noch entbehrlichen Kräften geführt, so ist auch die Bedrohung durch Amerika das Nachdenken nicht wert. Denn entweder wird die Sowjetunion schnell in den Staub geworfen, dann sind die USA kein gefährlicher Gegner mehr, oder aber die Sowjetunion bleibt siegreich, dann ist es gleichgültig, wer noch auf ihre Seite tritt, um das Unheil in der Welt zu vollenden.

Hitler verkennt nicht die Gefahr des amerikanischen Rüstungspotentials, er ist sich der unversöhnlichen Feindschaft des Kreises um Roosevelt ebenso sicher wie der des Politbüros. In einem Brief an Mussolini vom 21. Juni gibt er über diese Situation Rechenschaft und schreibt: *»Die Hoffnungen Englands basieren ausschließlich auf zwei Annahmen: Rußland und Amerika. Amerika zu beseitigen besitzen wir keine Möglichkeit, Rußland auszuschalten aber liegt in unserer Macht.«*

Hohe Schule der Demokratie

Am 31. August 1935 erging in den Vereinigten Staaten von Amerika ein neues Gesetz, welches nach den trüben Erfahrungen des Präsidenten Wilson in und nach dem Ersten Weltkrieg für die Zukunft verhindern sollte, die USA jemals wieder in einen fremden Streit irgendwo in der Welt zu verwickeln. Diese »Neutrality Act« will die Teilnahme an fremden Kriegen verhindern und verbietet vor allem die Ausfuhr von kriegswichtigen Gütern an irgendeine kriegführende Partei. 1937 wurde dieses Gesetz erweitert durch die Vorschrift, daß auch nichtkriegswichtige Güter, die ein kriegführendes Land in den USA einkauft, sofort bar zu bezahlen sind und auf eigenen Schiffen geholt werden müssen, die sogenannte Cash and Carry-Klausel.

Ungeachtet dieser Neutralitätsakte schlug Präsident Roosevelt schon mit seiner Quarantänerede gegen die »Aggressoren« vom Jahre 1937 einen außenpolitischen Weg ein, der gegen Japan und Deutschland, gegen Italien und Nationalspanien gerichtet war.

Roosevelts Rede *»über die gegenwärtige Herrschaft des Terrors und der internationalen Gesetzlosigkeit«* blieb nicht ohne Widerspruch in der amerikanischen Öffentlichkeit. Der Journalist Ernest Lindley fragte den Präsidenten, wie er die Unterscheidung zwischen friedliebenden Völkern und böswilligen Aggressoren mit der Neutralitätsakte vereinigen wolle.

»Machen Sie von Ihrem Köpfchen Gebrauch, Ernest«, antwortete Roosevelt.

»Das tue ich schon seit einigen Jahren. Aber wie können Sie sich zu einer Gruppe von Nationen gesellen und zugleich neutral bleiben?« ist die Rückfrage, die Roosevelt mit der Bemerkung beiseiteschiebt:

»Ich kann Ihnen keine Auflösung geben. Sie müssen sich selber eine erfinden. Ich habe schon eine.«

Roosevelt läßt sich nicht beirren. Er rennt wieder und wieder gegen das ihm unbequeme Gesetz an, findet aber keine genügende Mehrheit in den gesetzgebenden Versammlungen. Auch außerhalb seines Landes auf dem amerikanischen Kontinent findet er keine Gegenliebe und muß auf der Panamakonferenz der nord-, mittel- und südamerikanischen Staaten im September/Oktober 1939 den entschiedenen Willen dieser Staaten erkennen, sich in den europäischen oder asiatischen Krieg unter keinen Umständen hineinziehen zu lassen.

Erst im November 1939 gelingt es Roosevelt, die Neutrality-Akt zu einem entscheidenden Teil auszuhöhlen, indem das Ausfuhrverbot von Waffen und Munition aufgehoben wird, jedoch noch unter Cash und Carry verbleibt.

Zugleich beginnt die US-Kriegsmarine – ohne Wissen des amerikanischen Volkes – Dienste für die britische Kriegführung gegen Deutschland zu leisten: sie spürt deutsche Handelsdampfer auf, meldet sie englischen Kriegsschiffen und beschattet sie so lange, bis die Briten heran sind und Selbstversenkung der letzte Ausweg für die deutschen Schiffe bleibt. »Columbus«, »La Plata«, »Wangoni«, »Phrygia«, »Iderwald« und »Rhein« werden die Opfer dieser amerikanischen Intervention.

Am 5. November 1940 wird Roosevelt – entgegen der amerikanischen Tradition – zum dritten Male zum Präsidenten gewählt. Er hat den Wahlkampf unter das Motto gestellt: *»Wir halten uns aus den Kriegen heraus, die in Europa und Asien entbrannt sind.«* Seit Januar 1940 weist er mit Emphase den Gedanken zurück, *». . . die amerikanische Jugend zum Kampfe auf europäischen Boden zu entsenden«*. Am 10. Juli wiederholt er: *»Wir werden unsere Männer nicht in europäische Kriege schicken.«* Am 1. November: *»Ich kämpfe dafür, unser Volk aus fremden Kriegen herauszuhalten, und ich werde nicht nachlassen in diesem Kampfe.«* Und noch einmal am 3. November: *»Die erste Aufgabe unserer Außenpolitik ist es, unser Land aus dem Kriege zu halten.«*

Das sind die Wahlgelöbnisse des amerikanischen Präsidenten, und das ist der Wille des amerikanischen Volkes, von dem er für eine dritte Amtsperiode gewählt wird. Doch ungehindert baut Roosevelt zu gleicher Zeit eine gewaltige Rüstung auf, peitscht er die allgemeine Wehrpflicht durch, schließt er mit Großbritannien den Tausch von fünfzig alten Zerstörern gegen die Überlassung von militärischen Stützpunkten ab. Schritt für Schritt geht es weiter. *»Mindestens seit Januar 1941«*, berichtet Robert E. Sherwood, *»hatte man im State Department, im Kriegs- und Marineministerium die Bedingungen eines gemeinsamen Vorgehens oder eines Bündnisses der Anti-Achsen-Mächte erwogen.«*

Am 9. April unterzeichnet Roosevelt mit dem dänischen Gesandten Kauffmann in Washington das Grönlandabkommen, ohne sich um die Proteste der dänischen Regierung, die ihren Gesandten abberuft, zu kümmern. Am 7. Juli landen amerikanische Truppen auf Island und lösen englische Einheiten ab, die schon vorher den neutralen Inselstaat besetzt haben. Roosevelt marschiert damit über die eigene westliche Hemisphäre, über die selbstgezogene Grenze der amerikanischen Sicherheitsinteressen hinweg.

Das Flugzeug-Embargo für die Sowjetunion hebt er auf, trotz Neutrality-Act, trotz des sowjetischen Angriffes auf Finnland, trotz Estland, Lettland, Litauen, trotz Polen und Rumänien.

»Wer Aggressor ist, bestimme ich«, könnte man das bekannte Göringwort abwandeln.

Schritt für Schritt steuert Roosevelt unter der Flagge der Neutralitätsakte auf sein Ziel zu. Er kann diese Fahne noch nicht einziehen, aber er reißt Fetzen um Fetzen von ihrem Tuch herunter. War zu Anfang die Ausfuhr jedes kriegswichtigen Gutes verboten, so lockerte er bald diese Fesseln, bald waren, wie wir sahen, Waffen und Munition zur Ausfuhr zugelassen, bald fiel auch die Bestimmung des Cash and Carry und unter der Lend-Lease-Act, dem Pacht -und Leihgesetz, ist die Einmischung in fremde Kriege vollzogen. *»Von allen törichten Plänen der ekelhafteste«*, sagte US-Senator Taft von diesem Gesetz.

Wieder geht Roosevelt einen Schritt weiter. Waffen und Munition strömen jetzt nach England, ohne Bezahlung und auf Schiffen der USA. Schiffe und Güter aber landen zu vierzig Prozent — nach amerikanischen Quellen — auf dem Grund des Ozeans. Bis August 1941 sind — nach deutschen Quellen — dreizehn Millionen tons auf dem Wege nach England versenkt worden.

»Wir können nicht zulassen, daß unsere Waren auf dem Atlantik versenkt werden — wir werden verlieren, wenn das so weitergeht . . . das ist u n s e r Kampf«, ruft der Marineminister des neutralen Amerika. Also müssen diese Transporte geschützt werden, geschützt werden durch die amerikanische Flotte. Die Patroillenfahrten amerikanischer Zerstörer sind längst im Gange, bevor die amerikanische Öffentlichkeit davon erfährt. Roosevelt ist mit einem Fuß über seine Befugnisse hinausgegangen. Er schreitet auch mit dem zweiten Fuß darüber hinaus, indem die US-Kriegsmarine angewiesen wird, die englische Flotte beim Kampf gegen die deutschen U-Boote zu unterstützen.

Die demokratische Repräsentation des amerikanischen Volkes aber will nicht mitgehen. Oberst Charles Lindbergh, der berühmte Ozeanflieger, sagt in der Kammer: *»Das ist ein Schritt in den Krieg.«*

Senator Gerald P. Nye nagelt den Verantwortlichen fest: *»Wenn wir je in diesen Krieg verwickelt werden sollten, so wird er von den künftigen Geschlechtern und Geschichtsschreibern nur mit einem Namen bezeichnet werden: Der Krieg des Präsidenten Roosevelt!«*

Usher Burdick warnt den Kongreß: *»Wenn wir dem Präsidenten diktatorische Macht verleihen, so heißt das, daß der Krieg unvermeidbar ist. Ein Krieg wofür? Der letzte Krieg wurde geführt, um ›die Welt für die Demokratie reif zu machen‹. Hatten wir Erfolg? Nirgends in der Welt ist die Demokratie heute sicher, einschließlich unseres eigenen Landes.«* Norman Thomas greift weit voraus mit seinen Worten: *»Aus der Politik unseres Präsidenten wird ein Krieg auf zwei Ozeanen und fünf Kontinenten entstehen, ein Krieg, der unentschieden enden wird oder vielleicht in einem solchen Zusammenbruch der westlichen Zivilisation, daß allein Stalin mit seinen Armeemassen und seinen gehorsamen kommunistischen Gefolgsleuten der Sieger sein wird.«*

Am 3. August 1941 schifft sich Roosevelt auf seiner Yacht »Potomac« zum Treffen mit Churchill ein. *»Keine weiteren Verpflichtungen«*, verspricht er feierlich vor seiner Abreise. Mit Gebetbüchern in den Händen lassen sich die zwei Regierungschefs fotografieren, christliche Choräle singend unter den drohenden Geschützläufen der »Prince of Wales«. Ihrem Gottesdienst ist ein Text aus dem Buch Josua zugrunde gelegt: *»Es soll dir niemand widerstehen dein Leben lang. Wie ich Moses gewesen bin, also will ich*

auch mit dir sein. Ich will dich nicht verlassen, noch von dir weichen. Sei getrost und unverzagt.«

Aus dem Schaum der Ozeanwogen wird die Atlantik-Charta geboren, die *»nach der endgültigen Zerstörung der Nazi-Tyrannei«* aller Welt Frieden, Sicherheit und *»Freiheit von Furcht und Not«* verheißt. Nach der Erreichung dieses hohen Ideals, das Seite an Seite mit »der edlen Sowjetunion« erkämpft werden soll, wird nach Roosevelt kein neuer Völkerbund nötig sein, sondern nur noch ein wenig Polizeiarbeit, Polizeiarbeit also zur Entwaffnung, Bestrafung und Umerziehung der Rebellen gegen den status quo.

»Keine weiteren Verpflichtungen« des Präsidenten, der gelobt hatte: *»Wir wollen nicht an fremden Kriegen teilhaben, ausgenommen, wir werden angegriffen.«*

Noch immer geht die öffentliche Meinung der amerikanischen Demokratie mit ihrem Präsidenten nicht mit. Er will die Handelsschiffe bewaffnen und zugleich eine letzte gründliche Sammelverordnung zur »Ergänzung« der Neutralitätsakte erlassen, doch er dringt damit nicht durch: Senator Robert M. Lafolette hält ihm entgegen, daß mit der Annahme dieses Vertrages *»die letzte Barriere beiseitegeräumt würde, die noch zwischen unserem Volke und dem Krieg steht«.*

Doch gerade das will Rosevelt. Am 1. September sagt er: *»Hitler muß unsere Patrouillen zur See und in der Luft zu vernichten suchen.«*

Unbekümmert tut er den nächsten Schritt. Auf einer Rede vom 11. September verkündet er, daß die Beherrschung der Ozeane für die Selbstverteidigung der USA notwendig sei. Daher befehle er der US-Marine, auf jedes deutsche oder italienische Kriegsschiff, das vor ihre Rohre komme, das Feuer zu eröffnen.

Der Schießbefehl — schon längst erlassen, doch erst jetzt bekanntgemacht — hat seinen Dienst getan. Die Öffentlichkeit ist alarmiert durch die Meldungen: Angriff auf Zerstörer »Greer« — Zerstörer »Kearny« angegriffen und getroffen, elf Vermißte — Tanker »Salinas« versenkt — Zerstörer »Reuben James« versenkt.

Empört ruft Roosevelt: *»Wir wünschten das Schießen zu vermeiden, aber das Schießen hat begonnen, und die Geschichte hat festgestellt, wer den ersten Schuß tat.«*

Seine Empörung kann jedoch die Bevölkerung nicht anstecken, denn inzwischen ist es durchgesickert, daß schon seit Juni Roosevelts Schießkrieg auf dem Atlantik tobt. Schon Anfang Juni hat ein US-Zerstörer ein deutsches U-Boot angegriffen. Ende Juli warf ein anderer Zerstörer Wasserbomben, ebenso wie besagter »Greer« ein deutsches U-Boot nicht nur verfolgt und an englische Streitkräfte gemeldet, sondern auch mit acht Waserbomben bekämpft hat. USS »Kearny« hat in eine Konvoischlacht eingegriffen und Wasserbomben gegen ein U-Boot geworfen.

So steht es schlecht mit der Geschichtsschreibung des Präsidenten. Er kann den Ruf nach Kriegserklärung noch nicht erheben und muß sich damit begnügen, am 17. November die sogenannte »Erweiterung«, will sagen endgültige Ablösung der Neutralitätsakte mit der knappen Mehrheit von 212 zu 194 im Kongreß durchzusetzen.

Der Schießbefehl Roosevelts hat seine Wirkung nicht getan. Und die deutschen U-Boote haben nur dann gefeuert, wenn sie durch feindliche Angriffe in Bedrängnis geraten waren. Die Provokation ist mißglückt. Doch schon rollen die Würfel auf einem anderen Tisch des großen Spielers.

Der amerikanisch-japanische Konflikt, der im Jahre 1941 ausbricht, ist in seinen Ursprüngen so alt wie die Beziehungen der beiden Länder selbst. Noch vor einem Jahrhundert schlief das Reich der aufgehenden Sonne in dem Dornröschenschlaf seiner geistigen und materiellen Selbstgenügsamkeit und bewahrte in dieser Autokratie die höchste Ausformung seiner alten Kultur. Erst am 8. Juli 1853 klopfte eine harte Faust an die Tore dieser glücklichen Inselwelt. US-Kommodore Perry brach mit zehn schwerbestückten Linienschiffen die Pforten auf und brachte alle Segnungen der modernen Zivilisation mit sich, die Gedanken der Aufklärung, das »Christentum«, die westliche Technik und die letzten Fortschritte der Kriegführung. Nach anfänglicher Abwehr griff das japanische Volk in der Meiji-Periode des Kaisers Mutsuhito zu den angebotenen Errungenschaften und machte sie sich in ungeahntem Tempo zu nutze, ohne seine innere Geschlossenheit preiszugeben.

Die Geburtenbeschränkung, die durch Jahrhunderte die Bevölkerungszahl im gesunden Verhältnis zur engen Nahrungsbasis gehalten hatte, wurde aufgegeben, weil die moderne Entwicklung Existenzmöglichkeit für größere Menschenmassen gab und zugleich größere Menschenmassen erforderte. Bald erhob sich Japan zur ersten Macht in Ostasien. Es folgte dem kolonialen Rezept der Westmächte und griff auf das durch Opium und Korruption zerstörte China hinüber, schlug das Reich der Zaren aufs Haupt und schickte sich an, die Hegemonie der Kolonialreiche in Ostasien zu eigenen Gunsten und zur Errichtung einer »Großostasiatischen Wohlstandssphäre« abzulösen.

Zwischen den Möglichkeiten und Aspirationen einerseits und der wirtschaftlichen und räumlichen Enge des Mutterlandes andererseits aber klafft ein breiter, kaum zu überwindender Abgrund. Erz und Kohle, Kautschuk und Öl, Reis und Wolle sind in fremder Hand, werden ausgebeutet von den weißen Herren. Japan sucht den Weg aus seiner Enge und stößt schnell auf harten Widerstand. Der Ausbruch des »China-incident« wird von Moskau durch einen Nichtangriffspakt mit Chiang Kai-shek beantwortet, der einen vorübergehenden Ausgleich mit Mao Tse-tung gefunden hat. Roosevelt hält seine Quarantänerede. In Brüssel tritt die Neunmächtekonferenz zusammen, um Maßnahmen zur Erhaltung des status quo zu beschließen. Aber sie verläuft ergebnislos. Mit schweren Grenzkonflikten in Mandschukuo meldet die Sowjetunion ihre Wachsamkeit an.

Die Operationen in China nehmen trotz der Weite des Raumes einen zügigen Verlauf. Den Japanern gelingt es, die gesamte chinesische Küste zu besetzen und den Einfluß der weißen Mächte abzuriegeln, doch Chiang Kai-shek erhält Hilfe von der Sowjetunion, erhält Hilfe von den USA und England. Japan muß also weitermarschieren, wenn es diese Hilfe ausschalten will. Es schickt seine Truppen weiter nach Indochina.

Die Antwort des Westens ist ein Defensivbündnis der USA, Englands und Hollands. Generalstabsbesprechungen werden aufgenommen. Amerika verhängt eine Reihe von Handelsbeschränkungen über Japan, die die japanische Wirtschaft noch weiter in die Enge treiben.

In Tokio wird man sich im Winter 1940/41 des Ernstes der Lage endgültig bewußt. Die äußere Abschnürung des Landes muß zu einer Verarmung und zum Zusammenbruch führen, zu einer Kapitulation ohne Krieg. Zwei Wege scheinen nur noch offen, über die Ministerpräsident Konoye mit seinem Kabinett berät: Verhandlungen mit den USA, um zu einem grundsätzlichen Kompromiß in allen politischen und wirtschaftlichen Fragen zu gelangen, oder das Abenteuer eines Krieges, der seine Erfolgschancen

hat, aber auch im schlechtesten Falle mit nicht mehr als einer Kapitulation enden kann.

Fürst Konoye eröffnet Verhandlungen mit den USA. Er hat die Armee und die Marine, zwei gewichtige und dem Ministerpräsidenten nicht untergeordnete Kraftzentren der japanischen Innenpolitik, in langen Gesprächen von der Notwendigkeit solcher Verhandlungen überzeugt. Er kann aber Außenminister Matsuoka nicht überzeugen, der seine Politik auf den Dreimächtepakt mit Deutschland und Italien baut.

Washington geht auf Verhandlungen ein und entwickelt seine Pläne: es erklärt sich bereit, Mandschukuo anzuerkennen, und ist gewillt, eine Vermittlung im China-incident herbeizuführen, wogegen Japan sich zu einem Frieden ohne Reparationen und Annektionen verstehen müsse. Ausführliche Bestimmungen über Handel und Schiffahrt, Rohstoffversorgung und Einwanderungsfragen schließen den amerikanischen Vertragsentwurf ab.

Wieder gewinnt Konoye die Armee und die Marine zu einer Mehrheit im Kabinett. Man einigt sich mit gewissen Modalitäten auf den amerikanischen Plan und legt das Ergebnis der japanischen Besprechungen am 11. Mai 1941 dem US-Außenminister Hull vor.

Hull gibt keine Antwort. Japans Botschafter Nomura verhandelt im Mai mehrmals mit ihm, aber er gewinnt den Eindruck, daß die Amerikaner voller Mißtrauen auf Japan blicken und sich einstweilen nicht festlegen wollen.

Diese Verzögerung aber bringt die japanischen Armee- und Marinekreise wieder in Bewegung, die eine militärische Aktion als letzten Ausweg fordern, wenn die Verhandlungen mit den USA nicht zum Erfolg führen.

So kommt unter dem Druck der Militärs ein Kabinettsbeschluß zustande, in Indochina weiterzumarschieren, um einen Ausweg aus der katastrophalen Rohstofflage zu finden und gleichzeitig das China-Abenteuer durch die Abschneidung Chiang Kai-sheks von der westlichen Hilfe beenden zu können.

Noch einmal macht Konoye einen Versuch, das Gespräch mit Washington wieder in Fluß zu bringen, ehe dieser verhängnisvolle Kabinettsbeschluß in Wirkung tritt. Er löst seine Regierung auf und bildet das dritte Kabinett Konoye. Matsuoka wird dabei ausgebootet, Matsuoka, dessen achsenfreundliche Haltung der Stein des Anstoßes für Washington ist. Mit Admiral Toyoda übernimmt ein Mann das japanische Außenministerium, der als Angehöriger der Marine eine starke innerpolitische Stellung hat und zugleich unbedingter Gegner eines Konfliktes mit den Vereinigten Staaten ist. Aber diese Geste schlägt auf der anderen Seite des Pazifik nicht durch. Die Verhandlungen stagnieren weiter.

Am 18. Juli stößt Japan nach Süd-Indochina vor. Die USA antworten unverzüglich mit der »Einfrierung« sämtlicher Guthaben, Waren und Schiffe Japans und seiner Verbündeten in den USA.

Roosevelt ist sich über die Bedeutung seines Schrittes im klaren, denn er sagt: *»Wenn wir das Öl vor einem Jahr abgeschnitten hätten, so wären die Japaner schon damals nach Niederländisch-Indien marschiert und wir hätten den Krieg gehabt.«*

Der Schlag trifft Japan an seinem wundesten Punkt. Fast seine gesamte Schiffahrt mit dem amerikanischen Kontinent kommt zum Erliegen. Jetzt heißt es schnell handeln. Die Fachleute in Tokio haben ausgerechnet, daß die Rohstoffvorräte des Landes allenfalls noch zwei Jahre reichen. Bis dahin muß also das Öl aus Südostasien zum Fließen



AFRIKA:
Feldmarschall Rommel

KAUKASUS:
Flaggenhissung auf dem Elbrus

PETERSBURG: *Im Scherenfernrohr*

„Weit ist der Weg zurück ins Heimatland!"

MUSSOLINI *auf dem Gran Sasso befreit*

„Lebe gefährlich!"



ADOLF HITLER *mit Mussolini nach dem Attentat im Führerhauptquartier*

gebracht werden, müssen die Rohstoffgebiete im Pazifik erobert, aufgebaut und ausgewertet sein.

Noch einmal startet Konoye seinen dritten und letzten Versuch. Er entwirft ein großes Programm der japanisch-amerikanischen Zusammenarbeit und erbietet sich, mit dem amerikanischen Präsidenten zusammenzutreffen, um ohne Hinderung durch bürokratische Umwege in einem Gespräch von Mann zu Mann den drohenden Konflikt zu vermeiden.

Roosevelt stimmt anfänglich diesem Vorschlag mit optimistischen Worten zu, doch es bleibt bei den Worten. Wiederum verläuft auch diese Bemühung Konoyes im Sande. Der amerikanische Botschafter in Tokio, Grew, der ein Jahrzehnt schon auf diesem Posten ist und längst hinter die Kulissen des höchst komplizierten innerpolitischen Spieles in Japan blickt, versucht noch einmal die Situation zu retten, indem er *»die Aufrichtigkeit und den guten Willen des Fürsten Konoye«* garantiert. Doch er findet im Weißen Haus kein Gehör.

Fürst Konoye hat mit dem Fehlschlagen seines persönlichen Angebotes »das Gesicht verloren«. Er tritt am 15. Oktober zurück, um einem neuen Kabinett unter dem bisherigen Kriegsminister Tojo Platz zu machen.

Damit scheint in Tokio der Entschluß zum Kriege bereits gefaßt zu sein. Doch auch Tojo macht noch eine letzte Anstrengung, mit Washington überein zu kommen. Er entsendet zur Unterstützung Nomuras den Sonderbotschafter Kurusu, einen Mann amerikanischer Orientierung, nach Amerika. Aber auch die Bemühungen der beiden Botschafter stoßen nicht auf Gegenliebe. Außenminister Hull tut am 26. November einen entscheidenden Schritt. Associated Press meldet an diesem Tage: *»Die Vereinigten Staaten übergaben heute an Japan eine schroffe politische Erklärung, die, wie informierte Kreise sagen, praktisch jede Chance zerschlägt, die explosiven Probleme im Fernen Osten zwischen den beiden Ländern zu bereinigen.«*

Diese Erklärung ist das Ergebnis einer Kabinettssitzung in Washington vom Tage zuvor, auf der zur Debatte stand, *»... wie wir die Japaner in die Zwangslage versetzen können, den ersten Schuß zu schießen, ohne daß wir selber allzuviel Gefahr laufen«.*

So wartet Roosevelt also auf den ersten Schuß in Fernost, nachdem er im Westen mit dieser Politik sein Ziel nicht erreicht hat. Er lehnt es auf der Konferenz vom 25. November ausdrücklich ab, den Kongreß von der drohenden Kriegsgefahr zu unterrichten, obgleich er selbst auf die Tatsache zu sprechen kam, *»daß wir wahrscheinlich schon am nächsten Montag (am 1. Dezember) angegriffen werden«.* Auch die Außenposten der US-Armee und Marine erhalten keine Warnung.

Roosevelt hält an seiner Politik auch weiterhin fest. Selbst als am 6. Dezember der amerikanische Nachrichtendienst ein Chiffretelegramm der jaapnischen Regierung an ihre Botschaft in Washington auffängt und entschlüsselt, aus dem unmißverständlich hervorgeht, daß am Sonntag um 1 Uhr Japan losschlagen werde, bleibt er beim Abwarten. Die Warnung dieses Telegramms ist so unverkennbar, daß Roosevelt, als es ihm am Abend des 6. Dezember überreicht wird, zu Staatssekretär Hull sagt: *»Das bedeutet Krieg!«*

Als Hopkins den Präsidenten auf die drohende Gefahr aufmerksam macht und ihm rät, jetzt nicht dem Gegner die Chance des Überraschungsschlages zu lassen, sondern selbst zu handeln, antwortet Roosevelt: *»Nein, das können wir nicht tun. Wir sind eine*

Demokratie und ein friedliebendes Volk.« Dann hob er seine Stimme: *»... Aber wir haben eine saubere Weste.«*

Weitere Nachrichten werden abgefangen, aus denen hervorgeht, daß das erste Angriffsziel der Japaner die amerikanischen Basen im Südpazifik sein würden.

Während das Ungewitter gegen das ahnungslose Pearl Harbor heranzieht, tut Roosevelt noch etwas, um seine Weste noch strahlender weiß erscheinen zu lassen. Er kabelt eine »Friedensbotschaft« an den Tenno. *»Aber Sie können es ruhig im grauen Code gehen lassen, es spart Zeit und schadet nichts, wenn es aufgefangen wird«*, schreibt er für Hull auf das Manuskript. Natürlich wird es aufgegriffen, und der amerikanische Botschafter in Tokio hört die »Friedensbotschaft« am Radio aus San Franzisko, bevor er sie selbst in den Händen hat und sie den Japanern übergeben kann.

Es gehen keine Warnungen in die Welt hinaus. *»Weder Short noch Kimmel – die US-Militärbefehlshaber auf Hawai – hatten irgendwelche Ahnung, daß eine japanische Überraschung bevorstehe, wie es in Washington eindeutig bekannt war«*, schreibt Kriegsminister Knox in seinem Geheimbericht an Roosevelt nach seiner Inspektionsreise nach Pearl Harbor.

Die Welt hat einen weiteren Beweis der Friedensliebe des amerikanischen Präsidenten. Sie glaubt dem Manne, der tags darauf in tiefster moralischer Entrüstung verkündet, die USA seien *»an diesem Datum der Niedertracht«* mitten in ihren Bemühungen um die Erhaltung des Friedens von den perfiden Japanern heimtückisch überfallen worden.

General Short und Admiral Kimmel werden gemaßregelt. Roosevelt beauftragt den Richter des Obersten Gerichtshofes, Owen J. Roberts, mit einer Untersuchung über die Gründe der ungenügenden Verteidigungsbereitschaft auf Hawai. Roberts erstattet am 24. Januar 1942 einen Bericht, der die Amtsenthebung beider Befehlshaber bestätigt. Seine Untersuchung hat jedoch eine Fülle von Zweifelsfragen aufgeworfen und offengelassen, die die amerikanische Öffentlichkeit beunruhigte. Das Parlament erzwang später, am 5. Juni 1944, die Einsetzung einer neuen, von Roosevelt unabhängigen Kommission. Dieses »Joint Pearl Harbor Committee« arbeitete vom 15. November 1945 bis zum 1. Mai 1946 an dem Studium der Aktenunterlagen und an den Ergebnissen zahlloser Verhöre. Die vielbändigen Protokolle dieses Committes bieten ein hochinteressantes Material zur Aufklärung der Kriegsursachen dar, aus dem wir Deutschen lernen können, wie eine kluge Führung das unwissende Volk gegen seinen Willen auf den Weg des Rechts und Heils führen kann.

Nach dem Tode Roosevelts rühmt US-Justice Frankfurter *»... jene Reihe kühner und triumphaler Maßnahmen, die Verschiffung von Waffen nach Großbritannien, die Dolchstoß-Rede, den Basen-Zerstörer-Tausch, Lend- Lease, die Ebnung des schwierigen Weges für die Alliierten Einkaufmissionen, die Unterstützung von Mr. Willkies Reise nach England, die hundertfältige Hilfe für die Wirtschaftskriegführung Großbritanniens, die außerordentlich schnelle und herzliche Hilfeleistung an Rußland, – um so mehr als Roosevelt alle diese komplizierten Schritte so geschickt ausführte, daß er selbst den Anschein einer Angriffshandlung unsererseits vermied.«*

Der frühere Bundespräsident Prof. Theodor Heuss aber weiß es besser. In seiner Ansprache vor dem amerikanischen Kongreß am 5. Juni 1958 bedauerte er die USA, die durch Hitlers Aggression in den Krieg gezwungen worden seien.

XI. BUCH

1942: HÖHEPUNKT UND WENDE

Politik und Holzhammer

Japans Kriegführung begnügt sich nicht mit dem Überraschungs- und Anfangserfolg. Gleich dem rasanten Tempo der deutschen Blitzfeldzüge überspannen die japanischen Kräfte in kühnen Luft- und Marinemanövern den riesigen Raum der pazifischen Kolonialgebiete. Am 2. Januar ist Manila, die Hauptstadt der Philippinen, in ihrer Hand. Am 15. Februar fällt das »uneinnehmbare« Singapore, die Zwingfeste Großbritanniens in Südostasien. Am 6. Mai kapituliert Corregidor, Honkong und Malakka, Thailand, Burma, Borneo, Celebes, Sumatra und Java fallen nach kurzen Kämpfen in japanische Hand. Bis auf die Salomonen vor den Toren Australiens greifen ihre Unternehmungen.

Die politische Sicherung des Besitzes sucht überall Anknüpfungspunkte im nationalen Selbständigkeitsstreben der Völker zu finden. Wie schon in Mandschukuo die Einsetzung des chinesischen Knabenkaisers Pu Yi ein geschickter Schachzug war, so haben die Japaner mit Wang Ching-wei in China ein prominentes Mitglied aus der Tschunking-Regierung Chiang Kai-sheks für die gemeinsame Arbeit gewonnen. In Südostasien folgen sie diesem politischen Muster. Überall entstehen — vielfach zum erstenmal nach Europas Einbruch in diese Welt — eigenständige Regierungen. Die Philippinen und Burma werden souveräne Staatswesen und tauschen in feierlicher Form die ersten Botschafter mit Tokio aus. Mit der Regierung Songrams in Siam finden die Japaner ebenso ein gutes Einvernehmen wie mit den zahlreichen kleinen Fürstentümern in Indonesien. Überall kommt den Japanern das Ressentiment gegen den weißen Mann entgegen, der Wunsch nach Vergeltung für eine jahrhundertelange Mißachtung und Diskriminierung, überall sprechen sie mit Erfolg das bürgerlich nationale Element an, überall gewinnen sie die besten Kräfte der Völker für das Ideal einer neuen Freiheit und Gemeinsamkeit.

In der Opposition stehen neben kleinen Kreisen mißvergnügter Intellektueller nur die gut organisierten kommunistischen Gruppen, die in den Untergrund gehen und mit englischer und amerikanischer Hilfe ihre Positionen aufbauen.

Mit gleich großem Erfolg bricht im Frühjahr 1942 die zweite deutsche Ostoffensive los. Zwar lag eine schwere Zeitspanne hinter der Truppe, die im Herbst 1941 nicht nach Moskau, sondern in einen furchtbaren Winter gekommen war, der jede Bewegung der komplizierten Kriegsmaschine gelähmt und ihre Spitzen zurückgedrängt hatte. Doch nun scheint die erste Schlappe der unbesiegten Wehrmacht Hitlers überwunden. Drei große Keile stoßen in den weiten Raum, im Norden schiebt sich die Offensive über die Linie Moskau-Leningrad vor, durch die Ukraine hindurch geht es auf die Wolga bei Stalingrad zu und im Süden wird das erste Öl bei Maikop und Neftegorsk erkämpft. Im August weht die Reichskriegsflagge auf dem Elbrus.

Die wichtigste Tatsache dieses Ostfeldzuges sind jedoch nicht die enormen militärischen Leistungen und Erfolge. Das entscheidende Gewicht hat die Haltung der Völker im gesamten Raum der Sowjetunion, der Völker, die von dem Joch der bolschewistischen Diktatur freigekämpft werden. Das große Erlebnis des deutschen Soldaten ist die überall auftauchende Bereitschaft, die deutschen Truppen mit Jubel als Befreier zu begrüßen und nicht nur mit ihnen zusammenzuarbeiten, sondern mit der Waffe in der Hand am gemeinsamen Kampf gegen die Zwingherrschaft des Kreml teilzunehmen.

Schon in den ersten Stunden nach der Befreiung Lembergs, in dessen Kellern die GPU eine furchtbare Ernte gehalten hatte, bildet sich dort eine ukrainische Nationalregierung, die den Kampf zur Befreiung der Ukraine an der Seite der Wehrmacht auf ihre Fahnen schreibt. Im Norden, in der litauischen Hauptstadt Kaunas, hat sich schon 24 Stunden vor dem Einrücken der deutschen Spitzen eine nationale Regierung erhoben. So geht es weiter in Lettland und Estland, in Weißruthenien, in Kiew und Charkow und 2000 km tief im Lande, im Kaukasus. Überall stehen am Eingang der Dörfer und Städte Menschen mit Salz und Brot zur Begrüßung der Befreier. In den wiedereröffneten Kirchen beten die Popen für den Sieg der Achsenmächte. Bischöfe und Metropoliten senden Huldigungstelegramme an Hitler und Mussolini. Die Insassen des großen Völkergefängnisses Sowjetunion erblicken die Morgenröte ihrer Freiheit, die sie nicht nur hinnehmen, für die sie auch selbst kämpfen wollen.

Der deutsche Soldat hat keine Bedenken, diesen wichtigen Bundesgenossen in seine Reihen aufzunehmen. Tausende, bald Hunderttausende von Freiwilligen finden Platz in den Kompanien, Regimentern und Stäben. Als Troß zunächst, bald auch als aktiver Kämpfer, zieht der Russe, der Ukrainer, der Este und Lette, der Krimtatare und der Georgier Seite an Seite mit dem deutschen, dem finnischen, dem italienischen, dem ungarischen und dem rumänischen Soldaten.

Noch weit bunter ist das Völkergemisch, das im Osten kämpft. Kein Wunder, daß das »faschistische« Spanien seine Blaue Division an die Ostfront entsendet. Doch auch aus Dänemark, Schweden und Norwegen, aus Holland, Belgien und Frankreich melden sich Freiwillige zum Kampf, werden in Verbänden der Waffen-SS zusammengefaßt und schlagen sich in härtesten Schlachten. Ist es Abenteuerlust, die diese Mannschaft zusammentreibt und sie selbst den Vorwurf des Landesverrates auf sich nehmen läßt? Wohl kaum, denn der Krieg im Osten ist kein buntes Abenteuer, das ruhelose Elemente anlockt. Diese Männer, die das Leben in Brüssel und Paris, in Kopenhagen oder Oslo auf-

geben, um es mit der blutigen Bewährung an der Ostfront zu vertauschen, diese Männer treibt die Erkenntnis, daß hier im Osten ein Kampf ganz Europas und für ganz Europa gefochten wird, der nicht verloren werden darf, ein Kampf nicht gegen, sondern für die Völker in der Sowjetunion, die wieder für die Einheit eines freien Europas zurückgewonnen werden müssen.

Auch in Deutschland versteht man diese Lösung der Stunde. Nicht nur in der Armee, auch in den Ämtern des Reiches, auch in der NSDAP und in der SS wird der Ruf laut nach einer politischen Führung dieses politischsten aller Kriege. In der Ukraine greift man zu, als die Hand patriotischer Freiheitskämpfer ausgestreckt wird. Im Kaukasus verkündet der deutsche Oberbefehlshaber die Autonomie für die Völker des Landes und gibt seiner Truppe die Anweisung, als Freund und Befreier aufzutreten. In Weißruthenien wird eine nationale Selbstverwaltung eingesetzt, die daran geht, die Kolchose aufzulösen und europäische Lebensverhältnisse wieder herzustellen. Ganz zu schweigen von den drei Baltischen Staaten, in denen Landeseigene Verwaltungen errichtet werden, die die Spuren einer einjährigen bolschewistischen Überfremdung rasch austilgen.

Überall sind die Voraussetzungen gegeben, den militärischen Krieg gegen den Sowjetstaat in eine Erhebung gegen das bolschewistische System umzuwandeln. Überall warten die Völker auf das erlösende Wort aus deutschem Munde, auf die Proklamation des Befreiungskampfes — sie warten vergeblich. Aus dem Führerhauptquartier kommt nicht der Aufruf zur Befreiung, aus der Wolfsschanze ergeht statt dessen die Anweisung, gegen das ostische Untermenschentum *»denjenigen Schrecken zu verbreiten, der allein geeignet ist, der Bevölkerung jede Lust zur Widersetzlichkeit zu nehmen.«*

Der Plan »Barbarossa« sieht im Osten keine Zusammenarbeit mit Regierungen oder Völkern vor. Er rechnet nur mit dem kommunistischen Feind und verkennt, daß die Völker der Sowjetunion in einem zwanzigjährigen Leidensweg unter ungeheuren Blutopfern zum glühendsten Feinde des Stalinschen Staates, zum Bundesgenossen jedes Angreifers erzogen worden sind. Er nimmt keine Notiz davon, daß auch in der bolschewistischen Elite, in der obersten Führungsschicht ein ständiger Aufruhr gärt, der nur durch »Reinigungsprozesse« größten Ausmaßes immer wieder unterdrückt werden kann. Auf der gleichen Verkennung der politischen Wirklichkeit innerhalb der Sowjetunion beruhen auch die Begleiterlasse zur Weisung »Barbarossa«, wie der »Kommissar-Erlaß« vom 13. Mai 1941, der die Ausmerzung der kommunistischen Kommissare befiehlt. Ihm folgten der »Kommunisten-Erlaß« vom 16. September, der »Geißel-Erlaß« vom 1. Oktober, der »Nacht- und Nebel-Erlaß« vom 7. Dezember 1941 und der »Banden-Erlaß« vom 16. Dezember 1942.

Eine einmalige Chance liegt in Hitlers Händen, das Schicksal des ganzen Kontinents steht fordernd vor ihm, eines Kontinents, der wieder zu seiner alten Einheit, zu seiner alten Größe zurückkehren will. Der großartigste Sieg der Geschichte bietet sich dem an, der den Sprung über den eigenen Schatten, über die engen nationalen Interessen des eigenen Volkes, den Sieg über sich selbst zuvor wagen will.

Hitlers Hand greift nicht zu. Er läßt, was sich ihm aufdrängt, achtlos in den Staub fallen. Hitler sieht nicht die allgemeine europäische Aufgabe, er sieht nur Deutschland, nur Deutschlands Kraft, nur Deutschlands Ziele. Er sieht den Raum, den er für Deutschland erobern will, nicht die lebendigen Völker, die diesen Raum bewohnen. Er ver-

kennt, daß seine großen Vorläufer, Karl XII. von Schweden, der Polenkönig Sigismund und Napoleon, nicht nur in der Tiefe des Raumes sich totliefen, sondern daß sie dem Druck der Völker erlegen sind. Hitler verkennt die einmalige Chance, die ihm das bolschewistische Regime in den Schoß geworfen hat.

Hitler beharrt im staatsmännischen Denken traditioneller Art, ja, er versucht, die Methoden der Kolonialmächte zu einer Zeit in Europa silbst noch einmal anzuwenden, nachdem in Afrika und Asien bereits die Götterdämmerung der kolonialen Beherrschung fremder Völker angebrochen ist. Hitler zieht nicht aus zu einem großartigen Befreiungszug, er zieht in einen kolonialen Eroberungskrieg, in dem Deutschland sich verbluten wird.

Es bleibt bei der Weisung »Barbarossa«, es bleibt bei der Entsendung von Reichs- und Gebietskommissaren. Die Freiheitsregierungen in Lemberg und Kaunas werden aufgelöst Ukrainische Freiheitskämpfer werden nicht nach vorn geschickt, sie werden ins KZ gesteckt. Die landeseigenen Verwaltungen in Estland, Lettland und Litauen ersticken unter dem Druck immenser deutscher Verwaltungen, die das nationale Leben dieser Völker verkümmern lassen. Die bolschewistische Enteignung in den drei Oststaaten wird beibehalten. Die Kolchosen in der Ukraine werden nicht aufgelöst. Ukrainische Wissenschaftler werden aus ihren Instituten vertrieben. Die Männer, die im Kaukasus nationale Zugeständnisse gemacht haben, werden abgelöst. Deutsche Verwaltungen, deutsche Monopolgesellschaften, deutsche Aktiengesellschaften und Landwirtschaftsführer ziehen in dichtem Troß hinter der Armee her und erfassen, erfassen alles, was sie vorfinden, Maschinen und Vorräte, Gruben und Werke, Kolchose und Sowchose.

Fassungslos stehen die Millionen der Ukrainer, der Russen, der Ruthenen vor diesem Wandel der Dinge. Eben noch jubelten sie der deutschen Armee zu, jetzt verstummt ihr Jubel. Das ist keine Befreiung, die gekommen ist. Die Roten Kommissare sind von Braunen Kommissaren abgelöst, das ist alles. Fremdheit wächst zwischen Bevölkerung und Besatzungsmacht, Fremdheit, die zu Feindschaft umschlägt, als nicht nur Öl und Erz, sondern auch Menschen »erfaßt« werden. Sauckels Ostarbeitereinsatz, durchgeführt in drastischem Zugriff auf die »ostischen Untermenschen und Sumpfbewohner«, treibt die Bevölkerung der besetzten Gebiete zur Flucht, treibt sie in die Arme der Partisanen.

Bald wird nicht mehr das letzte Schwein geschlachtet, um den deutschen Soldaten zu bewirten, es beginnt der Heckenschützenkrieg, mit dem das finsterste Kapitel des Ostfeldzuges aufgeschlagen wird. Stalin weiß, was er tut, wenn er diese Art des Kampfes mit allen Mitteln pflegt.

Er hat die Führung des Partisanen-Krieges seinem treuen Gefolgsmann Nikita Sergejewitsch Chruschtschow übergeben, der seinen Männern befiehlt, jeden Deutschen zu schonen, der brutal mit der Bevölkerung umspringt, aber jeden Deutschen zu beseitigen, der durch eine kluge Haltung den Weg zu den Herzen der Menschen findet.

Schlag fordert Gegenschlag heraus. Wer will unterscheiden, wo in einem harmlos scheinenden Dorf die Rädelsführer hinterhältiger Überfälle sitzen? Die Truppe hat keine Zeit, umfangreiche Untersuchungen anzustellen, sie muß schnell Ruhe schaffen und Brandherde vernichten. Ihr Gegenschlag aber treibt wiederum die Bevölkerung ganzer Dörfer in den Wald zu den Partisanen, deren Macht sich ausbreitet und zu einem Alpdruck für die schwer und schwerer kämpfende Front wird. Denn jetzt laufen keine

Hunderttausende mehr über. Auch die Rote Armee weiß, daß ihr kein Befreier gegenübersteht. Sie wird unter den Schlägen, den politischen und militärischen, immer härter.

Stalin kann es in Ruhe den *»Dummköpfen«* in Berlin, wie er jetzt sagt, überlassen, seiner Armee zu beweisen, wofür sie kämpfen muß. Er schließt die Lücken in seinem brüchigen System, um das er ein Jahr lang schwer gebangt hat. Er schafft neue strahlende Uniformen für seine Offiziere, die sie an den Glanz der Zarenzeiten erinnern. Er schafft neue Orden, doch keine Orden marxistischer Prägung, sondern Ehrenzeichen, die an die glorreiche Vergangenheit des russischen Imperiums erinnern. Stalin springt über seinen eigenen Schatten: er gibt die »Internationale« preis und setzt an ihre Stelle eine Staatshymne, die mit Pathos vom mächtigen Vaterland singt. Er löst die Komintern auf, die den deutschen Arbeiter nicht gewonnen hat, und sammelt damit ebenso die eigene Bevölkerung um den nationalen Gedanken, wie er seine Bundesgenossen über sein unverrückbares Ziel der weltrevolutionären Expansion täuscht. Ja, Stalin schließt – scheinbar wenigstens – seinen Frieden mit der Kirche, empfängt den Metropoliten Sergius und läßt die Wahl eines Patriarchen zu.

Hitler bleibt bei seinem Rezept des rein militärischen Anrennens auf einer Front, die in immer weiterem Winkel sich immer länger und länger auseinanderzieht. Die Panzerkeile, die in Frankreich in kurzen Stößen die gesamte französische Armee mit dem englischen Besatzungsgenossen in Fetzen gerissen hatten, dehnten sich in der Sarmatischen Ebene zu immer dünneren Linien mit immer weiteren Nachschubverbindungen aus.

Irgendwann m u ß der Zeitpunkt kommen, wo der bloße Raum die vorwärtsstürmenden deutschen Armeen verschlungen hat. Doch der Raum ist nicht leer. Drüben steht die Rote Armee, verstärkt durch die sibirischen Fernost-Divisionen, die in aller Eile herübergeworfen wurden. Jetzt wirkt sich die Hybris aus, mit der Hitler sich die japanische Einmischung gegen die Sowjetunion verbeten hat. Matsuoka hat aus Hitlers Wunsch seine Nutzanwendung gezogen und auf dem Rückweg von seiner Reise nach Berlin im April des Vorjahres in aller Eile einen Nichtangriffspakt mit Moskau geschlossen. Japan ist nach Süden gezogen, denn Ribbentrop hat damals Matsuoka versichert: *»Wenn Rußland jemals Japan angreifen sollte, würde Deutschland sofort losschlagen.«* Knapp vier Monate später hatte man sich im FHQ eines anderen besonnen und drahtete an den Deutschen Botschafter in Tokio, er solle *»mit allen zu Gebote stehenden Mitteln ... auf den schnellstmöglichen Kriegseintritt Japans gegen Rußland hinwirken, denn je früher dieser Eintritt erfolgt, desto besser ist es. Natürliches Ziel muß weiter bleiben, daß Japan und wir uns vor Eintritt des Winters auf der transsibirischen Bahn die Hand reichen.«* Die Antwort ist ablehnend, die japanischen Kräfte sind überangespannt von ihren weitgreifenden Unternehmungen. Tokio braucht Ruhe an seiner mandschurischen Front.

Verraten von aller Welt

Aus England und den USA werden in größter Hast gewaltige Mengen kriegswichtigen Materials in die Sowjetunion geworfen. Deutschlands Sieg soll unter allen Umständen vereitelt werden. In Amerika steht das Pacht- und Leihgesetz bereit. In seinem

Rahmen fließen bis zum Kriegsende unter vielem anderem aus Amerika in die Sowjetunion:

21 866	Flugzeuge
12 218	Panzer
5 035	Panzerabwehrkanonen
8 200	Flakgeschütze
135 000	Maschinengewehre
343 000	Tonnen Sprengladung
2 680 000	Tonnen Stahl
3 000 000	Tonnen Erdölprodukte
3 786 000	Autoreifen
461 780	Motorfahrzeuge
1 981	Eisenbahnlokomotiven
11 155	Eisenbahngüterwagen
90	Frachtschiffe
5 000 000	Tonnen Nahrungsmittel
57 509 000	Meter Wolltuche
97 841 000	Meter Baumwolltuche
15 417 000	Paar Schuhe
49 000	Tonnen Leder

Der Wert dieser Lieferungen wird mit 12 Milliarden Dollars nach damaliger Kaufkraft berechnet. Wir sind an große Zahlen gewöhnt, sie sagen uns nicht mehr viel. Eine kleine Umrechnung aber verdeutlicht schnell das ungeheure Gewicht dieser Lieferungen in der Waagschale des Ringens zwischen Deutschland und der Sowjet-Union.

Die deutsche Angriffsarmee von 1941 verfügte über 25 Panzer-Divisionen. Die Panzerlieferungen Englands und Amerikas reichten hin, um 50 Sowjet-Divisionen mit Panzern auszurüsten. Die gelieferten Kampfflugzeuge stellten 2000 Geschwader dar. Die Motorfahrzeuge waren etwa 75 Prozent aller Jeeps, Lastwagen und Traktoren, die die Sowjet-Union im Kriege überhaupt verwendete. Die Nahrungsmittel aus dem Westen schließlich genügten zur Ernährung der gesamten Sowjet-Armee während mehr als der Hälfte der Kriegszeit.

Diese Hilfe ist kein taktisches Manöver mehr, sondern eine grundsätzliche Parteinahme für den »demokratischen« Bundesgenossen in Moskau. Ebenso grundsätzlich ist die Unterstützung aller kommunistischen Untergrundbewegungen in der ganzen Welt, nicht nur in Europa, in Frankreich oder Jugoslawien, sondern vor allem im Fernen Osten, auf Celebes und Sumatra, in Indochina und schließlich China selbst.

Churchill hat sich, wie wir schon wissen, dieser antifaschistischen Front eingereiht. Er hat alles über Bord geworfen, was er noch vor wenigen Jahren über den Bolschewismus gesagt hat. Noch am 20. Januar 1940 konnte die Welt Churchills Stimme im Londoner Sender mit den Worten hören: *»Von allen Tyranneien der Geschichte ist die bolschewistische die schlimmste, die zerstörerischste und die degradierendste. Die Sklaverei des Bolschewismus ist schlimmer als der Tod.«* Jetzt aber zeichnet der gleiche Churchill in pompöser Rethorik ein Bild der Sowjetunion und des deutschen Angreifers, welches schwarz und weiß grotesk gegenüberstellt: *»Ich sehe die russischen Soldaten, wie sie ihre*

Heimat verteidigen, in der Mütter und Frauen beten — jawohl, denn es gibt Zeiten, da alle beten — und um das Leben ihrer Angehörigen flehen, um die Rückkehr ihrer Ernährer und Beschützer. Ich sehe die Zehntausende von russischen Dörfern, wo man dem Boden unter so großer Mühsal die Mittel zum Leben abringt, wo es aber auch ursprüngliche Freuden gibt, wo Mädchen lachen und Kinder spielen. Und ich sehe die Nazi-Kriegsmaschine über sie alle in widerlicher Wildheit hereinbrechen, sehe die säbelrasselnden, hackenschlagenden, geckenhaften preußischen Offiziere, ich sehe die raffinierten Spitzel und Agenten, die eben noch ein Dutzend Länder eingeschüchtert und geknebelt haben. Und ich sehe auch die stumpfen, gedrillten, willfährigen und brutalen Massen dieser hunnischen Soldateska wie ein Heuschreckenschwarm das Land überkriechen.«

Die Völker der Sowjetunion sind verraten und von aller Welt, nicht nur von Hitler, sondern auch von Churchill und Roosevelt, verraten von den Demokratien, die die Welt nicht von Not und Sorge erlösen können ohne die Hilfe der *»Sklaverei des Bolschewismus«*, die schlimmer ist *»als der Tod«*. Die Völker in der Sowjetunion beten— *»jawohl, denn es gibt Zeiten, da alle beten«* —, aber sie sind sich keineswegs so sicher wie Winston Churchill, für wessen Sieg sie beten sollen. Auch die Methoden einer Kolonialherrschaft sind für viele erträglicher als die Fuchtel der GPU. Viele Hunderttausende von Hilfswilligen kämpfen auf der deutschen Front. Aus den regellos eingegliederten Scharen bilden sich an der gesamten Ostfront — im scharfen Gegensatz zur obersten Führung und zunächst ohne ihr Wissen — Freiwilligenverbände nationaler Gruppierungen, die schließlich zu einem beachtlichen Kontingent antibolschewistischer Kräfte anwachsen. Zwei estnische und drei lettische SS-Divisionen schlagen sich tapfer an der Nordfront und gewinnen bald die ersten Ritterkreuze. 27 000 Litauer, eine ukrainische und eine weißruthenische Division liegen im Kampf gegen die Rote Armee. 110 000 Turkestaner, 110 000 Kaukasier, 35 000 Tataren, 35 000 Kosaken unter von Pannwitz und 18 000 Kosaken im Landsturm des Ataman Domanow, 29 Schwadronen Kalmücken, das ist — ohne Anspruch auf Vollständigkeit — ein Blick auf die Entscheidung der nichtrussischen Sowjetvölker zwischen dem »weißen Stalin« und der »hunnischen Soldateska«.

Die Russen selbst, dieses stärkste Volk in der Sowjetunion, das staatsbauende Element, welches in Jahrhunderten das Riesenreich zwischen Weichsel und Wladiwostok zusammengefügt und Volk um Volk der Herrschaft des Zaren unterworfen hat, die Russen selbst machen keine Ausnahme in dieser großen Volksabstimmung. Es gibt keine russische Stadt und kein russisches Dorf, wo die Wehrmacht nicht als Erlöser von einem unmenschlichen Joch empfangen wird. Es gibt keinen Dom, in welchem nicht für den Befreier gebetet, kein Kolchos und keine Fabrik, wo die Arbeit nicht weitergeführt wird. Auch das russische Volk wird erst durch die Holzhammerschläge der deutschen Politik in die Arme der Partisanen getrieben, aber auch im russischen Volk bleibt trotz allem ein großer Teil zur Zusammenarbeit und zum gemeinsamen Kampf gegen das Regime Stalins bereit.

Niemand hat jemals die Zahl der hilfswilligen Russen in der deutschen Armee genau feststellen können. Die Schätzungen für das Jahr 1942 schwanken zwischen 300 000 und 500 000 dieser unbekannten, doch nicht vergessenen Kameraden der deutschen Wehrmacht. Anfang 1945 liegen 2,5 Millionen Freiwilligen-Meldungen für die Russische Befreiungs-Armee vor!

Nur ein Name unter diesen vielen ist bekannt geworden und fängt noch heute — oder heute schon wieder — die Aufmerksamkeit der ganzen Welt. Generalleutnant Wlassow ist nach den erbitterten Kämpfen am Wolchow in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten. Er ist ein echtes Produkt der bolschewistischen Revolution, Sohn armer Bauern, mit Fleiß und Intelligenz aufgestiegen bis zum General der Roten Armee. Doch früh schon blickt er kritisch auf die immer schroffer werdenden sozialen Unterschiede im Lande des Sozialismus. Er kann sich seiner hohen Stellung nicht erfreuen, da er sieht, wie Brüder und Schwestern in Not und Fron leben. Die »Groß-Reinigung« von 1937, als die ganze Blüte der Roten Armee mit ihrem Marschall Tuchatschewski an der Spitze über die Klinge springt, wird für Wlassow zur schweren Erschütterung. Als der Krieg kommt, stellt er sich noch einmal seinem Lande zur Verfügung, doch das Erlebnis der sowjetischen Kriegführung, das Massenopfer der besten Jugend seines Volkes für die Erhaltung einer barbarischen Sklaverei bringt ihn zur Erkenntnis, daß ein Kampf für Stalin sinnlos ist. Wlassow gibt den Einsatz für den wankenden Bau der Stalinschen Diktatur auf, um sich an die Spitze des Freiheitskampfes seines Volkes, aller Völker der Sowjetunion zu stellen, um für sie ein neues lebenswertes Dasein zu schaffen.

Deutsche Offiziere sprechen mit Wlassow und sind von dem brennenden Willen in diesem Manne beeindruckt. Sie erkennen die Bedeutung seines Strebens und geben ihm eine Chance. Im Herbst 1942 kann Wlassow zum ersten Male mit dem Ausruf zur Bildung einer russischen Befreiungsarmee wirksam werden. Er hat schnell Erfolg, bildet in Smolensk eine russische Befreiungsbewegung, die zwar spät, aber vielleicht noch entscheidend in die große Auseinandersetzung eingreifen kann.

Doch Hitler, ungeachtet der Kriegslage, bleibt unbeirrbar bei seiner Ablehnung jeder Zusammenarbeit mit den Völkern des Ostens. Er will den Raum, den leeren Raum für das deutsche Volk, das *»in hundert Jahren ein Volk von 120 Millionen Menschen ist. Für dieses Volk brauche ich den leeren Raum. Ich kann den Ostvölkern seine souveränen Selbständigkeitsrechte verleihen und an Stelle von Sowjetrußland kein neues nationales und darum viel fester gefügtes Rußland setzen. Politik wird nicht gemacht aus Illusionen, sondern durch harte Tatsachen. Das Raumproblem ist für mich im Osten entscheidend.«*

Wlassow verschwindet wieder in Kriegsgefangenschaft. Himmler schmäht ihn noch Ende 1943 mit verachtenden Worten. Als er wieder hervorgeholt wird, als man ihn seine Befreiungsarmee aufbauen läßt, ist es zu spät. Der letzte Fleck russischen »Raumes« ist verloren. Es ist November 1944.

Das gleiche Schicksal wie die Wlassow-Bewegung haben alle anderen zahlreichen Versuche in der Wehrmacht, in der SS, in der politischen Abteilung des Ostministeriums, einzelner Generalkommissare oder auch des Auswärtigen Amtes, ob es das Unternehmen »Zeppelin« oder »Graukopf« oder »Bergmann« ist, ob es sich um den russischen Selbstverwaltungsbezirk Lokot unter Kaminski, ob es die Versuche des Generalkommissars Wächter in der Ukraine, des Kosakenkorps unter von Pannwitz oder die SS-Legionen der baltischen Völker sind. Alles wird von »Oben« nicht befohlen und gefördert, es muß im Dämmerlicht einer heimlichen Verschwörung begonnen werden und findet nur widerwillig und zu spät seine teilweise Anerkennung.

So kämpft die deutsche Armee mit ihren Bundesgenossen auf einer tiefgebuchteten Front von über 3000 km Länge vom Eismeer bis zum Caspisee und einer Tiefe bis zu 2400 km ihren immer härteren Kampf mit einem Gegner, der nun weiß, daß es um Leben und Tod geht, und der immer verbissener in seiner Abwehr wird. Der Partisanenkrieg erdrosselt die Versorgung der kämpfenden Truppe und erfordert ständig mehr Kräfte zur Sicherung des riesigen Raumes. Immer grausamer wird dieser Krieg aus dem Hinterhalt, immer wilder wird Schlag und Gegenschlag. Alles, was Europa in hundertjährigen Mühen errichtet hat, um dem Toben des Krieges Schranken zu setzen, ist im Osten schon vom ersten Tag an über den Haufen geworfen. Auch die strengste Disziplin kann nicht immer verhindern, daß eine Truppe ihrer Führung aus der Hand gerät, wenn sie bei Entsatzvorstößen zu spät kommt und ihre Kameraden in entsetzlicher Verstümmelung hingeschlachtet vorfindet. Die Rote Armee aber wütet nicht nur gegen den Feind. Oft trifft der deutsche Angriff auf hastig geräumte Verbandsplätze, wo schwerverwundete Rotarmisten mit Kehlschnitt oder Genickschuß zurückgelassen wurden, um sie am Verrat militärischer Geheimnisse zu hindern. Grausige Fälle von Kannibalismus, begangen an deutschen Kriegsgefangenen und an den eigenen Männern, werden in eingeschlossenen sowjetischen Stellungen entdeckt. Haß bricht auf zwischen den Fronten, die wirr durchs Land ziehen, denn der Heckenschützenkrieg hat jede Unterscheidung zwischen kämpfender Truppe und Zivilbevölkerung absichtsvoll verwischt. Haß bricht auf und gesellt sich zu einem anderen Kreuzzug des Hasses, der jetzt im Osten seinen grausigen Höhepunkt findet.

Die *»Endlösung der Judenfrage«* ... In einem kleinen Kreise hatte Obergruppenführer Heydrich, Himmlers Stellvertreter, zum ersten Male dieses Wort genannt, ohne daß klar wurde, wie diese »Endlösung« vor sich gehen sollte. Man hatte von der Aussiedlung der Juden, die noch nicht ausgewandert waren, nach Madagaskar gesprochen, Projekte eines Judenstaates im Osten waren aufgetaucht, was jetzt jedoch Wirklichkeit werden sollte, übertraf alle Vermutungen, alle Projekte an Schrecklichkeit.

Der Strom des totalen Krieges zerreißt auch hier die letzten Dämme der Zivilisation. Mit der gleichen Brutalität, mit der im Ersten Weltkrieg die Hungerblockade gegen Deutschland während und nach Beendigung der Feindseligkeiten durchgeführt wurde, mit der im Zweiten Weltkrieg Hungerblockade und Bombenterror gegen unschuldige und wehrlose Opfer gerichtet sind, schlägt auch das Regime des Dritten Reiches gegen das Judentum zu.

Die Kampfansage Hitlers an das Judentum ist schon mit der ersten Fassung der Parteisatzungen ausgesprochen worden. Die Juden in aller Welt haben dazu nicht geschwiegen, sie haben mit Worten und Taten erwidert. Der Ruf nach Boykott deutscher Waren, die Drohung mit Krieg und Vergeltung wurde laut schon lange ehe der Zweite Weltkrieg begann. Schon auf dem 25. Zionistenkongreß in Genf vom 16. bis 25. August 1939 rief Chaim Weizmann alle Juden, wo sie sich auch immer befinden mögen, zum Kampf auf gegen Deutschland und bestätigte in seinen Memoiren, daß die Juden *»im kommenden Weltkrieg zur Verteidigung der Demokratie bereit wären und darum zur Zusammenarbeit mit England ... Ich übernahm es«*, heißt es weiter in Weizmanns Buch,

»den Beschluß einer Beistandserklärung des Kongresses in Genf der englischen Regierung schriftlich und mündlich zu übermitteln.«

Eine Woche nach der britischen Kriegserklärung an Deutschland erschien Weizmann in London mit seinem Beschluß und bot der britischen Regierung eine Armee von 20 000 Mann zur Verwendung im Nahen Osten an. Er könne insgesamt eine Streitmacht von 100 000 Mann aufstellen, deren Bewaffnung jedoch von Großbritannien gestellt werden müsse.

Tatsächlich stand während des Zweiten Weltkrieges eine gut bewaffnete jüdische Armee in Palästina, die freilich, wie Ibn Saud nach der Jalta-Konferenz zu Roosevelt sagte, *»nicht gegen die Deutschen kämpfte, sondern es auf die Araber abgesehen habe«.*

Chaim Weizmann steht mit seiner »Beistandserklärung« nicht allein. Im September 1939 richten die führenden Rabbiner Palästinas an den König von England eine Adresse, in der sie *»die tiefstgefühlten Segnungen und inbrünstigen Gebete des Judentums für Englands Sieg in seinem heldenhaften Kampf um das Recht gegen die Gewalt und für den zukünftigen Weltfrieden«* übermittelten.

»Die Juden in ihrer Gesamtheit betrachten diesen Krieg als einen heiligen Krieg«, steht im »Daily Herald« Nr. 7450 von 1939 zu lesen.

Die Frage nach der völkerrechtlichen Bedeutung dieser »Kriegserklärung« ist selbstverständlich müßig insofern, als keine völkerrechtliche Regel die Vernichtung von Nichtkombattanten in einem Krieg gestattet. Sie ist hier lediglich aufgeworfen, um die furchtbaren Vorgänge der Judenvernichtung in den Zusammenhang mit dem Gesamtgeschehen des letzten Kriegs zu bringen.

Als in Lemberg, in Litauen und Lettland die Bevölkerung nach Verjagung der Roten Armee im Jahre 1941 ihre blutige Rache an den Juden vollzog, die sie beschuldigte, ein allzu willfähiges Werkzeug der GPU bei der Ermordung und Verschleppung von Ukrainern, Litauern und Letten gewesen zu sein, hatten Wehrmachtsstellen eingegriffen, um diesem Massaker ein Ende zu machen. Aber bald wurde der Wehrmacht das ganze jüdische Problem aus der Hand gewunden. Heydrich benutzte die »Einsatz-Kommandos«, die aufgebaut waren, um die besetzten Ostgebiete gegen Spionage und Sabotage zu schützen, zum Vollzug des Todesurteils gegen das Judentum. Die »Einsatzkommandos«, eine kleine Schar von kaum hundert Mann, gehen jetzt an ihr Handwerk, dessen letzten blutigen Vollzug sie den unglücklichen Opfern selbst zuschieben. Die jüdische Bevölkerung wird zunächst in Ghettos und Lagern zusammengezogen und zur Arbeit eingesetzt. Dann aber beginnt die Deportation nach Osten und die Massenvernichtung der Juden. Männer, Frauen und Kinder sterben zu Tausenden unter den Schüssen ihrer Henker. Als dieser Massenmord Widerstand bei militärischen Stellen aufrührt, als auch zivile Parteistellen, wie etwa Reichskommissar Lohse in Riga, gegen dieses Treiben auftreten, zieht sich der Vorhang noch dichter um die Vernichtungslager zu. Die moderne Chemie muß ihre Mittel leihen. In Gaskammern sterben die Opfer jetzt lautlos, in Krematorien werden ihre Reste zu Asche verbrannt. Sorgfältig wird das Ganze getarnt. Bei Lublin liegt das größte dieser Schreckenslager mit Namen Maidanek, doch selbst Wehrmachtsangehörige, die monatelang in der Gegend von Lublin stationiert sind, ahnen nichts von der Tragödie, die sich in ihrer Nähe vollzieht.

Der Richter am Vierten Amerikanischen Militärgerichtshof, Leon W. Powers, ist aufgrund eingehender Beweisaufnahme über die Nürnberger Prozesse zu folgendem

Urteil gelangt: »Himmler suchte sich die Leute sorgfältig aus, die mit ihm arbeiteten und die Ausrottung durchführen sollten, und verpflichtete sie zur Geheimhaltung! Abgelegene Orte wurden dann ausgesucht und wurden dadurch getarnt, daß man sie mit nahegelegenen Arbeitslagern identifizierte. Der Plan wurde mit dem bestimmten Zweck und Vorsatz durchgeführt, vor dem deutschen Volk und allen, die nichts mit dem Unternehmen zu tun hatten, die Vorgänge zu verbergen. Die Aussagen derer, die an der fürchterlichen planmäßigen Massenausrottung beteiligt waren, zeigen mit großer Wahrscheinlichkeit, daß nicht mehr als hundert Personen im ganzen von der Sache überhaupt unterrichtet waren.«

Nach Deutschland dringt kaum jemals eine Nachricht von diesen Vorgängen. Die Leiter der Vernichtungslager schweigen, sie glauben eine schreckliche Pflicht erfüllen zu müssen, um die Welt von ihrem gefährlichsten Feind zu befreien. Aber viele von ihnen brechen zusammen, weil sie in der Massenvernichtung von Menschen nicht Pflichterfüllung, sondern nur den Zusammenbruch menschlicher Gesittung erkennen können.

Auch die Radiopropaganda des Westen – trotz Verbot immer wieder heimlich abgehört – weiß kaum etwas von dieser Orgie der Vernichtung zu berichten. Niemals ist etwa der Name Auschwitz in ihren Meldungen aufgetaucht, und selbst als im Herbst 1944 zum erstenmal Nachrichten über Maidanek durch die Welt gingen, zuckte man in Deutschland die Achseln und sah darin nichts anderes als die plumpe Wiederholung von Propagandalügen aus dem Ersten Weltkrieg.

Die bolschewistische Propaganda arbeitet nach ihrem eigenen Rezept. Sie schweigt von der Vernichtung der Juden und treibt ein raffiniertes Spiel, in dem sie immer nur von Massenerschießungen von Russen, Ukrainern oder Tataren berichtet, um damit die Zusammenarbeit zwischen Bevölkerung und Besatzungsmacht zu stören.

Die gleiche Taktik befolgt später das Nürnberger Gericht. Es sucht den Eindruck zu erwecken, das Verbrechen des Völkermords sei von den Deutschen nicht nur gegen die Juden, sondern auch gegen andere Völker, wie das französische, geplant gewesen. Von den neun »Franzosen«, die es als Zeugen für seine These aufmarschieren ließ, waren allerdings nicht weniger als sechs nicht in Frankreich geboren.

Auch hinsichtlich der Zahl der ermordeten Juden sind die verschiedenen Gerichtshöfe des Nachkriegses sehr gutgläubig gegen ihre Belastungszeugen gewesen. Zählt man die Zahlen der eidesstattlichen Versicherungen zusammen, so müßte in den Vernichtungslagern annähernd die Bevölkerung ganz Westeuropas zugrunde gegangen sein. Dennoch hat man nie etwas von Anklagen gegen einen dieser Zeugen hören können.

Vor dem Auge des moralischen Gewissens ist es zweifellos unerheblich und für die Schuldfrage belanglos, wie hoch die Zahl der Opfer ist. Mord ist Mord, ob an einem oder an einer Million Menschen begangen. Aber seitdem das Problem immer stärker vom moralischen in das politische, ja in das praktisch finanzielle Gebiet verlagert wird, ist es notwendig geworden, nach der Zahl zu forschen.

Man hat dem Autor nach Erscheinen der ersten Ausgabe dieses Buches von gewisser Seite vorgeworfen, er »feilsche nach Stürmer-Art« um die Zahl der Toten. – Ich überlasse es dem Leser zu entscheiden, ob es nicht die Pflicht jedes anständigen Menschen ist, nach den wirklichen Zahlen dieses Dramas zu forschen und ob es nicht »Stürmer-Art« ist, zur Schürung der Rachsucht oder aus trüben finanziellen Gründen diese Zahlen hochzutreiben.

Man sollte auch heute, wo der große Ost-West-Streit um Deutschland geht, sehr ernsthaft erwägen, ob es nicht heißt, das Spiel der Sowjets mitzuspielen, wenn man aus Moskau oder Warschau jede antideutsche Propagandaphrase unbesehen übernimmt.

Wenn es um die echte Verarbeitung der Vergangenheit ginge, müßten dann nicht die Betroffenen, die Juden, mit Erleichterung jede Nachricht und jede Untersuchung aufgreifen, die die Zahl der Opfer als geringer erweist als die ursprünglichen Befürchtungen vermeinten? Wir müssen leider feststellen, daß das Gegenteil der Fall ist.

Wie ist nun diese phantastische Zahl von sechs Millionen Toten zustandegekommen?

Der ehemalige Präsident des Landesentschädigungsamtes von Bayern rief am 21. Mai 1948 aus: »Ich klage an im Namen der elf Millionen Toten der deutschen Konzentrationslager!«

Diese Zahl Auerbachs aber erschien selbst der deutschfeindlichen Propaganda und den Nürnberger »Richtern«, zu denen auch Herr Rudenko gehörte, zu hoch. Man ging auf jene sechs Millionen zurück und hatte die Genugtuung, daß sich auch deutsche Politiker fanden, die sich auf diese Rechnung einließen.

Sechs Millionen ermordeter Juden das heißt: die gesamte Zahl der Juden Versailles-Europas, zuzüglich eines tüchtigen Kontingents von Juden aus der Sowjetunion, ohne Berücksichtigung der Emigration und der Flucht vor der deutschen Armee, ohne Berücksichtigung der mit den Sowjets Evakuierten und ohne Berücksichtigung der stattlichen Zahl der Überlebenden!

Was sagen die Quellen dazu, vor allem die jüdischen statistischen Jahrbücher, die bis 1939 ausführlich und genau sind, nach 1945 aber bedenklich zurückhaltend wurden? Wir sind darauf angewiesen, mit mühsam aufgefundenen, oft nur ungenau entsprechenden Zahlen und Schätzungen arbeiten zu müssen, und können nur hoffen, daß künftige objektive Untersuchungen das wirkliche Ausmaß dieser Tragödie feststellen werden.

Zunächst sei noch das Ergebnis der Arbeit von Gerard Reitlinger »The Final Solution« (London 1953) erwähnt, der zu einem Minimum von 4 194 200 und zu einem Maximum von 4 581 200 getöteten Juden kommt. Aber dieses Ergebnis wird nur erreicht durch Gleichsetzung von Evakuierungs- und Totenzahlen, durch Einbeziehung des sowjetischen Staatsgebietes und durch gleichzeitige Ausklammerung von Evakuierungen und Flucht in die Sowjetunion.

Auf Reitlingers Weise läßt sich die Wahrheit ebensowenig finden wie mit den 238 000 nach Auerbach vergasten Juden in Dachau, nachdem sich herausgestellt hat, daß in Dachau weder ein Jude noch ein Nichtjude jemals vergast worden ist.

Versuchen wir, mit einigen Angaben aus jüdischen Quellen einen Rahmen zu ziehen, in dem sich eine künftige gründliche Untersuchung bewegen würde.

Für 1939 stellt der »World Almanach 1947« aufgrund von Unterlagen des Amerikanischen Jüdischen Komitees und des Statistischen Büros der Synagogen in Amerika die Gesamtzahl der jüdischen Bevölkerung in der Welt mit 15 688 259 fest.

Für 1948 aber geben die »New York Times« vom 22. Februar 1948 aufgrund jüdischer Unterlagen die Zahl von 15,6 bis 18,7 Millionen Juden in der Welt an.

Im Jahre 1952 bringt das Institute of Jewish Affairs des Jüdischen Weltkongresses eine Reihe von Ziffern, ohne zu klaren Gesamtzahlen zu kommen. Nur über Europa (einschließlich europäische Sowjetunion) wird etwa pauschal behauptet, die jüdische Bevölkerung Europas habe sich von 8,9 auf 2,7 Millionen verringert (während die Juden

in den USA während des ersten Halbjahrhunderts von 1,2 auf 6 Millionen gestiegen seien). Die Verminderung für Europa um 6,2 Millionen aber besagt nichts über die wahre Verlusthöhe, weil in ihr weder die Emigration von 1933 bis zum Kriegsbeginn, während des Krieges und nach dem Kriege enthalten ist, noch das Versickern der sowjetischen und Satelliten-Juden in die Assimilation oder in die antireligiöse Tarnung.

In Europa ohne Sowjetunion lebten vor dem Kriege nach einer Feststellung der American Jewish Conference in den »New York Times« vom 11. Januar 1945 rund 5,6 Millionen Juden.

Von diesen 5,6 Millionen sind in der Zeit 1933/45 nach Angaben des jüdischen Schriftstellers Bruno Blau, bestätigt in der jüdisch-amerikanischen Zeitschrift »Der Aufbau« vom 13. August 1948, Seite 34, 1,5 Millionen ausgewandert. Dabei ist aber dem Anschein nach die Auswanderung nach Kriegsbeginn nicht berechnet.

Nach dem »World Almanach 1942« betrug die Zahl der Juden in neutralen europäischen Ländern, die also dem Zugriff Deutschlands entzogen waren, rund 413 000 Seelen.

Gleichfalls außerhalb der deutschen Machtsphäre blieben die Juden innerhalb des von den Sowjets 1940 besetzten Interessengebietes in Estland, Lettland, Litauen, Ostpolen und Bessarabien, die 1941 von der Roten Armee evakuiert wurden. Nach den Veröffentlichungen von David Berkelmann gingen 84 Prozent der dort lebenden etwa 1,3 Millionen Juden mit der Roten Armee außer Landes, das wären etwa 1 092 000 Menschen. Diese Zahl wird bestätigt durch eine Feststellung des Autors in Estland, wo sich bei der Besetzung des Landes durch deutsche Truppen von mehr als 5000 nur noch 1000 Juden vorfanden.

Nach Berkelmann und nach anderen jüdischen Quellen sind 500 000 Juden aus diesen Gebieten allein in Sibirien gelandet. 200 000 sollen im europäischen Rußland zur Arbeit eingesetzt worden sein. Die Verluste auf dem Transport und in dem strengen und frühen Winter 1941/42 sollen sehr hoch gewesen sein.

Sehr wesentlich bleibt für die Erforschung der Wahrheit die Zahl der im deutschen Herrschaftsbereich überlebenden Juden, die beim Zusammenbruch des Reiches in Ost und West überrollt wurden und nach dem Kriege zu einem beträchtlichen Teil aus Europa abgewandert sind, oft unter Verleugnung ihrer Religionszugehörigkeit, um Emigrationsbeschränkungen in den USA, Kanada oder Australien zu umgehen.

Im Herbst 1944 gab der Beauftragte Roosevelts für das War Refugee Committee, der amerikanische Diplomat Ivar Olson, bei den geheimen und privat angesponnenen Verhandlungen, die er im Beisein des Repräsentanten des World Jewish Congress in Stockholm, Gilel Storch, mit dem Autor führte, die Zahl der in deutscher Hand noch überlebenden Juden mit 1,5 Millionen an. Die daraufhin erfolgten Erhebungen des Reichssicherheitshauptamtes ergaben eine Zahl von 2,5 Millionen.

Man mag die Richtigkeit dieser letzten Zählung bezweifeln. Wenn man jedoch bedenkt, daß Himmler damals ein rigoroses Verbot der weiteren »Liquidationen« erließ, weil er das Gewicht dieser 2,5 Millionen jüdischen Menschenleben in die Wagschale von Friedensverhandlungen zu werfen gedachte und bei einem Erfolg für diese Zahl hätte einstehen müssen, dann spricht doch einiges für die Richtigkeit dieser Angaben. Der gewaltige Strom von Juden, die kurz nach dem Kriege aus den von den Sowjets überrannten mittel- und osteuropäischen Gebieten über Deutschland nach Westen zog,

deutet gleichfalls auf die annähernde Richtigkeit der 2,5 Millionen, von denen freilich in dem Strudel des deutschen Zusammenbruchs durch Bombenterror, Seuchen und Erschöpfung noch ein Teil zugrundegegangen sein dürfte.

Wir wollen es uns hier versagen, eine Abschlußrechnung aufzustellen, wie wir es früher versucht haben. Die Zahlen, mit denen wir operieren mußten, sind zu grob abgerundet und bedürfen alle einer sorgfältigen wissenschaftlichen Überprüfung durch neutrale Institutionen, die weder einer antifaschistischen, lies: pro-bolschewistischen Propaganda, noch verständlichen Rachegefühlen, noch auch finanziellen Wünschen dienen.

Die Zahl von sechs Millionen ermordeter Juden erweist sich angesichts dieser Quellen als ein Mythos. Wer mit ihr operiert, setzt sich dem Vorwurf aus, nicht der Wahrheit, sondern dem Haß zu dienen, nicht die Überbrückung, sondern die Vertiefung und Verewigung der Kluft zwischen beiden Völkern zu erstreben.

So wenig – wie schon betont – die Größe der Zahl die Frage der moralischen Verantwortung berührt, so wichtig erscheint eine saubere Klärung dieser schrecklichen Vorgänge, weil nicht nur das deutsch-jüdische Verhältnis, sondern auch die Beziehungen des deutschen Volkes zu allen anderen Völkern der zivilisierten Welt unter dem Schatten der Vergangenheit liegen.

Die moralische Verantwortung für die »Endlösung der Judenfrage« wird ja nicht nur den Urhebern und Befehlsgebern dieses Massenmordes, sie wird dem ganzen deutschen Volke zugerechnet. »Im Namen des deutschen Volkes« seien diese Verbrechen geschehen, also stehe das ganze deutsche Volk unter dieser Schuld. Es habe das Regiment Hitlers gutgeheißen und ertragen, also müsse es auch für die Verbrechen dieses Regimes einstehen.

Wir haben die Haltung des deutschen Volkes in dieser Hinsicht schon kennengelernt. Es stand ablehnend vor dem Lärm des Judenboykotts vom 1. April 1933 und es stand empört vor dem skandalösen Bild der Vorgänge vom 9. November 1938. Es stand fassungslos vor der Enthüllung der Greuel in den Vernichtungslagern, als nach der Kapitulation der sorgfältig ausgebreitete Vorhang zerriß. Das deutsche Volk scheute sich, daran zu glauben, daß in seiner Mitte Menschen lebten, die in kaltem Vorsatz zu Henkern unschuldiger Opfer geworden waren. Das deutsche Volk vergaß die Leiden, unter denen es selbst litt, es vergaß seine Toten, die unter den Trümmern seiner Städte moderten, und senkte sein Haupt vor den jüdischen Opfern.

»Vor mir kein Feind und hinter mir kein Nachschub«

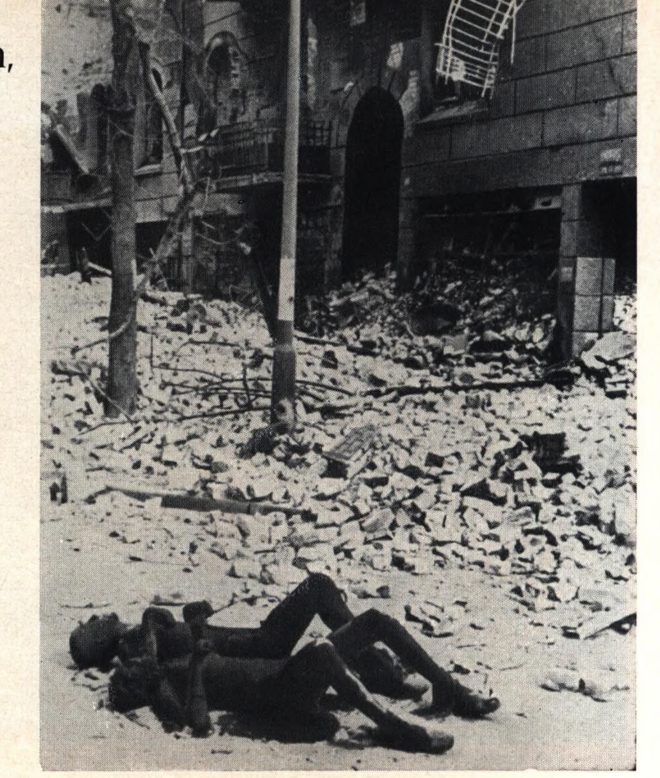
Im Osten mahlt die deutsche Kriegsmaschine weiter und weiter durch den Schlamm der Schwarzen Erde und durch den Staub unermeßlicher Steppen. Die Front wird zu einem Faß ohne Boden, das immer mehr an Menschen verschlingt und Waffen und Munition, Öl und Benzin pausenlos aufschluckt. Über Tausende von Kilometern, auf Zügen und Lastwagen, werden Panzer und Fliegerbomben nach vorn geschleppt, wo sie wie im Nichts verschwinden. *»Vor mir kein Feind und hinter mir kein Nachschub«*, telegraphiert am 5. August 1942 der Chef der Heeresgruppe A, Generaloberst von Kleist, an das FHQ, als er vor Grosny liegenbleibt. Ehe aber der Nachschub wieder heran

Roosevelt mit Churchill in Jalta

Ein Träumer und sein Traum

Brüderlichkeit an der Elbe

„Vernichtet alles: Menschen, Häuser und Vieh . . !"



Von unten gesehen: HAMBURG

Von oben gesehen: KIEL

ist, hat sich der Gegner gefaßt, strömt das amerikanische Material an die sowjetische Front.

Bereits Anfang September hat die Rote Armee die Vorbereitungen der zweiten Winteroffensive begonnen. Als sie im Süden am 19. November unter Shukow losbricht mit einem erdrückenden Übergewicht an Menschen, Artillerie und Panzern, gelingt ihr nirgends die Zerreißung der deutschen Front, nirgends die vernichtende Auflösung der deutschen Armeen. Der Landser krallt sich in den Dreck dieser tausendfach verfluchten Erde und hält dem Sturm in verbissener Wut stand. Jeder Mann, ob Deutscher oder Italiener, ob russischer Hilfswilliger oder belgischer Freiwilliger, weiß, daß es hier nicht nur um Deutschland geht, sondern um die Zukunft des ganzen Erdteiles. Fußbreit um Fußbreit muß der Gegner kämpfen, bis Munitionsmangel, Hunger und Erschöpfung die deutschen Linien zum schrittweisen Zurückweichen zwingen.

Die 6. Armee in Stalingrad ist das erste große Ziel des sowjetischen Angriffs. Westlich und südlich der Stadt gelingen Einbrüche, die in zähem Vorwärtsdrängen auf die Einkreisung der Stadt gerichtet sind. Aushalten! — ist die Parole aus dem FHQ. Ein deutscher Entlastungsangriff mit drei Panzerdivisionen, drei Infanterie- und zwei Kavalleriedivisionen stößt aus Kotelnikowski vor, dringt aber nicht durch. Aushalten! — ist das Rezept, das gleiche wie im Winter zuvor. Doch inzwischen ist vieles anders geworden auf beiden Seiten der Front. Während in Deutschland die letzten Menschenreserven herausgeholt und auf ihren weiten Marsch gebracht werden, strömt in der Sowjetunion jetzt erst der volle Fluß der eigenen Mobilisation wie der fremden Hilfe. Das alte Rezept hilft nicht mehr. Langsam lockert sich der Griff, die Initiative geht in die Hand der Sowjets über, die sie sich nicht mehr entreißen lassen werden.

Am 22. Dezember beginnt der Sturm gegen die deutsche Kaukasus-Armee, die Schritt für Schritt zurückweichen muß. Langsam flammt die sowjetische Offensive an der ganzen Front auf, greift vom Süden über die Mittelfront bis nach Norden, wo sie durch den Sturm auf Schlüsselburg eine Entlastung für Leningrad bringen soll.

Der Scheitelpunkt deutscher militärischer Machtentfaltung ist überschritten. Überall im Osten ist die deutsche Front kurz vor der Entscheidung liegengeblieben. Sie hat sich festgelaufen im Anblick von Leningrad, in den Vorstädten von Moskau und vor den Ölquellen des Kaukasus. Doch nicht nur im Osten hat sich das Kriegsglück endgültig gewandelt, auch auf dem anderen Kriegsschauplatz dieses Jahres tritt die entscheidende Wende ein.

Nebenkriegsschauplatz am Mittelmeer

Das Mittelmeer war für Adolf Hitler ein Nebenkriegsschauplatz. Ohne wirklichen Nachdruck führte er 1940 die Verhandlungen mit Franco, dessen Forderungen Deutschland schließlich hätte erfüllen können, wenn nicht »Barbarossa« alle Kräfte in Anspruch genommen hätte. Ohne Interesse führte Hitler die Gespräche mit den Franzosen und griff nicht ein, als im Oran und Dakar, auf Madagaskar und in Syrien die Kräfte der französischen Kolonialarmee in Kampf mit den Engländern gerieten. Nur zögernd und viel zu spät wird dem Aufstand El Gailanis im Irak Unterstützung gewährt. Gegenüber der Türkei begnügt sich Deutschland mit dem Abschluß des Freundschaftsvertrages vom 18. Juni 1941. Nach Griechenland wird die deutsche Armee nur durch den unglück-

lichen Angriff Italiens gezwungen, durch den eine Flanke gegen »Barbarossa« aufgerissen und die englische Intervention verursacht wurde.

Erst als die Engländer unter Wavell gegen Libyen marschieren, erst als der Herzog von Aosta in Abessinien kapituliert und dadurch stärkere britische Verbände gegen Tripolitanien frei werden, entschließt sich Hitler, von der entscheidenden Aufgabe im Osten einige Kräfte abzuziehen, um in Nordafrika eine Sicherungsaufgabe zugunsten Italiens durchzuführen.

Das deutsche Afrikakorps unter Rommel erhält also einen begrenzten, nur sehr bedingt offensiven Auftrag. Mit seinem Einsatz wird nicht der Versuch unternommen, nach dem Ausfall des »Seelöwen« durch das Unternehmen »Sonnenblume« die Stellung Großbritanniens auf einem anderen Schlachtfelde aus den Angeln zu heben. Rommel soll die Situation in Nordafrika stabilisieren. Mehr soll nicht erreicht werden, um die Gefahr zu vermeiden, die deutschen Kräfte zu zersplittern.

In Hitlers Weisung heißt es: *»Jedenfalls dürfen wir keine wertvollen Verbände irgendwohin geben, wo sie dann brachliegen. Daher werden wir nach Libyen auch keinen Panzerverband, sondern einen Sperrverband schicken, der rascher zu überführen ist und vor der heißen Zeit noch zum Einsatz kommen kann.«*

Der erste Überraschungserfolg gelingt. Rommel findet sich schnell im neuen, ganz fremden Milieu zurecht. Er erkennt, daß er nicht warten darf, bis die britischen Verbände sich sammeln. Er greift in kühnem Angriff zu und steht schon drei Wochen später vor dem Halfaya-Paß an der ägyptischen Grenze.

»Wir hatten nichts«, so schildert Rommel seine Unternehmung, *»ungewollt sind wir eigentlich in diese Operation hineingeschlenkert. Der Feind hatte sie uns aufgenötigt. Aber das Schwerste steht uns noch bevor.«*

Rommel unterschätzt seinen Gegner nicht, er hütet sich vor allem, seine eigenen Kräfte zu überschätzen. Er kann weder das eingeschlossene Tobruk niederzwingen, noch kann er sich auf einen langen hinhaltenden Widerstand gegen die Briten einrichten, die jetzt langsam ihre frei gewordenen Truppen zusammenziehen. Fast zweitausend Kilometer muß sein Nachschub von Tripolis überwinden, soweit er die Hafenstadt überhaupt erreicht.

So beginnt Rommels Zweifrontenkrieg, der eine gegen den Feind, der andere gegen die Stäbe in Italien, gegen Mussolinis Verwaltungsbehörden und gegen Hitlers Hauptquartier. Schiff auf Schiff wird von der englischen Flotte versenkt. Die Eroberung Kretas wird nicht ausgenutzt, um von dort in kürzestem Fluge den Nachschub zur vordersten Front zu werfen. Die italienische Flotte bleibt zu Hause, die italienischen U-Boote können nicht operieren — heißt es —, weil das Mittelmeer zu durchsichtig sei. *»Wozu ist diese Flotte überhaupt gebaut worden«*, fragen sich immer wieder die Männer in Afrika.

Rommel muß wieder zurück. Durch kluge Scheinmanöver versteht er es, jeder Umfassung des Gegners auszuweichen. Zwei Monate lang hält sich das kleine Häuflein, das er unter Major Bach im Halfaya-Paß zurückläßt, und sperrt die einzige große Nachschubstraße gegen die Engländer. Erst am 20. Januar 1942 — ohne Munition, ohne Wasser und ohne Verpflegung — streckt Bach die Waffen und geht mit seiner überlebenden Mannschaft in Gefangenschaft.

Seit November 1941 jubelte schon die britische Presse: *»Wir haben Rommels Streitkräfte zerbrochen.«* — *»Rommel holt seine letzten Reserven heraus.«* — Aber am 21.

Januar muß jetzt Churchill eingestehen: *»Ich kann nicht sagen, wie die Lage in der Cyrenaika im gegenwärtigen Augenblick ist. Wir haben einen sehr kühnen und geschickten Gegner vor uns und, ich darf wohl sagen, einen großen General.«*

Mit diesem Ausspruch wird eines der wenigen ritterlichen Worte in diesem Kriege gesprochen. In der afrikanischen Wüste stehen sich noch Gegner gegenüber, die einander kennen und achten. Noch gilt hier der Mann, sein Mut und seine Kühnheit, noch ist hier nicht das mechanisierte und fanatisierte Kollektiv im Kampf. Der Wüstenfuchs, so nennen Freund und Feind den Chef des deutschen Afrikakorps. Freund und Feind bewundern seine Kunst, achten seine Härte. Legenden ranken sich um seine Fähigkeit, die Schritte des Gegners vorauszuahnen, ihnen auszuweichen oder blitzschnell zuvorzukommen. Selbst in englischen Armeebefehlen ist von *»unserem Freund Rommel«* die Rede.

Die gleiche Achtung bringt man auf dieser Seite der Front auch den Briten entgegen, den tapferen Soldaten der 8. englischen Armee, der Garde in Tobruk, den neuseeländischen und indischen Divisionen. Jeder glaubt an die Gerechtigkeit seiner Sache und gesteht auch dem Gegner den guten Glauben zu. Beide treffen sich im fairen Kampf, in der Achtung vor den geschriebenen und ungeschriebenen Gesetzen der Ritterlichkeit, in der Achtung auch vor dem geschlagenen und gefangenen Feind.

Vorstoß nach Ägypten

Am 26. Mai macht sich das Afrikakorps aus der Gazala-Stellung zu neuem Vorstoß nach Osten auf. Seine Aussichten sind besser als früher, wenn auch noch lange nicht gut. Von 60 000 t Betriebsstoff, die Rommel im März bekommen sollte, hatten nur 13 500 den Weg nach Afrika gefunden. Das deutsche Korps zählt 322 Panzer, die Italiener verfügen über 228 veraltete Kampfwagen und 24 Beutepanzer. Beim Feind rechnet man mit etwa 650 Panzern, die sich in stetigem Strom vermehren. Neun deutsche U-Boote sollen Tobruk und Alexandrien bedrängen. Zugleich hat Hitler die Bombardierung und spätere Besetzung Maltas zugesichert, um diese gefährliche Bedrohung des deutschen Nachschubs auszuschalten.

Gedeckt durch Scheinmanöver mit Panzerattrappen aus Volkswagen und mit Nebelgeräten bricht Rommel auf und kann seinen Gegner Ritchie täuschen. In weitem Bogen durch die Wüste wird der Feind umgangen. Der Kampf um Tobruk flammt auf. Am 20. Juni fällt die Festung. Am 22. Juni — am Tage der zweiten Sommeroffensive an der Ostfront — braust Rommels Korps, aufgeladen mit Beute, Benzin und Munition, weiter gen Osten. 45 000 Gefangene bleiben zurück, 1000 Kampfwagen und gepanzerte Fahrzeuge, 400 Geschütze sind zerstört oder erbeutet worden. Die 8. englische Armee flutet nach Ägypten zurück und läßt bei Sidi Barani ein großes, heiß willkommenes Treibstofflager unangetastet zurück. Der einst hart umkämpfte Halfaya-Paß ist rasch überrannt. Die sechshundert Kilometer von Tobruk bis El Alamain werden in neun Tagen überwunden. El Alamain, der schmale Durchlaß zwischen dem Meer und der undurchdringlichen Kattara-Senke, El Alamain, der Schlüssel zum Nildelta, der Schlüssel zum Sieg ist erreicht. Zwei Autostunden dahinter liegt Alexandrien, nur noch eine Etappe auf dem Wege zum Suezkanal, zur Schlagader des britischen Imperiums.

Doch auch der Feind ist sich des Ernstes der Stunde bewußt. Er hat zwar einen auf-

gelösten Rückzug hinter sich, aber er ist auf seine Ausgangsstellung, auf seine Reserven und auf seine Nachschubbasis zurückgefallen, während Rommel jetzt zweitausenddreihundert Kilometer hinter sich hat.

General Ritchie, der englische Oberbefehlshaber, stopft alles, was er hat und was von vorn kommt, in den Engpaß hinein, die alte australische Elite, die Tobruk vor einem Jahr so zäh verteidigt hat, neue indische Verbände, die im Irak frei geworden sind, die Südafrikaner, die Neuseeländer, die Reste seiner Panzerdivisionen und eine funkelnagelneue Panzereinheit mit neuer Mannschaft aus England. Die wichtigste Waffe aber ist für ihn die britische Luftflotte, die in pausenlosen Tag- und Nachtflügen die einzige schmale Nachschubstraße Rommels mit Bomben belegt und seine Bewegungen an der Front lähmt. Zwanzig Boston-Maschinen aus Amerika, für Moskau bestimmt, werden mit Billigung von Generalissimus Stalin nach Ägypten umgeleitet. Die deutsche Fliegerei aber braucht Wochen, ehe sie ihre Bodenformationen bis in Frontnähe nachgezogen hat.

Der Nachschub bleibt die Crux für das Afrikakorps. Malta ist nicht ausgeschaltet und wird nie genommen. Transporter auf Transporter findet sein Grab auf dem Boden des Mittelmeers. Die Ostfront verschluckt alles an Menschen und Material, verschluckt die Aufmerksamkeit des Führerhauptquartiers. Der Nachschub wird zum Schicksal in Nordafrika, wie er zum Schicksal der Ostfront geworden ist.

Am 1. Juli sind bei Rommel nicht mehr als ganze zwölf Panzer gefechtsbereit. Alles andere ist in Reparatur oder liegt am Rande der Wüstenstraßen. Zwölf Panzer – aber der Angriff muß vorwärts, ehe der Feind zum Atemholen kommt. Am 1. Juli beginnt der Angriff auf die El-Alamain-Stellung. Die 21. Panzerdivision kommt gut voran, aber der 90. Leichten werden bis zum Mittag sämtliche Geschütze durch die englische Luftwaffe zerstört. Armee-Artillerie wird nachgezogen, doch der Angriff bleibt im mörderischen Geschoßhagel liegen.

Am Abend dieses 1. Juli meldet die deutsche Luftaufklärung, daß die englische Flotte den Hafen von Alexandrien verlassen hat. Der Gegner rechnet mit dem Verlust des Duells.

Am 3. Juli treten die Deutschen wiederum zum Angriff an. Trotz der feindlichen Gegenstöße mit Hunderten von Tanks schiebt sich die deutsche Front näher und näher an den Kern des Passes heran. Die 8,8 Flak schießt mit einer Handvoll Geschütze einhundertdreißig englische Panzer zusammen. Ein schwerer Einbruch der Neuseeländer zersprengt die italienische Division Ariete, doch auch diese Krise wird überwunden. Die Munition ist knapp, doch man findet dort noch tausendfünfhundert Schuß 8,7-Beutemunition und dort noch fünfhundert Granaten.

Aber während aus England mit höchster Energie sämtliche verfügbaren Mittel an diese Front, an diesen einen kleinen Punkt geworfen werden, ohne Zaudern, ohne bürokratische Hemmung, bis der Riegel doppelt und dreifach gesichert ist, verlangt auf deutscher Seite eine dreitausend Kilometer lange Front unermüdlich den Einsatz der letzten Reserven – für die Nebenfront in Afrika bleibt wenig übrig. Zu spät kommt die Erkenntnis, daß Rommel mit seinen geringen Kräften bei El Alamain einen entscheidenden Schlag tun könnte, wenn – ja, wenn er seit Monaten mehr als das Notwendigste für den Tag bekommen hätte. Es bleibt bei dem zermürbenden Durch- und Gegeneinander der deutschen Instanzen, den deutschen und italienischen Auseinandersetzungen und der

schwierigen, nur mit größtem Takt zu überwindenden Eifersüchteleien zwischen deutschen und italienischen Stäben in der afrikanischen Truppe selbst.

Die deutschen Kräfte zermürben sich in Angriff und Gegenangriff. Die Briten setzen ihre Panzer auf die italienischen Divisionen an. Am 10. Juli wird die Sabrata auseinandergetrieben und gefangengenommen. Am 15. geht es über die Brescia her, zwei Tage später gegen die Trento und die Trieste. Die Einbrüche können abgeriegelt werden. Hunderte feindlicher Panzer gehen in Flammen auf, aber ihre Zahl nimmt zu. Die Nachschubschlacht läuft ununterbrochen für die Engländer und gegen die Achsentruppen. Von sechstausend zugesagten Tonnen Benzin kommen in diesen Tagen nur tausend bis nach Afrika.

Noch immer tobt die Schlacht unentschieden, noch immer führt Rommel Angriff auf Angriff, noch immer erringt er Geländegewinne und tastet sich langsam in den Rücken des Feindes vor. Der letzte Griff zur Umfassung des Feindes aber wird von einem italienischen Offizier an Montgomery, den neuen Chef der britischen Armee, verraten und bricht schon in der Entwicklung zusammen.

Immer wuchtiger wird das Feuer des Gegners, immer dichter folgt Welle auf Welle seiner Luftwaffe. Langsam erstarren die Fronten. Rommel zieht die äußerste Spitze der südlichen Flankierung zurück und verzichtet auf weitere zermürbende und ergebnislose Angriffe.

Rommel fliegt ins Führerhauptquartier, um Adolf Hitler in ernstesten Worten die Lage auf dem afrikanischen Kriegsschauplatz darzulegen. Er schildert, wie ungünstig sich das Kräfteverhältnis mit jedem Tage verschiebt, wie an jedem Tag die Entbehrungen der Truppe größer, Material und Munition aber weniger und weniger werden. Schon jetzt stehen 65 000 Mann der Achsentruppe mit 65 Panzern und einem Kraftfahrzeugpark, der zu 85 Prozent aus Beute stammt, den Truppen Montgomerys gegenüber, die 150 000 Mann zählen und über 1114 Panzer verfügen, abgesehen von ihrer entscheidenden Überlegenheit in der Luft. Der Munitionsverbrauch des Gegners erreicht allmählich das Fünfhundertfache des eigenen Einsatzes.

Hitler sagt Rommel die Erfüllung seiner Wünsche zu. Befehle gehen heraus, aber sie bleiben auf dem Papier stehen. Von dem wenigen, was wirklich zur Verladung kommt, landet oft mehr als die Hälfte auf dem Grund des Meeres. Es gelingt, die Zahl der Panzer bis auf 530 zu bringen. General Ramkes 3376 Fallschirmjäger, eine hochqualifizierte Truppe, wird nach Afrika in den Erdkampf geworfen. Von Kreta kommt die 164. Leichte Division. Doch bald zählt das Afrikakorps durch Kampf- und Krankheitsverluste weniger Mannschaften als zuvor. Denn in Paris sitzt ein deutscher Abwehroffizier namens Kemritz, der den gesamten Nachschubverkehr Rommels an den Feind verrät.

Der Anfang vom Ende

Als Montgomery seine entscheidende Offensive am 23. Oktober eröffnet, beginnt er, mit dem Riesenhammer seiner Artillerie und seiner Luftwaffe die Stellung des Gegners Stück um Stück, Punkt um Punkt zu zerschlagen. Rommels Truppen kämpfen mit unerschütterlicher Härte bis zum letzten Schuß Munition, ehe sie eine Stellung aufgeben.

Der Feind meldet, unter seinen Gefangenen sei kein Soldat ohne Verwundung. Die Briten haben schwere Verluste an Menschen und Panzern, viel schwerer als die deutsche Seite. Doch schnell wendet sich das Blatt. Rommel meldet am 2. November ins Führerhauptquartier: *»Die Kraft der Armee ist nach zehn Tagen härtesten Kampfes gegen vielfache britische Überlegenheit zu Lande und in der Luft trotz des heutigen Abwehrerfolges erschöpft. Die Armee wird daher nicht mehr in der Lage sein, einen heute nacht oder morgen zu erwartenden erneuten Durchbruchsversuch starker feindlicher Panzerverbände zu verhindern ... Bei dieser Lage muß trotz des heldenhaften Widerstandes und vorzüglichen Geistes der Truppen mit der allmählichen Vernichtung der Armee gerechnet werden.«*

Die Antwort Hitlers lautet nicht anders als die, die er in der gleichen Zeitspanne an die 6. Armee in Stalingrad gibt: *»Mit mir verfolgt das deutsche Volk in gläubigem Vertrauen auf Ihre Führerpersönlichkeit und auf die Tapferkeit der Ihnen unterstellten deutschen und italienischen Truppen den heldenhaften Abwehrkampf in Ägypten. In der Lage, in der Sie sich befinden, kann es keinen anderen Gedanken geben, als auszuharren, keinen Schritt zu weichen und jede Waffe und jeden Kämpfer, die noch freigemacht werden können, in die Schlacht zu werfen ... Trotz seiner Überlegenheit wird auch der Feind am Ende seiner Kraft sein. Es wäre nicht das erstemal in der Geschichte, daß der stärkere Wille über die stärkeren Bataillone triumphierte. Ihrer Truppe aber können Sie keinen anderen Weg zeigen, als den zum Siege oder zum Tode.«*

Rommel gehorcht dieser Weisung und erläßt den Befehl, *»die jetzige Stellung bis zum Äußersten zu verteidigen«*.

Doch der Feind ist nicht *»am Ende seiner Kraft«*. Aus der Fülle ihrer einhundertachtzig Millionen Menschen und aus den Giganten ihrer asiatischen Industriebauten wirft die Sowjetunion Division um Division, Panzer um Panzer, Geschütz um Geschütz an die Front. Großbritannien mobilisiert die letzten Reserven seines Imperiums, von der englischen Insel, von Kanada und Südafrika bis zum Mittelosten, Indien und Australien. Jenseits des Atlantik schließlich kommt jetzt erst die größte Produktionsmaschine unserer Zeit auf volle Touren. Es gibt keine Arbeitslosen mehr in Roosevelts Amerika. Das ganze Land ist eine einzige Rüstungswerkstatt, unerreichbar für den Feind – dennoch zur äußersten Leistung angetrieben durch die Propagandapeitsche vom deutschen Weltherrschaftsanspruch. Die Weltvorräte an Öl, Kautschuk, Mangan, die vielfach größere Stahlproduktion stehen auf der alliierten Seite. Und auch das Menschenreservoir der Kolonialvölker läßt sich ein letztes Mal von Weiß gegen Weiß in den Kampf treiben.

Auf der anderen Seite steht die Achse, steht Deutschland, das seine Front vom Weißen Meer bis zu den Gebirgen des Kaukasus in unaufhörlicher Anspannung hält, das die europäische Küste vom Nordkap bis zur Biskaya sichern muß, das mit Italien die ägyptische Front zu halten sucht. Der Kampfgeist seiner Truppen ist vorzüglich. Auch der finnische Verbündete kämpft mit zäher Entschlossenheit, ebenso wie die Italiener, wenn sie unter guter Führung stehen. Vor allem die Schwarzhemden wie die Division der Jungfaschisten in Nordafrika und die Divisionen im Osten unter General Giovanni Messe sind tüchtige Soldaten. Mit der gleichen ungebrochenen Härte kämpfen die Divisionen und Legionen vieler Völker Europas vom Atlantik bis zum Ural.

Doch sie alle kämpfen politisch auf verlorenem Posten, sie kämpfen auch militärisch einen aussichtslosen Kampf. Ihre soldatische Tapferkeit ist über jeden Zweifel erhaben.

Doch tapfer ist auch der Gegner. Was den Ausschlag gibt, ist die erdrückende Überzahl und die überwältigte Fülle des Materials auf seiten der »Großen Koalition«.

Der Feind ist nicht am Ende seiner Kraft. Er hat seine Schwäche überwunden und zermalmt Rommels Stellungen. Er zwingt ihn wieder zum Ausweichen, er zwingt ihn wieder zu einem Rückzug, der dieses Mal nicht wieder wie eine elastische Feder zurück zum Angriff schnellen kann.

Denn am 7. November rollt der erste große strategische Gegenschlag gegen die Achse: die anglo-amerikanische Invasion gegen Französisch-Nordafrika, die Operation »Torch«.

Jetzt rächt sich der absolute Mangel einer tragfähigen politischen Idee im FHQ, jetzt rächt sich die »Kriegführung ohne Politik«. Jetzt rächt sich die hinhaltende Politik Hitlers gegenüber Frankreich. Botschafter Abetz hat in Paris das Unmögliche versucht: gegen Hitlers Willen eine echte deutsch-französische Zusammenarbeit aufzubauen. Pétain, Laval, Darlan und mit ihnen die überwiegende Masse des französischen Volkes haben ihre Bereitschaft zu einer ehrenhaften Partnerschaft angeboten. Hitler antwortete ihnen nicht.

Franzosen kämpften, wie wir wissen, in Oran und Dakar, in Syrien und auf Madagaskar gegen die Engländer. Franzosen kämpfen im Osten gegen die Rote Armee. Millionen von Franzosen in Frankreich und Hunderttausende in Deutschland arbeiten für die gemeinsame Sache — doch alle werden enttäuscht. Erbittert ziehen sie sich zurück. Zugleich sehen sie den deutschen Sieg, die militärischen Erfolge Deutschlands zerbröckeln und beginnen auf den Sieg der Alliierten zu setzen.

Die Operation »Torch« trifft auf die Waffen der französischen Kolonialarmee. *»Die Landung bei Casablanca ging angesichts eines erbitterten Widerstandes nur sehr langsam vonstatten«*, heißt es in einem britischen Bericht.

Doch dann geht Darlan, enttäuscht und verbittert, ins alliierte Lager über. Er überwindet seine Abneigung gegen die Engländer und übernimmt am 8. November persönlich die Führung in Nordafrika. Der französische Widerstand bricht zusammen, die Landung der Alliierten gewinnt Raum.

Vichy reagiert mit der Feststellung, daß die USA die Beziehungen zu Frankreich durch ihren unprovozierten Angriff auf französisches Territorium zerrissen habe. Der USA-Geschäftsträger in Vichy macht am 8. abends den Vorschlag, die neue Lage durch ein Abkommen zu klären, aber Pétain lehnt ab. Die USA verkünden daraufhin, daß ganz Frankreich künftig als Feindgebiet anzusehen sei.

Jetzt erst ruft man im Führerhauptquartier nach den Franzosen, um ihnen das späte Ja auf ihre mehrfachen Angebote zu sagen. Hitler sei bereit, mit Frankreich »durch dick und dünn zu gehen«. Vor kurzem noch hat er die italienischen Forderungen als Hemmschuh einer deutsch-französischen Zusammenarbeit bezeichnet: *»Frankreich wird sie nie annehmen, ich aber muß sie zu den meinen machen!«* Erst die Operation »Torch« läßt Mussolini bescheidener werden. Am 10. November trifft Hitler mit Laval und Ciano zusammen, der des Duces Einwilligung zu Hitlers Vorschlägen an Frankreich mitbringt. Aber Laval sagt nein. Das Gespräch bleibt höflich und zurückhaltend auf beiden Seiten. Man hat sich nichts mehr zu sagen. Es ist zu spät.

Der Widerstand in Algier bricht zusammen, auch Marokko wird bald die Waffen strecken. Der Abfall Darlans wird in Deutschland bekannt. Hitler glaubt sich getäuscht

und befiehlt am 11. November den Einmarsch in das unbesetzte Frankreich. Noch bleibt Toulon frei. Da gibt Darlan den Befehl an die dort liegende französische Flotte, nach Nordafrika überzuwechseln. Der Befehl wird nicht befolgt, aber die Unruhe ist groß, die Ungewißheit wächst auf beiden Seiten. Hitler will Klarheit und setzt am 19. November früh zur Besetzung Toulons an. Im Handstreich wird geringfügiger Widerstand überrannt, aber die Flotte, die nicht auslaufbereit ist, sucht den ehrenvollen Untergang und versenkt sich selbst.

Mit der Flotte versinkt auch der große Traum der besten Söhne Deutschlands und Frankreichs von einer echten Gemeinsamkeit der zwei großen europäischen Nationen.

Die Achsen-Streitkräfte in Nordafrika haben jetzt einen echten Zweifrontenkrieg zu führen, doch ihr Material reicht nicht einmal für eine der beiden Fronten. Zu spät ist jetzt plötzlich der Nachschub da an Menschen und Material, der Bombeneinsatz gegen Malta und der Einsatz der italienischen Flotte. Langsam und stetig drücken die beiden feindlichen Fronten die Achsenkräfte zusammen und zwingen sie zum Ausweichen nach Tunis.

Langsam und stetig dringen auch im Osten die Panzer der Roten Armee gegen Stalingrad vor.

Drei Jahre der Siege sind vergangen, drei Jahre der Niederlagen dämmern herauf.

XII. BUCH

1943: DIE ACHSE ZERBRICHT

Trojanisches Pferd

Die Landung in Nordafrika und die sowjetische Winteroffensive schlagen beide mit so heftigen Schlägen zu, daß die Achse für das Jahr 1943 nicht nur in die Defensive gedrängt wird, sondern daß sie in diesem Jahre zerbricht.

Am 3. Februar kapituliert Stalingrad. Hitler hat einen Ausbruchsversuch General Paulus' abgelehnt. Er will das richtige Rezept des vorigen Winters noch einmal anwenden, um Igelstellungen jenseits der Front zu halten, die den Feind im Rücken bedräuen und der Sommeroffensive des nächsten Jahres als vorgeschobene Stützpunkte dienen können. Man täuscht sich auf deutscher Seite, auch in militärischen Kreisen, über die Reserven der Sowjets. Noch zwei oder drei Divisionen stehen hinter der Wolga, schätzt man. Es sind aber mehr als siebzig. Hinten in Sibirien werden vierhundert neue Divisionen aufgestellt, von denen zweihundert die Fernöstliche Armee für alle Eventualitäten stark machen sollen, während die anderen zweihundert für die Westfront bestimmt sind, die damit auf fast sechshundert Divisionen zu acht- bis zehntausend Mann aufgefüllt wird.

Stalingrad kapituliert nach einem fast dreimonatigen Kampf um jeden Stadtteil, um jeden Häuserblock, um jedes Haus, um jeden Ruinenfetzen, um jedes Granatloch. Nach einem Kampf gegen Hunger und Kälte, nach einem Kampf bis zur letzten Patrone taumeln die Überlebenden der einst stolzen 6. Armee apathisch in die Gefangenschaft.

Neunzigtausend Überlebende ergeben sich und gehen einem Schicksal entgegen, welches bisher kaum ein deutscher Soldat kennengelernt und das so manch einer von ihnen nicht überlebt. Sie sehen den Tod durch Typhus und Ruhr, durch Hunger und Kälte, durch Kugel und Strick vor sich. Zehntausende täuschen sich nicht in ihren schlimmsten Befürchtungen. Sie werden am Rande endloser Straßen liegen bleiben, sie werden in

sibirischen Lagern verkommen, sie werden in Gruben und Schächten über ihrem Werkzeug zusammenbrechen.

Aber für eine kleine auserwählte Zahl von Offizieren und Mannschaften bricht eine Zeit voller Wunder und Überraschungen an. Sie werden aus dem Grausen der Sterbelager oder der Einzelzellen in der Lubjanka herausgesammelt und in Lager gebracht, die den Namen nicht mehr verdienen. Alte Adelsvillen in der Nähe Moskaus erwarten sie mit sauberen Zimmern und frisch bezogenen Betten. Elegante Sowjetoffiziere führen Verhöre im Plauderton bei Tee und Papyrossen durch. Sie fragen nach Verwandten aus preußischen Adelskreisen, nach bekannten Kirchenfürsten oder Großindustriellen. Kein Wort von Marxismus, von Klassenkampf oder proletarischer Revolution.

Die Sowjets haben umgelernt. Pieck, Ulbricht und Genossen, die seit 1933 im Moskauer Exil leben und von der deutschen Entwicklung in den vergangenen Jahren nichts begriffen haben, sind mit ihren alten Parolen elend gescheitert. An der Front wurden sie verlacht, und selbst die wenigen Gefangenen bisher zeigten den pelzumhüllten Vorkämpfern des Proletariats nur die kalte Schulter.

So müssen die deutschen Genossen jetzt beiseite treten und Platz machen für eine nationale Propaganda, die von geschickten russischen Emissären mit Glacéhandschuhen serviert und von deutschen Offizieren weitergereicht wird.

»Deutschland und Rußland sind in der Geschichte immer stark gewesen, wenn sie vereint standen, sie sind immer ins Verderben geraten, wenn sie die Waffen gegeneinander erhoben. Stalin wollte Frieden mit Deutschland und meinte es ehrlich mit dem Pakt von Moskau. Hitler hat diesen Vertrag gebrochen und dadurch Deutschland in Krieg und Untergang verstrickt. Sache jedes verantwortungsbewußten Deutschen ist es, Hitlers Macht zu stürzen, ein freies und starkes Deutschland aus dem Kriege zu retten und die alte Tradition Yorck von Wartenburgs und Bismarcks Seite an Seite mit der Sowjetunion weiterzuführen.« —

Es finden sich deutsche Soldaten und Offiziere, die nach solchen Erklärungen wie nach einem Strohhalm greifen. Sie sind durch die Hölle von Stalingrad gegangen, sie fühlten sich verraten und verlassen von Hitler, sie sahen dem sicheren Tod ins Auge — und jetzt wird ihnen Leben und Zukunft geboten. Sie greifen nach diesem Strohhalm, sie wollen glauben, daß die Verheißungen der Sowjets echt sind, daß sie einen Halt bieten nicht nur für die eigene Rettung, sondern auch für die Rettung der Heimat.

Es sind nicht viele, die ja sagen, es sind nicht viele, die sich über den Fahneneid hinwegsetzen. Erst als General von Seydlitz ins andere Lager übergeht, folgen ihm einige Generale, eine Schar von Offizieren und Mannschaften. Am 14. September tritt in schwarz-weiß-roter Umrandung das Nationalkomitee Freies Deutschland und der Bund Deutscher Offiziere mit einem Manifest an die Wehrmacht und an das deutsche Volk hervor.

»Deutschland darf nicht sterben! Es geht jetzt um Sein oder Nichtsein unseres Vaterlandes . . . Wenn das deutsche Volk sich jedoch rechtzeitig ermannt und durch seine Taten beweist, daß es ein freies Volk sein will, und entschlossen ist, Deutschland von Hitler zu befreien, erobert es sich das Recht, über sein künftiges Schicksal zu bestimmen und in der Welt gehört zu werden. Das ist der einzige Weg zur Rettung des Bestandes, der Freiheit und der Ehre der deutschen Nation.«

Fünfzig Generale unterzeichnen den Aufruf. Mehr als die Hälfte von ihnen aber

fällt wieder ab. Mehr als zweihundertfünfzig Generale widerstehen dem unerhörten seelischen und physischen Druck der sowjetischen Gefangenschaft und verharren in eisiger Ablehnung. Seydlitz spricht in ihren Versammlungen. Sie hören ihn kurz an und schicken ihn mit dem Ruf »Landesverräter« wieder seines Weges.

Die Ernüchterung setzt ein. Man beginnt zu ahnen, daß man im Schock der ersten Stunde einer Verheißung gefolgt ist, die nicht echt war. Man durchschaut, daß die Emigranten in Moskau die entscheidende Rolle spielen, und daß die nationale Verbrämung letzten Endes nur dazu gedient hat, einige Werkzeuge zur Unterminierung der deutschen Front und der Heimat zu gewinnen.

Dieses Instrument erweist sich noch dazu als untauglich. Der Propagandaeinsatz gegen die deutsche Front bleibt unwirksam. Als Seydlitz im Sommer 1944 einen Großeinsatz gegen den Kessel von Tscherkassy unternimmt, persönliche Briefe an die Kommandanten durchschleust und ein Trommelfeuer von Flugblättern und Radiomeldungen auf die Eingeschlossenen niedergehen läßt, zieht die Besatzung des Kessels vor, nicht in die Segnungen Stalinscher Verheißungen zu gehen, sondern sich in einem Gemetzel ohnegleichen zur Hitlerschen Tyrannei durchzuschlagen.

Der Todesstoß für das Nationalkomitee und den Bund Deutscher Offiziere ist schließlich der 20. Juli 1944, der Fehlschlag des Attentats gegen Hitler. Nach diesem Datum kommt kaum noch ein Offizier der Roten Armee zu Unterhaltungen in das BDO-Lager nach Lunowo. Die Kommunisten machen sich wieder breit, die Antifa-Schüler sprechen das große Wort. Der Kurs ist klar, das kleine Häuflein bröckelt zusammen bis auf ein paar Renegaten, die um ihrer persönlichen Karriere willen weitermarschieren bis in die Volkspolizei der sowjetischen Besatzungszone.

Die Zwecke, die Moskau mit diesem ganzen vielumrätselten Unternehmen verfolgte, dürften heute gut überschaubar sein. So wie die sowjetische Innenpolitik in der Stunde der Gefahr das nationale Empfinden wieder ansprach, nachdem die ganze Litanei des Marxismus versagt hatte, so suchten sie auch in der Außenpolitik nach den gleichen Hilfsquellen. Sie täuschten ihre demokratischen Bundesgenossen durch geschickte Manöver und sie blendeten auch die deutschen Gefangenen durch den Ausblick auf einen baldigen und erträglichen Frieden.

Stalin gewann dreierlei: erstens ein Mittel der Spionage und der Diversion, die bis in das Führerhauptquartier reichte, zweitens ein Reservoir von Kräften, die noch heute in Mitteldeutschland das Spiel des Kremls spielen, und als drittes schließlich das Wichtigste, eine Trumpfkarte für das Spiel mit Roosevelt und Churchill, für die ein überlebendes Deutschland an der Seite der Sowjetunion ein schrecklicher Alpdruck war.

Stalins Regie kennt die Schwächen seines Publikums. Er läßt den Schatten des Gespenstes von Lunowo dunkel und drohend auf den Konferenztisch von Moskau und Teheran fallen. Er spricht kein Wort davon, um so tiefer ist die Wirkung seines Tricks. Roosevelt und Churchill haben Krieg bis zur totalen Niederlage Deutschlands verkündet. Stalin lobt sie sehr, aber — er hat im Hintergrunde sein Nationalkomitee und seinen BDO, die er nach vorn schieben kann, sobald es etwa seinen Partnern einfallen sollte, ihre Deutschlandpolitik umzuschalten. Mit einer Handvoll guter Namen und ein paar Dutzend Mann, gepreßt zu Statisten in den Zellen der Lubianka, täuscht er die Möglichkeit einer deutsch-sowjetischen Allianz vor, die er zugleich in den Schweigelagern Sibiriens für immer zerschlägt.

In London setzt man schüchtern zu einem Gegenzug an. Eden erklärt, Großbritannien könne das Moskauer Nationalkomitee nicht anerkennen. Am 26. September berichtet die britische Presse von der Gründungssitzung einer »Freien Deutschen Bewegung« in London, auf welcher der Beschluß gefaßt wird, Beziehungen zu dem Moskauer Nationalkomitee aufzunehmen. Aber schnell verschwindet diese »Bewegung« in der Versenkung. Man darf den sowjetischen Bundesgenossen nicht reizen.

So bleibt es dem Kreml vorbehalten, den einzigen politischen Einsatz im Kriege gegen Deutschland zu leisten, indem er ein trojanisches Pferd in die Burg seiner Bundesgenossen schickt.

»Bringen Sie mir einen Frieden . . .«

Drei Monate nach dem Fall von Stalingrad schlägt die letzte Stunde für die Achsentruppen in Nordafrika. Tunis kapituliert am 7. Mai. Damit ist auch das Schicksal Italiens besiegelt. Schon am 10. Juli landen die Alliierten auf Sizilien. Mussolinis Regime übersteht diese Bedrängnis nicht. Am 25. Juli wird der Duce abgesetzt und verhaftet. Das Königshaus sucht durch eine schnelle Wendung den zerstörenden Krieg von seinem Lande abzuwenden. Es folgt einer alten Tradition, denn schon Machiavelli stellte fest, daß das Haus Savoyen noch nie einen Krieg mit demselben Bundesgenossen beendet habe, mit dem es ihn begann — es sei denn, der Krieg dauerte lang genug, um die Fronten zweimal zu wechseln.

Am 3. September beginnt die Invasion der Appenin-Halbinsel. Botschafter Rahn wird als letzte Feuerwehr nach Rom geschickt. Der König und Marschall Badoglio versichern ihm am Vormittag des 8. September, feierlich auf ihre Degen schwörend, Italien werde nie einen Sonderfrieden verhandeln. Beide sprachen die Wahrheit, denn die Verhandlungen waren bereits abgeschlossen. Schon am Nachmittag des gleichen Tages verkündete der englische Rundfunk die Kapitulation des Königreiches Italien.

Diese Bekanntgabe ihres Verrates kam für die beiden ehrenwerten Gentlemen zu früh. Sie hatten vorgesehen, die Ahnungslosigkeit ihres Bundesgenossen auszunutzen, um in einem Handstreich die deutschen Truppen in Italien zu entwaffnen. Dieses Überraschungsmoment ist nun verpufft. Zwar befinden sich die verhältnismäßig schwachen deutschen Kräfte in Italien in einer verzweifelten Lage. Italienische Truppen erheben ihre Waffen gegen den Bundesgenossen von gestern. Aber die Schwarzhemden wollen weiterkämpfen, weitere Teile der italienischen Wehrmacht stoßen zu ihnen. Es ist eine erstaunliche Leistung der militärischen Führung und der Truppe, daß aus diesem Durcheinander noch einmal eine Front gegen den schnell vordringenden Gegner aufgebaut wird.

Noch einmal gibt es eine großartige Sensation für die Achse: am 15. September wird Mussolini durch den kühnen Handstreich Skorzenys aus seiner Gefangenschaft auf dem Gran Sasso befreit. Er ruft die Faschistische Republik Italien aus. Die deutsche Front in Italien wird stärker, aber nicht stark genug, um mehr als hinhaltenden Widerstand zu leisten.

Der dritte vernichtende Hieb trifft die deutsche U-Boot-Waffe. Noch am 1. Januar dieses Jahres hat Hitler beschlossen, alle großen Einheiten der Kriegsmarine abzuwracken. Sie passen nicht mehr in die moderne bewegliche Kriegführung, sie verschlin-

gen zu große Materialmengen, erfordern zu lange Bauzeiten und zu viel an hochqualifiziertem Personal. Großadmiral Raeder wird am 1. Februar in die Wüste geschickt. Er war ein Feind der Ostpläne Hitlers und ein unbequemer Mahner, der immer wieder auf die Wichtigkeit der Auseinandersetzung mit England und des Kampfes im Mittelmeer hingewiesen hat. An seine Stelle tritt Dönitz, bisher Chef der U-Boot-Flotte, die jetzt ihre große Zeit erleben soll. Aber schon im gleichen Februar kehren neunzehn U-Boote nicht mehr von der Feindfahrt zurück. Im März sind es fünfzehn, im April sechzehn. Im Mai aber werden siebenunddreißig Boote zum nassen Grab für ihre Mannschaften.

Dönitz spricht am 31. Mai zu Hitler von der *»gegenwärtigen Krise« und* muß eingestehen: *». . . der entscheidende Faktor ist eine neue Lokalisierungseinrichtung.«* Es ist das Radargerät, die Braunsche Röhre, die mit einem Schlage die Atlantikschlacht gegen Deutschland entscheidet.

Nach der britischen Berichterstattung war das Jahr 1942 ein Jahr schwerster Sorge gewesen. Der November allein hatte 143 Schiffe mit 860 000 BRT auf den Meeresgrund gesandt. Das ist jetzt überstanden. Nutzlos liegt die eben noch so drohende Aufmarschküste von Norwegen bis Südfrankreich der englischen Insel gegenüber. Die Neubauten auf amerikanischen und britischen Werften übersteigen jetzt die Verluste. In dichtem Strom fahren gut gesicherte Geleitzüge über die Ozeane und bringen das gewaltige Rüstungspotential des Neuen Erdteils zum Einsatz auf den europäischen und fernöstlichen Kriegsschauplätzen.

Nutzlos sind die Anstrengungen auf den deutschen U-Boot-Werften. Trotz der hohen Verluste der letzten Monate sind am 1. Juni 453 Boote verfügbar. Insgesamt werden während des ganzen Krieges 1160 in den Dienst gestellt. Aber über 700 Boote gehen zu Grunde. Von 39 000 Mann Besatzung kehren 33 000 nicht mehr zurück — die schrecklichste Todesbilanz dieses schrecklichen Krieges.

»Der Kampfgeist dieser Männer«, sagt der offizielle britische Rechenschaftsbericht über die Atlantikschlacht, *»bleibt unerschütterlich bis zum bitteren Ende.«*

Der Wettlauf um die Zeit ist verloren. Keiner der siegreichen Blitzfeldzüge hat die Entscheidung erreichen können. Die deutsche Kraft ist über ein unendlich breites Areal verzettelt. Sie vermag überall nur noch dünne Verteidigungslinien zu halten, kann sich aber nicht mehr zu durchbrechendem Schlage sammeln. Eine militärische Entscheidung gegen England ist verpaßt, die militärische Entscheidung gegen die Sowjetunion ist mißlungen, die p o l i t i s c h e Entscheidung in Europa nicht erstrebt worden. Der Krieg ist nicht mehr ein kühnes Wagnis, ein rascher Zugriff nach dem Mantel der Schicksalsgöttin. Er ist auch nicht mehr die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, er ist nur noch ein Gegeneinander der Materie, ein Rechenexempel um Divisionen und Schiffsraum, um Stahl und Öl. Eine einfache Rechnung aus wenigen Zahlen, eine Rechnung, deren negatives Resultat für Deutschland nur noch ein Wunder abwenden kann.

Glaubt Hitler an ein solches Wunder? Er sagt es, er gibt sich den Anschein, es zu glauben. Aber als aus der völlig verfehlten Sommeroffensive bei Kursk am 5. Juli nicht mehr als nur ein Störungsschlag gegen den sowjetischen Großangriff wird, der sechs Tage später mit verlustreichen Schlachten anhebt, als Mussolinis Staatswesen zusammenbricht und das große U-Boot-Sterben beginnt, da lüftet Hitler für einen Augenblick den Schleier über seinen Sorgen und sagt zu Ribbentrop: *»Bringen Sie mir einen Frieden mit England oder mit Rußland.«*

Der Reichsaußenminister fragt zurück, welchen der beiden Partner er denn vorziehe. *»Selbstverständlich England, aber wenn Sie das nicht schaffen, dann bringen Sie mir Rußland.«*

Ribbentrop streckt vorsichtige Fühler über die Schweiz und Portugal nach Westen aus, sehr vorsichtige Fühler, die später von den beauftragten Verbindungsleuten als Beitrag zum Widerstand auf ihr privates Konto verrechnet werden. Zugleich aber fällt ihm ein Angebot der Sowjets in den Briefkasten. In Stockholm sitzt ein Mann, der im Laufe des Jahres 1943 sich dreimal erbietet, den Faden zwischen Kreml und Wolfsschanze zu spinnen.

Doch Hitler ist mehr als mißtrauisch gegen diese unerwartete Offerte. Zwar entwickelt der sowjetische Mittelsmann eine überzeugende Kette von Gründen, warum der Kreml jetzt noch, nach Stalingrad, sich mit Deutschland vergleichen wolle. Moskau hält die Staatsmänner in Washington und London für zu intelligent, als daß sie ernstlich an ein friedliches Zusammenleben mit dem Sowjetstaat glauben könnten. Die Westmächte würden die Sowjetunion gegen Deutschland bluten lassen, um ihr dann vor den Toren Versailles-Europas den Fangstoß zu versetzen. Noch stehen die deutschen Armeen tief im Lande, noch sind Hunderttausende von Quadratkilometern in mörderischem Kampf zurückzuerobern. Die Deutschen werden sich, so meint Moskau, um so verbissener schlagen, je mehr die Front auf die Grenzen ihrer Heimat aufrückt. Weiterhin ist man im Kreml besorgt, daß der Westen eines Tages sich mit den Deutschen vertragen könne, auch mit dem Nationalsozialismus, in dem Stalin nichts anderes sehen kann als einen »Einpeitscher des Kapitalismus«. Also lieber ein vorläufiger Verzicht auf eine mühsame und gefährliche Ernte in Europa, um in Asien mühelos und schnell die Früchte zu pflücken, die in den kolonialen und halbkolonialen Gebieten unter der Pflege der Westmächte allenthalben so schön heranreifen.

»Dort in China liegt die Entscheidung des nächsten Jahrhunderts, dort in China wird um die Weltherrschaft gekämpft, für China will der Herr im Kreml sein Pulver trocken halten und seine Kräfte sparen», lautet der Schlußsatz des Stockholmer Mittelsmannes.

Hitler traut diesem Sirenengesang nicht. Er weist auch die japanischen Vermittlungsanträge zwischen Berlin und Moskau ab. Er vermutet hinter dem Ganzen eine Provokation, die nur bestimmt sei, Stalin Trümpfe in die Hand zu spielen für die Partie mit seinen Alliierten, von denen er die zweite Front in Europa, die große Zange gegen Deutschland erpressen will.

Bedingungslose Unterwerfung

Hitler schlägt die vagen und gefährlichen Möglichkeiten des Ausgleichs nach Osten aus. Er findet auch nach Westen keinen Weg, so beharrlich er bei der Suche bleibt. Im Sommer 1944 spricht er zu Speer über seine Hoffnung auf eine Verständigung mit den Westmächten durch geheime Verhandlungen. Noch bis in das Jahr 1945 reichen seine Versuche, aber sie bleiben erfolglos. Denn in Casablanca hat der Westen mit einem harten Knall die Tür zu jeder politischen Beendigung des Krieges zugeworfen.

Am 23. Januar 1943 verkünden Roosevelt und Churchill auf ihrer Konferenz in Casablanca das Prinzip des unconditional surrender, der bedingungslosen Kapitulation.

Bedeutet diese Formel der bedingungslosen Unterwerfung die Preisgabe des Besiegten an die bedingungslose, von allen überlebten Rücksichten befreite Willkür des Siegers? Daß sie nichts Gutes bedeutet, geht schon aus der peinlichen Debatte vor dem Unterhaus hervor, in der später, am 21. Juli 1949, Churchill die Angriffe der Labour-Leute von sich abzuweisen sucht: *»Ich habe den Ausdruck ›bedingungslose Kapitulation‹ zum ersten Male auf den Lippen Präsident Roosevelts gehört. Ich wurde vorher nicht befragt, sondern mußte an Ort und Stelle blitzschnell entscheiden, ob unsere weltpolitische Situation mich dazu berechtigt, meine Unterstützung zu versagen. Ich gab sie, aber die Idee ist nicht in meinem Kopfe entstanden.«* Diese Worte Churchills aber widersprechen der Erklärung, die er unmittelbar nach der Konferenz von Casablanca am 11. Februar 1943 im Unterhaus abgab: *»Nur nach voller, kühler, nüchterner und ausgereifter Betrachtung dieser Tatsachen beschloß Präsident Roosevelt mit meiner Zustimmung als Beauftragter des Kriegskabinetts, daß die Grundnote der Konferenz die bedingungslose Kapitulation aller unserer Feinde sein sollte.«*

Auch die Kritiker Churchills, Attlee und Bevan, mußten sich später nachweisen lassen, daß sie von der Entscheidung in Casablanca nicht überrumpelt worden waren, sondern als Mitglieder des Kriegskabinetts sowohl die bedingungslose Kapitulation Deutschlands gutgeheißen und darüber hinaus auch die Ausdehnung dieses Prinzips auf Italien gefordert hatten.

Roosevelt junior, der hoffnungsvolle Elliot, trägt in seinem Buche »Wie er es sah« noch ein weiteres Steinchen zu unserem Mosaik bei. Nach Elliot hat sein Vater schon fünf Tage vor der »überraschenden« Verkündung der bedingungslosen Kapitulation während eines Essens zu Churchill über sein Vorhaben gesprochen: *»Churchill kaute langsam einen Bissen, dachte nach, legte die Stirn in Falten, dachte weiter, lachte schließlich und sagte am Ende: ›Ausgezeichnet. Ich höre schon, wie Goebbels und die anderen schreien werden!‹«*

Schließlich verteidigt Churchill Roosevelts Begleiter Hopkins gegenüber die neue Losung, die er zwar selbst nicht gebraucht hätte, mit den Worten: *»Mit Hitler zu verhandeln war unmöglich. Er war ein Besessener, der die Macht besaß, seine letzten Trümpfe bis zum Letzten auszuspielen, und das tat er; und wir taten dasselbe.«*

»Und wir taten dasselbe«, ein bemerkenswertes Eingeständnis, daß man auch drüben sich selbst der List begab, um nur noch Stahl und Eisen blind gegeneinanderrennen zu lassen, daß man drüben darauf verzichtete, dem Krieg seinen Sinn von der Politik her zu geben, ihn dem politischen Zweck zu unterordnen. Der Krieg ist zum Selbstzweck geworden, der über jede Skrupel, über jede weiterschauende Verantwortung hinwegrast auf das eine Ziel, die Vernichtung des Gegners.

Roosevelt gibt der Welt einen tiefen Einblick in die Abgründe unmenschlichen Hasses, aus denen diese zwei verhängnisvollen Worte aufgestiegen sind: *». . . und da fiel mir plötzlich ein«*, sagt Roosevelt laut Hopkins, *»daß man Grant ›Old Unconditional Surrender‹ genannt hat, und dann weiß ich nur noch, daß ich die Worte aussprach.«*

Dieser *Old Unconditional Surrender*, General der Nordstaaten der USA im Kriege gegen die Südstaaten, die von ihrem Recht des Austritts aus dem Statenbund Gebrauch machen wollten, ist Urheber des für die Kriegführung auch der Alliierten im Zweiten Weltkrieg maßgebenden Befehls an seine Truppen: »Vernichtet alles – Menschen, Häuser und Vieh.«

Der Schweizer Silens schreibt hierzu: *»Dieser furchtbare Befehl ist schon damals, im christlichen Amerika des 19. Jahrhunderts, nur allzu wörtlich befolgt worden. Menschen derselben Sprache, die einst unter Washington ein gemeinsames großes Staatswesen gegründet hatten, vernichteten ihre Landsleute in einer satanischen Orgie.«*

Die Konferenz von Casablanca ist beendet. Hopkins schreibt in sein Tagebuch: *»Um 1.15 Uhr fuhren wir nach Marrakesch und picknickten unterwegs. Alle waren müde, aber zufrieden . . .«*

Tischgespräche von Teheran

Roosevelt und Churchill treffen sich noch dreimal in diesem Jahr. Das große Ereignis unter den Konferenzen aber ist ihre Zusammenkunft mit Stalin in Teheran, vorbereitet durch eine Außenministerkonferenz der drei Staaten in Moskau vom 30. Oktober.

Das neutrale Persien ist schon am 25. August 1941 durch sowjetische und britische Truppen besetzt und in demokratische Obhut genommen worden. Stalin braucht also den Sicherheitsgürtel seiner GPU/NKWD nicht zu verlassen, als er zum ersten Treffen der »Großen Koalition« am 27. November nach Teheran geht. Er tut ein übriges für seinen großen Alliierten Roosevelt, indem er auch ihm den Schutz dieser vortrefflichen Organisation leiht. Er lädt ihn ein, aus dem vorgesehenen Quartier in eine Villa der Sowjetbotschaft umzuziehen, *»wo für vollkommene Sicherheit gesorgt war«*. Roosevelt nimmt an und wird bei seinem persischen Aufenthalt ausschließlich von Gestalten bedient, deren ausdrucksvoll gewölbte Hüfttaschen verraten, daß sie nicht nur mit Teller, Besen und Wischtuch umzugehen verstehen.

Nach einer freundschaftlichen Unterhaltung zwischen Stalin und Roosevelt erscheint nachmittags um vier Uhr auch Churchill. Die Besprechungen beginnen, die die zweite Front und das künftige Schicksal Deutschlands nach seiner bedingungslosen Unterwerfung zu beherrschenden Themen haben.

Es ist nicht einfach, die Konferenzen von Teheran mit ruhigem Blut zu schildern. Roosevelt und Churchill, die Verteidiger des Christentums in der Welt, die Anwälte der individuellen Freiheit und der Demokratie, finden sich mit Stalin zu einem Bündnis der Weltherrschaft zusammen, dem wiederum Roosevelt unbefangen seinen Inhalt gibt, indem er von sich und seinen Bundesgenossen als den großen »Weltpolizisten« im Aufbau der Nachkriegsordnung spricht.

Die USA und Großbritannien, Mächte, die nach Geographie und eigenem Entschluß kein Teil Europas sind, treffen sich mit Stalin, dem erklärten und aggressiven Feind der europäischen Gemeinschaft, in der Gestaltung der Zukunft dieses Kontinents.

Die drei Staatsmänner, die nur mit schäumendem Munde von den Untaten Hitlers sprechen können, verhandeln und handeln in Teheran darum, ob man Deutschland nach dem Siege in zwei oder drei oder fünf oder sieben Staaten zerschlagen soll.

Roosevelt genügen die sieben Staaten nicht. Er zieht schließlich einen Plan aus der Tasche, der im Osten und Westen, im Süden und Norden einige tüchtige Amputationen vorsieht, um den Rest in fünf Staaten und drei internationalisierte Gebiete zu zerschneiden.

Churchill hat auch seinen Plan. Preußen muß verkleinert und isoliert werden. Bayern, Württemberg, die Pfalz, Sachsen und Baden sind auszuscheiden und zu einer



Dr. ROBERT KEMPNER
Ankläger in Nürnberg - Nunmehr deutscher Rechtsanwalt in Frankfurt/M.

Die Vollstrecker



JOHN C. WOOD †
Master Sergeant Berufshenker



Amerikaner 1936

Frontkämpfer in Deutschland

Deutsche 1945

Donau-Konföderation zu schlagen. Preußen muß streng angefaßt werden, die weniger wilden übrigen »Völker« sollten ein erträgliches Leben führen, dann würden sie nach einem Menschenalter gezähmt sein.

Stalin gefällt keiner der beiden Pläne. Er macht nicht so feine Unterschiede wie Churchill zwischen wildesten und weniger wilden »Völkern«. Sein Anliegen ist es erstens, das ganze Deutschland mit größter Härte zu behandeln und zweitens, die eigene und seines polnischen Nachbarn Grenze so weit wie möglich nach Westen vorzuschieben. Er setzt die Curzon-Linie mit Wilna und Lemberg auf seiner Seite als sowjetische Westgrenze durch, die — nach Churchill — *»sich nicht auf Gewalt, sondern auf Recht«* gründet. Er nennt ohne ernstlichen Widerspruch seiner beiden Partner die Oder als Westgrenze Polens, obgleich selbst den Polen diese Wahnsinnsforderung zu weitgehend erscheint. Der letzte Ministerpräsident der Londoner polnischen Exilregierung, Arciszewski, sagt damals in einem Interview: *»Wir haben unsere Forderungen gegen Deutschland vorgetragen und die Eingliederung Ostpreußens, Oberschlesiens und von Teilen Pommerns verlangt . . . Aber wir wünschen nicht, unsere Grenzen nach dem Westen so weit auszudehnen, daß sie acht oder zehn Millionen Deutsche einschließt. Das heißt also, wir wünschen weder Breslau noch Stettin. Wir beanspruchen lediglich die ethnischen und historischen Gebiete Polens, die unter deutscher Herrschaft stehen.«*

Mit anderen Worten: Polen begnügt sich mit vier bis fünf Millionen Deutschen statt acht bis zehn Millionen, Polen begnügt sich mit 50 000 Quadratkilometern deutschen Bodens statt mit 94 000 — ungerechnet das, was es 1918 schon bekam.

So wird über ein lebendes Volk, dessen Bedeutung für das Abendland in das Buch der Geschichte eingetragen ist, wie über ein Stück Vieh verhandelt, das in Fetzen gerissen und nach den Launen der Sieger verteilt werden soll. Doch lassen wir die moralische Entrüstung, sie steht uns nicht zu, sie hat auch seit 1918 keinen Platz mehr in den Taten der Politiker und muß sich darauf beschränken, in ihren Worten ein Scheindasein zu fristen. Was an Teheran erschütternd wirkt, ist die gänzliche Unberührtheit Roosevelts und Churchills von den Erfahrungen des vergangenen Weltkrieges, ist die Ahnungslosigkeit greiser Staatenlenker über die Grundgesetze des historischen Ablaufs und seiner psychologischen Voraussetzungen, ist schließlich die naive Vertrauensseligkeit in ihren Partner, über den jeder Berliner Droschkenkutscher sie eines Besseren hätte belehren können.

So verspielen sie mitten im Kriege noch ihren Sieg aus den gleichen Gründen, die Hitler den Krieg verspielen lassen.

Man war bisher der Meinung, daß Winston Churchill seinen »Kameraden und Freund Stalin« damals besser durchschaut hat. Er hätte — so hieß es — gegen die Invasion in Frankreich und für eine Invasion auf dem Balkan gekämpft, um eine sowjetische Expansion nach Mitteleuropa abriegeln zu können. Erst die kompakte Einheitsfront Roosevelt—Stalin habe ihn zum Verzicht gezwungen. — Doch Churchill selbst wehrt sich heftig gegen solche Überschätzung und widerlegt in seinen Memoiren *»diesen Unsinn«*. Er hat lediglich ein Zehntel der Gesamtstreitkräfte ansetzen wollen, *»um die Türkei in den Krieg zu bringen«*, und um das östliche Mittelmeer nicht als *»Aschenbrödel«* zu behandeln — unter der Voraussetzung, *»daß dort nichts verbraucht wurde, was man bei der Operation über den Kanal verwenden konnte«*.

Der Geist von Teheran beschwingt auch die »Tischgespräche« in der persischen

Hauptstadt. Generalissimus Stalin erhebt auf dem Abschiedsbankett sein Glas zu folgendem Toast: *»Ich fordere Sie auf, mit mir auf die denkbar weiteste Gerechtigkeit gegenüber den Kriegsverbrechern zu trinken — eine Gerechtigkeit, die Erschießungskommando heißt. Ich trinke auf unseren gemeinsamen Willen, sie so schnell als möglich zu erledigen, und zwar fünfzigtausend mindestens.«*

Churchill empört sich gegen solchen summarischen Vorschlag: *»Dieser Vorschlag ist mit unserem britischen Gerechtigkeitssinn unvereinbar.«* Er wird sich später für die kalte Methode entscheiden und dem Morgenthau-Plan zustimmen.

In Teheran vermittelt Roosevelt den Zwiespalt unter fröhlichem Gelächter der Sowjets und Amerikaner mit den Worten: *»Vielleicht könnten wir uns dahin einigen, daß wir uns an Stelle der fünfzigtausend, die automatisch zur Hinrichtung kommen sollen, mit weniger begnügen. Was dächten Sie beispielsweise von neunundvierzigtausendfünfhundert?«*

Sohn Elliot wird von Stalin um seine Meinung gefragt. *»Ich hoffe nur«*, lautet seine Antwort, *»daß wir nicht bei fünfzigtausend Nazis haltmachen werden, sondern auf ein paar Hunderttausend kommen.«* —

Das Terrorregime

Die Beschlüsse von Teheran bleiben nicht geheim. Sie sickern über Ankara auch nach Deutschland durch, und Goebbels braucht ihnen keinen Kommentar beizufügen, denn zugleich macht sich die Royal Airforce daran, dem deutschen Volke einzuhämmern, daß es diesmal nicht um Sieg oder Niederlage, sondern um Überleben oder Vernichtung geht.

Man fragt sich im Ausland noch heute verwundert, warum das deutsche Volk seiner nationalsozialistischen Führung bis zum letzten Tage gehorsam blieb, warum es nicht ein Regime abschüttelte, welches die Nation ins Unheil führte. Man hilft sich damit, daß man die Gestapo zu einem schwarzen Popanz aufbläst, der überall an den Straßenecken und Zimmertüren, in Ämtern und Fabriken mit der Maschinenpistole auf der Lauer lag.

Aber es gibt wenig Deutsche, die vor 1945 jemals eine Maschinenpistole anders als in der Hand des Soldaten gesehen haben. Es gibt wenig Länder in der ganzen Welt, die so sehr von Polizei entblößt sind, wie es Deutschland in den Jahren des Krieges ist. Jeder Mann wird an der Front gebraucht. Die »Heldengreif-Kommission« des Generals von Unruh eilt von Etappe zu Etappe, von Behörde zu Behörde und zieht jeden einzigen verfügbaren Mann heraus zum Dienst mit der Waffe. Auch in den besetzten Gebieten sieht es nicht anders aus: in ganz Frankreich sind nicht mehr als eintausendzweihundert Gestapoangehörige verfügbar.

Die Polizei kann auf ein Minimum reduziert werden, denn Verbrecher werden bei Rückfall in die polizeiliche Vorbeugehaft der Konzentrationslager gesteckt, eine Drohung, die das Ausmaß der Gewaltverbrechen ganz erheblich zurückdrängt. Man kann in diesem Deutschland, das unter dem Terror der Bombenangriffe steht, in dem Fremdarbeiter aus sechsundzwanzig Nationen arbeiten — viele von ihnen nicht freiwillig —,

man kann in diesem Deutschland unbesorgt nachts über Land gehen, man kann Frauen in einsamen Gehöften allein lassen. Erst als die »Befreiung« den Mob auf die Straße schickt, wandelt sich das Bild.

Also kein Terrorregime? Gewiß ist der Nationalsozialismus ein Terrorregime, indem er gegen entschiedene politische Gegner ohne die Hemmungen des normalen Rechtsweges zuschlägt, indem er auch dem Rückfallverbrecher die Sicherung juristische Verfahrens entzieht. Gewiß ist das Dritte Reich ein Terrorregime, weil es neben politischen Feinden und Gewaltverbrechern auch die unheilbar Geisteskranken und schließlich alle Angehörigen des jüdischen Volkes außerhalb des Rechtes stellt.

Für die politische Beurteilung aber ist es wichtig, den Umfang und die Richtung dieses Terrors zu kennen. Ziehen wir wiederum die Zahlen zu Rate:

Nach dem Reichstagsbrand verhaftet Görings Polizei sechstausend kommunistische Funktionäre. Ein großer Teil von ihnen wird nach kurzer Haft entlassen, der Rest in die KZ eingewiesen.

Das ist nicht viel angesichts der fast sechs Millionen kommunistischen Stimmen bei der vorangehenden Reichstagswahl. Das ist auch nicht viel im Vergleich zu den vierzehntausend Verdächtigen, die das amerikanische Justizministerium bei einem Kriegsausbruch in vier Internierungslager einsperren will, weil sie *»die innere Sicherheit des Landes bedrohen«*. Es scheint also, daß man sich auch im demokratischen Amerika darüber klar geworden ist, welche Methoden ein Gemeinwesen anwenden muß, das sich zu einer ernsthaften Auseinandersetzung mit der bolschewistischen Bedrohung anschickt — auch wenn es durch zwei Ozeane von dem Brandherd getrennt ist.

Im Jahre 1939 — also in dem letzten Friedensjahr — befinden sich in Deutschlands Konzentrationslagern rund 21 300 Häftlinge, die Mehrzahl rückfällige Gewaltverbrecher. Der Rest sind hohe Funktionäre der marxistischen Parteien, vor allem Kommunisten, und einige Intellektuelle, über deren Schicksal die »Freie Welt« einen erheblichen Lärm schlägt, der erst verstummt, als die Überlebenden dieser Gruppe nach 1945 auf der »Weltbühne« der SED auftreten.

Im Kriege steigen diese Zahlen erheblich an. Eine schnelle und harte Justiz trifft Schwarzschlächter, Marodeure, Kriegsdienstverweigerer und »Wehrkraftzersetzer«. Das Verhältnis von Verbrechern zu politischen Häftlingen in den Lagern verschiebt sich indessen stark, weil immer mehr normale Sträflinge zur Arbeitsleistung aus den Gefängnissen in die Lager eingewiesen werden. Als eine sowjetzonale Justizbehörde nach der deutschen Kapitulation dieses Zahlenverhältnis erfassen sollte, gelang es ihr trotz größter Bemühungen nicht, mehr als dreizehn Prozent der Lagerinsassen als »Politische« festzustellen.

Die Millionenzahlen der KZ-Insassen seit 1941 müssen auf ein gesondertes Blatt geschrieben werden, auf das Konto der Judenverfolgung des Dritten Reiches, von deren grausamem Ausgang wir schon gehört haben.

Wenn wir von den Juden absehen, so ist die Gesamtzahl der Deutschen, die jemals in einem KZ gesessen haben, rund 500 000. Von diesen 500 000 sind — wenn wir die sowjetzonale Rechnung von dreizehn Prozent noch auf zwanzig Prozent erhöhen, was zweifellos zu hoch ist — im Höchstfall 100 000 als politische Häftlinge anzuerkennen. Das sind von der gesamten Bevölkerung des Großdeutschen Reiches mit achtzig Millionen also ganze 0,125 Prozent. Diese 0,125 Prozent geben uns ein Bild vom effektiven

Ausmaß des Terrors der Gestapo gegen das deutsche Volk. Wohl ist die Geheime Staatspolizei ein Damoklesschwert, aber kaum anders als entsprechende staatliche Vorrichtungen in den demokratischen Ländern des Westens, wie z. B. die englische Defense Regulation 18 b, die es dem Innenminister erlaubte, Personen ohne Inanspruchnahme der Gerichte internieren zu lassen. Es wäre interessant, zu wissen, wie hoch die Zahlen politischer Internierter während des Krieges z. B. im britischen Weltreich, etwa in Palästina oder Ägypten, oder in den USA waren, oder die Zahl der Toten zu kennen, die in den Interniertenlagern Niederländisch-Indiens umkamen.

Warum arbeitet also das ganze deutsche Volk im ununterbrochenen Takt seiner Arbeitsschichten, unter dem Bombenregen schlafloser Nächte, ohne Urlaub und ohne die kleinen Freuden des Alltags oder der Festtage, warum arbeitet das Volk unter einer Führung, die es auch durch härtesten Terror zur Arbeit nicht zwingen könnte. Ein gewaltsamer Einsatz der geringen verfügbaren Kräfte könnte das riesige Territorium des Reiches und seiner Okkupationen nie wirksam überlagern, keine staatliche Gewalt könnte sich gegen ein Beamtentum oder einer Arbeiterschaft durchsetzen, die, der pausenlosen Anstrengung müde, den Dienst verweigern würde.

Die Antwort ist schon gegeben. Das deutsche Volk, d. h. die 99,875 Prozent des Volkes arbeiten und kämpfen in letzter Hingabe um ihre Existenz, um ihre Heimat, um ihre sozialen Errungenschaften, die vor denen aller anderen Völker stehen. Sie kämpfen und arbeiten härter und entschlossener mit jedem Tag, um die Gemeinschaft ihres Volkes zu retten, die in den Jahren des Friedens errichtet wurde und die jetzt im Kriege fester und fester geschmiedet wird. Denn jeden Tag erkennen die Deutschen deutlicher, worum es geht. In diesem Jahre 1943 wird ihnen vom Gegner mit kurzen knappen Worten gesagt, daß sie für die Vernichtung alles dessen kämpfen, was die Deutschen erreicht haben, um die Vernichtung der Einheit des ganzen deutschen Volkes, um die Vernichtung seiner Zechen und Gruben, um den Raub seiner Äcker und Wälder, um die Vernichtung seiner Freiheit und seines Lebens.

»Vernichtet alles — Menschen, Häuser und Vieh!«

Der Feind läßt es nicht bei den Plänen. Er setzt die Tat hinter das Wort und schafft mit seinen Bombengeschwadern die Ruinenhaufen, unter denen all das begraben wird, was zwischen dem Menschen und dem Nichts steht.

So wächst in diesen Bombennächten und in den zermürbenden Rückzugskämpfen an der Front nicht die allgemeine Einsicht, man müsse diesen Krieg so schnell wie möglich beenden, sondern die allgemeine und finstere Entschlossenheit, so lange zu kämpfen, wie noch eine heile Waffe in einer heilen Hand ist.

Für diese heile Waffe und für diese heile Hand sollen die Anstrengungen des »Totalen Krieges« dienen, die in diesem Jahre auf ihren Höhepunkt geführt werden. Schon 1942 wurde Speer als Nachfolger des tödlich verunglückten Reichsautobahnbauers Todt mit erweiterten Vollmachten zum Reichsminister für Bewaffnung und Munition und kurz nach ihm Gauleiter Sauckel zum Bevollmächtigten für den Arbeitseinsatz ernannt, der Speers Maßnahmen von der Arbeiterseite her zu unterbauen hatte.

Die Leistung beider Organisatoren ist erstaunlich. Sauckel bringt ein Vielmillionenheer von ausländischen Arbeitern nach Deutschland. Anfangs sind es Freiwillige, später wird Zwang ausgeübt, der im Osten zu einer schädlichen und politisch höchst verhängnisvollen Menschenjagd ausartet. Ebenso erstaunlich ist die Arbeitsleistung dieser Fremd-

arbeiter, auch der Zwangsarbeiter aus der Sowjetunion. Es gelingt den Werksleitungen, bei denen sie eingewiesen werden, in Anerkennung ihrer Arbeit die Lebensbedingungen der Ostarbeiter zu verbessern und sie aus der Abgeschlossenheit ihrer Lager zu befreien.

Die Produktion kriegswichtiger Güter steigt — unter rücksichtsloser Vernachlässigung des zivilen Bedarfs — im Laufe des Jahres 1943 um rund das Doppelte der vorjährigen Leistung, um 1944 noch einen tüchtigen Sprung nach oben zu tun. Das Volkswagenwerk stößt Zehntausende von Kübelwagen aus. Die Eisenbahn, stark vernachlässigt zugunsten der Reichsautobahnen, stopft ihre Lücken durch den Bau der bekannten Standardlokomotiven.

Ein Meisterwerk der deutschen Planung ist die Sicherung der Ernährung, die in keinem Zeitpunkt des Krieges auch nur annähernd auf den Tiefstand sinkt, in den sie im Ersten Weltkrieg die englische Blockade gezwungen hatte. Keine Mangelkrankheiten oder Seuchen bedrohen die Volksgesundheit. Im Zeitpunkt der Kapitulation fallen dem Gegner noch beträchtliche Nahrungsvorräte in die Hände.

Der Bombenterror

Der Bombenkrieg gegen die Zivilbevölkerung ist eine der totalen Fehlrechnungen auf der Seite der Gegner Deutschlands, wenn man nicht die Vernichtung des Friedens als den Sinn des Krieges ansieht.

Geboren ist dieser Gedanke im Anfang der dreißiger Jahre in England. Er ist gewachsen im Boden einer Inselnation, die als Seemacht den Einsatz von Massenheeren scheut und die zu dem Mittel der Hungerblockade griff, um durch diesen Krieg gegen Frauen und Kinder des Feindes einen möglichst unblutigen Sieg zu erzwingen, ähnlich wie im Burenkrieg die Erfinder des Konzentrationslagers für die Familien der kämpfenden feindlichen Soldaten zu einem Mittel gleicher moralischer Wertigkeit griffen. Mehr als 4100 Frauen, 22 000 Kinder und über 1600 kriegsuntaugliche Männer mußten in diesen Lagern sterben, ehe die Moral des Burenheeres gebrochen war.

Der Bombenkrieg gegen die Zivilbevölkerung, gegen nichtmilitärische Flächenziele, der Krieg bei Nacht, der ebenso wie der Heckenschützenkrieg im Hinterlande die Grenze zwischen Kombattanten und Zivilbevölkerung verwischt, ist von den militärischen Sachverständigen lange umstritten worden. Sowohl auf politischem wie psychologischem wie auch auf rein militärischem Felde fanden sich Gegner, die warnend auf die Vernichtung der Grundlage für einen späteren Frieden hinwiesen, die an die Brechung der Moral durch Gewalt nicht glaubten und die schließlich den Einsatz hochwertiger Kampfmaschinen gegen nichtmilitärische Ziele als militärisch sinnlos bezeichneten.

Über alle drei Einwände — zu schweigen von den ethischen — schritt die britische Kriegsplanung hinweg, die nicht erst — wie wir wissen — als Vergeltung gegen den deutschen »Blitz« einsetzt, sondern Jahre zuvor ausgereift ist. Ja, schon im Jahre 1921 schrieb der englische Feldmarschall Robertson: *»Da der moderne Krieg hauptsächlich ein Krieg gegen das Wirtschaftsleben ist, hat er sich mehr und mehr gegen die Heimat des Feindes gewendet, und das alte Prinzip, daß der Krieg sich nur gegen Armeen und Flotten wendet, ist in den Hintergrund verwiesen worden. Angriffe auf nichtmilitärische*

Ziele mag man als barbarisch betrachten . . ., aber sie werden notwendigerweise in der nächsten Auseinandersetzung einen bedeutenden Platz einnehmen und eine viel ausgedehntere Rolle spielen als im großen Kriege‹.« Auch J. M. Spaight, der zu den Warnern gehört hatte, überwindet jetzt seine Bedenken und schreibt: *»Der Bomber ist der Retter der Zivilisation.«*

Da es eine verlustreiche Sache ist, die bewaffnete Front des Gegners oder seine gutbewehrten Rüstungsschmieden anzugreifen, so setzt England seine Bomberschwärme zum Nachtflug gegen die breite unschützbare Fläche der Städte an, um die Moral des Arbeiters und der Frau zu brechen und so den Widerstand der Front wie einst im Burenkriege von innen her auszuhöhlen.

Der Ministerpräsident Großbritanniens verkündet am 19. Mai 1943 im Washingtoner Kongreß unter großem Beifall die Eröffnung des strategical bombing: *»Dieser Prozeß wird ohne Unterlaß mit wachsender Wucht und Heftigkeit fortdauern, bis das deutsche und das italienische Volk die Ungeheuer ihrer Tyranneien im Stich lassen oder zerstören, die sie in ihrer Mitte erzeugt und großgezogen haben.«*

Mit immer wachsender Wucht und Heftigkeit prasseln Bomben und Phosphorkanister in die Dunkelheit der deutschen Städte hinab. Aus den Nadelstichen einzelner Bomber werden die massiven Schläge großer Bomberformationen, bis Geschwader von tausend Maschinen ganze Städte in der Frist von wenigen Minuten zu Staub und Asche machen. Zwanzigtausend Tote, vierzigtausend Tote, achtzigtausend Tote, so lauten die Verlustziffern. Die edlen Zeugnisse gotischen Geistes, die stolzen Bauten des Bürgerfleißes aus der Renaissance, die Blüte der barocken Baukunst, die Rathäuser, die Schulen und Universitäten, die Bibliotheken und Forschungszentren im Mittelpunkt der Städte, die großen Arbeitersiedlungen und die Vororte der Bürger stürzen in Flächenbränden zusammen.

Eine kleine Lazarettstadt wie Heilbronn brennt zu einem Inferno der Vernichtung auf. In den Feuerstürmen von Hamburg sterben zwischen dem 25. Juli und dem 3. August 54 000 Menschen, Männer, Frauen und Kinder, auf der Flucht vor den Flammen. Dresden, ein Kleinod europäischer Kultur, wird in achtundvierzigstündigem Bombenhagel zum Grab von Zehntausenden von Flüchtlingen, die vor dem Grauen der bolschewistischen Überflutung dort ein Asyl suchten.

Um 700 000 Tote schwanken die vorsichtigen Schätzungen über die Verluste durch den Bombenkrieg. Das ist ungefähr ein Drittel der an der Front gefallenen deutschen Soldaten.

»Vernichtet alles, Menschen, Häuser und Vieh.« Was kümmert es die modernen Kreuzfahrer, daß sie mit allen ihren Absichten fehlschlagen, was gilt der Gedanke an morgen und übermorgen, da man heute Krieg und nur Krieg führt? Was schert es sie, daß die Eisenbahnen zwölf Stunden nach dem Angriff wieder laufen, daß die Fabriken außerhalb der Städte weiterarbeiten? Die Moral der Bevölkerung soll gebrochen werden, und da sie nicht mürbe wird, sondern nur härter und härter, so werden die Angriffe mit verdoppelter und verdreifachter Wut fortgesetzt.

Die Front wankt nicht unter dem beabsichtigten moralischen Zwang. Die Kriegsproduktion wird nicht entscheidend beeinträchtigt. Sie steigt weiter, mitten im Bombenhagel. 1939 wurden in Deutschland 8000 Flugzeuge produziert, 1940 sind es 12 000, 1941 12 500, 1942 16 000. Dann setzt das strategical bombing ein, aber 1943 laufen

26 000 Maschinen aus den Fabriken, und diese Zahl klettert selbst im Jahre 1944 noch auf 40 000. Auch die Herstellung von Munition und der Bau der U-Boote erreicht den Höhepunkt in den Monaten August bis Dezember 1944.

Die Gesamtproduktion an Kriegsmaterial beträgt im Herbst 1944 320 Prozent vom Stande vor dem Beginn des Bombenkrieges im Januar/Februar 1942.

Allein im Jahre 1944 wird in Deutschland die vollständige Neuausrüstung für einhundertdreißig Infanterie- und vierzig Panzerdivisionen geschaffen!

Es ist auch nicht uninteressant zu wissen, daß die tschechische Industrie im Jahre 1945 um elf Prozent größer war als 1939, oder daß der belgische Viehbestand sich um einhunderttausend Stück vermehrt hatte, ganz abgesehen von wesentlichen Investitionen in Frankreichs Industrie und Landwirtschaft.

Ein Strom von Blut, ein Berg von Arbeit wird auf beiden Seiten dieser »Front« nutzlos vertan. Das deutsche Volk jagt das *»Ungeheuer seiner Tyrannei«* nicht fort, es wird nur fester in seine Arme getrieben. Es schließt sich noch fester zusammen. Nachbarn in Großstädten die sich durch Jahre hindurch nicht kannten, finden sich in den Gemeinschaften des Luftschutzkellers zu einer echten Kameradschaft zusammen, die sich in härtester Belastung festigt. Die NSDAP, fast vergessen im Krieg, erhält noch einmal eine Chance, tritt noch einmal zur Arbeit an. Die NSV leistet Hervorragendes an brüderlicher Hilfe in der ersten Not für Verwundete und Obdachlose. Mitten im Heulen und Krachen der Bomben setzt der Aufbau ihrer fliegenden Lazarette ein, Hilfsküchen beginnen zu brodeln, Kleidungsstücke werden verteilt, Transportmittel rollen heran, Quartiere werden zugewiesen. Alles packt mit an, Arbeiter und Student, Offizier und Soldat auf Urlaub. Russische Hilfswillige, Franzosen, Kroaten, Italiener reichen sich die Wassereimer von Hand zu Hand, holen Menschen und Möbel aus lodernden Häusern, drohen in ohnmächtigem Grimm mit den Fäusten gen Himmel.

Die Spekulation auf die Feigheit ist ebenso fehlgeschlagen wie die Hoffnung, einen Keil zwischen Führung und Volk zu treiben. Gerade in diesem Jahr der schwersten militärischen Rückschläge sind alle Voraussetzungen gegeben, daß in den breiten Massen der Gedanke an eine Auflehnung gegen eine Führung Wurzel faßte, die nun geradewegs in den Abgrund marschiert. Stalingrad und Tunis, Italien und das U-Boot-Sterben sind Paukenschläge des herannahenden Unheils, die keiner mehr überhören kann. In diese Stimmung hinein hätte jede geschickte Propaganda die Saat der Zwietracht säen können. Was aber geschieht, ist der Aufschub für Hitler, ist die Überwindung einer gefährlichen Krise. Die Drohung von Casablanca und das Bersten der Bomben übertönen die Paukenschläge der militärischen Zusammenbrüche.

Eine Entscheidung des deutschen Volkes für den Nationalsozialismus, für seine »satanische und verbrecherische Führungsclique«? So will man es draußen sehen, aber man sieht falsch. Die Fragen des Parteiprogramms sind längst wesenlos geworden. Der Soldat an der Front, der Arbeiter im Rüstungsbetrieb, der Bauer auf dem Felde, die deutsche Frau im Bombenkeller, sie alle sind über das Denken in Parteidogmen längst hinausgewachsen. Sie spüren, daß es nicht um Nationalsozialismus oder Diktatur oder Demokratie geht, sondern um die Vernichtung der Kraft des deutschen Volkes. Ja, sie spüren, daß dieser Kampf noch um mehr geht, als nur um die Existenz des eigenen Volkes. Was dort im Osten heranbraust und mit jedem Tag in erderschütterndem Tritt näherkommt, das ist das Ende nicht nur für Deutschland, sondern das Ende für die

Freiheit aller Völker zwischen dem Atlantik und dem Ural, wenn nicht das Ende der Freiheit der Welt.

Und das, was der Feind aus Westen präsentiert, die Vierteilung Deutschlands und die Niederringung Japans zugunsten Moskaus, das ist nichts anderes als eine bolschewistische Verneinung alles dessen, wofür zu kämpfen er vorgibt. Am Horizont des totalen Krieges erhebt sich das Gespenst des einen totalen Siegers.

»Das deutsche Volk ist durch die teuflische Propaganda von Goebbels verblendet«, heißt es draußen. Daran ist gewiß so viel wahr, daß die unermüdliche Tätigkeit des Propagandaministeriums jene Infiltrierung kommunistischer Gedanken abgeschnitten hat, die im Westen jetzt im Kriege ihre Früchte trägt und seine Politik zu den katastrophalen Ergebnissen nach dem Kriege führt. In Deutschland gibt es keine Kommunisten in Atomforschungsstätten, keine Progressiven in führender diplomatischer Stellung, keine Leftisten, die irgendeinen wesentlichen Einfluß auf die Staatsführung ausüben können. Wo sie sitzen, müssen sie sich mit vorsichtiger Spionage zugunsten ihres verehrten Staatsidols begnügen. Die Gesamtheit der Bevölkerung bleibt ihren Bemühungen unzugänglich. Denn das, was Goebbels in seiner Propaganda seit Jahren über die Sowjetunion behauptet hat, das erweist sich in den Erfahrungen von Millionen deutscher Soldaten als wahr. Der deutsche Soldat sieht die elenden Hütten der Kolchose, die unbeschreibliche Armut einer Bevölkerung, die nichts von dem kennt, was auch den ärmsten Schichten in Deutschland als selbstverständlicher Besitz gilt. Der deutsche Soldat weiß, daß es Selbstmord wäre, dem Bolschewismus durch eine freiwillige Unterwerfung den Weg nach Europa zu öffnen.

Hitler predigt darum nicht tauben Ohren, als er am 20. November 1943 vor dem Offiziersnachwuchs die Worte spricht: *»Wenn Deutschland diesen Kampf für sich selbst und für Europa nicht gewinnen würde, käme die Barbarei der Steppe über unseren Kontinent, sie würde ihn als Träger und Quelle menschlicher Kultur zerstören.«*

Wenn also am Ausgang dieses Ringens vom Osten wie vom Westen nur der Wahnsinn der Vernichtung droht, dann ist es besser, das Kriegsglück noch bis zum äußersten zu erproben. »Genießet den Krieg, der Friede wird fürchterlich«, ist ein Wort kaustischen Humors, das in diesen Monaten von Mund zu Mund geht.

Der Bombenkrieg ist ein Leistung für Hitler und nicht gegen Hitler. Churchill aber hat kein besseres Rezept und schreibt an Stalin: *»Wir müssen nichts anderes tun als weiterkämpfen, bis wir diese Schurken zusammengeschlagen haben.«*

Mit den Worten Ferdinands II.: *»Besser eine Wüste als ein Land von Ketzern.«*

XIII. BUCH

1944: DIE AGONIE

Die Wunderwaffen

Die Anstrengungen des totalen Krieges reichen nicht aus, sie kommen zu spät, sie haben keine Zeit, sich zu entwickeln. Die großen Rohstoffgebiete in der Sowjetunion, die Gruben der Ukraine, das Öl Rumäniens und das Kupfer Finnlands gehen verloren.

Schon im Januar setzt die Rote Armee zum Sturm an. Die Front zwischen Leningrad und Ilmensee trifft ihr erster Stoß. Langsam weicht sie kämpfend zurück bis auf die Düna. Von der Rigaer Bucht über Witebsk bis Gomel bildet sich noch einmal eine feste Widerstandslinie. Konjews Offensive im Süden ist erfolgreicher, Odessa und Sewastopol sind die Etappen seines Vormarsches, der ihn rasch bis an die Grenze der Sowjetunion, bis an die Tore Rumäniens führt.

Im Fernen Osten rafft Japan seine Kräfte zu einer letzten Offensive zusammen, um die Landverbindung Hankau—Indochina herzustellen.

In Italien mahlt die alliierte Offensive sich langsam nordwärts und hält die Bewegungen des Gegners mit einer vielfachen Luftüberlegenheit nieder. Ganze hundert deutsche Jäger können auch durch schonungslosen Einsatz ihrer letzten Kräfte der Erdtruppe keinen wirksamen Schutz mehr bieten.

Am 4. Juni wird Rom unzerstört dem Gegner überlassen.

Zwei Tage später setzt auf dem europäischen Kriegsschauplatz der langerwartete große Schlag ein, die Invasion in Nordfrankreich.

Seit Beginn des Ostfeldzuges hat die Sowjetunion unermüdlich die Bildung dieser Zange gegen Deutschland gefordert. Die Landung in Nordafrik und der Vorstoß gegen Italien genügten Stalin nicht, der in Sorge war, seine westlichen Alliierten könnten diese Position zu einem Abenteuer gegen den Balkan ausweiten und damit s e i n e Flanke mehr bedrohen als die der Achsenfeinde.

So war in Teheran ein Hauptanliegen Stalins die zweite Front gewesen, die Operation »Overlord«, auf der er hartnäckig bestand. Sein Mißtrauen war so groß, daß er Churchill fragte, ob er denn selbst überhaupt an »Overlord« glaube.

In Deutschland glaubt man daran und man suchte sich darauf vorzubereiten. Der Atlantikwall wird ausgebaut. Aber man ist sich uneinig, ob man den Feind vorn an der Küste in den Befestigungen des Atlantikwalles erwarten solle oder ob es richtiger sei, alle verfügbaren Truppenmassen im französischen Hinterland zusammenzufassen, um von dort aus dem Feinde bei seiner Landung geschlossen entgegenzutreten.

Im Führerhauptquartier rechnet man sich aus, daß die gesamte verfügbare Invasionsmacht nicht mehr als siebzig Divisionen beträgt. Das ist ein Gegner, mit dem man im Besitze der inneren Linie fertig werden kann.

Rosarot glüht der Optimismus auf: möge nur endlich diese Invasion kommen, wir werden sie in den Kanal werfen, wie schon am 19. August 1942 die englisch-kanadischen Truppen bei Dieppe. Nach der Schlappe wird England endlich verstehen, daß es Zeit zum Einlenken sei.

Dieser Optimismus wird genährt durch die Hoffnung auf die Wunderwaffen, von denen allerorten in Deutschland gesprochen wird, ohne daß man viel weiß, was wirklich dahintersteckt. Es steckt einiges dahinter. Da sind die Schnorchel-U-Boote, die für Radar-Ortung kaum empfindlich sind. Da sind ganz neuartige U-Boots-Motoren, die den notwendigen Sauerstoff in Form von Chemikalien mit sich führen und ein wochenlanges vollgetauchtes Operieren ermöglichen. Ein oder zwei Boote sind schon mit diesen Motoren ausgerüstet, sobald sie in größerer Zahl vom Stapel laufen, wird es mit dem amerikanischen Nachschub über die Ozeane aus sein.

Da ist der Düsenjäger – schon seit 1941 fertig –, der jetzt endlich im Serienbau hergestellt wird und der Luftüberlegenheit der Anglo-Amerikaner mit einem Schlage ein Ende machen soll. Messerschmitt baut einen Düsenjäger Me 262, der mit 840 hkm viel rascher ist als die Mustangs, Thunderbolds und Lightnings. Der Volksjäger He 162 ist ungefähr ebenso schnell. Arado baut einen Düsenbomber Modell 234 mit 752 hkm. In Entwicklung ist die Ju 287, ein Düsenbomber mit 860 hkm von der doppelten Leistung der Superfestung B 29.

Zu den Düsenmaschinen treten die Raketenjäger, die noch schneller sind, wie die Me 169 mit 944 hkm, die die Höhe von 10 000 m in etwa 2,5 Minuten erreicht. Ein Raketenjäger der Junkerswerke, die Ju 263, steigt in fünf Minuten auf 16 000 m.

Kein englisches oder amerikanisches Flugzeug, zu schweigen von der sowjetischen Luftwaffe, hat während des Zweiten Weltkrieges auch nur annähernd solche Geschwindigkeiten erreicht.

Die Liste der neuen Waffen ist damit nicht abgeschlossen. Selbstzielende Flugzeugraketen und selbstzielende Bomben werden in die Massenfertigung gegeben. Das italienische Schlachtschiff »Roma« ist mit einer solchen Bombe tödlich getroffen worden, als es bei der Kapitulation Italiens zum Feinde überlaufen wollte.

Eine besonders verheerende Munition wartet auf den Einsatz, die schon im Osten bei einem Dnjeprübergang verwendet wurde, aber wegen der Androhung von Repressalien mit chemischen Kampfstoffen zurückgezogen wurde.

Da sind vor allem die V-Waffen, die die Vergeltung gegen England bringen sollen. Mit ihnen wird auf deutscher Seite zum erstenmal der ernsthafte Versuch unternommen,

einen Luftkrieg ohne Einsatz kostbarer Menschenleben zu führen. Die V 1 mit ihren 576 hkm war eine Art pilotenloses Düsenflugzeug, das in seiner Spitze eine Tonne Sprengstoff trug. Hinter ihr kommt die weit überlegene V 2, die eine Reisegeschwindigkeit von 5760 hkm hat und ebenfalls eine Tonne Sprengstoff trägt. Sie ist schneller als der Schall, sie trifft ihr Ziel ohne die Möglichkeit einer Warnung oder Verteidigung.

Über ein Dutzend weiterer V-Waffen sind in Vorbereitung. Alle aber werden in den Hintergrund gedrängt durch das tödliche Wunder der Atomwaffe. Der Schleier des Geheimnisses ist dicht um diesen letzten Trumpf menschlicher Vernichtungskunst gezogen. Man munkelt davon, daß in Norwegen ein Werk »Schweres Wasser« hergestellt hat, aber durch einen englischen Kommandotrupp zerstört wurde. Die Arbeit sei in den Alpen weitergeführt worden, bis dort ein Luftangriff dazwischenschlug. Jetzt habe sich das ganze Atomwerk unter die Erde verzogen und arbeite in einer unterirdischen Anlage bei Brandenburg. Drei Aufgaben seien ihm gestellt: die Atombombe, die Atomfeldwaffe und der Atommotor. Alle drei sollen aus dem Versuchsstadium bereits heraus sein. Alle drei brauchten noch einige Monate bis zum Einsatz. Es ist also noch immer einiges im Spiel. Die Bevölkerung hört von diesen Wunderwaffen und klammert sich verzweifelt an die Hoffnung, sie mögen doch noch die drohende Vernichtung von der Heimat abwenden.

Diese Hoffnung scheint von heute aus gesehen eine unsinnige Chimäre gewesen zu sein. Wenn wir aber in die Dokumente hineinsteigen, müssen wir erkennen, daß die Politiker und Militärs auf gegnerischer Seite Deutschlands Chancen immer noch sehr ernst beurteilen. Der schon erwähnte Mitarbeiter Roosevelts Hopkins läßt uns wissen, daß Roosevelts Entscheidung »Deutschland zuerst« nicht eine Konzession an Moskau gewesen ist, sondern auf nüchterner militärischer Überlegung beruhte. Roosevelt war mit Marshall, Stark und Eisenhower der Ansicht — *»und wie sich aus den Ergebnissen erwies mit Recht — daß Deutschland in seiner Produktionskraft und an wissenschaftlicher Befähigung über ein viel größeres Potential (als Japan) verfüge und, wenn es für mehrere Jahre relativer Ruhe in Europa Zeit gewann, es zu entwickeln, um so schwerer oder am Ende überhaupt nicht mehr zu besiegen sein werde«*.

Als nach dem deutschen Zusammenbruch die Geheimnisse der deutschen Rüstungswerkstätten aufgedeckt werden, schreibt Senator E. D. Thomas, der Präsident der Senatskommission für militärische Angelegenheiten: *»Hätte unsere Invasion nur um sechs Monate verschoben werden müssen, so hätten die Deutschen die Überlegenheit nicht nur in Europa gehabt, sondern auch über dem Kanal und England . . . Selbst wenn die Deutschen keine Invasion durchgeführt hätten — wahrscheinlich hätten sie es aber doch getan —, so wäre ein bedingungsloser Frieden ohne Verhandlungen unser letzter Ausweg gewesen. Uns blieb nur ein enger Ausweg, den Krieg rechtzeitig zu beenden.«*

Schreiben wir gewissen deutschen Publizisten, die sich heute nicht genug über den »verbrecherischen Wahnsinn« des deutschen Volkes unter seinen »Durchhalte-Generalen« ereifern können, noch zwei fachmännische Zitate ins Stammbuch. Das erste stammt von US-Admiral Zacharias, dem früheren Chef der amerikanischen Abwehr, und ist in seinen Erinnerungen zu finden: »Hitlers Krieg im Februar 1945 (!) war noch nicht abwegig, denn was wir in Deutschland fanden, hätte wenige Monate später dem Kampf einen anderen Ausgang gegeben.«

Das zweite Zitat stammt von General Eisenhower, der am 13. Juli 1945 sagte: »Der Bau von unterirdischen Werken setzte Hitler in den Stand, in seiner Düsenflugzeug-Produktion einige Fortschritte zu machen, die gefährlichste Bedrohung, die sich uns entgegenstellte. Wäre das Produktionsprogramm, das die Luftwaffe vorhatte, zur Durchführung gelangt, so wäre unsere Luftherrschaft im Frühjahr 1945 prekär geworden, da unsere eigene Produktion uns nicht in den Stand gesetzt hätte, den Düsenjägern Gleichwertiges entgegenzustellen.«

Die Invasion

Am Nachmittag des 5. Juni gehen 6463 Fahrzeuge in See, um die 150 km Meeresstrecke zwischen der südenglischen Küste und der Seine-Bucht zu überqueren. Mehr als 6000 Schiffe ziehen ungehindert in vielstündiger Fahrt unter monderhelltem Wolkenhimmel gegen die französische Küste, um Deutschland zu rechter Zeit den Fangstoß zu geben.

Wo ist die deutsche Aufklärung, die durch Radiomeldungen schon Vorwarnungen erhalten hat? Sie versagt, sie versagt so vollständig, daß der Aufmarsch der riesigen Armada erst wenige Seemeilen vor der Küste erkannt wird. Die deutsche Luftwaffe ist mit der Abwehr starker britischer und amerikanischer Bomberverbände in Anspruch genommen. Die Vorpostenboote sind in dieser Nacht nicht ausgelaufen, unter anderen Gründen auch, weil die Wetterlage für ein Landungsmanöver ungünstig scheint.

So ist der Feind heran, ehe Marine und Luftwaffe ihn fassen können. Die für diesen Ernstfall bereitgestellten 36 U-Boote kommen zu spät, ebenso die zirka 30 Schnellboote, die neben drei Zerstörern und fünf Torpedobooten die gesamte Seekriegswaffe im Westraum darstellen.

Der Schlag des Gegners trifft mit geballter Kraft einen schmalen Küstenstreifen, der in dreiviertelstündigem Granat- und Bombenhagel umgepflügt wird. Die Seine-Bucht ist durch See- und Landminen nur wenig geschützt. Eine nichträumbare Mine ist, wie auch viele andere neue Waffen, noch nicht in genügender Menge geliefert worden. Der Atlantikwall hat in diesem von der englischen Küste ziemlich weit abgelegenen Abschnitt ebenfalls keine besondere Festigkeit.

Generalfeldmarschall Rommel, Inspekteur der Küstenverteidigung, schickt die nächststehende 12. SS-Panzerdivision und die nordwestlich Orléans stehende Panzerlehrdivision in den Kampf. Die deutsche Küstenverteidigung kämpft mit unglaublicher Zähigkeit und fügt trotz Überraschung dem Feind schon im ersten Stadium seiner Entwicklung schwerste Verluste zu.

Noch ist der Ausgang ungewiß. Rommel vertritt die Ansicht, daß die ersten 24 Stunden entscheiden werden. Da kommt aus dem OKW die Weisung Hitlers, die beiden SS-Divisionen zurückzuhalten, da es sich erst herausstellen müsse, ob dort nicht nur mit einer Scheinlandung der Hauptstoß auf einem anderen Küstenabschnitt verschleiert werde. Wertvollste Stunden verstreichen nutzlos. Erst am frühen Nachmittag ändert der Wehrmachtsführungsstab seine Meinung und gibt den Vormarsch der 12. SS-Panzerdivision frei. Inzwischen aber beherrscht die feindliche Luftflotte das Feld und läßt die deutschen Panzer gar nicht zur Bewegung kommen. Volle 24 Stunden sind für die

Invasion gewonnen, jene 24 Stunden, die nach der Prognose Rommels das Schicksal dieser Schlacht bestimmen.

Die Invasion ist von Eisenhower und Montgomery zu einem meisterlichen Instrument aufgebaut worden. Alle Reibungen und Eifersüchteleien sind überwunden und eine einmalige Präzision der Zusammenarbeit von britischen und amerikanischen Einheiten, von Marine, Feldtruppen und Luftwaffe erreicht worden, die selbst die organisatorische Leistung Deutschlands in Norwegen noch in den Schatten stellt.

Der wesentliche Unterschied zu damals liegt in der Größenordnung der jetzt eingesetzten Angriffsverbände. Fünf Divisionen bringt schon die erste Welle an den Strand der Normandie. Das ist mehr, als die gesamte Besetzung Norwegens und Dänemarks seinerzeit erforderte. Diese fünf Divisionen werden gedeckt durch das Feuer von sechs Schlachtschiffen, 23 Kreuzern und 104 Zerstörern, während in der Luft 2100 viermotorige, 600 zweimotorige und fast 4000 einmotorige Flugzeuge ein leichtes Spiel mit den 319 Maschinen haben, die die Luftwaffe am 6. Juni ins Treffen werfen kann.

Unmittelbar an der Front liegen die einzelnen Werke des Atlantikwalls mit nur einer Panzerdivision, die südlich von Caen steht und sofort eingreifen kann. Sie wird aber durch eine Luftlandung im Rücken bedrängt und verliert wertvollste Zeit, um diese Gefahr auszuschalten. Die 12. SS-Panzerdivision aber braucht nicht weniger als zweieinhalb Tage, bis sie den Feind vor den Rohren hat.

Die Leistung der dünnen deutschen Verteidigungslinien ist angesichts der feindlichen Überlegenheit frappierend. Trotz des Überraschungsmoments gelingt es dem Gegner nicht, die Ziele seines ersten Tagesplanes zu erfüllen. Er braucht sechs Tage blutigen Ringens, bis die fünf gebildeten Brückenköpfe miteinander vereinigt sind, es dauert Wochen bis zur Eroberung von Caen – beides Ziele des ersten Tages. Die Männer in den Westwallbunkern wissen, daß sie in der letzten Entscheidung stehen. Sie raffen sich aus ihren in Schutt zertrümmerten Stellungen wieder und wieder zum Gegenstoß auf und kämpfen bis zum letzten Schuß, bis zum letzten Mann. Die Verluste sind hoch auf beiden Seiten, aber während der Feind in den ersten zwölf Tagen schon über 600 000 Mann mit fast 100 000 Fahrzeugen in seinen genial entwickelten künstlichen Häfen anlandet, werden die deutschen Divisionen nur zögernd nachgeschoben, weil Hitler den ganzen Juni über mit einem zweiten, noch größeren Invasionsunternehmen rechnet. Die zum Einsatz befohlenen Kräfte können sich nur schrittweise vorwärtsarbeiten. Ihre Bewegungen sind auf die Nacht beschränkt, da am Tage die feindliche Luftwaffe jeden sich rührenden Punkt in der Landschaft aufspürt und angreift. So kommen die deutschen Abwehrkräfte nur einzeln in den Kampf und werden einzeln aufgerieben.

Eisenhower kann seine Truppen über die Halbinsel Cotentin vorschieben und am 19. Juni zum Kampf um Festung und Hafen Cherbourg antreten lassen. Nach heldenhafter Gegenwehr fällt Cherbourg am 30. Juni.

Doch noch dauert es fast einen ganzen Monat, ehe die Amerikaner auf der Westfront der Invasion zu einem Durchbruch aus der Enge des Landungsgebietes ansetzen können. Mit Bombenteppichen, die jeden Quadratmeter Bodens umpflügen, bereiten sie den Sturm auf St. Lô vor. Der deutsche Widerstand hält noch drei, noch vier Tage, dann bricht der Feind durch, stößt auf Avranches zu und kann den Ausgang in freies Gelände gewinnen.

Der deutsche Gegenangriff – noch glaubt man den Feind wieder ins Meer zurück-

werfen zu können — setzt am 8. August ein. Er bleibt schnell liegen und bringt 20 deutsche Divisionen in einen großen Kessel bei Falaise und Argentan, der nach elftägigen Kämpfen von Engländern und Amerikanern mit eisernem Ring umschlossen und zu einem Massengrab für Freund und Feind wird.

Nach dieser vergeblichen Aufopferung bester Kampftruppen ist es zu spät, eine neue Verteidigungslinie östlich der Seine zu errichten. Die Zeit und die Kraft reicht nicht mehr aus. Der Weg nach Paris ist offen.

Das Attentat

Während der härtesten Abwehrkämpfe an der Invasionsfront explodiert am 20. Juli im Führerhauptquartier die Bombe, die mit Hitlers Leben auch dem Krieg ein Ende machen sollte. Vier Sterbende werden aus der zerstörten Baracke herausgetragen — Hitler ist mit leichten Verletzungen davongekommen.

Wer ist der Attentäter? Jemand beargwohnt die Arbeiter von der Organisation Todt. Hitler schüttelt unwillig den Kopf, Arbeiter hätten das unter gar keinen Umständen getan, der Täter müsse näher in seiner Umgebung gesucht werden.

Der Täter wird schnell gefunden. Oberst im Generalstab Stauffenberg hat nach der Explosion befehlswidrig die Wolfsschanze verlassen. Ein Paket wird gefunden, das er auf dem Wege zum Flugplatz aus dem Auto geworfen hat. Es enthält Sprengstoff.

Stauffenberg hat von dem Explosionsmaterial, das für einen geschlossenen Bunkerraum berechnet war, aber in einer leichten Baracke nicht die erforderliche Druckwirkung haben konnte, nur eine Hälfte mit sich genommen, um mit seiner Mappe nicht aufzufallen. Diese Mappe hat er außerhalb des breiten Fußbalkens des Lagetisches, also jenseits von Hitlers Platz, auf die Erde gestellt und die Baracke unter einem Vorwand verlassen, um die Wirkung des Attentats aus sicherer Entfernung zu beobachten.

Nach der Detonation sieht er, wie blutüberströmte Körper aus den Trümmern geschafft werden; er glaubt, Hitler sei tot und eilt mit dem Flugzeug nach Berlin, um den Umsturz zu vollenden.

Hitler aber lebt, und der Aufstand bricht in sich zusammen. General Fellgiebel, Chef des Wehrmacht-Nachrichtendienstes im FHQ, zerstört nicht, wie vorgesehen, die Nachrichtenzentrale. Der Telefonverkehr zwischen Rastenburg und Berlin bleibt intakt.

Nach diesem ersten Umfall eines der Mitverschworenen aber ist die Aktion des 20. Juli, die durch das Attentat ausgelöst werden sollte, bereits im Kern gelähmt. Die Befehle Stauffenbergs, die Anweisungen von Generaloberst Beck an die stellvertretenden Generalkommandos werden nur teilweise befolgt, denn jetzt fallen auch weitere wichtige Bindeglieder in dem Ablauf der Operation aus.

Keitel benachrichtigt Generaloberst Fromm, den Befehlshaber des Ersatzheeres: *»Der Führer lebt und ist nur unwesentlich verletzt. Ich sitze hier mit Marschall Graziani, und der Führer hat eine Besprechung mit Mussolini.«* Fromm fällt um, Hoeppner springt für ihn ein. Aber Generalleutnant Specht, Generalinspekteur für den Führernachwuchs, weigert sich, Befehle von Hoeppner anzunehmen. Auch General Kuntze, Chef des Ausbildungswesens des Ersatzheeres, lehnt den Gehorsam gegen die Aufständischen ab.

Oberst Glaesmer soll mit der Krampnitzer Panzertruppenschule gegen die Waffen-

SS in Lichterfelde und Lankwitz aufklären. Er erkennt das Mißlingen des Attentats und zieht sich mit seinen Verbänden zurück. Die Panzertruppe macht nicht mit.

Ein Bataillon des Wachregiments »Großdeutschland« unter Führung des Eichenlaubträgers Major Remer soll die Ministerien in Berlin absperren. Remer hat Befehl von seinem Vorgesetzten von Hase. Er zieht mit seiner Truppe zur Wilhelmstraße, aber Goebbels verbindet ihn mit Hitler. Remer gehorcht seinem höchsten Vorgesetzten.

Die kleine Schar der Aufständischen in der Bendlerstraße erkennt, daß sie auf die aktive Unterstützung durch die Truppe nicht rechnen kann. Der Rundfunk verbreitet die Nachricht vom mißglückten Bombenanschlag. Hitler lebt. Die Truppe kämpft nicht gegen Hitler. Die Widerstandsgruppe in der Bendlerstraße zerfällt. Einige Offiziere gehen nach Hause. Andere erheben sich gegen den Aufstand. Oberst Herber, die Oberstleutnante von der Heyde und Priduhn übernehmen die Führung des Gegenstoßes, sie befreien den von den Rebellen gefangengesetzten Generaloberst Fromm, der jetzt eingreift, um belastendes Material zu vernichten. Nicht nur das, er will — wie er sagt — die revoltierenden Offiziere der Justiz der Gestapo entziehen. Er zwingt Generaloberst Beck zum Selbstmord und läßt Stauffenberg, General Olbricht und Oberst Mertz von Quirnheim im Hof des Kriegsministeriums erschießen.

Stauffenberg stirbt mit dem Ruf: *»Es lebe das unsterbliche Deutschland.«*

Auch außerhalb Berlins bricht der Aufstand zusammen. Der Militärbefehlshaber Frankreich, General von Stülpnagel, läßt den SS-Obergruppenführer Oberg mit den etwa 1200 Mann seiner Organisation verhaften. Doch sein Vorgesetzter, der Oberbefehlshaber West, Feldmarschall von Kluge, weigert sich, mit ihm zu handeln, denn Hitler lebt. Auch im Osten zieht General von Treskow seine Befehle zurück, als er die Rundfunknachrichten vom Überleben Hitlers hört.

Das Unternemen »20. Juli« ist in allen seinen Phasen zusammengebrochen. Es hat die Staatsführung kaum einen Augenblick in Unsicherheit gebracht. Am Abend spricht Hitler im Radio über den mißlungenen Anschlag: *»Ich fasse das als eine Bestätigung des Auftrages der Vorsehung auf, mein Lebensziel weiter zu verfolgen, so wie ich es bisher getan habe.«*

Die Gestalt des Grafen Stauffenberg ist sinnbildlich für das Werden des deutschen Widerstandes.

Stauffenberg erlebte den 30. Januar 1933, wie Millionen mit ihm, als den Aufbruch des Reiches in eine neue Zukunft. Er achtete des Verbots nicht und marschierte als junger Leutnant in voller Uniform im Fackelzug des großen Tages. Seine Begeisterung trägt ihn weiter, trägt ihn über alle Enttäuschungen der kommenden Jahre hinweg. Ideenreich und energisch setzt er sich auf der militärischen Stufenleiter schnell durch. Er wird in Afrika schwer verwundet, verliert ein Auge und eine Hand, wird ausgezeichnet. Er steht schließlich im Range eines Obersten an wichtiger Stelle in der Organisationsabteilung des OKH.

Stauffenberg erkennt frühzeitig die Notwendigkeit der politischen Gewinnung der Völker im Osten. Er setzt innerhalb der Organisationsabteilung seine ganze Energie daran, alles für die Freiwilligenverbände, ihre Ausrüstung und Versorgung zu tun. Er greift weit über sein Amt hinaus in der Unterstützung der Wlassow-Bewegung. Doch sein Mühen ist vergeblich. Hitler will die Bundesgenossenschaft nicht, die sich ihm auf-

drängt, er stößt sie zurück und läßt seine Reichskommissare über jede freiheitliche Regung, jede Deutschland entgegenkommende nationale Bewegung hinwegschreiten.

Stauffenberg sieht in dem Fehlschlagen des deutschen Ostfeldzuges nicht das Überwiegen des stärkeren oder tüchtigeren Gegners, sondern das Versagen der eigenen politischen Führung. Das Jahr 1943 bringt für ihn, wie für viele andere in seiner Umgebung, die Erkenntnis, daß der Krieg militärisch und politisch verloren sei. Er stößt zu den Männern des Widerstandes um Beck und Goerdeler und zu dem Kreisauer-Kreis um Moltke und Trott zu Solz. Es gibt schwere Auseinandersetzungen zwischen dem eigenwilligen Stauffenberg und seinen Mitverschworenen. Beck beschwert sich bei Goerdeler, daß ihn *»der 35jährige Bursche«* wie seinesgleichen behandele. Goerdeler hat zu klagen, Stauffenberg wolle an seine Stelle Leuschner oder Leber als künftigen Reichskanzler setzen.

Ein anderer Streitpunkt ist die erwartete Invasion. Eine Gruppe des Widerstandes glaubt vorher handeln zu müssen, andere – mit ihnen Stauffenberg – wollen die Invasion abwarten: glückt sie, so müsse Hitler fallen, und ein Deutschland unter demokratischer Führung werde eine politische Chance zwischen Ost und West haben. Werde die Invasion aber abgeschlagen, so müsse man Hitler noch einmal Kredit geben und ihm die Möglichkeit lassen, den letzten Versuch zur Rettung des Reiches zu machen.

Widerstand

Das Attentat vom 20. Juli ist nicht der erste Anschlag auf das Leben Adolf Hitlers. Schon am 8. November 1939 explodierte im Bürgerbräukeller zu München eine Bombe. Hitler hatte durch einen Zufall die Versammlung seiner Alten Garde eine Viertelstunde zuvor verlassen. Wer hinter diesem Attentat stand, wurde nie völlig aufgehellt. Weitere Versuche von militärischer Seite blieben im Keime stecken. Am 13. März 1943 hatten sich oppositionelle Pläne noch einmal zu einem Anschlag verdichtet, der durch Versagen der Zündung einer Bombe fehlschlug, die Generalmajor von Treskow in das Flugzeug Hitlers geschmuggelt hatte.

Es ist kein Wunder, daß der Generalstab zur Keimzelle des Widerstandes wurde. Im Generalstab hatte sich trotz der organisatorischen Umordnung in der obersten Spitze ein Kern von Menschen erhalten, die durch gemeinsame Entwicklung, durch überlieferte Ehrauffassung und Standesordnung miteinander verbunden waren und im gegenseitigen Vertrauen freimütig ihre Gedanken austauschen und entwickeln konnten. Sie verfügten über die für ein Attentat notwendigen Mittel und glaubten auch über die Kräfte zu verfügen, nach einem geglückten Anschlag die Führung des Staates in der Hand halten zu können.

Zum Generalstab ging schon Schacht, um seine Pläne zur Verhinderung eines Krieges auszuspinnen, ging der frühere Botschafter in Rom, v. Hassell, ging der Theologe Gerstenmaier, und auch Goerdeler, das geistige Oberhaupt des zivilen Widerstandes, fand den Weg zu den Männern um Beck und Stauffenberg.

Schon früh waren die ersten Keime des Widerstandes gegen Hitler und den Nationalsozialismus herangereift. Die Gleichschaltung setzte die ersten oppositionellen Elemente frei, der 30. Juni 1934 rüttelte auch innerhalb der NSDAP viele Geister auf, und

die Affären Blomberg und Fritsch trieben zahlreiche hohe Offiziere der Wehrmacht ins gegnerische Lager.

Aber Hitler hat Erfolg. Er pflückt mühelos drinnen und draußen die Früchte, die nur auf ihn zu warten scheinen. Die Opposition sieht sich in immer kleinere Kreise gedrängt. Sie besteht schließlich nur noch aus Einzelgängern, die gegen den Strom der begeisterten Masse des Volkes schwimmen.

Noch einmal sammeln sich ihre Kräfte, als der Krieg herandroht. Doch wiederum rauschen die Fanfaren der Erfolge, der Blitzsiege über ihre warnenden Stimmen hinweg.

Viele Männer des Widerstandes werden unsicher. Sie beginnen zu schwanken und sich zu fragen, ob nicht sie selbst im Unrecht sind mit einer Skepsis, die durch die Tatsachen so klar widerlegt wird. Und als dann die ersten Rückschläge kommen, als das Kriegsglück immer entschiedener sich dem Feinde zuwendet, ist es dieser Feind selbst, der mit seiner Forderung der bedingungslosen Kapitulation jeden Ausgleich ablehnt und die deutsche Opposition ins Unrecht setzt.

Das Jahr 1943 bringt die Ereignisse der endgültigen Wende. Aber auch in diesem Jahre ist es nur ein verhältnismäßig kleiner Kreis, der wirklich weiß, daß der Wind sich endgültig gedreht hat und nie wieder in Deutschlands Segel wehen werde. Es sind die Fachleute der oberen militärischen und wirtschaftlichen Führung, die erkennen, daß die Wunderwaffen zu spät kommen werden, daß die hohen blutigen Verluste im Osten auch durch die beste Bewaffnung nicht mehr ausgeglichen werden können, daß der Masseneinsatz einer ganzen Welt nicht mehr durch die begrenzten materiellen Mittel Deutschlands aufzuwiegen ist.

Auch die Einsicht in die schweren Fehler der deutschen Führung in der Politik in den besetzten Gebieten, gegenüber Frankreich oder den Völkern der Sowjetunion, bleibt nur auf einen kleinen Kreis von Menschen beschränkt. Die Masse des Volkes sieht immer noch Hitler in dem Nimbus seiner Erfolge und steht zu ihm. Heimat und Front arbeiten und kämpfen gegen das drohende Unheil aus dem Osten. Sie werden zusammengeschweißt durch den Krieg aus der Luft.

Es fragt nicht nach Recht und Unrecht, wer mit dem Rücken zur Mauer gegen die nackte Vernichtung kämpft.

Die Männer des Widerstandes suchen den Weg nach draußen. Irgendwo in der westlichen Welt muß es doch noch Oasen der Einsicht und der Vernunft geben. Mitten im Rasen blindwütiger Kräfte der Zerstörung muß es doch noch kühle Köpfe geben, die an morgen denken und sich dem Haß des Augenblicks verweigern. Andere suchen den Weg nach Osten, wo das Nationalkomitee Freies Deutschland und der Bund deutscher Offiziere einen Ansatz für einen politischen Brückenschlag zu bieten scheinen.

Sie senden ihre Kundschafter hinaus nach Spanien und Portugal, nach Schweden und nach der Schweiz, diesen wenigen weißen Flecken auf der rot lodernden Erdkarte. Aber sie finden nicht, was sie suchen. Dieser Krieg ist total, im schrecklichsten Sinne des Wortes. Total ist der Wille der Vernichtung, und total ist die Wirkung einer Kriegspropaganda, die noch stärker als im Ersten Weltkrieg zurückwirkt und auch die eigenen Urheber mit ihrem Wahnsinn ansteckt.

So schrankenlos tobt die entfesselte Gewalt, daß die Gegner Deutschlands selbst auf die Kriegslist eines Scheinangebotes verzichten, mit welchem sie die Moral des deut-

schen Volkes lähmen könnten. Der Gedanke an Wilsons 14 Punkte ist geradezu ein Alpdruck für Roosevelt, der in der Bestrafung der Aggressoren durch keine Rücksicht gebunden sein will.

Vielleicht sind sich die Gegner im klaren darüber, daß jener schmähliche Betrug von 1918 nicht mit Erfolg wiederholt werden könnte: *»Jagt euren bösen Kaiser weg, und ihr habt einen Frieden ohne Annektionen und Kontributionen, einen Frieden in Ehre und Freiheit«*, das ist noch zu gut in aller Ohren und in aller Erinnerung noch zu gut, was dann folgte.

Die Kundschafter kommen ohne Ergebnis heim von ihren Reisen. Einem von ihnen hat man draußen gesagt: *»Sie müssen sich klar darüber sein, daß dieser Krieg nicht gegen Hitler oder den Nationalsozialismus geht, sondern gegen die Kraft des deutschen Volkes, die man für immer zerschlagen will, gleichgültig, ob sie in den Händen Hitlers oder eines Jesuitenpaters liegt.«*

Für viele endet hier der Weg des Widerstandes. Wenn drüben keine hellere Einsicht, kein klarerer Weitblick ist, so ist es sinnlos, den Kräften der Zerstörung noch das Tor aufzureißen, so ist es besser, das Gewicht der Verantwortung dem Feinde nicht abzunehmen.

Doch für andere endet der innere Gewissensstreit mit einem Ja zur Tat. Sie wollen nicht vor einem blinden Schicksal kapitulieren, sie wollen handeln, um einen letzten verzweifelten Versuch zu machen, das Schicksal des deutschen Volkes von innen her zu bestimmen. Sie wollen handeln in der Hoffnung auf einen letzten Funken politischen Verstandes beim Gegner — oder sei es auch nur, um das Ende mit Schrecken lieber heute als morgen herbeizubeschwören.

Der Kreis, der sich zusammenfindet, ist bunt. Er reicht von konservativen Diplomaten und Militärs über Männer der katholischen und der bekennenden evangelischen Kirche, über Gauleiter und SS-Gruppenführer bis zu einigen führenden Köpfen der Sozialdemokratie, die ihre Fühler bis zu den Kommunisten ausstrecken.

Verständlich, daß diese verschiedenartigen Persönlichkeiten sich nicht zu einer Einheit zusammenfinden können. Vor allem streitet eine konservative Gruppe mit westlichen Tendenzen gegen eine sozial-revolutionäre Gruppe, die eine außenpolitische Annäherung an die Sowjetunion sucht. Es bleibt bei sehr allgemeinen Programmen mit edlen Präambeln und weitgespannten Verheißungen, die in zahlreichen Gesprächen mit erstaunlicher Sorglosigkeit diskutiert werden. Goerdeler bereitet als künftiger Reichskanzler eine umfangreiche Regierungserklärung vor, die in friedlichen Zeiten eine ausgezeichnete Wahlrede für einen Kandidaten der Mitte abgegeben hätte. Deutschland würde sich eine bundesstaatliche und gewerkschaftliche Ordnung geben, die Urheber der Gewalttaten selbst bestrafen und als gleichberechtigter Teil in einen europäischen Bund eintreten, der von den einzelnen Staaten auch die Souveränität über die Kolonien erben würde. Er führte alle bereits durchdachten Maßnahmen für den Wiederaufbau der Städte, für Ferienkolonien und für Hilfswerke auf. Er entwickelt seine Auffassung von Schul- und Agrarreform und zählt nacheinander etwa 40 Gesetzesvorschläge zum Schutze des Alters, der Familie und der Jugend auf.

Es fehlt an den wichtigsten Voraussetzungen in der Methode illegaler Tätigkeit und in der Praxis des Staatsstreichs, für die der deutsche Charakter nur geringe Fähigkeiten entwickelt hat.

So entsteht kein politisches Instrument des Umsturzes. Die zivilen Angehörigen des Widerstandes müssen es den Militärs überlassen, zu handeln, um das Hitlerreginme über eine Militärdiktatur in eine demokratische Staatsform zu überführen.

Die Militärs aber handeln als Militärs. Sie verkennen weitgend die politische Bedeutung ihrer Aufgabe. Man wird Hitler töten, um an seiner Stelle weiterzuregieren. So ginge es bei der Ablösung eines Truppenbefehlshabers. Die strenge hierarchische Disziplin der Armee bindet an den Befehl des Vorgesetzten ohne die Frage, wer der Vorgesetzte ist. Die politische Gewalt über ein ganzes Volk aber ist anderer Art. Sie ist gewoben aus tausend Unwägbarkeiten. Sie kann fest sein wie Stahl und morgen schon wie ein Spinnweb zerflattern. Sie läßt sich nicht übertragen, sie läßt sich nicht willkürlich handhaben.

Der Eid des Soldaten, die Treuepflicht des Volkes im Kriege, das Beharrungsvermögen des Bürgers, die Furcht, wehrlos einem schonungslosen Feinde ausgeliefert zu sein, der Wunsch nach Vergeltung erlittenen Unrechts und die Furcht vor Vergeltung begangener Missetaten, das sind einige der Hindernisse, die die Verschwörer zu überspringen nicht vorbereitet sind.

Am Ende steht die offene Frage, wer der Gewinner des ganzen Abenteuers sein wird. Wenn die Truppe nicht mitgeht, ist ein Chaos das Ende. Geht die Truppe nur zu einem Teil mit, ist Bürgerkrieg und Chaos der sichere Ausgang. Den bedingungslosen Gehorsam aller Truppenteile zu erwarten, wäre utopisch. Dieweil drängt an den Fronten der Gegner, drängen die 600 sowjetischen Divisionen, die noch durch keine endgültige Abmachung an Zonengrenzen gebunden sind, drängen die Armeen der Anglo-Amerikaner, die mit ihrer Luftwaffe einen Vorgeschmack des nahen »Friedens« geben.

Die Chancen für das Gelingen des Umsturzes nach g e g l ü c k t e m Attentat waren zweifelhaft. Das Attentat aber schlägt fehl. Graf Stauffenberg ist der Meinung, sein Leben beim Anschlag nicht einsetzen zu dürfen, da er für die Durchführung des Umsturzes notwendig gebraucht werde. Er verzichtet, Gebrauch von seiner Pistole zu machen, die er, wie jeder Uniformträger, auch in der Wolfsschanze mit sich führen darf, wenn nicht muß. Er wählt das Sprengstoffattentat ohne Rücksicht auf das Leben seiner Kameraden. Er setzt nur die Hälfte des ihm mitgegebenen Explosivstoffes ein. Er reist hastig aus dem FHQ ab, ohne sich ernstlich von der Wirkung seiner Bombe überzeugt zu haben, deren Wirkung er überschätzt hat.

Das Attentat schlägt fehl und wird zum Todesurteil für Hunderte von Menschen, die eine rücksichtslos zugreifende Faust auf das Schafott schickt. Hitler betreibt die Verfolgung und Vernichtung aller, die in irgendeiner Weise mit dem Attentäter in Beziehung standen. Er schreckt nicht vor der Verhängung der Sippenhaft zurück gegen Verschworene, die sich durch Flucht seiner Justiz entziehen.

Die vielen Mängel, Fehler und Schwächen in Vorbereitung und Durchführung des Komplotts vom 20. Juli, die tragischen Folgen des mißglückten Attentats oder selbst die Möglichkeit einer Katastrophe nach einem geglückten Anschlag dürfen den Blick nicht trüben dafür, daß Männer, die nach einem Leben restlosen Einsatzes für das deutsche Volk schließlich zu Hochverrätern werden, die um des deutschen Volkes willen mutig ihr Leben in die Schanze schlagen, daß solche Männer als Märtyrer außerhalb des Streites der Parteien stehen.

Die Geschichte kennt Beispiele großer Männer, die diese Achtung auch dem Atten-

täter gegen ihr eigenes Leben nicht versagten, wenn es auch nur den Philosophen und nicht den Staatsmännern gegeben ist, ihnen die Großmut des Verzeihens zu gewähren.

»Widerstand«

Die Achtung vor den Toten des deutschen Widerstandes gebietet, sie strengstens von jenen Gestalten zu trennen, die sich heute ungeniert in ihre Reihe zu drängen suchen. Es sind Kreaturen, die, von den verschiedensten Gründen getrieben, sich nicht zu offener Rebellion, zu wahrem Widerstand aufrafften, sondern sich mit den heimlichen und hinterhältigen Machenschaften des Landesverrates begnügten, der Spionage zugunsten des Feindes.

Zwischen Hochverrat und Landesverrat besteht nicht nur ein formaler juristischer Unterschied. Es klafft ein Abgrund zwischen der Tat, die mit dem Einsatz des eigenen Lebens zur Rettung der Heimat gewagt wird und jener schäbigen Hilfeleistung für den Feind gegen das eigene Volk.

Ein Deutscher, der dem Beauftragten der amerikanischen Spionage in der Schweiz laufend Meldungen liefert, welche Städte seiner Heimat jeweilig vom Flakschutz entblößt sind, ist kein Widerstandskämpfer, sondern ein Lump. Ein deutscher Offizier, der dem Feind Zeiten und Ziele militärischer Operationen verrät, verdient keinen anderen Namen. Hohe Beamte, die Jahre hindurch ohne Bedenken Erlaß auf Erlaß für ihre Minister entwerfen, die ihre Karriere zu immer höheren Würden kultivieren und sich eilfertig nach Auszeichnungen drängen, die nebenbei aber einem befreundeten Ausländer hier und da einen kleinen Gefallen tun und ihm Einblick in geheime Dokumente gewähren, sind gleich verachtungswürdig.

Ein Offizier oder ein Beamter ist durch seinen Eid verpflichtet, zuerst in sachlicher Auseinandersetzung alle Mittel auszuschöpfen, seine Regierung von einem falschen Wege abzudrängen. Erst wenn er hierin bis zu einer äußersten Grenze gegangen ist, kann für ihn der schwere Gewissensentscheid nahen, der ihn seinen Eid brechen und das Vertrauen enttäuschen läßt, das ihm gewährt wurde.

Welch ein Widerstand aber ist denn das, von dem der eigene Minister nichts merkt, der diese Herren befördert und mit Orden dekoriert? Wie kann man Widerstand nennen, was nur ein Nachgeben gegenüber dem stärkeren Feinde ist?

Ob dieser Verrat sich religiös oder weltanschaulich verbrämt, ob er aus Haß gegen Hitler oder als bezahlte Spionage geleistet wird, ist eine zweite Frage. Ob die »Rote Kapelle« die kommunistische Gesinnung ihrer Agenten in Anspruch nimmt oder ob sie Geld in ihren Beutel tut, macht keinen Unterschied für die Truppe, die in dem Massenmord verratener Offiziere umkommt.

Die moralische Verteidigung des Landesverrates gründet sich gern auf die Verbrechen des Hitlerregimes. Das Weltgewissen stehe über der Treue zur eigenen Nation. So wird Verbrechen gegen Verbrechen gesetzt. Hunderttausende der eigenen Landsleute werden aufgeopfert zugunsten eines Feindes, der mit dem Weltgewissen in schönstem Einklang handelt: in Katyn oder in Nürnberg, in Köln oder in Dresden, in Hiroshima oder in Nagasaki, in Casablanca oder in Quebec, in Teheran oder in Jalta.

Was ist das Ziel dieses Verrates? Das deutsche Volk noch schneller und noch wehrloser den Vernichtungsplänen seiner Gegner auszuliefern? Und ist das Ergebnis von Potsdam,

die Zerstörung der Mitte Europas, die Preisgabe des halben Erdteiles und fast ganz Asiens an das System Moskaus wirklich ein sanftes Ruhekissen für die deutschen Spießgesellen Roosevelts und Stalins?

Aber es gibt noch einen Widerstand in Deutschland, der diesen echten Namen verdient. Seine Front ist breiter als es jemals bekannt wird, denn man wird seinen Anhängern später diesen Titel verweigern, ebenso wie sie ihn selbst ablehnen werden, um sich nicht in eine Gesellschaft zu begeben, in der man sie verwechseln könnte.

Es sind die zahlreichen Deutschen in allen Schichten des Volkes, in der Armee und in den Ministerien, in der NSDAP und in der SS, in Fabriken und Werkstätten, die auf verantwortlichen großen und kleinen Posten ihre Pflicht tun und in ihrer Pflichterfüllung bis zum letzten Tage nicht nachlassen, die aber ihre Pflicht nicht in gedankenlosem Ja-Sagen sehen, sondern die Verantwortung zum richtigen Handeln in sich fühlen. Sie sehen die Fehler im einzelnen und leisten ihnen Widerstand. Sie erkennen die schweren Mängel im großen und erheben mutig ihre Stimme, denn das ist möglich in dieser Diktatur. Sie trifft zwar diejenigen hart, die sich heimlich zusammenfinden, um ihren Mißmut an andere Mißmutige weiterzutragen. Sie verträgt aber ein offenes Wort an rechter Stelle. So unangenehm es allen denen ist, die sich für ihre Mitläuferschaft mit der Gestapopistole zu entschuldigen suchen, so läßt es sich doch nicht leugnen, daß es eine Reihe von Männern gibt, die ihrem Gauleiter, ihrem Minister, die Hitler selbst mit zähem Widerstand begegnen und die dennoch das Dritte Reich überleben.

Das sind Feldmarschälle und Generale, die Hitler schonungslos die Konsequenzen seiner Kriegführung vor Augen halten, hohe Beamte und Parteifunktionäre, zu schweigen von den SD-Berichten, die ihrem Führer und Reichskanzler ein ungeschminktes Bild der politischen Entwicklung zeichnen und heute noch unter uns weilen. Die Nürnberger Anklagebehörde hat Aufzeichnungen aus dem Auswärtigen Amt, dem Ostministerium, dem Innenministerium und anderen Dienststellen aufgefunden, deren Echtheit sie anzweifeln mußte, weil es ihr unglaubhaft erschien, daß Hitlers Terrorregime eine Kritik von so vehementer Schärfe vertragen habe.

Diese Männer überlebten, aber sie setzten sich nicht durch, weil ihre Stimme unterging im Chor der dienstbeflissenen Schönredner. Sie stehen auch heute noch abseits, weil sie damals nicht die Niederlage Deutschlands zu ihrem Ziel machten und weil sie heute wie damals unbequeme Untergebene sein würden.

Warum diese Männer nicht wie Stauffenberg zur Waffe griffen, dafür gibt es Gründe, von denen heute einige nicht mehr gelten: es ist der Eid, der sie band. Es ist der Krieg, der sie zwang, ihre Waffe gegen den Feind zu richten. Es ist die Sorge um das, was aus Ost und West heranrückte. Denn es gab damals Menschen, die einen Sieg Deutschlands selbst unter Hitler einem besiegten Deutschland unter Stalin und Roosevelt vorzogen.

Der totale Krieg

Das Attentat vom 20. Juli bleibt ohne Wirkung, drinnen wie draußen. Am gleichen Tage, als man in London noch vom Tode Hitlers überzeugt war, geht eine Meldung über den britischen Rundfunk, daß auch eine neue deutsche Regierung nur einen gemein-

samen Frieden mit Ost und West auf der Grundlage der bedingungslosen Kapitulation zu erwarten habe. »*Das deutsche Volk solle sich seiner Strafe nicht durch das einfache Mittel eines Regierungswechsels wie im Jahre 1918 entziehen können*«, hieß es schon früher.

Die »Encyclopedia Americana« wagt noch in ihrer Ausgabe von 1949 ihren Lesern folgenden Unsinn aufzutischen: »*Am 20. Juli 1944 wurde ein Attentat gegen Hitlers Leben gemeldet. Wenn die Geschichte wahr ist, so scheint es unglaubhaft, daß er ohne ernsten Schaden davongekommen sein kann. Entweder waren die Berichte unrichtig oder aber ein Double wohnte der Konferenz bei und wurde getötet, während Hitler sich brüstete, von der Vorsehung beschützt gewesen zu sein.*«

Churchills politische Einsicht ist aus einer Rede vom 2. August vor dem Unterhaus zu ermessen: »*... in Deutschland selbst hat sich Gewaltiges ereignet, das das Vertrauen des Volkes und die Treue der Truppen bis in die Grundfesten erschüttern muß. Die höchstgestellten Persönlichkeiten des Deutschen Reiches morden sich gegenseitig oder versuchen es wenigstens, während die rächenden Armeen der Alliierten den vom Schicksal gezeichneten, immer enger werdenden Machtbereich umschließen.*« Warnend fügt er hinzu: »*Auf keine Unterhandlungen des Feindes hören!*«

Churchill irrte sich über das Vertrauen des Volkes und die Treue der Truppen. Das Volk arbeitet noch härter und die Truppe kämpft noch verbissener — im Westen wie im Osten. Die Marschälle vereinen sich zu einer Treuekundgebung. Der neue Chef des Generalstabes, Generaloberst Guderian, sagt in einer Ansprache: »*Ich bürge dem Führer und dem deutschen Volk für die Geschlossenheit der Generalität, des Offizierkorps und der Männer des Heeres in dem einzigen Ziel der Erkämpfung des Sieges und unter dem Wahlspruch, den der ehrwürdige Generalfeldmarschall von Hindenburg uns oft einprägte: Die Treue ist das Mark der Ehre! Es lebe Deutschland und unser Führer Adolf Hitler! Und nun: Volk ans Gewehr!*«

Goebbels wird zum Generalbevollmächtigten für den totalen Kriegseinsatz ernannt und geht mit Feuereifer an seine neue Aufgabe. Hitler hat bisher in vielen Punkten gezögert, vor allem von der Frauenarbeitspflicht hat er nichts hören wollen. Jetzt müssen die letzten Bedenken weichen. »*Die deutsche Frau hilft siegen*«, *verkündet Goebbels.* Der Rest der zivilen Industrie wird stillgelegt mit dem Leitsatz: »*Lieber ein paar Jahre geflickte Kleider als Jahrhunderte in Lumpen.*« Die 60-Stunden-Woche für Arbeiter und Beamte, totale Urlaubssperre, rücksichtslose Aufhebung von u.k.-Stellungen. Auflösung von Ministerien, Zusammenlegung von Finanzämtern und Oberpostdirektionen, Schließung von Vergnügungsstätten — und immer wieder Propaganda und Propaganda. Es gelingt Goebbels, den Arbeiter im Betrieb festzuhalten und neue Kräfte aus dem deutschen Volke herauszuholen. Die Arbeitsleistung steigt nach der Invasion und nach dem Attentat noch ganz wesentlich, wie wir schon an den Zahlen gesehen haben. Noch im Februar 1945, nach dem Fortfall der schlesischen Industrie, werden neben anderen Waffen 25 000 MG und 200 000 Gewehre hergestellt. Eine erstaunliche Leistung schon im Strudel des Untergangs.

Speers Aufgabengebiet wird am 1. August auch auf die Luftrüstung ausgedehnt. Sauckel erhöht den Fremdarbeitereinsatz auf fünf Millionen Mann.

Neben Goebbels tritt Himmler als neuer Innenminister für den schon 1943 zurückgetretenen Frick. Er übernimmt zugleich an Stelle Fromms die Führung des Ersatzheeres und hat nun zusammen mit der SS eine enorme Machtfülle in seinen Händen

versammelt. Er vergrößert die Waffen-SS aus allen noch verfügbaren Reserven und bringt ihren Bestand bis auf über 700 000 Mann. Ihre Verluste werden am Kriegsende von Jodl auf 40 Prozent geschätzt.

Hinter diesem mächtigsten Manne nächst Hitler hebt sich nach dem Attentat auch Bormann, der Sekretär des Führers, aus dem Schatten, in dessen Dunkel er bisher seine verhängnisvolle Tätigkeit ausgeübt hat. Er ist einer der Antreiber, dem keine Maßnahme scharf genug war. Bormann hat mit Erich Koch das Verdienst, die Völker der Sowjetunion mit seiner Wahnsinnspolitik geradezu in die Arme Stalins getrieben zu haben. Oft wird der Verdacht laut, dieser Mann sei ein Agent des Feindes. Doch das Phänomen Bormann ist wohl weniger romantisch und einfacher dadurch zu erklären, daß in ihm eine ungehemmte Brutalität sich verband mit einer grenzenlosen Borniertheit. Bormann ist tatsächlich die Verkörperung jenes Zerrbildes, das die feindliche Propaganda aus jedem »Nazi«, aus jedem Deutschen gemacht hatte. Er tritt aus dem Kulissenschatten seiner Regieführung erst am 14. Oktober mit der Aufstellung des Volkssturmes hervor. Jetzt ist sein Name plötzlich an allen Anschlagsäulen zu lesen, aber er dient nicht dazu, das Vertrauen zu diesem letzten Aufgebot zu erhöhen. Ein »Wall von Leibern« soll dem Feind den Weg in die Heimat versperren. Aber niemand glaubt mehr daran, daß ein Kriegerverein oder die Vierzehnjährigen mit einigen Panzerfäusten noch das Wunder herbeizaubern können, das die Wehrmacht nicht schaffen konnte und das auch der Einsatz der Wunderwaffe, die V 1 und die V 2, nicht bewirkt haben.

Mit dem totalen Krieg kommt noch einmal eine letzte politische Besinnung, eine letzte politische Offensive des Reiches zur Geltung. Am 14. November findet in Prag eine seltsame Versammlung statt. Hohe deutsche Offiziere, SS-Führer und Beamte sind Ehrengäste einer Konferenz, auf der russisch gesprochen wird. Das »Komitee zur Befreiung der Völker Rußlands« wird aus der Taufe gehoben. Die Wahl zum Präsidenten trifft Generalleutnant Wlassow, der verkündet: *»Das Befreiungskomitee der Völker* Rußlands hat sich zum Ziel gesetzt:

Die Tyrannei Stalins zu stürzen, die Völker unserer Heimat von dem bolschewistischen System zu befreien und ihnen die Rechte wiederzugeben, die sie sich mit der Volksrevolution des Jahres 1917 erkämpft hatten.

Den Krieg zu beenden und einen ehrenvollen Frieden mit dem Deutschen Reich herbeizuführen.

Ein neues Staatswesen des Volkes ohne Bolschewismus und ohne Ausbeuter zu schaffen.«

Jetzt darf Wlassow seine »Russische Befreiungsarmee« aufstellen. Ganze drei Divisionen werden ihm konzediert, eine winzige Zahl angesichts der Tatsache, daß schon lange mehr als 500 000 Russen in der deutschen Armee kämpfen, abgesehen von der viel größeren Zahl von Nichtrussen aus der Sowjetunion, die auf deutscher Seite stehen.

Die politische Bedeutung dieses militärischen Faktors wird durch eine Erfahrung bestätigt, die in der Kriegsgeschichte wohl einmalig dastehen dürfte: Anfang 1945, als längst der letzte Quadratmeter russischen Bodens preisgegeben ist und die Rote Armee schon tief in Deutschland steht, laufen zwei sowjetische Regimenter zu einem schwachen Bataillon der Russischen Befreiungsarmee über, das in Mittelschlesien an die Front geworfen wurde.

Zu spät kommen jetzt auch die Nationalkomitees der Esten und Letten, der Ukrainer, Weißruthenen, Georgier, Turkmenen und Tataren. Es ist nur noch ein Gespenstertreiben. Die politische Waffe, die am ersten Tage des Krieges das System der Gegner aus den Angeln gehoben hätte, ist am letzten Tage des Krieges nichts mehr als ein Papier, das unter dem Schutt des Zusammenbruchs begraben wird.

Im Dezember 1944 versammeln sich etwa 200 führende Köpfe aus allen Völkern von Turkestan bis Norwegen im Palais Schönbrunn in Wien zu einem großen Kongreß der Enttäuschung. Männer aus Frankreich, Holland und Belgien, aus Norwegen und Dänemark, aus Griechenland, Bulgarien und Ungarn, aus Rumänien und der Slowakei, aus Estland und Lettland, Vertreter fast aller Völker aus der Sowjetunion vereinen ihre Stimmen zu einem Chor europäischen Willens und europäischer Verzweiflung. Der wallonische Rexistenführer Degrelle, in voller SS-Uniform, geschmückt mit dem Eichenlaub zum Ritterkreuz, heimgekehrt aus verlustreichen Schlachten von der Wolga bis nach Ostpreußen, spricht mit schonungsloser Offenheit über die Politik des Dritten Reiches, die Europa hätte schaffen und gewinnen können, die aber zu spät Aufgabe und Chance erkannt hat: *»Ich bezweifle, daß die Deutschen jemals imstande sein werden, den Frieden geistig zu gewinnen. Alle unsere Völker müssen sich deshalb nach dem Sieg zusammenschließen, um dieses Werk zu vollenden, damit wir den heimkehrenden Frontsoldaten einmal mit gutem Gewissen vor die Augen treten und dieFrucht dieses Krieges sichern können, wenn es sein muß gegen die deutsche Politik. Die meisten unserer Freunde, die hier sitzen, haben ihr Vaterland bereits an den Feind verloren, und ihre Länder haben wahrhafte Opfer für das Großdeutsche Reich gebracht. Darum fordern wir es auf: Sagt uns endlich, wofür wir kämpfen sollen, nicht nur wogegen! Nach dem Krieg muß Europa ein konkretes Ziel haben! Wo bleibt es?«*

Die letzte Offensive

Die Vergeltungswaffen werden eingesetzt. V 1 zieht heulend ihre Bahn über den Kanal und gegen die Häfen der Invasion. V 2 nimmt ihren Weg steil gegen den Himmel und fällt lautlos, schneller als der Schall, auf das ungewarnte Ziel. Die neuen U-Boote laufen aus, und eine kleine Schar der neuen Jäger überfällt einen feindlichen Bomberverband und holt in wenigen Minuten mehr als siebzig Maschinen herunter. Bald soll auch die geheimnisvolle Atomwaffe kommen, die als V-2-Ladung dem Kriege ein unerwartet schnelles Ende bereiten werde. Von Mund zu Mund spricht sich herum, Hitler habe von den letzten Tagen dieses Krieges gesprochen, deren furchtbare Verheerungen ihm Gott verzeihen möge.

Doch die Wunderwaffen bringen das Wunder, das ersehnte, nicht. Sie haben Arbeit und Stahl verbraucht, die an Panzern, Panzerabwehr und Flak, an Flugzeugen normalen Typs, an Infanteriewaffen und Munition eingespart wurden. Stärker als die Erschütterung durch das Attentat, stärker als das Näherrücken der feindlichen Fronten wirkt dieser Fehlschlag der letzten Hoffnung auf die breite Masse des deutschen Volkes. Übrig bleibt nur noch der Mut der Verzweiflung, der auch an verlorenen Fronten mit Zähigkeit kämpft.

Paris fällt am 28. August — wiederum unzerstört — in die Hand des Gegners. Zu-

gleich stößt Shukows Offensive auf Rumänien und Ungarn zu. Im September rückt der Feind im Osten und Westen bis auf die Reichsgrenzen auf.

Die letzten Bundesgenossen werden aus dem Ring um Deutschland herausgebrochen. Rumänien verübt am 23. August nach Marschall Antonescus Sturz schmählich Verrat. Zwei Tage später erhebt es die Waffen gegen Deutschland. Bulgarien bittet um Frieden und erklärt zwei Wochen später Deutschland den Krieg. Finnland, das hart kämpft, nachdem im Juni die Mannerheim-Linie durchbrochen ist, sucht einen Weg aus dem Krieg. Ribbentrop eilt nach Helsinki und erreicht noch einmal eine letzte Anstrengung der Finnen. Aber die zugesagte deutsche Unterstützung kann nicht mehr geleistet werden. So bittet auch Finnland am 3. September um Frieden.

Reichsverweser Admiral Horthy nimmt Fühlung mit dem Feinde. Ein Staatsstreich der Pfeilkreuzler stürzt ihn mit deutscher Hilfe, doch nur um einer Gnadenfrist willen.

Auch der Bundesgenosse im Fernen Osten hat mit seiner Offensive in Südchina seine Kräfte überspannt. Marine und Luftwaffe sind schwer angeschlagen, während die USA mit einem Strom von Schiffen und Flugzeugen Position um Position im Pazifik aufbrechen und von Insel zu Insel immer näher an das japanische Mutterland aufrücken. Der Kampf ist hier wie an der Ostfront von barbarischer Wildheit. In vielen Stützpunkten kämpfen die Japaner bis zum letzten Mann. Sie kämpfen vergeblich und können die Schließung des Rings um das Reich der aufgehenden Sonne nicht hindern.

Die Ostfront wird in diesem Jahre zum Schauplatz einer neuen Tragödie für das polnische Volk. Die Rote Armee hat den Mittellauf der Weichsel erreicht und steht vor der auf dem rechten Ufer des Stromes liegenden Vorstadt Praga, dem Kern Warschaus gegenüber. Die sowjetische Luftwaffe greift zehn Tage lang ununterbrochen die deutschen Stellungen bei Warschau an. Da ertönt am 29. Juli plötzlich die Stimme eines polnischen Sprechers im Moskauer Radio. Molotow und Osubka-Morawski, der Vorsitzende eines Befreiungskomitees, das sich in Lublin unter sowjetischer Führung als Gegengründung gegen die Londoner polnische Exilregierung gebildet hat, rufen die Polen zum Aufstand auf: *»Polen, die Zeit der Befreiung ist gekommen! Polen, zu den Waffen! Macht jedes polnische Haus zu einer Festung im Kampf gegen den Eindringling! Ihr habt keine Zeit mehr zu verlieren!«*

Am 30. Juli ergeht aus London ein gleicher Appell an das polnische Volk, der ebenfalls über das Moskauer Radio verbreitet wird, und am 1. August um 5 Uhr früh gibt der polnische General Bor-Komorowski einen Angriffsbefehl für einen Aufstand in Warschau. Dieser Aufstand ist ein gefährlicher Brandherd mitten in der deutschen Front. Die deutsche Luftwaffe schlägt zu, während die sowjetische Luftwaffe ihre Angriffe plötzlich einstellt. Die Polen kämpfen allein in einer der blutigsten Straßenschlachten, die je in der Geschichte ausgefochten wurden. 63 Tage lang tobt das verbissene Ringen um Warschau. 63 Tage lang werden die polnischen Kämpfer von London ermuntert. 63 Tage lang warten sie auf den sowjetischen Angriff. Und 63 Tage lang schauen die Sowjets zu, um mit Befriedigung die polnischen Offiziere fallen zu sehen, die sie in Katyn nicht hatten erledigen können.

Nur ein einziges Mal kommt es am 18. September zu einem sogenannten Shuttle-Flug englischer und amerikanischer Flieger mit Zwischenlandung hinter den sowjetischen Linien, die in das kämpfende Warschau Munition und Verbandmaterial abwerfen, aber außer dieser Demonstration bleibt die einzige Unterstützung der Polen, wie

schon im Jahre 1939, die unablässige Aufforderung, den sinnlosen Kampf um jeden Preis fortzusetzen.

Die Tapferkeit der Polen wird auch von deutscher Seite anerkannt. Der Chef der deutschen Einsatztruppe empfängt am 3. Oktober seinen kapitulierenden Gegner mit Ehrenbezeigung und gewährt dem Aufständischen die ehrenvolle Haft eines besiegten Soldaten.

An der ostpreußischen Grenze des Reiches entbrennt die sowjetische Offensive, die zu den erbittertsten Schlachten des Krieges führt. »Krasnaja Swesda«, das Blatt der Roten Armee, berichtet am 24. Oktober: *»Man kann nicht bestreiten, daß der deutsche Widerstand in Ostpreußen an Stärke und Hartnäckigkeit alles bisher Dagewesene übersteigt. Die Kämpfe sind äußerst blutig, und die Deutschen bieten wahnwitzigen Widerstand. Sie führen ständig Gegenangriffe durch und verteidigen jeden Zentimeter ihres Bodens.«* Sender London meldet am gleichen Tage: *»Die Kämpfe in Ostpreußen sind weiterhin von außerordentlicher Härte. Hier erleben wir zweifellos eine Probe, wie erbittert die Deutschen auf diesem heiligen Boden des Preußentums kämpfen werden.«*

Die deutschen Soldaten wissen besser als das Radio London, wofür und wogegen sie kämpfen. In einigen zurückeroberten Ortschaften Ostpreußens haben sie schaudernd erleben müssen, welchem Ungeheuer sie gegenüberstehen. Sie brauchen jetzt keine Propaganda mehr, sie brauchen auch keine historischen Vorbilder, um das Letzte herzugeben, dessen sie fähig sind.

Hitler lehnt die Rücknahme der Kurlandarmee ab. Er vertraut auf die Zähigkeit der Ostfront und zieht die besten Divisionen heraus, um im Westen noch einmal einen großen Schlag zu tun. Die Ostfront ruft vergeblich nach Verstärkung gegen die immer erdrückender werdende Übermacht der Sowjets. Hitler entscheidet sich für den Westen, wo ihm ein Gegner mit nur einem Sechstel der sowjetischen Truppenstärke gegenübersteht und wo er, in Verkennung der feindlichen Luftüberlegenheit, auf eine ernstliche Störung des Gegners und auf die Wiedergewinnung der militärischen Initiative hofft.

Schon im September hatten die Invasionskräfte bei einer Luftlandeoperation bei Arnheim eine schwere blutige Schlappe einstecken müssen, die Montgomery zu dem Eingeständnis der *»bemerkenswerten Regenerationskraft«* des deutschen Gegners zwang.

Die deutsche Führung entschließt ich zu einem Rückzug, um »besser springen zu können«. Sie nimmt die Front auf den Westwall zurück und zieht ihre Kräfte, verstärkt durch neu aufgestellte Divisionen, zwischen Monschau und Echternach zusammen, wo ihnen die schwächste Stelle der gegnerischen Front in den Ardennen gegenüberliegt. Ziel dieser letzten großen Offensive ist die Durchstoßung der feindlichen Front, die Zerreißung der feindlichen Kräfte in zwei Teile und die Erreichung des wichtigsten Nachschubhafens der Invasion, Antwerpens.

Die Feldmarschälle v. Rundstedt und Model opponieren gegen diesen Plan. Sie halten das erstrebte Ziel für zu weit, als daß es mit den verfügbaren Kräften erreicht werden könne, und schlagen eine Begrenzung der Operation vor. Hitler aber bleibt bei seiner »großen« Lösung.

Es gelingt, knapp 900 Panzer und 24 Divisionen für die Offensive v. Rundstedts zu sammeln. Göring erklärt, von seinen 3000 einsatzfähigen Maschinen 1000 einsetzen zu können, um dem Gegner mit seinen 14 700 Flugzeugen wenigstens das Leben schwer zu machen. Der Reichsmarschall verspricht mehr, als er halten kann. Es gelingt ihm

erst allmählich im Laufe der Unternehmung, insgesamt 800 Maschinen in den Kampf zu bringen.

Am 16. Dezember, 5.30 Uhr früh, bricht der Angriff gegen einen völlig überraschten Gegner los. Die 1. US-Armee wird auseinandergerissen. Die gegnerische Luftwaffe ist durch schlechtes Wetter behindert, doch auch der eigene Vormarsch hat schwer mit dem Schlamm der aufgelösten Straßen zu tun.

In Eisenhowers Hauptquartier wird die große Gefahr dieses Angriffs sofort erkannt. Alle Aufmerksamkeit und alle Kräfte werden schon am ersten Tage unter Entblößung der übrigen Front gegen die Einbruchsstelle konzentriert. Am 22. stehen die deutschen Panzerspitzen 80 km tief kurz vor Dinant und beginnen ihr Drehung nach Nordwesten gegen Antwerpen. Doch zugleich kann auch Patton die 3. amerikanische Armee nach ihrer Umgruppierung gegen die Südflanke des deutschen Keils führen. In blutigem Ringen drängt er langsam vorwärts, kann aber erst vier Tage später die erste schmale Verbindung mit dem schwer umkämpften Kessel von Bastogne aufnehmen.

v. Rundstedt muß erkennen, daß der Feind sich wieder gefangen und geschlossene Abwehrfronten aufgebaut hat, aus denen er unmittelbar zum Gegenangriff aufbricht.

Die letzte deutsche Offensive ist gescheitert.

XIV. BUCH

1945: DIE GÖTTERDÄMMERUNG

Die große Fehlspekulation

Der Neujahrsmorgen des letzten Kriegsjahres sieht noch einmal die deutsche Luftwaffe in großer Aktion. Mit 961 Maschinen greift sie die Flugplätze des Feindes an und vernichtet 412 Flugzeuge. Die eigenen Verluste betragen 317 Maschinen – doch diese 317 wiegen ungleich viel schwerer als die Verluste des Gegners.

Von jetzt an ist die deutsche Luftwaffe praktisch verschwunden. Die hohen Produktionsziffern der letzten Monate können den ständigen Ausfall durch Kampf und Verschleiß, sie können auch den Ausfall an geschulten Piloten und den ungeheuren Mangel an Treibstoff nicht mehr wettmachen. Den Himmel über Deutschland beherrschen die Bomberströme des Feindes und seine Jagdflieger, die ungehindert ihre Menschenjagd betreiben können.

Am 8. Januar erhalten die Divisionen der Ardennen-Offensive den Befehl zum Rückzug. Es ist höchste Zeit, denn von Nord und Süd greifen die Amerikaner und Engländer an, um den scharf vorstehenden Frontbogen abzukneifen. Ihr Versuch schlägt fehl. Die deutschen Linien sind nicht zu sprengen. Nur schrittweise geben sie in zäher Verteidigung nach und entziehen die kämpfenden Truppen der Gefahr einer Umklammerung. Sie gehen auf eine vorgeschobene Frontlinie zurück, aus der die besten Kräfte, vor allem die Panzerdivisionen, nach Osten herausgezogen werden, wo am 12. Januar der sowjetische Ansturm gegen das Reich losbricht, dessen Umfang Hitler trotz Warnung nicht erkennen wollte.

Eine überwältigende Mehrheit an Menschen und Material ist an der Roten Front zusammengezogen: das Neunfache der Divisionen, das Sechsfache an Panzern, das Zehnfache an Artillerie ist eingesetzt zum Wettlauf mit den Verbündeten im Westen.

An den Schwerpunkten sammelt der sowjetische Generalstab seine Kräfte bis zu zwanzigfacher Überlegenheit. Im Raum von Warschau stehen 250 Geschütze auf den Kilometer Frontbreite, welche in die zermürbten deutschen Divisionen die Bresche schießen.

Der Angriff Shukows von Warschau aus schafft sich am schnellsten Raum. Schon am 19. Januar fällt Lodz. Konjew im Süden kann erst Anfang Februar die Oder zwischen Breslau und Glogau überschreiten. In Ostpreußen hat Tschernjakowski den härtesten Widerstand zu überwinden. Erst am 9. April fällt Königsberg, Pillau erst Ende des Monats. Aber an diesen hart kämpfenden Festungen vorbei haben die Sowjetdivisionen schon Mitte März ganz Pommern überflutet. Die Oder wird für Wochen die neue Front im Osten, während im Südosten trotz schwerer deutscher Gegenangriffe Budapest und Preßburg, am 13. April auch Wien zur Beute der Roten Armee werden.

Die anglo-amerikanische Luftwaffe leistet Waffenhilfe, weniger gegen die deutsche Armee als vielmehr gegen die deutsche Zivilbevölkerung und gegen *»den Postkartenplunder«* der deutschen Kulturstätten, wie sich ein englischer Luftmarschall ausdrückt. Bei Tag und Nacht werden Königsberg, Breslau und Berlin bombardiert. Am 13. und 14. Februar sinkt eine der kostbarsten Kunststätten der europäischen Mitte in Trümmer: Dresden, bis zum Rande vollgepfercht mit Flüchtlingen aus dem Osten, wird zu einem furchtbaren Flammengrab für Zehntausende von Männer, Frauen und Kindern. Hatten des Nachts die Engländer »gearbeitet«, so werden sie am Tage von den Amerikanern abgelöst, die ihre Phosphorkanister und Sprengbomben über die Massen der hilflos im Freien kampierenden Flüchtlinge entladen.

In Italien stehen noch 300 000 Mann unter Kesselring in verzweifeltem Kampf gegen den langsam, aber unaufhaltsamen Vormarsch der alliierten Armee. Sie kämpfen, wie schon Rommel in Nordafrika, auf einem Nebenkriegsschauplatz und haben von Hitler nur noch die Aufgabe erhalten, den Aufbau des Alpen-Reduits zu einem letzten »uneinnehmbaren Bollwerk« zu sichern.

Hitler rechnet mit dem Zerfall der »Großen Koalition« in dem Augenblick, da die Sowjets in Mitteleuropa einrücken, spätestens aber, wenn sie mit ihren westlichen Alliierten eine gemeinsame Grenze erreichen würden. Er hält noch immer die sowjetfreundliche Politik Roosevelts für ein taktisches Manöver und glaubt, mit einer Kehrtwendung der Westalliierten rechnen zu können, sobald sie den gleichen Tatsachen gegenüberstehen, die Deutschland in den Krieg gegen die Sowjetunion führten.

Aber Hitler, der sonst von Roosevelt nicht mehr hält als Roosevelt von ihm, überschätzt dieses Mal die Intelligenz seines Gegners. Roosevelt meinte es ernst, als er sagte: *»Die Nazis müssen wirklich wahnsinnig sein, wenn sie glauben, eine Propaganda ausdenken zu können, welche die britische, die amerikanische und die chinesische Regierung und ihre Völker gegen Rußland oder Rußland gegen uns aufzuhetzen vermöchte.«*

In England sieht es nicht besser aus. Der »Spectator« wiederholte nur eine viel geäußerte Meinung, als er am 12. Februar *». . . in Zukunft eine noch festere Bindung an die Sowjetunion«* forderte, *». . . damit eine bolschewistische Landmacht, verbündet mit der englisch amerikanischen Seemacht, die Welt regiere«.*

Das ist eine »totale Kapitulation« vor dem Kreml, folgenschwerer als die Ausgeburt von Casablanca. Das ist die Auswirkung eines Krieges ohne jede schöpferische und positive politische Zielgebung. In dieses geistige Vakuum hat sich die Ideologie

der Sowjets eingenistet. Ihre antifaschistische Propaganda ist von Tausenden williger aufgenommen und weiterverbreitet worden und beherrscht das Feld, da ihr keine Gegenkraft entgegenwirkt.

Die letzte Hoffnung Hitlers gründet sich auf die Einsicht seiner Gegner. Die letzte Hoffnung Hitlers ist sein verhängnisvollster Irrtum.

Kapitulation in Reims und Berlin

Das Spiel ist aus. Hitlers Emissäre, die er mit halben Genehmigungen zur Entgegennahme von Friedensfühlern des Feindes ausgestattet hat, müssen die Ausweglosigkeit der Situation erkennen. Es gibt keine Politik mehr zwischen den Mächten, es gibt auch nicht mehr die Wahl zwischen Ost und West. Es bleibt der Versuch, durch hinhaltende Verhandlungen mit Engländern und Amerikanern Zeit zu gewinnen für die Rettung möglichst vieler Menschen vor der Blutwoge aus dem Osten, nicht nur der deutschen Truppen und der deutschen Zivilbevölkerung, sondern auch jener Millionen, die aus dem Osten mit der Armee vor dem Bolschewismus flüchten.

Im Süden geht der Obergruppenführer Wolff, Stellvertreter Himmlers, den gefährlichsten Weg über seinen Auftrag hinaus. Er begnügt sich nicht damit, Empfänger von eventuellen Friedensangeboten zu bleiben, er beginnt selbst Verhandlungen, sondiert über die Schweiz, schließt Frieden mit den italienischen Partisanen in Norditalien und findet unter schweren Gewissenskämpfen Verbindung mit amerikanischen Verhandlungspartnern, die freilich nicht zu mehr bereit sind als zur Entgegennahme der bedingungslosen Kapitulation gegenüber West und Ost.

Im Norden, in Schwedens Haupstadt, hat ein Deutscher, der Empfänger der schon erwähnten sowjetischen Friedensfühler des Jahres 1943, angesichts der Unmöglichkeit, der Roten Armee noch irgendwo ein militärisches oder politisches Halt entgegenzusetzen, Beziehungen zu dem Beauftragten Roosevelts für das »War Refuge Committee«, Ivar Olson, angeknüpft. Es ging, wie schon erwähnt, um die Zahl der Juden, die noch in deutscher Hand waren. 1,5 Millionen, meinte Olson, sind es noch. 2,5 Millionen besagen die deutschen Feststellungen. Graf Folke Bernadotte trat als Mittler hinzu.

Himmler erfuhr von diesen Besprechungen und gab am 27. September 1944 den Befehl, jede weitere Vernichtungsaktion gegen die Juden zu unterlassen. Da Himmler die Verbindung selbst in die Hand nehmen wollte, ließ er den deutschen Vermittler zur Waffen-SS einziehen und spann selber seine Fäden zu Bernadotte.

Im Februar 1945 gibt er 2000 Juden nach Schweden frei. Zugleich lädt er Graf Bernadotte und Gilel Storch, Mitglied des »World Jewish Congress«, nach Deutschland ein. Storch ist Flüchtling aus Riga und will die Reise ohne ein gültiges schwedisches Ausweispapier nicht wagen. Das schwedische Außenministerium kann sich nicht zur Ausstellung eines schwedischen Passes entschließen. An seine Stelle tritt ein anderer jüdischer Vertreter, Herr Mazur. Bernadotte besucht Himmler in Deutschland. Wenig später begibt sich auch Mazur in die Höhle des Löwen. Mit 2.5 Millionen Menschenleben versucht Himmler das deutsche Schicksal vor dem Absinken ins Bodenlose zu retten. Bernadotte hält erstaunlicherweise Himmler für einen geeigneten Verhand-

lungspartner der Alliierten, da er allein in Deutschland nach dem Ausscheiden Hitlers die Garantie für die Durchführung seiner Maßnahmen bieten könne.

Die Verhandlungen Himmlers scheinen im Anfang Aussicht auf Erfolg zu haben. Auf englischer Seite sind Ansätze sichtbar, daß man nicht nur bis zur Niederlage Deutschlands, sondern auch darüber hinaus zu denken gewillt ist.

Doch auch dieses schwache Flämmchen der Überlegung wird vom Sturm des Krieges ausgeblasen. Das Leben von 2,5 Millionen Menschen wiegt weniger als der Vernichtungswille gegen Deutschland. Himmlers Hoffnung, sich als den »Garanten der Ordnung«, als den Beherrscher des Apparates über den Zusammenbruch hinüberretten zu können, schlägt fehl. Am Ende steht auch hier nichts als die Forderung nach bedingungsloser Kapitulation gegenüber West und Ost.

So setzt der politische Zusammenbruch ein, während der militärische sich in blutigem Ringen vollzieht. Am 7. März gibt das Kriegsglück der alliierten Armee die Rheinbrücke von Remagen unzerstört in die Hand. Schnell brausen ihre Panzer über die deutschen Straßen.

Hitlers Befehl der »verbrannten Erde« kommt kaum noch zur Wirkung. Bormanns »Werwolf« wird nichts mehr als ein Gespenst, welches dem Feind den Vorwand zu noch härterem Zugriff bietet.

Die westlichen Armeen schließen bis zur Elbe auf. Eine Vorausabteilung dringt bis in die Gegend von Potsdam vor, aber sie wird zurückgezogen. Die Politik spricht ihr Wort für die Sowjets, die am 19. April über die Linie Oder-Neiße vorstoßen. Am 21. erreichen ihre Panzerspitzen Berlin. Am 22. Mai fällt nach blutigem Straßenkampf die Hauptstadt des Reiches.

Hitler hat in den Trümmern der Reichskanzlei seinem Leben am 29. April ein Ende gesetzt.

Der erste Kommandant der eroberten Stadt, General Alexandrow, läßt den Leichnam identifiziert und gibt ein knappes Kommuniqué darüber heraus. Aber Stalin paßt der Tod seines Feindes in der umkämpften Hauptstadt nicht. Er mag sich eigener früherer Pläne und der Flucht einer Reihe anderer Regierungshäupter erinnern und gibt bekannt, daß man nicht wisse, ob Hitler tot sei. In Unterhaltungen mit seinen Alliierten betont er seine Überzeugung, daß Hitler und Bormann, ja selbst Goebbels, sich durch Flucht nach Spanien oder Argentinien ihrer Verantwortung entzogen hätten.

Hitlers Nachfolger, Großadmiral Dönitz, sucht in Verhandlungen mit Montgomery Zeit zu gewinnen, soviel an menschlicher Substanz über die Elbe zu retten, wie es möglich ist. Seine Bemühungen sind nur teilweise erfolgreich und scheitern endlich am Widerstand Eisenhowers. Stalin bedankt sich dafür bei Hopkins: General Eisenhower hätte als ehrlicher Mann dem sowjetischen Kommando in der Tschechoslowakei etwa 135 000 Mann deutscher Truppen überwiesen, die versucht hatten, sich der amerikanischen Armee zu ergeben. Dies sei ein Beispiel eines anständigen und ehrlichen Verhaltens. Über die Auslieferung der letzten antibolschewistischen Kräfte in Europa, die Wlassow-Armee, durch die Amerikaner verliert Stalin freilich kein Wort.

Am 7. Mai unterzeichnet Generaloberst Jodl für das Deutsche Oberkommando die militärische Kapitulationsurkunde in Reims. Tags darauf wird der Akt durch Generalfeldmarschall Keitel in Berlin wiederholt.

Die deutschen Truppen, seit Monaten gejagt und geschlagen, stehen bis zuletzt diszipliniert unter ihrer Führung. Die Kapitulation wird ohne größere Zwischenfälle durchgeführt. Vor den erstaunten Augen der Sieger marschieren deutsche Einheiten in militärischer Ordnung in die Gefangenschaft — in Monate und Jahre der »Umerziehung«.

Japans Todeskampf

Der Zweite Weltkrieg ist mit der deutschen Kapitulation nicht zu Ende. Im Fernen Osten erreicht er erst seinen Höhepunkt. Von Insel zu Insel haben sich die amerikanischen Streitkräfte immer näher an das japanische Mutterland herangekämpft.

Auch für Japan naht die Stunde der Einsicht, daß kein Wunder mehr die Niederlage abwendet. Schon seit der Landung der Amerikaner auf Leyte in den Mittel-Philippinen erreichen die B 29 in Tages- und Nachtflügen die japanischen Großstädte. Mit der Besetzung Manilas am 25. Februar beginnt die zweite Etappe der Luftangriffe. Die Hauptstadt erleidet schwere Menschenverluste durch Flächenbrände. Das japanische Nationalheiligtum in Ise und der Kaiserpalast in Tokio werden durch Brandbomben beschädigt, Ereignisse, die die japanische Bevölkerung tief erschüttern. Die dritte und letzte Etappe wird mit der Landung auf Okinawa am 1. April eingeleitet. Die Japaner verteidigen in verlustreichen Kämpfen jede Handbreit Boden auf dieser Insel, welche das Sprungbrett gegen Japan bildet. Kamikaze-Flieger und Kampfschwimmer opfern sich im Kampf um Okinawa auf. Doch nach zwei Monaten erlischt der Widerstand der Verteidiger.

Der Ring um Japan ist geschlossen bis auf die östliche Flanke, die Grenze gegen die Sowjetunion. Japan ist mehrfachen Versuchen Deutschlands, die Kwantung-Armee doch noch gegen die Fernöstliche Armee der Sowjets zu schicken, ausgewichen. Tokio wollte seine Kräfte nicht verzetteln und bemüht sich auch jetzt noch, die Sowjets neutral zu halten. Es gibt seine Öl- und Kohlekonzessionen auf Nordsachalin den Sowjets preis und läßt die amerikanischen Waffentransporte nach Wladiwostok ungehindert durch seine Hoheitsgewässer passieren.

Doch alle Vorsicht bleibt fruchtlos. Am 5. April kündigt Moskau den Nichtangriffsvertrag, den Matsuoka mit Stalin 1941 in Moskau unterzeichnet lat. Der Vertrag hat zwar noch eine Laufzeit von einem Jahr nach der Kündigung, doch solche rechtlichen Ermächtigungen sind für Tokio, das seinen östlichen Nachbarn kennt, kein Trost.

Der neue Ministerpräsident, Kantaro Suzuki, seit dem 7. April im Amt, der erste zivile Ministerpräsident im Kriege, streckt Friedensfühler nach Washington aus. Als sie ohne Antwort bleiben, entschließt er sich Anfang Juli zu einem offiziellen Schritt. Er wendet sich an den Kreml, mit dem immer noch diplomatische Beziehungen bestehen. Suzuki hofft, daß Truman die Weltlage realistischer betrachtet als sein Vorgänger Roosevelt, der am 12. April starb. Die Hoffnung trügt; aus Moskau kommt so wenig eine Antwort wie aus Washington. Truman folgt den Fußstapfen Roosevelts. Er will durch keine Bedingungen gehindert sein. Japan soll als Machtfaktor ausgelöscht werden wie Deutschland; ja, die Sowjetunion soll noch in den Krieg gegen Japan gezogen werden und im Fernen Osten eine gleich starke Machtstellung erhalten wie in Europa.

Am 10. Juli werden in Washington Gerüchte über ein Friedensangebot Japans dementiert. Die Gerüchte aber halten sich hartnäckig, so daß am 18. Juli das State Departement erneut bekanntgibt, es hätte keinerlei Angebote der Japaner über Moskau oder auf anderen Wegen erhalten. Beide Dementis werden wenig später durch eine Erklärung Moskaus Lügen gestraft.

Das Verhängnis zieht seine Wolken über das Inselreich dichter und dunkler zusammen und entlädt sich mit drei furchtbaren Blitzen: Am 6. August fällt die erste Atombombe auf Hiroshima. Am 8. August erklärt die Sowjetunion den Krieg an Japan. Am 9. August fällt die zweite Atombombe auf Nagasaki.

Das Zeitalter der Atlantikcharta ist geboren. Es steht unter dem Zeichen eines Gestirns, dessen todbringende Strahlen die ganze Menschheit in Furcht versetzen: die entfesselte Materie tritt ihren Siegeszug an.

Der amerikanische Präsident ist mit dem Gang der Dinge zufrieden. Er erhält die Nachricht von dem ersten Atomangriff beim Frühstück auf seiner Jacht, Merriman Smith berichtet unter dem 6. 8. 1945: *»Der Präsident nahm die Nachricht in freudiger Erregung auf. Er schüttelte Captain Graham die Hand und rief: ›Das ist das größte Ereignis der Weltgeschichte!‹ . . . Geradezu im Laufschritt eilte Mister Truman durch das Schiff, um überall die Nachricht bekanntzugeben. Ein breites, stolzes Lächeln lag um seinen Mund.«*

Als Präsident Truman nach dem Kriege den ersten Deutschen, Dr. Gerstenmaier, im Weißen Hause am Vormittag des 18. April 1948 empfing, erklärte er seinem Besucher: *»Der Tag, an dem ich zum ersten Mal den Abwurf von Atombomben befohlen habe, war der schrecklichste meines Lebens.«*

Truman verwirft auch die beiden letzten Bedingungen, unter denen sich Japan der Kapitulation zu unterwerfen bereit ist: Erhaltung des altjapanischen Besitzstandes (mit Korea, Formosa und den Riu Kiu-Inseln) und Erhaltung des Kaiserhauses. Auch Japan soll bedingungslos kapitulieren.

Am 14. August verkündet der Tenno dem atemlos aufhorchenden japanischen Volk die erste Niederlage in der 2600jährigen Geschichte des »Niebesiegten Nippon.«

Der Plan

Die Deutschlandpolitik der Westmächte nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches ist schon am 16. September 1944 auf der Konferenz Roosevelts und Churchills zu Quebec in einem Memorandum festgelegt worden, das von dem Kommunisten Harry Dexter White entworfen und unter dem Namen Henry Morgenthaus jr. bekannt geworden. Dieser Morgenthau wurde von Roosevelt in Quebec hinzugezogen und entwickelte seinen Plan, der die Zerstückelung Deutschlands, die Vernichtung seiner Industrie, die Zerschlagung des großen Agrarbesitzes, die Schließung der Hochschulen und Universitäten, die Bestrafung von Kriegsverbrechern, des deutschen Generalstabes und ganzer Organisationen der NSDAP vorsah. Aus Deutschland soll Weideland werden. Wörtlich heißt es in der ursprünglichen Fassung des Planes über das Ruhrgebiet: *»Aus diesem Gebiet sollten nicht nur alle jetzt bestehenden Industrieen entfernt werden, es solle auch so geschwächt und überwacht werden, daß es in absehbarer Zukunft*

nicht wieder zum Industriegebiet werden kann. Alle noch nicht zerstörten industriellen Anlagen und Ausrüstungen sollten völlig demontiert und aus diesem Gebiet entfernt oder ganz und gar zerstört werden. Die gesamte Ausrüstung der Bergwerke ist zu entfernen, die Schächte sind völlig zu zerstören.«

Die Besatzungsmacht soll für die Erhaltung der deutschen Wirtschaft, der Ernährung und der Währung nichts tun, soweit es nicht die Sicherung der Besatzungstruppen erfordert. Demontage, Reparationen, Sklavenarbeit im Ausland und Enteignung des gesamten deutschen privaten und öffentlichen Vermögens im Auslande runden dieses Memorandum ab, das der amerikanischen Öffentlichkeit durch einen Schlußparagraphen schmackhaft gemacht wird, in dem es heißt, die Besatzung Deutschlands könne vor allem durch Deutschlands Nachbarn, die Russen, Franzosen, Polen, Tschechen, Jugoslawen, Norweger, Holländer und Belgier, besorgt werden, denn bei Durchführung dieser Maßnahmen *»könnten die Truppen der Vereinigten Staaten in relativ kurzer Zeit zurückgezogen werden.«*

Daß dieser Plan die begeisterte Zustimmung der Kommunisten aller Länder fand, ist gut verständlich, denn selbst ein Narr mußte einsehen, daß nach der Vernichtung der deutschen Führungsschicht und nach der Zerstörung der deutschen Wirtschaft die proletarisierten Reste der deutschen Bevölkerung mit der Hungerpeitsche in die Arme der bolschewistischen Revolution gejagt werden würden, so wie im Fernen Osten die Ausschaltung des japanischen Potentials durch die bedingungslose Kapitulation die Voraussetzungen für den Sieg des Kommunismus in ganz Ostasien schuf.

Unverständlich ist nur, daß im Westen die Einsicht in diese Zusammenhänge fehlte, daß Männer wie Roosevelt und Truman, Stillwell und Marschall emsig daran arbeiteten, Stein um Stein in der Mauer abzutragen, die der Roten Flut noch widerstanden.

In Washington gab es genug Männer, die weiter schauten als der von Rachsucht verblendete Morgenthau. Kriegsminister Stimson erhob sich sofort zu scharfer Opposition gegen diesen *»wirklichkeitsfremden«* Plan, der keinen Krieg verhindere, sondern eher einen neuen heranzüchte. John McCloy, der spätere Hochkommissar in Westdeutschland, verfaßte für Stimson ein Gegenmemorandum, in dem der wirtschaftliche Widersinn des Morgenthau-Planes ebenso wie seine politischen und psychologischen Folgen gekennzeichnet wurden: *»Der gesunde Menschenverstand lehrt, . . . daß Armut in einem Teil der Welt gewöhnlich auch Armut in anderen Teilen der Welt nach sich zieht. Erzwungene Armut ist dabei noch schlimmer, denn sie vergiftet nicht nur den Geist des Unterlegenen, sondern erniedrigt auch den Sieger.«*

Auch Hull, der amerikanische Außenminister, schloß sich dieser Opposition an: *»Das bedeutet, daß nur 60 Prozent der deutschen Bevölkerung eine Lebensmöglichkeit hätten, die übrigen 40 Prozent müßten Hungers sterben . . .«*

Morgenthau aber ließ sich nicht beirren. Das »russische Gespenst« ist für ihn eine lächerliche Drohung der Goebbels'schen Propaganda: *»Es ist ganz unvernünftig«*, schreibt er, *»anzunehmen, daß die Vereinigten Staaten in Rußland oder dem Kommunismus eine Gefahr sehen müßten.«*

Roosevelt vertrat zunächst Morgenthaus Plan und erzwang in Quebec von Churchill – wohl nicht ohne Zusammenhang mit einem 6,5-Milliarden-Dollarkredit – die

Unterschrift unter das Dokument, von dem der britische Premier sagte, daß es *»England an einen Leichnam fesseln würde«*.

Heute wird von amerikanischer Seite behauptet, *»daß dieser Plan in den dreißig dramatischen und schicksalsschweren Tagen des September 1944 erdacht, ausgearbeitet, bekämpft, abgelehnt und endgültig verworfen wurde«*. Morgenthau selbst ist anderer Meinung. In seinem 1945 erschienenen Buch »Deutschland ist unser Problem« steht zu lesen: *»Seit jener Konferenz (Quebec), das verdient festgehalten zu werden, haben die grundlegenden Prinzipien dieses Programms die amtliche Stellungnahme der Regierung der Vereinigten Staaten gebildet.«*

Anderer Meinung ist auch Roosevelt, der auf der Konferenz von Jalta vom 4. bis 11. Februar 1945 an dem Memorandum seines Schatzkanzlers unbeirrt festhält. Stalins Hauptsorge ist, wie schon in Teheran, die Behandlung Deutschlands, für die er jetzt eindeutige Weisungen festlegen will. Stalin greift in Jalta die Pläne zur Zerstückelung Deutschlands wieder auf, die Churchill schon bei seinem Besuch in Moskau entwickelt hatte. Aber es ist dem Generalissimus gleich, ob Deutschland in zwei oder sieben Teile zerrissen wird, wichtig ist ihm nach wie vor, daß das deutsche Volk in seiner Gesamtheit, in allen seinen Teilen einem unerbittlich harten Regime unterworfen wird.

Roosevelt entwickelt Stalin daraufhin den Morgenthau-Plan und findet, wie Sohn Elliot berichtet, *»in Marschall Stalin einen eifrigen Zuhörer«*. Der Morgenthau-Plan also ist keineswegs im September 1944 schon begraben, er lebt kräftig weiter und bestimmt die Konferenz von Jalta, auf der die Sowjets dominieren, wie sie schon in Teheran dominierten. Entmilitarisierung, Entnazifizierung, Demontagen, Reparationen, Zerstückelung, Losreißung von Gebieten, Ausgliederung des Ruhrgebietes unter internationaler Verwaltung, Deportation von Deutschen zur Sklavenarbeit — das sind die beherrschenden Themen dieser von des Gedankens Blässe nur wenig angekränkelten Zusammenkunft der großen »Weltpolizisten«.

Nur über die Ausführung dieses Programms läßt sich keine Einigung erzielen. Stalin bleibt bei der Curzon-Linie, die Wilna und Lemberg von Polen trennt. Aber die Westgrenze Polens bleibt offen, weil Stalin die Oder und die westliche Neiße erreichen will, Churchill aber Widerstand leistet und Polen nur Ostpreußen, Westpreußen, Pommern, ein Stück Brandenburg und Schlesien bis zur östlichen Neiße zugestehen will. *»Es wäre ein Jammer«*, sagt er, *»wollten wir die polnische Gans mit so viel deutschem Futter vollstopfen, daß sie an Verdauungsschwierigkeiten zugrundeginge.«*

Churchill will der polnischen Gans also nur etwa dreimal so viel Futter bieten, wie das, woran sie schon einmal in den Kochtopf gewandert ist. Sechs Millionen Menschen müßten bei Churchills *»kleinem«* Programm ausgesiedelt werden. *»Werden sie in dem, was von Deutschland übrigbleibt, auch Platz genug haben?«* fragt er. Aber seine Bedenken scheinen nicht tief gegründet zu sein, denn schon am 15. Dezember 1944 hat er vor dem Unterhaus beruhigend versichert: *»Die Vertreibung ist, so weit wir in der Lage sind, es zu überschauen, das befriedigendste und dauerhafteste Mittel. Es wird keine Mischung der Bevölkerung geben, wodurch endlose Unannehmlichkeiten entstehen, wie z. B. im Fall von Elsaß-Lothringen. Reiner Tisch wird gemacht werden. Mich beunruhigt die Aussicht des Bevölkerungsaustausches ebensowenig wie die großen Umsiedlungen, die unter den modernen Bedingungen viel leichter möglich sind, als je zuvor . . . Ich sehe auch nicht ein, warum in Deutschland kein Platz für die Bevölkerung Ost-*

preußens und der anderen von mir erwähnten Gebiete sein sollte. Schließlich wurden bereits sechs bis sieben Millionen Deutsche in diesem schrecklichen Kriege getötet, in den sie zum zweiten Male in einer Generation Europa ohne Zaudern gestürzt haben . . . Überdies ist zu erwarten, daß noch mehr Deutsche in den Kämpfen des kommenden Frühjahrs und Sommers getötet werden, denn wir müssen uns darauf gefaßt machen, daß in dieser Zeit die schwersten Kämpfe des Krieges auszufechten sein werden.«

Auch in der Reparationsfrage ist man sich im Prinzip einig. Nur in der Ausführung findet man sich nicht zusammen. Stalin macht folgende Rechnung auf: Deutschland hatte bei Beginn des Krieges ein Volksvermögen von 125 Milliarden Dollar. 40 Prozent davon seien durch den Krieg zerstört, bleiben 75 Milliarden, wovon laut sowjetischen Berechnungen 30 Prozent, also 23 bis 25 Milliarden, ohne Schädigung der deutschen Volkswirtschaft entnommen werden könnten. Die praktische Durchführung soll durch totale Fortnahme aller kriegswichtigen und 80prozentigen Demontage aller übrigen Industrien sowie durch laufende Lieferungen aus der verbleibenden Produktion erfolgen. Dazu komme der Einsatz eines Millionen-Heeres von deutschen Arbeitern, deren *»natürlicher Abgang«* durch ständigen Nachschub — ebenfalls aus der laufenden Produktion — ersetzt werden solle. Anthony Eden nimmt später vor dem Unterhaus den sowjetischen Bundesgenossen vor dem Vorwurf in Schutz, den Sklaveneinsatz gefordert zu haben. Dieser Vorschlag sei von englischer Seite an die Sowjets gemacht worden. Auch Roosevelt ist nicht bedenklich über die Erhaltung der Arbeitskraft der besiegten Sklavennation und stimmt den sowjetischen Reparationsforderungen im Grundsatz zu. Unter Titel V, Reparationen, wird die Summe von 20 Milliarden Dollars, davon 50 Prozent zugunsten der Sowjets, als Basis der Berechnung angenommen. Unter Punkt 2 dieses Titels stehen: Demontage, Lieferungen aus laufender Produktion und Zwangsarbeit ausdrücklich verzeichnet.

Der Morgenthau-Plan ist also keine vorübergehende Verirrung einiger böser Geister. Er ist die Grundlage der alliierten Politik und findet sich zum Teil fast wörtlich in der berüchtigten Anweisung JCS/1067/6, mit der das Todesurteil über Deutschland vollstreckt werden soll. Diese politische Direktive wird von Präsident Truman am 14. Mai unterzeichnet und also streng geheim klassifiziert. *»So mußten wir einige Monate lang eine Politik verfolgen«*, schreibt Lucius D. Clay, *»deren Vorhandensein wir nicht einmal zugeben durften. . . . Dieses Schriftstück war zwar nur für die allererste Nachkriegszeit und nicht als endgültige Festlegung der Politik gedacht, aber als Ganzes wurde es nicht vor 1947 ersetzt.«*

Die Differenzen in der Methode lassen sich schließlich in der Konferenz von Potsdam überbrücken, die Ende Juli bis zum 2. August in Schloß Cecilienhof tagt. Es ist kein Treffen der »Drei Giganten« mehr. Zwei von ihnen sind ausgefallen. Roosevelt ist tot, Churchill ist in den Hintergrund getreten, da die Wahlen in England für die Labour-Partei entschieden haben. An die Stelle der beiden sind Truman und Attlee getreten, die nun dem Herrn des Kreml gegenübersitzen.

Das Ergebnis entspricht der personellen Besetzung. Deutschland wird in vier militärische Besatzungszonen aufgegliedert, d. h. der Rest von Deutschland, der übrig bleibt, nachdem sich die Sowjetunion den nördlichen Teil Ostpreußens mit Königsberg einverleibt und ganz Ostdeutschland bis zur Oder-Neiße den Polen »zur Verwaltung« übergeben hat. Nach altem Rezept wird Österreich wieder abgetrennt, ebenso das Sude-

tenland und natürlich auch Elsaß-Lothringen. Der Rest wird in eine sowjetische, eine englische, eine amerikanische und eine französische Zone auseinandergeschnitten.

Es lohnt sich — nach allem, was wir über den Plan schon wissen — nicht mehr, sich in das Vertragswerk von Potsdam zu vertiefen, es genügt ein Blick auf seine einleitenden Worte: *»Die Armeen der Alliierten haben ganz Deutschland besetzt. Das deutsche Volk hat begonnen, für die schrecklichen Verbrechen zu büßen, die unter Führung derjenigen begangen worden sind, denen es in der Stunde ihres Erfolges offen zugestimmt und blind gehorcht hat.«*

Die Rache

Über das niedergeworfene Deutschland ergießt sich ein Strom von Rache und Vernichtungswillen, der sich der Fesseln der Vernunft entbunden fühlt. Morgenthau hat im Osten einen Bruder im Geiste, Ilja Ehrenburg, den Lenin einst *»die literarische Hure für jedermann«* nannte. *»Tötet, tötet«*, lauten seine Losungen an die Rote Armee. *»Es gibt nichts, was an den Deutschen unschuldig ist, die Lebendigen nicht und die Ungeborenen nicht. Brecht mit Gewalt den Rasse-Hochmut der germanischen Frauen! Nehmt sie als rechtmäßige Beute!«*

Ehrenburg wußte die Bestie in den Massen zu entfesseln, die über Deutschland herfielen. Millionenfache Schändung deutscher Frauen, Kinder und Greisinnen zeichnete den Weg der Roten Armee. Millionen flüchteten in panischer Angst vor Schande und Vernichtung, sie flohen, um unter den Phosphor-Kanistern der amerikanischen Luftwaffe und der Royal-Air-Force zu sterben, um in Schnee und Frost am Straßenrande zu verkommen, um von den nacheilenden Panzern auf den Straßen zermalmt zu werden.

Jetzt war auch die Rote Luftwaffe da und warf ihre Bombenlasten auf die Flüchtenden in den Häfen von Pillau und Danzig und auf Hela. Auch die ruhmreiche Rote Flotte kam aus ihren Schlupfwinkeln und sandte Schiff auf Schiff mit Zehntausenden von Flüchtlingen auf den Grund der Ostsee.

Die »Freie Welt« aber klatschte Beifall. Auch in den Hauptstädten neutraler Länder wurde der Einzug der Roten Armee in Berlin in einer Ekstase des Jubels gefeiert. Was tat es, daß dabei Finnen und Esten, Letten und Litauer, Polen und Tschechen, Slowaken und Rumänen, Kroaten und Slowenen, Serben und Bulgaren unter den Tisch des Freudenmahles fielen, ungerechnet die Völker der Sowjetunion selbst, für die sich nun für immer die Kerkermauern schlossen?

Mord und Schändung greifen um sich, sie stecken wie eine Seuche auch die »befreiten« Polen und Tschechen an. Der Todesmarsch von Bromberg im Beginn dieses Krieges war nur ein Vorspiel für das blutige Drama, das jetzt anhebt. In Prag befiehlt Herr Benesch: *»Nehmt den Deutschen alles, was sie haben, und laßt ihnen nur ein Taschentuch, in das sie hineinweinen können.«* Ungehemmt bricht eine sadistische Vernichtungswut herein über alles, was deutsch ist, über alles, was eine deutsche Uniform trägt. Die Estnische Legion, die in Böhmen liegt, geht durch ein Martyrium, das nie ein Menschenmund in seiner ganzen Schrecklichkeit wird schildern können, das aber auch niemals vergessen werden wird. 800 000 Tote zählen die Sudetendeutschen, 800 000 nach dem Kriege, 800 000 Tote der »Befreiung«.

700 000 Frauen werden als Beute nach Osten verschleppt, Hunderttausende von

ihnen kehren nicht wieder zurück, sie sterben an Seuchen und an Entkräftung, geschändet an Leib und an Seele. Vier und eine halbe Million Deutsche gehen nach dem Kriege zugrunde, die meisten von ihnen als Opfer der *»ordnungsgemäßen und humanen Umsiedlung«* aus den Ostgebieten, wie es in dem Protokoll von Potsdam heißt. Vier und eine halbe Million Menschen sterben nicht in den Gaskammern geheimer Vernichtungslager, sie werden auf den Straßen von Prag und Brünn, von Breslau, Posen und Danzig unter dem Gebrüll der Massen zu Tode geprügelt.

Die »finsteren Lügen aus Goebbels Propagandaküche« bewahrheiteten sich nicht, sie werden auf die entsetzlichste Weise von der Wirklichkeit übertroffen. Die Tischgespräche von Teheran und die Pläne von Quebec und Jalta sind von den östlichen Bundesgenossen so ernst genommen worden, wie sie gemeint waren.

Aber nicht nur die Deutschen oder die Träger deutscher Uniformen werden zu Opfern dieses Terrors. Niemand kann je die Slowaken und Ungarn zählen, die von den Tschechen hingemetzelt werden. Ungezählt bleiben auch die Esten, Letten, Litauer, die Polen, Ungarn und Bulgaren, ungezählt die Ukrainer und Russen, Kaukasier und Tataren, die nach Deutschland flüchteten und nun von der *»Befreiung«* überrollt werden.

Das geschieht im Osten. In Westeuropa aber kehren die Regierungen aus ihren Asylen zurück, machen aus ihrer Flucht eine Heldentat und stempeln die, die blieben, zu Verrätern. 125 000 Holländer werden in Kerker geworfen, in denen viele von ihnen unter Martern umkommen. An Stelle der Gestapo ist der »Militair Gezag« getreten mit seinem politischen Fahndungsdienst, seiner politischen Untersuchungsabteilung und dem Nationalen Sicherheitsamt. Er trifft nicht nur korrupte Kollaborateure, die sich auf Kosten der holländischen Bevölkerung bereicherten, er trifft ebenso die holländischen Freiwilligen, die aus dem Grauen der Ostfront in die befreite Heimat zurückkehren und nicht begreifen können, daß s i e die Deserteure sind und nicht die, die sich rechtzeitig absetzten.

Auch in Belgien meldet sich die Résistance. Allein in den Ardennen will eine Geheimarmee von 40 000 Mann gestanden haben, die allerdings so geheim war, daß die deutsche Armee von ihr nichts merkte. Aber nach dem Kriege wurden in Belgien nicht weniger als 200 000 Orden an »Widerstandskämpfer« verliehen!

In Frankreich toben sich die kommunistischen Elemente der Résistance in einer Orgie der Vergeltung aus. Auch hier gehen die Freiwilligen, die im Osten eine europäische Grenze zu verteidigen glaubten, diese Bundesgenossen eines Krieges von morgen, zu Tausenden nach schweren Folterungen in den Tod, während die Heckenschützen, die aus dem Hinterhalt auf deutsche Soldaten schossen, als Heroen gefeiert werden.

Der erste Innenminister der provisorischen französischen Regierung, Tixier, beziffert die summarischen Exekutionen mit 105 000. Der Terror Robespierres sei ein *»Kinderspiel«* gegen die von ihm verrichtete Arbeit gewesen, bekennt Justizminister Teitgen 1947 vor der Kammer, um sich gegen den Vorwurf läßlicher Milde zu verantworten. Diese 105 000 Toten sind fast ein Drittel der nationalen Franzosen, die von kommunistischer Seite als Hindernis zur Errichtung einer Volksrepublik östlichen Musters bezeichnet wurden. Weitere Hunderttausende von Franzosen werden mit Enteignung bestraft, Zehntausende zu Freiheitsstrafen verurteilt, 120 000 Beamte wegen Gehorsams gegenüber der Vichy-Regierung oder Zusammenarbeit mit der Besatzungsmacht degradiert, entlassen oder der Pension verlustig erklärt.

Mit rückwirkender Kraft wird die Regierung des Marschalls Pétain zu einer »Unrechtsregierung« erklärt, obgleich die überwältigende Mehrheit der Nationalversammlung sie bestätigt hat. Der Sieger von Verdun, der auch in der Stunde der Niederlage nicht floh, sondern aus den Händen seines Volkes das schwerste Amt übernahm, wird zum Tode verurteilt und zu lebenslänglicher Haft begnadigt. Die Mitglieder seiner Regierung, Laval, de Brinon und Darnand, fallen unter den Schüssen der Hinrichtungskommandos.

Vergleichsziffer: Von der Niederlage Frankreichs bis zum Beginn der Invasion wurden von der deutschen Besatzungsmacht in Frankreich 498 Geiseln und 254 Sühnepersonen erschossen.

In Westdeutschland aber beginnt dieweil die Erziehung des deutschen Volkes zur Demokratie. Ihre Unterrichtsmittel sind zunächst Stacheldraht, Hunger, Plünderung, Geiselmord, Denunziation und noch einmal Denunziation. Um ganz Deutschland zieht sich die Mauer eines gewaltigen Konzentrationslagers, dessen Tore nur aufgestoßen werden, um aus der ganzen Welt die dort lebenden Deutschen hineinzubefördern. Auch die neutralen Staaten scheuen sich nicht, das vornehmste Recht ihrer Neutralität zu brechen, das Asyl des Flüchtlings. Ob Diplomat oder Parlamentär, ob harmloser Bürger, der seit Jahrzehnten draußen seinem Broterwerb nachging, alle werden in Sklaventransporten unter das Joch geschickt. Millionen von Kriegsgefangenen werden unter freiem Himmel auf sumpfigen Wiesen zusammengepfercht und sterben wie die Fliegen unter Hunger und Seuchen dahin, während ihre Bewachungsmannschaften wertvollste Nahrungsmittel, die sie nicht bewältigen können, den Schweinen vorwerfen oder verbrennen.

Die alten KZ innerhalb des großen Lagers reichen nicht aus. Jedes Arbeitslager und jede Baracke des Arbeitsdienstes wird reaktiviert, um in Kollektivhaft ganze Verbände und Organisationen aufzunehmen, vom Chef des Generalstabs bis herab zu dem kleinen Mann, der das Verbrechen beging, für die NSV zu sammeln. Hunderttausende sitzen jahrelang in diesen »Beugungslagern«, sie vegetieren am Rande des Verhungerns und der Verzweiflung. Wer stirbt, wird in Dachpappe gewickelt und im Massengrab verscharrt. Wer überlebt, wird in eine Freiheit entlassen, die ein Hohn auf alle Phrasen ist, die täglich aus den Lautsprechern tönen.

Denn draußen regieren Hunger, Arbeitslosigkeit und Korruption. Französische Offiziere geben ganze Ortschaften zur Plünderung frei. Farbige Truppen stürzen sich auf die weiße Frau als ersehnte Beute. In kurzen sechs Wochen werden im kleinen Mittel- und Südbaden mehr Frauen vergewaltigt als in ganz Frankreich während vier Jahren deutscher Besetzung.

»Lust, liquor and loot ar the soldiers pay« — Weiber, Wein und Beute sind des Soldaten Sold — singen amerikanische Soldaten und handeln danach. Die englischen *»Befreier«* stehen ihnen nicht nach, so daß der englische Schatzkanzler ernste Besorgnis um die Stabilität seines Etats äußert, der von dem illegalen Beutegut überschwemmt wird. In englischen Illustrierten aber sehen die Deutschen zu ihrer großen Verwunderung Bildreportagen aus der »Loot-Alley« (Beutegasse) in London, wo dieser Raub in ungenierter Offenheit verhökert wird.

Ganz Deutschland ein gewaltiges Konzentrationslager — das klingt wie eine hetzerische Übertreibung. Vergleichen wir nüchterne Zahlen. Die Häftlinge in den KZ des

Dritten Reiches erhielten in den schlechtesten Kriegszeiten täglich 1675 Kalorien — wenn wir von der Phase des letzten Zusammenbruchs absehen. Die Kalorienzahl für Gesamtdeutschland aber sank nach der deutschen Kapitulation von 1550 auf 825, in der französischen Zone auf 805 Kalorien zu Beginn des Jahres 1948 ab. In der französischen Besatzungszone wurden der deutschen Bevölkerung schließlich nur noch 200 Gramm Fleisch im Monat zugeteilt, während die Angehörigen der französischen Besatzung täglich 225 Gramm Fleisch aus den deutschen Viehbeständen erhielten.

Diese Hungerration ist nicht die ungewollte Folge einer Katastrophe. Sie wird durch Abschnürung der Grenzen künstlich und gewaltsam aufrechterhalten. In Holland und Dänemark häufen sich Vorräte, die nicht nach Deutschland geliefert werden dürfen und daher zum Unterpreis an England verkauft werden müssen. Dänische Fischdampfer, die durch Stürme in deutsche Häfen getrieben werden, zwingt man, ihre Ladung angesichts der hungernden Bevölkerung ins Meer zu schütten. Mehr als dreißig Milliarden Goldmark deutschen Eigentums stehen in der ganzen Welt zur Verfügung, in guten Dollars, Pfunden, Kronen und Franken, aber kein Pfennig wird freigegeben, denn *»das deutsche Volk hat begonnen, für die schrecklichen Verbrechen zu büßen«.*

Diktatur, dein Name ist Demokratie

Zum zweiten Male in seiner Geschichte erlebt das deutsche Volk die Demokratie als Folge eines verlorenen Krieges, zum zweiten Male erlebt es die *»Freiheit«* in der Form einer gewaltsam aufgezwungenen Demokratur.

Das deutsche Volk weiß von dem *»Plan«* noch nichts. Es drängt mit der Kraft der Verzweiflung aus der Vernichtung im Osten einer Rettung im Westen entgegen. Es hat im Kriege das Äußerste geleistet. Der Krieg ist vorbei, der Krieg ist verloren, das deutsche Volk ist bereit, nach unendlichen Leiden jeden Frieden entgegenzunehmen, den der Westen ihm bieten wird. Der Westen aber hat seinen Plan, er hat seinen Pakt mit dem Osten, und was er bietet ist nicht Frieden, sondern die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. Er will keine Zusammenarbeit mit dem deutschen Volk, sondern die »nonfraternization«. Er will nicht den Wiederaufbau, sondern die Demontage des Restes. Er braucht nicht die Zusammenarbeit mit den Deutschen, er braucht die Hilfeleistung der Antideutschen. Er sucht nicht die aufrechten Männer, denn sie unterstützen die Durchführung des Morgenthau-Planes nicht. Er sucht auch die Überlebenden des Widerstandes nicht, die für Deutschland handelten und nicht für die Vernichtung ihrer Heimat. Viele von ihnen sitzen Monate und Jahre hinter Stacheldraht.

Der Nationalsozialismus ist tot, er ist so tot in diesen ersten Monaten nach der Niederlage, daß auch der verbissenste Pg von gestern ehrlich bereit ist, jede Lösung, die man ihm bietet, anzunehmen. Erst langsam erkennt das deutsche Volk, daß es auch jetzt noch nicht um die Vernichtung des Nationalsozialismus geht, nicht um die Bestrafung von Verbrechen, sondern um die Vernichtung der Kraft des deutschen Volkes. Die neuen Herren des Landes müssen für diesen Zweck ihre Helfershelfer aus den 0,125 Prozent der politischen Häftlinge, aus Deserteuren und Emigranten wählen, soweit sie in ihrem Ressentiment zur Kollaboration am *»Plan«* bereit sind. Während ein Lord Haw-Haw

durch die englische Justiz verurteilt wird und an den Galgen wandert, kehren deutsche Sprecher feindlicher Radiostationen in fremden Uniformen heim, um »deutsche« Politik zu machen. Die Saboteure werden belohnt, und die Denunzianten feiern ihre große Zeit. Die Hexenprozesse der Entmilitarisierung und der Entnazifizierung schaffen Wohnung und Hausrat für die neuen Herren, schaffen Millionen freier Plätze für die Kollaboranten.

CDU-Bürgermeister Karl Arnold von Düsseldorf reicht eine Liste für die Besetzung eines deutschen Entnazifizierungsausschusses an seinen britischen Stadtkommandanten ein. *»Sie wollten mir erstklassige Persönlichkeiten vorschlagen und nannten mir Sträflinge und Diebe«*, schreibt der Engländer verärgert zurück. Das hindert nicht, daß der übelste Strolch in dieser Liste zur Mitarbeit herangezogen wird und schließlich zum Vorsitzer der Entnazifizierungskommission für den Regierungsbezirk Düsseldorf aufrückt.

Erst als 1948 die Morgenthau-Ära verblüht, kommt man im alliierten Lager zu der Erkenntnis, daß man sich eine Auswahl von Menschen an den Hals geholt hat, mit der man wohl demontieren, aber nicht aufbauen kann. Generalmajor G. R. Grimsdale, ein führender Mann aus der bizonalen Wirtschaftskontrolle, schreibt am 15. März 1948 im »Observer«, daß es *»mit der fünften Garnitur«* nicht gut weitergehe.

Etwa fünfzehn Millionen Deutsche sind als *»Militaristen«*, *»Monopolherren«* und *»Nazis«* *»betroffen«*. Unter ihnen ist fast die gesamte Intelligenz, die überwiegende Mehrzahl der mittleren und höheren Beamten, der Angehörigen freier Berufe und der qualifizierten Vertreter der deutschen Wirtschaft. Der kleine Rest reicht nicht, um ein ganzes großes Land mit einer neuen *»Führung«* zu versehen, vom Ministerpräsidenten der Länder bis herab zum Postboten und zur Reinemachefrau in der Polizeiwache. Die Nichtparteigenossen aber zählten neben denen, die aus anerkennenswerten Gründen abseits blieben, auch »verhinderte« Pg, die wegen Vorstrafen oder Untüchtigkeit nicht aufgenommen wurden.

Woher also jetzt die vielen Hunderttausende nehmen, die überall gebraucht werden? Sie sind schon da! Aus dem Nichts tauchen sie plötzlich auf, die neuen Antifaschisten. Von überallher erscheinen sie, die »Widerständler« von fünf Minuten nach zwölf, diese neue Gruppe, die in unserem Verzeichnis noch fehlt.

Es sind die Karrieristen um jeden Preis, die sich sorgsam gehütet haben, jemals unangenehm aufzufallen, die nie daran dachten, sich irgendeinem Befehl auch nur im zulässigen Rahmen zu widersetzen, die aber nach 1945 plötzlich ihr Widerstandsherz entdecken. Mit der gleichen Servilität, die sie einst die Hand zum Heil-Gruß erheben ließ, empfehlen sie sich jetzt mit Hackenklappen und *»Yes, Sir!* jedem englischen und amerikanischen Korporal als ergebene Diener. Und siehe, sie verdanken heute ihrer Geschmeidigkeit nicht weniger als zur Zeit Eberts oder Hindenburgs oder Hitlers.

Nichts wäre falscher, als diese Leute als *»Nazis«* zu bezeichnen. Man täte ihnen geradezu eine Ehre an, wollte man vermuten, sie seien irgendwann einmal für etwas entbrannt, sie hätten sich irgendwann einmal für eine Sache eingesetzt. Sie waren der Republik so wenig treu wie dem Nationalsozialismus. Sie kennen nur die unentwegte Treue zur eigenen Person und zum eigenen Vorteil. Wer das bedenkt, hat an ihnen verläßliche Werkzeuge – solange seine Sache gut steht.

Aber so erheiternd der Anblick dieser wendigen Herren auch sein mag, so sind sie

doch eine Gefahr, und zwar eine sehr ernste Gefahr für die innerpolitische Entwicklung in Deutschland.

Sie müssen, da sie niemals Widerstand leisteten, jetzt unaufhörlich von ihrem Widerstand reden. Und mit diesem vieltausendfachen Gerede von Widerstand, von Sabotage, von Hilfe für den Feind, von Befehlsverweigerung usw. usw. erwecken sie schließlich den Eindruck, als sei »oben« während der zwölf Jahre nur gemeutert und sabotiert worden. Sie werden mit ihren Erzählungen, ihren gegenseitigen Affidavits und ihren Memoiren zu den Schöpfern der *»Dolchstoßlegende«* von heute. Je mehr sie ihre Verdienste gegen den Nationalsozialismus betonen, um so mehr muß beim einfachen Mann die Überzeugung wachsen, daß selbst ein Genie und ein Übermensch gegen so viel Verrat einen Krieg nicht hätte gewinnen können. So wird das deutsche Volk zerrissen durch die Frage, wer am heutigen Zustand der Welt verantwortlich ist: die Masse des Volkes, die zäh und verbissen kämpfte und arbeitete, oder die kleine Schar von Widerstandskämpfern und Widerständlern, die für die Niederlage beteten und handelten.

Es ist zu bedauern, daß die Schar anständiger Männer, welche die Besatzungsmächte wegen ihrer Fachkenntnis trotz ihrer sauberen Gesinnung in Anspruch nehmen mußten, die sich aus Sorge um die Ernährung ihrer Städte, um die Aufrechterhaltung der Wirtschaft und des Verkehrs einer Zusammenarbeit nicht entzogen, es ist zu bedauern, daß diese Männer auch heute noch nicht den Mut finden, sich von einer Komplicenschaft zu trennen, die ihnen zweifellos unerträglich ist.

Aber wir scheinen noch weit von einer solchen Klärung der Fronten entfernt zu sein. Einstweilen sucht man noch nach juristischen Formeln, um die deutschen Instrumente der Morgenthau-Ära hoffähig zu machen. Die Formel, die man fand, heißt kurz und lapidar: *»Der Staat Hitlers war ein Unrechtsstaat.«*

Also gibt es auch kein Unrecht gegen diesen Unrechtsstaat. Also ist es verboten, einen Verräter Verräter, einen Deserteur Deserteur, einen Saboteur Saboteur zu nennen.

Im Staate Hitlers ist Unrecht geschehen, also war er ein Unrechtsstaat.

Zwar hat der Präsident der Deutschen Bundesepublik im Reichstag von 1933 für das »Ermächtigungsgesetz« Hitlers gestimmt[1]. Zwar hat dieser Unrechtsstaat in vielen

[1] Hier ist, für die Kollektivschuld-Sucher, eine Liste der heute Prominenten, die damals mit Ja stimmten:

Dr. Theodor Heuss, Bundespräsident 1949 bis 1959, Mitgründer der FDP. — Dr. Reinhold Maier, Ministerpräsident von Baden-Württemberg, Vorsitzender der FDP. — Dr. Michael Horlacher, Landtagspräsident in Bayern 1949 bis 1953, Bundestagsabgeordneter der CSU. — Jakob Kaiser, Bundesminister 1949 bis 1957, CDU. — Ernst Lemmer, Bundesminister, Bundestagsabgeordneter der CDU seit 1952. — Prälat Ludwig Kaas, heute im Vatikan tätig. — Oskar Farny, CDU-Minister in Baden-Württemberg. — Heinrich Landahl, SPD-Senator in Hamburg. — Paul Simpfendörfer, CDU-Minister in Baden-Württemberg. — Christine Teusch, CDU-Minister in Nordrhein-Westfalen. — August Wegmann, CDU-Minister in Niedersachsen. — Paul Bausch, CDU-Bundestagsabgeordneter seit 1949. — Paul Gibbert, CDU-Bundestagsabgeordneter seit 1949. — Dr. Heinrich Krone, Fraktionsvorsitzender der CDU im Bundestag. — Hans Ritter von Lex, CSU-Staatssekretär im Bundesinnenministerium. — Dr. Fridolin Rothermel, Landtagsabgeordneter der CSU. — Dr. Heinrich Vockel, CDU, Beauftragter des Bundes in Berlin. — Dr. Helene Weber, CDU-Bundestagsabgeordnete seit 1949.

wesentlichen Fragen die Zustimmung des deutschen Volkes gefunden, während die deutsche Bundesregierung in ganz entscheidenden Fragen sich nicht einer Abstimmung durch das deutsche Volk stellen kann. Zwar haben alle Länder der Welt mit diesem Unrechtsstaat diplomatische Beziehungen unterhalten, viele bis zum Tage der Kapitulation. Zwar hat dieser Unrechtsstaat kein Verbrechen begangen, das nicht schon vor ihm zu den Mitteln der Politik der Großmächte gehörte, und das nicht auch gegen ihn und nach ihm in Übung blieb, ob es Völkermord oder Angriffskrieg, ob es Geiselerschießung oder KZ oder Plünderung heißt. Zwar ist das neue Deutschland in Ost und West aus einem der gewaltigsten Völkermordversuche — dem Morgenthau-Plan — entstanden. Zwar ist selbst, als die Besinnung kam, auch die Deutsche Bundesrepublik nicht aus einem freien Akt des deutschen Volkes hervorgegangen, sondern unter drastischer Mitwirkung der Besatzungsmächte entstanden, die die Bildung der Verfassung kontrollierten, Parteien und Presse lizensierten und den Regierungsapparat nach eigenem Ermessen besetzten.

Bundespräsident Heuss sprach von einem *»Kompromiß mit den Besatzungsmächten«*, SPD-Chef Schumacher kurz und verletztend vom *»Grundgesetz auf Kommando der Alliierten«*.

Aber das alles wird mit kurzsichtigen Augen übersehen. Zugunsten einer winzigen Minderheit von Leuten wird die ganze große Mehrheit des deutschen Volkes zu Komplicen von Verbrechern gestempelt. Denn wenn der Staat Hitlers ein Unrechtsstaat war, dann ist auch jeder Soldat, der in seinem Auftrag über die Grenze marschierte, ein Mörder, dann ist jeder, der seine Pflicht hat, ein gefährlicher Narr oder ein kriminelles Subjekt, dann sind alle unsere Toten *»auf dem Felde der Unehre gefallen«*.

Mit solcher Behauptung gibt ein deutsches Gericht im Jahre 1952 nachträglich die Sanktion für die Richter von Nürnberg, ja noch mehr, es wird zum Akt der Gnade, daß der Feind im Jahre 1947/48 seinen Würgegriff zu lockern begann und dem deutschen Volk gestattete, zu überleben.

Der Prozeß: Weltgewissen gegen Deutschland

Mit einem verglimmenden Rest von Hoffnung schaute das deutsche Volk nach Nürnberg, um dort vor dem Internationalen Militärtribunal ein faires richterliches Bemühen um Wahrheit, um die Wiederherstellung des Rechts zu finden. Was es aber sah, war die Rache des Siegers, die sich mit Phrasen nur dürftig verhüllte. Es begann der große Prozeß Weltgewissen gegen Deutschland. Gesetzgeber ist der Sieger, Ankläger ist der Sieger, Richter ist der Sieger, Henker ist der Sieger. Uralter Brauch barbarischer Zeiten wird in die Formeln modernen Rechts gegossen. Oberster Leitsatz: wer den Krieg verliert, hat sein Leben verwirkt. Befehl ist Verbrechen und Gehorsam ist Verbrechen. Eidbruch ist strafmildernd. Denunziation wird mit Einstellung des Verfahrens belohnt. Der uralte Satz, daß man den Verrat liebt, aber nicht den Verräter wird aufgehoben.

Es gibt kaum einen Grundsatz des Rechts, der in Nürnberg nicht mit Füßen getreten wurde: keine Strafe ohne Gesetz — Tat unter Befehl oder Zwang ist straffrei — niemand darf seinem Richter entzogen werden — niemand darf in eigener Sache richten — niemand darf für die Taten anderer zur Rechenschaft gezogen werden — das alles war

Recht von gestern, das alles galt nach der bedingungslosen Kapitultion nicht mehr für die Richter von Nürnberg.

Mit Erstaunen sah man Zeugen auftreten, die jahrelang als *Zeugen* in Haft gehalten wurden, Zeugen, die unter Androhung der Auslieferung an die Sowjets zu jedem Meineid gepreßt werden konnten, Zeugen, die zu Angeklagten gemacht wurden, sobald sie es wagten, eine Aussage zu machen, die nicht dem Konzept der Anklage entsprach.

Verteidiger, die gegen Rechtsbruch protestierten, wurden in Haft genommen. Dokumente, die die Verteidigung verlangte, verschwanden, und viele Tonnenlasten von Urkundenmaterial, die die Anklage mit einem Riesenstab von Mitarbeitern nach jedem belastenden Wort durchforscht hatte, nahmen ihren Weg nach Übersee und fielen zur Klärung der Wahrheit aus.

Während draußen ein ganzes Volk dem Hungertode preisgegeben wurde, sprach man im Nürnberger Justizpalast Todesurteile wegen Vergehens gegen die Menschlichkeit. Während draußen eine Willkürherrschaft Hunderttausende in die Kerker warf, sprach man Urteile gegen Willkürherrschaft. Während draußen die Schüsse der Geiselerschießungen knallten, wurden hier deutsche Offiziere wegen Geiselerschießungen gerichtet. Während draußen deutsches Privateigentum in riesigem Ausmaß geraubt wurde, wobei sich auch neutrale Staaten nicht scheuten, Leichenfledderei auf fremden Schlachtfeldern zu treiben, richtete man deutsche Wirtschaftsführer, weil sie in Frankreich nicht nur Maschinen investiert, sondern auch Maschinen entnommen hatten. Während Millionen von deutschen Gefangenen zur Arbeit gezwungen wurden, richtete man das Verbrechen der Zwangsarbeit. Während in Ostdeutschland und im Sudetenland Millionen von Deutschen, während in Frankreich 105 000 Franzosen ermordet wurden, richtete man die Ermordung von Juden in deutschen Vernichtungslagern. Während draußen die Straßen noch vom süßlichen Pesthauch verschütteter Opfer des zivilen Bombenkrieges durchzogen waren, richtete man Vergehen der Deutschen gegen die Zivilbevölkerung besetzter Gebiete. Während die Sowjetunion, Polen, die Tschecho-Slowakei, Frankreich, Holland und Belgien sich deutsche Gebiete einverleibten, richtete man das Vergehen des Eroberungskrieges. Während man eigene Soldaten wegen Befehlsverweigerung bestrafte, richtete man deutsche Soldaten, die ihren Befehlen gehorcht hatten.

In zahlreichen Lagern aber sind die Angeklagten und die Zeugen dieser Prozesse zurechtgemacht, zurechtgeprügelt und -getreten worden. Durch Scheintodesurteile zermürbt, von falschen Geistlichen zur Beichte ermuntert, mit gebrochenen Knochen, mit verbrannter Haut und erfrorenen Füßen taumeln diese Wracks auf die Anklagebank oder in den Zeugenstand.

Man hat sich nicht die Mühe gemacht, eine kleine geheime Formation für diese Arbeit zusammenzustellen, wie es die deutschen Einsatzkommandos gewesen sind. Man hat sie bunt zusammengewürfelt aus Texas oder Kentucky, aus Schottland oder Wales. Man brauchte keine Sonderformationen der SS, denn man hat Panzeroffiziere und Füsiliere, Flieger oder Artilleristen für diese ehrenvolle Aufgabe gefunden. Während sie uns unsere Wertsachen stahlen, hörten wir sie sich laut rühmen, daß sie die Gestapo in ihrem finsteren Ruf übertreffen wollten.

Den Rest der Arbeit hat der Henker von Nürnberg — und dann kommen die Fotografen.

Ein jüdischer Emigrant fragte mich vor einige Zeit, warum und mit welcher Tendenz ich dieses Buch geschrieben habe. Meine Antwort war: »Ich habe dieses Buch mit dem Kopf durch die Wand geschrieben.« Damit war gesagt, daß ich mich beim Schreiben weder um die Ehemaligen oder Ewig-Gestrigen gekümmert habe, noch um das Geschrei der Ewig-Heutigen.

Ich setzte mich damals in einen alten verstaubten Bunker und begann dort, von Ratten und Mäusen umspielt, den Band des »Völkischen Beobachters« vom Januar und Februar 1933, die entsprechenden Bände von »Temps« und von der »Times« Blatt für Blatt durchzulesen, vom Leitartikel bis zum Sportteil, vom Feuilleton bis zur letzten Anzeige. Ich suchte zurückzutauchen in jene Zeit, um eine unbefangene Antwort auf die Frage nach dem Was und Wie und Warum zu finden.

Warum aber dieses Wühlen in der Vergangenheit, im Versunkenen, im Abgestorbenen? Weil die Verfälschung der Vergangenheit zur Verkrüppelung der Gegenwart führt und weil die Verkrüppelung der Gegenwart unsere Zukunft zerstört.

Die westliche Welt hat inzwischen umgelernt und begonnen sich umzustellen. Auch in Westdeutschland beendete man die Demontage und begann mit dem Wiederaufbau. Nachdem Truman, Eisenhower, Churchill und Attlee, unterstützt durch Heuss und Adenauer, feierlich die ewige Entwaffnung Deutschlands proklomiert hatten, machten sie die originelle Erfahrung, daß ein Vakuum fremde Kräfte ansaugt, weil die Natur nichts Leeres duldet. (Vierte Volksschulklasse, Naturkunde.)

Zwei riesige Machträume in Europa und im Fernen Osten waren durch die bedingungslose Vernichtung Deutschlands und Japans zu Hohlräumen aufgerissen worden, in die jetzt fremde Mächte einströmten. Neun Zehntel dieser Hohlräume füllte der Osten, nur mit Mühe gelang es den Westalliierten, ein einziges Zehntel aus dieser Masse für sich zu retten. Ahnungsvoll schrieb der »Economist« am 17. April 1948: »Wenn nichts hinter dem Eisernen Vorhang wäre, dann könnte es möglich sein Deutschland verfaulen zu lassen.«

Nun, es war etwas hinter dem Eisernen Vorhang, nicht mehr freilich »Good old Joe«, der Kumpan von Jalta und Teheran, sondern der Vertreter einer gewaltig angewachsenen modernen Weltmacht, der mit Energie daran ging, die gewonnenen Räume zu decken, den Gewinn zu konsumieren.

In rascher Folge wandelten sich die »befreiten« Länder in »Volksdemokratische«, also in »Demodemokratische« Republiken um, angefangen mit Estland, Lettland, Litauen, den weißruthenischen und ukrainischen Gebieten Polens und Bessarabiens, die zu Bestandteilen der Sowjetunion wurden, bis zu den Satelliten, die man mit dem Dekor einer proletarischen Souveränität versah.

Im Fernen Osten ging China bis auf Formosa unter das bolschewistische Joch, unterstützt durch eine linksintellektuelle Kamarilla in den USA, die Chiang Kai-shek zum Faschisten und Mao Tse-tung in einen großmütigen Agrarreformer verkleideten.

Auch in Westdeutschland, in Frankreich und in Italien waren es die kommunistischen Parteien, die zuerst wieder in den Sattel gesetzt wurden, waren es die Antibolschewisten, die in den Hexenreigen der Faschistenjagd gerieten.

Machtlos sah der sieges- und friedensfroh abgerüstete Westen diese selbstverständ-

lichen, doch ganz unerwarteten Konsequenzen seiner Politik an. Stand man im friedlichen Jahr 1928, als Stalin eben seinen ersten, vielbelachten Fünf-Jahres-Plan begonnen hatte, immerhin noch mit 93 Divisionen der heutigen NATO-Staaten den 105 sowjetischen gegenüber, so waren es nach dem Zweiten Weltkrieg noch ein Dutzend gegenüber den 135 Sowjet-Divisionen, die allein im europäischen Landesteil und in den Satelliten aufgebaut waren.

Erst der Versuch des Kremls, über die Demarkationslinien von 1945 noch hinauszumarschieren, scheuchte die verschlafenen Gemüter im Westen auf, im Falle Berlins mit einer vorsichtigen Ausweichbewegung über die Luftbrücke, die nichts am bedrohlichen Irrsinn der Berlin-Lösung änderte. Im Falle Koreas mit einem Krieg, der trotz Atommonopols auf seinem Ausgangspunkt, auf dem unglückseligen 38. Breitengrade, wieder einschlief, nichts ordnend, nichts bessernd. Indochina wurde zu einer großen Schlappe des Westens, die viele asiatische und afrikanische Völker zu einer vorsichtigen Neutralität veranlaßte.

NATO, SEATO und Bagdad-Pakt waren die Antworten des Westens auf die östliche Herausforderung, aber diese Antworten wurden nur leise und zaghaft ausgesprochen. Den 230 Sowjet-Divisionen von heute — von denen der Satelliten zu schweigen — stehen ganze 21 NATO-Divisionen gegenüber, von denen 7 der neu aufgestellten westdeutschen Bundeswehr angehören. Das Atom-Monopol der USA ist gebrochen, die Raketenwaffe der Sowjets der des Westens überlegen.

Noch dämmert der Westen im Schutz der großen Atomglocke und des Strategischen Bomberkommandos der USA dahin. Das Atom-Patt der beiden Weltmächte verhüllt dürftig seine Blößen, die von den Mückenschwärmen der östlichen Infiltration heimgesucht werden.

So bleibt der große Wettstreit zunächst auf das politisch-moralische beschränkt, und wie ist hier die Lage?

Im Rahmen der Sowjetmacht wird dieser psychologische Krieg vom Kindergarten bis zur Atomrüstung mit einer verbissenen Entschlossenheit geführt, als stünde man mitten in einer bewaffneten Auseinandersetzung auf Leben und Tod. Jede Tageszeitung, jede Radionachricht, jeder Film und jedes Theaterstück, jede Ausstellung und jede der täglichen Massenveranstaltungen ist ein einziger Appell zur Verteidigung des großen Sowjet-Vaterlandes, zur Wachsamkeit und zum Haß gegenüber dem Feinde.

Der Westen aber arbeitet mit gleichgroßer Entschiedenheit für seine weitere moralische Abrüstung. Vom Kindergarten bis zum Altersheim geht auf die Völker des Westens tagtäglich ein milder, aber durchdringender Regen herab, der jede Liebe zur Nation, jede Regung der Selbstachtung, jeden Widerstandswillen gegen Auflösung und Zersetzung aus den morschen Knochen spült. Es gibt kaum eine Tageszeitung, kaum ein Radioprogramm, kaum einen Film oder ein Theaterstück, worin nicht die Hure zur Heldin, der Deserteur zum Vorbild erhoben, der General aber zum Schwein, der Soldat zum Marodeur gestempelt wird.

In diesem makabren Wettstreit mit verkehrten Fronten spielt Westdeutschland eine Schlüsselrolle. Deutschland war einst die Mitte Europas. Deutschland war allein gegen die Sowjetunion gezogen und hatte — trotz eines Zweifrontenkrieges — den Koloß ins Wanken gebracht. Der deutsche Soldat focht im Osten wie im Westen oft noch gegen mehr als zehnfache Übermacht mit Erfolg und Glück, wie es heute auch der ehemalige

Gegner, z. B. Liddel Hart in seinen militärpolitischen Büchern, bezeugt. — Aber das ist Vergangenheit.

Carlo Levi, ein italienischer Jude, als Maler und Schriftsteller bekannt geworden, hat ein Buch über die Sowjetunion geschrieben, das schlecht ist. (»Il futuro ha un cuore antico«, Einaudi 1956.) Er hat jetzt ein Deutschland-Buch geschrieben, das noch schlechter ist (»Deutschland verbirgt sich«), aber dieses Buch hat ein Vorwort, das den heutigen Zustand Westdeutschlands mit überraschender Klarheit schildert: *»Deutschland ist in jeder Hinsicht — geographisch, historisch, politisch, kulturell — das Zentrum Europas. Immer und immer noch sind seine Probleme die Probleme aller und gehen alle an. Aber es ist ein leeres Zentrum. Die Deutschen stürzen sich auf die Arbeit. Aus ihren Händen gehen märchenhafte Mengen von Waren und Gütern hervor. Die zerstörten Städte wurden aufgebaut, die Autos rollen über die Autobahnen, die Häuser spiegeln sich in den stillen Gewässern, die jungen Paare sitzen friedlich Hand in Hand, aus den Wäldern steigt ewiger pflanzlicher Frieden.*

Aber es ist ein verwundetes Land, es hat keine Macht über sich selbst, ein beleidigtes Land, beleidigt eher durch sich selbst als durch die anderen. Ein Land mit geschlossenen Augen, mit hartnäckig geschlossenen Augen. Die Schöpfungskraft, das Denken, die Kunst, auch die Politik, all diese gefährlichen und wichtigen Dinge, bleiben aus geheimem Selbsterhaltungsinstinkt im Dunkel, im Schlaf verborgen, im Stillstand.

Deutschland schläft, überwacht von einer instinktiven Selbstzensur, von der selbstverhängten Sperrstunde, die nur so aussieht wie eine Wiedergeburt. Was sich in Millionen Heimen für die Zukunft anspinnt, das vermag heute niemand zu sagen . . .«

»Wer Deutschland besitzt, besitzt Europa«, hatte Lenin gesagt, und es besteht kein Zweifel, daß Chruschtschow auch heute noch diesem Wort folgt.

Darum liegt Westdeutschland heute nicht nur unter dem Regen der Selbstzersetzung, es liegt auch unter dem pausenlosen Trommelfeuer einer Propaganda, die an Deutschenhaß oft noch die Propaganda beider Weltkriege übersteigt.

Das Material liefert die Bundesrepublik selbst. Die Blätter in aller Welt, die amerikanischen Fernsehstars, die eingefleischten Deutschenfresser in England und Frankreich, ebenso wie Mikojan in den USA, Gromyko in Genf und Chruschtschow in Moskau, sie alle schöpfen aus dem immerquellenden Bronn der deutschen Denunziation. Renazifizierung der Bundesrepublik, antisemitisches Richtertum, Revanchegeist in den Vertriebenenverbänden, nazistisch verseuchte Jugend, das sind die Schlagworte, die unermüdlich wiederholt werden. Dazu Prozeß um Prozeß gegen Soldaten und Offiziere, die einst mit Verzweiflungstaten die gleiche Front zu halten suchten, die heute wieder gilt.

Nur läuft diese Front nicht mehr irgendwo durch die Ukraine oder durch Polen. Sie läuft von Lübeck nach Triest.

Es gibt freilich Narren — oder sind es gerissene Verbrecher? — die uns diese Linie als rechte und gerechte Grenze aufschwatzen wollen, die sich im christ-katholischen Rest des Erdteiles erst recht zu Hause und unter sich fühlen. Wer aber nur für einen Augenblick zurückdenkt an das Europa, das einst uneingeschränkter Herr der Welt war, und sich dann erinnert, wie diese Macht zusammenbrach zu der Ruine von Versailles und wie diese Ruine von Versailles einstürzte zu dem Schutthaufen von Resteuropa, zu

diesem abgeholzten Glacis im Streit zwischen den zwei Weltmächten, dem muß wohl etwas von der Vergänglichkeit irdischer Dinge dämmern und ein Zweifel kommen in die Ewigkeit des zweiten, diesesmalig ewigen Weltfriedens mitsamt seiner vielen »Friedensgrenzen«.

Inzwischen hat Nikita Sergejewitsch Chruschtschow mit harter Faust an die Tore Westberlins geklopft und damit einen der Grenzpunkte der Potsdamer »Friedenslösung« in Frage gestellt, der zugleich ein Höhepunkt des schizophrenen Irreseins ist, den wir seit 1945 aufspüren können.

Auch das Berlin-Problem wird heute den Deutschen in die Schuhe geschoben, wobei man freilich unterschlägt, daß die Alliierten schon im Herbst 1944 in London diese Meisterleistung ausgeklügelt haben und daß sie schließlich mit der »bedingungslosen Kapitulation« sowohl die völlige Freiheit wie auch die totale Verantwortung für ihre Politik übernahmen.

Die Sowjetmacht hat von den 9,9 Millionen Quadratkilometern des geographischen Europas 8,5 Millionen in Besitz. Sie steht 50 Kilometer vor Hamburg, 150 Kilometer vor den Dardanellen, zwei strategische Positionen, die schon vor 250 Jahren die Wunschziele Moskaus waren.

Wem ist damit gedient, wenn man weiterhin im Schmutz der Vergangenheit wühlt, um Deutschland, das Volk diesseits und jenseits der Front, immer tiefer zu erniedrigen?

Wäre es nicht nützlicher, wenn man in der gesamten Welt, soweit sie noch frei ist, daran ginge, die Vergangenheit zu verarbeiten, um die Gründe und Hintergründe der Entscheidungen von Casablanca, Teheran, Jalta und Potsdam zu erkennen und aus dieser Erkenntnis eine neue Haltung im Streit von heute zu gewinnen!

Wäre es nicht nützlicher, auch in Deutschland selbst an diese Arbeit zu gehen, um die Tatsachen von Fehlern und Verbrechen zu erkennen und sie unterscheiden zu lernen von den Ursprüngen höchster Leistungen in Frieden und Krieg?

Beides tut not. Für beides will dieses Buch einen Beitrag leisten.

LITERATUR-VERZEICHNIS

Zur Verfügung standen außer Zeitungs- und Zeitschriften-Archiven und eigenen Tagebuch-Aufzeichnungen folgende Werke:

Je ein vollständiges Exemplar der in Betracht kommenden Jahrgänge von:

Völkischer Beobachter
Times
Temps
Reichsgesetzblatt
Verordnungsblatt für das Generalgouvernement
Verordnungsblatt für das Reichskommissariat Ukraine
Verordnungsblatt für das Reichskommissariat Ostland
Keesings Archiv der Gegenwart

Urkunden-Sammlungen

Große Politik der europäischen Kabinette. Sammlung der diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes, Berlin 1922 ff.
v. Tirpitz, A., Politische Dokumente, Stuttgart 1924
Forsthoff, E., Deutsche Geschichte seit 1918, in Dokumenten, Stuttgart 1938
Deutsche Dokumente zum Kriegsausbruch 1914, Berlin 1919

Weißbücher der Reichsregierung:
Nr. 1. Verhandlungen zur Lösung der sudetendeutschen Frage. Berlin 1938
Nr. 2. Dokumente zur Vorgeschichte des Krieges. Berlin 1939
Nr. 3. Urkunden zur letzten Phase der deutsch-polnischen Krise. Berlin 1939
Nr. 4. Polnische Dokumente zur Vorgeschichte des Krieges. Berlin 1940

Französisches Gelbbuch: Documents Diplomatiques 1938/39. Paris 1939
Britisches Blaubuch: Documents concerning German-Polish relations and the Outbreak of Hostilities between Great Britain and Germany. London 1939
Documents on British Foreign Policy, 1919—1939, Third Series, Bd. I—II, 1938, London 1949
Blauweißbuch der finnischen Regierung über den finnisch-sowjetischen Konflikt. Helsinki 1941
Orangebuch der holländischen Regierung. Basel 1941
Weißbuch der polnischen Regierung. Basel 1941
British White Papers: Correspondence and Further Documents on Czechoslovakia. London 1938
Henderson Final Report. London 1939
»Krasnaja kniga«, 1918—1920. Her. N. K. J. D., Moskau 1920
Veröffentlichungen deutscher Akten durch das US State Department:
Nazi-soviet Relations 1939/41. Washington 1948
From Neurath to Ribbentrop. Washington 1949
Germany and Czechoslovakia. Washington 1949
The Aftermath of Munich, 1938—1939. Washington 1951

Documents de l'office des affaires étrangères d'Allemagne. La politique allemande en Turquie 1941/43. Ed. Direction des Archives du Ministère des Affaires Etrangères de l'U.R.S.S. Moskau 1949

Jahrbücher für auswärtige Politik. Her. Berber. Berlin 1940/42.
Europäische Politik 1933—1938 im Spiegel der Prager Akten. Essen 1942
Locarno. Dokumente. Her. Berber. Essen 1936
Deutschland und England 1933—1939. Essen 1942
Weltgeschichte der Gegenwart in Dokumenten. Essen 1936—1940
US Foreign Relations. Washington lfd. Jahrgänge
Congressional Record, House of Representatives, Washington
Joint Committee on the investigation of the Pearl Harbor Attack of the Congress of the United States. Washington 1946
Hearings before the Committee on foreign relations. Washington 1952
Documents on British Foreign Policy 1919—1939. London 1949
Chronology of the Second World War. London 1947
British War Department, The German Campaign in Norway 1942
Hansaart, Parliamentary Debates. London
Encyclopedia Britannica. London
Encyclopedia Americana. Chicago 1949
Bolshaja Sovietskaja Enziklopedia. Moskau 1926 ff.
Meshdunarodnaja politika novejshago vremeni v dogovorach, notach i deklaracijach. Kljutschnikow und Sabanin. 3 Bände, Moskau 1925—28
Anglo-sovietskije otnoshenija 1917—27. Noty i dokumenty. Moskau 1927
Istorija Diplomazii. Her. W. P. Potjomkin. Moskau 1945
Series of League of Nations Publications. Vol. VII: High Commissioner Burchkhardt's Report on Danzig. Genf 1940
Directive from the Joint Chief of Staff (JCS 1067) to the Commander in Chief of the US Forces of Occupation. April 1945 (Released Oct. 17/1945.) (Morgenthau-Plan.)
Trial of the major War Criminals before the International Military Tribunal. 42 Bde. Nürnberg 1947 ff.
International Military Tribunal for the Far East, Record of Proceedings
Hochverratsprozeß Guido Schmidt, Gerichtsprotokolle etc., Wien 1947
Law Reports, Trials, War Criminals. Selected and prepared by the UN War Crimes Commission. London 1947 ff.
Le Procès Flandin devant la Haute Cour de Justice 1946, Paris o. J.
Le Procès de Collaboration. Paris 1948
Landsberg, a documentary Report, US Hicog 1951
Aschenhauer, R., Ein dokumentarischer Bericht von deutscher Seite. München 1951
Haager Landkriegsordnung, Her. Laun, Hamburg 1948
Satzungen der Vereinigten Nationen, Bonn 1948
Dokumente zur Austreibung der Sudetendeutschen. München 1951
Dokumente zur Austreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa. Bonn 1956/57

Memoiren

Badoglio, P., Italy in the Second World War. London 1947
Baudoin, P., The Diaries. London 1948
Greve Bernadotte, F., Slutet. Stockholm 1945
Bewley, C., Hermann Göring. Göttingen 1956
Fürst Bismarck, O., Gedanken und Erinnerungen. Stuttgart 1898
Boldt, G., Die letzten Tage der Reichskanzlei. Hamburg
de Bourbon, X., Les Accords secrèts franco-anglais de Décembre 1940. Paris 1949

Braun, O., Von Weimar zu Hitler. Hamburg 1949
Brecht, A., Prélude to Silence. New York 1944
Fürst von Bülow, Deutsche Politik. Berlin 1916
Byrnes, J. F., Speaking frankly. New York 1947
Charles-Roux, F., Cinq mois tragiques aux Affaires Etrangères. Paris 1940
Churchill, W., Memoiren. London 1939 ff.
Ciano, G., Diario. Rom 1946
Ciechanowski, J., Vergeblicher Sieg. Zürich 1948
Coulondre, R., De Staline à Hitler. Paris 1950
Dahlerus, B., Der letzte Versuch. München 1948
Davies, J. E., Mission to Moscow. New York 1941
Deutscher, J., Stalin. London 1949
Dodd, W. and M., Ambassador' Dodd's Diary 1933—36. New York 1941
Dulles, F. R., The way to Teheran. New York 1944
Eisenhower, D. D., Crusade in Europe. London 1948
Fabre-Luce, A., Après l'Armistice. Paris 1942
François-Poncet, A., Souvenirs d'une Ambassade. Paris 1946
Gafencu, G., Préliminaires de la guerre à l'Est. Paris
Gafencu, G., Les derniers jours de l'Europe. Paris 1940
Gisevius, G. B., Bis zum bitteren Ende, Zürich 1946
Guderian, H., Erinnerungen eines Soldaten. Heidelberg 1951
Halder, F., Hitler als Feldherr. München 1949
Henderson, Sir N., Failure of a Mission. London 1940
Hess, Ilse, England, Nürnberg, Spandau. Leoni 1952
v. Hindenburg, P., Aus meinem Leben. Leipzig 1920
Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst, C., Denkwürdigkeiten. Stuttgart 1906
Hossbach, F., Zwischen Wehrmacht und Hitler. Wolfenbüttel 1949
House, E. M., The intimate Papers of Colonel House. New York 1928
Hull, C., The Memoirs of Cordell Hull. New York 1946
Kersten, F., Totenkopf und Treue, Hamburg 1952
Graf Kielmannsegg, Der Fritsch-Prozeß 1938. Hamburg 1949
Kleist, P., Zwischen Hitler und Stalin. Bonn 1950
Lane, A. B., I saw Poland betrayed. New York 1948
Laval, P., The unpublished Diary. London 1948
Lloyd Geoge, D., The truth about the peace treaties. London 1938
Ludendorff, E., Meine Kriegserinnerungen. Berlin 1919
Lüdde-Neurath, W., Regierung Dönitz. Göttingen 1951
Viscount Montgomery, El Alamein to the river Sangro. London 1948
Viscount Montgomery, Normandy to the Baltic. BAOR 1946
Patton, G. S., War as I knew it. London 1948
Raeder, E., Mein Leben, Tübingen 1957
Rahn, R., Ruhloses Leben. Düsseldorf 1949
Rauschning, H., Gespräche mit Hitler. Zürich
Reynaud, P., La France a sauvé l'Europe. Paris 1947
Ribbentrop, J. v., Zwischen London und Moskau. Leoni 1953
Roosevelt, Elliot, As he saw it. New York
Roosevelt, Elleanor, This I remember. New York 1951
Rosenberg, A., her. Lang und v. Schenk, Portrait eines Menschheitsverbrechers. St. Gallen 1947
Schacht, H., Abrechnung mit Hitler. Hamburg 1949
Schuschnigg, K., Ein Requiem in Rot-Weiß-Rot. Zürich
Shirer, W. L., Berlin Diary. New York 1941
Speidel, H., Invasion 1944. Tübingen 1949
Stahmer, H. G., Japans Niederlage — Asiens Sieg. Bielefeld 1952

Stresemann, G., Vermächtnis. Bd. 1—2
Suñer, S., Zwischen Hendaye und Gibraltar. Zürich 1948
Trotzki, Mein Leben. Berlin 1930
v. Weizsäcker, Erinnerungen. München 1950
Welles, S., The time for decision. New York 1944
Welles, S., Where are we heading? London 1947
Wilhelm, Kronprinz, Erinnerungen. Stuttgart 1926

Erster Weltkrieg, Vorgeschichte und Auswirkungen

Adams, F. O., The history of Japan. London 1875
Archiv der Räte-Regierung Rußlands, Der Beginn des Krieges 1914. Moskau 1931 (russisch)
Bainville, J., Geschichte zweier Völker. Hamburg 1939
Bainville, J., Les conséquences politiques de la Paix. Paris 1920
de Brinon, F., France-Allemagne 1918—1934. Paris 1934
Cadorna, L., La guerra alla fronte italiana. Mailand 1921
Collenberg, Vom Entwaffnungsdiktat. Leipzig 1935
Drahn, E., Unterirdische Literatur im revolutionären Deutschland. o. o. 1921
Erzberger, M., Erlebnisse im Weltkrieg. Stuttgart 1920
Frank, W., Nationalismus und Demokratie in Frankreich. Hamburg 1933
Grimm, F., Frankreich und der Korridor. Hamburg 1939
Grimm, F., Frankreich an der Saar. Hamburg 1937
Grimm, F., Der Feind diktiert. Hamburg
Helfferich, K., Zur Vorgeschichte des Weltkrieges. Berlin 1919
Jagow, K., Deutschland freigesprochen. Leipzig 1933
Kühne, Das Kolonialverbrechen von Versailles. Graz 1939
Kürenberg, J. v., War alles falsch? Bonn 1951
Prinz Loewenstein, Deutsche Geschichte. Frankfurt a. M. 1950
Ludendorff, E., Meine Kriegserinnerungen. Berlin 1919
Neubert, Bilanz der Erfüllungspolitik. Berlin 1930
Neumann, Ostpreußen im polnischen Schrifttum. Danzig 1931
Nicolson, H., Peacemaking 1919. Boston 1933
Ponsonby, A., Lügen im Kriege. Berlin
Rathenau, W., Von kommenden Dingen. Berlin 1917
Rathenau, W., Was wird werden? Berlin 1920
Reptau, Vernichtungspropaganda gegen das deutsche Volk. Berlin 1927
Rohrbach, P., Deutschlands koloniale Forderungen. Hamburg
Schmidt, C., Staatsgefüge und Zusammenbruch des Zweiten Reiches. Hamburg 1934
Schneider-Kynast, Compiègne. Berlin
Schulz, Das deutsche Bild in der französischen Kritik
Seton-Watson, A. W., Sarajewo. London 1926
Seymour, C., The intimate Papers of Colonel House. Boston 1924
Tardieu, A., La Paix. Paris 1921
Taube, Erzberger, der Totengräber Deutschlands. Berlin 1919
de Vibrye, R., Paix avec l'Allemagne? Paris 1934
Viereck, G. S., The Kaiser on Trial. London 1938
Waite, R. G., Vanguard of Nazism. The Free Corps Movement in post-war Germany
Wilhelm, Kronprinz, Ich suche die Wahrheit. Stuttgart 1930
Wirsing, G., Deutschland in der Weltpolitik. Jena 1933
Zentralstelle für Erforschung der Kriegsursachen
1. Die Kriegsschuldfrage. Berlin 1926
2. Bach, Poincaré und der Kriegsausbruch
3. Graf Montgelas, Die Kriegsschuldfrage

4. Schaer, Katechismus zur Kriegsschuldfrage
5. Stieve, Die Schuld am Weltkriege
6. Wegerer, Im Kampf gegen die Kriegsschuldlüge
Ziegler, Versailles. Hamburg 1934

Zwischen den Kriegen

Alexander, E., Der Mythus Hitler. Zürich 1937
Bauer, Dautschlands koloniale Forderungen und die Welt. Leipzig 1938
v. Baumbach, Zur Geschichte der Seeabrüstung. 1929
Beard, C. A., American foreign policy in the making. New Haven 1946
Beard, C. A., President Roosevelt and the coming of the war 1941. New Haven 1948
Beer, Die auswärtige Politik des Dritten Reiches. Berlin
Beloff, M., The foreign policy of Soviet Russia 1936—41. New York 1949
Benoist-Méchin, Eclaircissement. Paris 1939
Beucler, L'ascension d'Hitler. Paris 1937
Bitter, F. W., Bolschewismus im Versailler Diktat. Hamburg 1933
Blondel, G., Le Triomphe du Germanisme. Paris 1934
Bömer, K., Das Dritte Reich im Spiegel der Weltpresse. Leipzig 1934
Böök, Hitlers Deutschland von außen gesehen. München 1934
Bonnet, G., Fin d'une Europe: de Munich à la guerre. Genf 1948
Brown, A. J., Japans Aufstieg zur Weltmacht. Leipzig 1931
de Châteaubriand, A., Geballte Kraft. Ein französischer Dichter erlebt das neue Deutschland. Karlsruhe 1938
Cooper-Willis, J., England's holy war. New York 1928
Costo, Hitler? Non, les Prussiens! Paris 1940
Dallin, D. J., Soviet Russia's foreign policy 1939—42
Davies, I. S., From Charlemagne to Hitler. London 1948
Dulles, A. W., Germany's Underground. New York 1948
Eggers, Rom gegen Reich. Berlin 1941
Esmarth, F., The new Germany. Washington 1936
Evola, J., Grundrisse der faschistischen Rassenlehre. Berlin
Faulkner, H. N., From Versailles to the New Deal. New Haven 1950
Ferdonnet, P., Face à Hitler. Paris 1934
Ferdonnet, P., La guerre juive. Paris 1940
Follick, M., Facing facts. London 1935
Fränkel, H., The German people versus Hitler. London 1940
François, Röhm — Hitler. Berlin 1949
Frank, W., El amanecer de Rusia. Buenos Aires 1933
v. Freytag-Loringhoven, Deutschlands Außenpolitik. Berlin 1939
Gardiner, R., Der National-Sozialismus vom Ausland gesehen. Berlin 1933
Germain, Hitler ou Moscou? Paris 1933
Goebbels, J., Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei. München 1934
Goebbels, J., Michael
Greenwood, H. P., Hitler's first year. London 1934
Grew, J. C., Ten Years in Japan. New York 1944
v. Hassel, U., Vom anderen Deutschland. Zürich 1946
Hasselbach, Die Entstehung der NSDAP. Leipzig 1931
Haushofer, K., Weltpolitik von heute. Berlin 1934
Haushofer, K., Grenzen. Berlin 1927
de Hauteclocque, X., La Tragédie brune. Paris 1934
Hedin, S., Ohne Auftrag in Berlin. Tübingen 1950
Heiden, K., Adolf Hitler. Paris 1936

Heiden, K., Geschichte des National-Sozialismus. Berlin 1933
Heiden, K., Hitler, ein Mann gegen Europa. Zürich 1937
Hitler, A., Mein Kampf. Berlin 1930
Hitler, A., Reden nach der Machtübernahme. Berlin 1939
Hitler, A., Hitlers Tischgespräche. Her. Picker. Bonn 1951
Hoffmann, K., Flottenabrüstung, Kriegsächtung und Revision. Berlin 1932
Jewet, R., Ich war dabei. Zürich 1944
Knudsen, T., Rusland og Europa. Kopenhagen 1942
Kogon, E., Der SS-Staat. München 1946
Koppen, W., Deutsche gegen Deutschland. Hamburg 1937
Kranz, H., Hinter den Kulissen. Frankfurt a. M. 1941
Kühne, Das Kolonialverbrechen von Versailles. Graz 1939
Lasswell, H. D., Propagandatechnique in the World War. New York 1927
Laurie, Englands Politik nach München. Berlin 1940
Lenin, W. I., Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus. Moskau 1936
Lenin, W. I., Sotshinenija. Moskau 1924—1950
Litvinov, M. M., Vneshnaja politika SSR 1927—1937. Moskau 1937
Lück, W., Der Mythos vom Deutschen in der polnischen Literatur. Posen 1938
Massoutié, Judaisme et Hitlérisme. Paris
Melville, C. F., The Russian face of Germany, London 1932
Mohler, A., Die konservative Revolution in Deutschland 1918—1932. Stuttgart 1950
Molotow, V. M., O ratifikacii sovjetsko-germanskogo dogovora o nenapadenii. Moskau 1939
Montigny, J., La France, devra-t-elle faire la guerre pour la Tchecoslovaquie? Le Mans 1938
Namier, L. B., Diplomatic prelude. London 1948
Namier, L. B., Europe in Decay. London 1950
Neumann, Behemoth. New York 1944
Offenburg, Das Erwachen des Nationalbewußtseins in der preußischen Judenheit. Hamburg 1933
d'Ormesson, W., La confiance en l'Allemagne? Paris 1928
Parkes, The jewish question
Pechel, R., Der deutsche Widerstand. Zürich 1947
Petwaidic, Die autoritäre Anarchie. 1946
Rademacher, J., Ketzergedanken im Dritten Reich. Krefeld 1946
Rauschning, H., Die konservative Revolution. New York 1941
Rauschning, H., Die Entdeutschung Westpreußens und Posens. Berlin 1930
Ronde, H., Von Versailles bis Lausanne. Stuttgart
Rhode, Quellen zur Geschichte des Dritten Reiches
Rivaud, A., Le relèvement de l'Allemagne 1918—1940. Paris 1940
Roberts, The house that Hitler built. London 1937
Rosenberg, A., Der Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts. München 1930
Rosenberg, A., Schriften aus den Jahren 1917—21. München 1943
Rothfels, A., The German opposition to Hitler. Hinsdale Ill. 1948
Roznieck, S., Det jodiske Problem. Kopenhagen 1920
Santoro, C., Hitler's Germany as seen by a foreigner. Berlin 1939
Schmidt, P., Statist auf diplomatischer Bühne. Bonn 1950
Schonfield, A., Judaism. New York
Schwabe, Die französische Schule im Dienst der Völkerverhetzung. Essen 1940
Siegmund-Schulze, F., Die deutsche Widerstandsbewegung im Spiegel der deutschen Literatur. Stuttgart 1947
Spaight, J. M., Air power and the cities. London 1930
Stalin, J. W., Voprossy Leninisma. Moskau 1928
Steding, C., Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur. Hamburg 1939
Stöbe, Das Deutschland-Bild in englischen Schulbüchern. Würzburg 1942

Sündermann, H., Das Dritte Reich. Leoni 1959
Szembek, Johann Graf, Journal 1933/39. Paris 1952
Tagore, R., Der Geist Japans. Leipzig 1918
Tiedemann, H., Sowjetrußland und die Bolschewisierung Deutschlands 1917—19. Berlin 1936
Lord Vansittart, Lessons of my life. London
Viereck, J. S., Spreading germs of hate. New York 1930
Wheeler-Bennet, J. W., Munich: prologue to Tragedy. New York 1938
Wiener, P. F., Hur ett herrefolk uppfostras. Stockholm 1944
Wrench, E., I loved Germany. London 1940
Zischka, A., Japan in der Welt. Bern 1936
Zoller, A., Hitler privat. Düsseldorf 1949

Zweiter Weltkrieg, Ursachen und Auswirkungen

Abetz, O., Das offene Problem. Köln 1951
Adami, Die Gesetzgebungsarbeit im Generalgouvernement. Deutsches Recht Bd. 16
d'Alesio, K., La guerra anticomunista nella politica e nella storia del fascismo. Bologna 1941
Allen and Muratow, The Russian campaigns 1944/45. London 1946
App, A. J., History's most terrifying peace
Assmann, K., Deutsche Schicksalsjahre. Wiesbaden 1950
Backhaus, H. C., Wehrkraft im Zwiespalt. Göttingen 1952
Bailey, T. A., The man in the street. London 1948
Barnes, H. E., Perpetual War for perpetual Peace. Caxton Printers USA 1953
Bartz, K., Die Tragödie der deutschen Abwehr. Salzburg 1955
Beard, C. A., American Foreign Policy in the Making, 1932—1940. New Haven 1946
Beard, C. A., President Roosevelt and the Coming of War, 1941. New Haven 1948
Beloff, M., The Foreign Policy of Soviet Russia, 1929—1941. Oxford 1949
Berland, P., De Munich à la guerre. Paris 1941
Bordeaux, H., Les étapes allemandes. Paris 1940
Bouthillier, Y., Le drame de Vichy. Paris
Braunthal, Need Germany survice? London 1943
Bryans, J. S., Blind victory. Secret Communications Halifax-Hassell, London 1951
Budde, E., Die Wahrheit über den 20. Juli 1944. Düsseldorf 1952
Bucher, H. C., Three years with Eisenhower. London 1946
Cameron, E. R., Prologue to Appeasement. Washington 1942
Carr, E. H., Von München bis Moskau. Appleford 1949
Carr, E. H., International Relations between the Wars. London 1947
Carr, E. H., German-Soviet Relations between the two World Wars. John Hopkins University Press USA 1951
Cave, F. A., The origins and consequences of World War II. New York 1948
Chamberlin, W. H., America's second crusade. Chicago 1950
Champeaux, La croisade des démocracies. Paris 1941/43
Claude, De l'hostilité à la collaboration
Clay, L. D., Entscheidung in Deutschland. Frankfurt a. M. 1950
Cole, W. S., America first: the Battle against Intervention 1940—41. University of Wisconsin Press, USA, 1953
Current, R. N., Secretary Stimson. Rutgers University Press, USA, 1954
Dallin, The month of decision. Sonderdruck aus Journal of Central European Affairs. 1949
Dallin, D. J., Soviet Russia's Foreign Policy, 1939—1942, Yale University Press, USA, 1942
Davis and Lindley, How war came. An American White Paper. New York 1942
Deane, J. R., Strange alliance
Dennis, L., The Dynamics of War and Revolution. New York 1940
Dickens, G., Bombing and Strategy. London 1947

Doriot, J., Je suis un Homme du Maréchal. Paris 1941
Doriot, J., C'est Moscou qui paie. Paris 1937
Fischer, G., Der Fall Wlassow. Berlin 1951
Flannery, H. W., Assignement to Berlin. London 1942
Fletcher-Pratt, Die amerikanische Flotte im Kriege. New York 1944
Fuller, G. F. C., The second World War 1939—45. London 1948
Garret, G., The American Story. Chicago 1955
Görlitz, Der deutsche Generalstab. Frankfurt a. M. 1950
Grattan, C. H., The deadly Parallel. Stackpole, 1939
Grenfell, R., The Bismarck episode. London 1948, deutsch bei Schlichtenmayer, Tübingen
Grenfell, R., Unconditional Hatred. New York 1953, deutsch bei Schlichtenmayer, Tübingen
Grodzins, M., Americans betrayed Chicago 1949
de Guingand, F., Operation Victory. London 1947
Hagen, P., Will Germany crack? London 1943
Hagood, J., We can defend America. Doubleday, USA 1937
Lord Hankey, Politics, Trials and Erros. Chicago 1950
Harris, Sir Arthur, Bomber offensive. London 1947
Henle, Dwight D. Eisenhower. Frankfurt a. M. 1951
Herbett, J., Ein französischer Diplomat über die bolschewistische Gefahr. Berlin 1943
Hossbach, F., Schlacht um Ostpreußen. Überlingen 1951
Hughes, E., Winston Churchill: British Bulldog. Exposition Press USA 1955, deutsch bei Schlichtenmayer, Tübingen
Huddleston, S., In my Time. Dutton 1938
Huddleston, S., Popular Diplomacy and War. R. R. Smith 1954
Huddleston, S., France: the tragic Years, 1939—1947. New York 1955
Isakow, I. S., The red Fleet in the Second World War. London 1946
Johnson, H. S., Hell-bent for War. Bobbs-Merrill, 1941
Jahnson, W., The Battle against Isolation. Chicago 1944
Kaledin, The Moscow-Berlin secret services. London 1940
Kammerer, Du débarquement Africain au meurtre de Darlan. Paris 1949
Kennan, G. F., American Diplomacy 1900—1950. Chicago 1951
Kern, E., Der große Rausch. Zürich 1948
Kimmel, H. E., Admiral Kimmel's story. Chicago 1955
Langer, W. L. and Gleason, S. E., The World crisis and American foreign Policy, 1937—1941. 2 Vols. New York 1953
Langhoff, W., Die Bewegung »Freies Deutschland« und ihre Ziele. Zürich 1945
Lawine, H. and Wechsler, J., War Propaganda and the United States. Yale University Press, USA, 1940
Lebré und de Manny, Les origines secrètes de la Guerre 1939/45. Paris 1958
Lemkin, Alexis rule in eastern Europe. Washington 1944
Leonhard, A. L., Nazi conquest of Danzig. Chicago 1942
Liddell Hart, B. H., The Revolution in Warefare. London 1946
Liddell Hart, B. H., The German Generals talk. Morrow USA 1943
Liddell Hart, B. H., The other side of the hill. London 1948
Liddell Hart, B. H., Why don't we learn from History. London 1944
Lord, W., The Day of Infamy. Holt 1957
Luongo, La responsabilità della guerra desunta dai documenti dei nemici. Rom 1942
Lutz, H., Franco-German Unity. Chicago 1957, deutsch bei Schlichtenmayer, Tübingen
Messe, G., La guerra al fronte russo. Rom 1947
Michel, H., Histoire de la Résistance 1940—1944. Paris 1950
Michel, K., Ost und West, Der Ruf Stauffenbergs. Zürich 1947
Middleton, D., The struggle for Germany. New York
Mischke, F. O., Unconditional Surrender. London 1952

Millis, W., Viewed without Alarm: Europe today. Houghton Mifflin, 1937
Molotow, W., O ratifikazzii sowjetsko-germanskogo dogowora o nenapadenija. Moskau 1939
Moulin, R., La paix assassinée. Paris 1941
Müller, W., Gegen eine neue Dolchstoßlegende. Hannover 1947
v. Muralt, L., From Versailles to Potsdam. Chicago 1948
Nation Europa, Sonderheft 1959,5 zur Kriegsschuldfrage. Coburg
Neilson, F., The Churchill Legend. Wisconsin 1954
Neilson, F., The Tragedy of Europa. Wisconsin 1946
Orton, W. A., Twenty Years' Armistice. Farrar and Rinehart 1938
Pétain, Maréchal, Appel aux Français 1940. Paris 1941
Pétain, Maréchal, Le Général Laure en collaboration avec l'Allemagne. Paris 1941
v. Puttkamer, J., Die unheimliche See. München 1952
Raleigh, J. M., Behind the Nazi front. London
Ramcke, H. B., Fallschirmjäger. Frankfurt/M. 1952
Rassinier, Le mensonge d'Ulysse. Paris 1955
Roberts, S., The House that Hitler built. New York 1939
la Rochelle, D., Ne plus attendre. Paris 1941
Roeder, M., Die Rote Kapelle. Hamburg 1952
Rogerson, S., Propaganda in the Next War. London 1938
Roland, J., Les traitres à la nation. Paris 1940
Rossi, A., Deux ans d'alliance germano-soviétique. Paris 1949
Sanborn, F. R., Design for War. Devin-Adair, USA 1951
Sargent, P., Getting U.S. into War. Boston 1941
Scarfoglio, C., Davanti a questa guerra. Milano 1942
Scheptytzkyj, Die Ukraine in Vergangenheit und Gegenwart. München
v. Schlabrendorf, F., Offiziere gegen Hitler. Zürich 1946
Schulz, J., Die letzten dreißig Tage. Stuttgart
Schuman, F. L., Europe on the Eve. Knopf 1939
Seraphim, H. G., Die deutsch-russischen Beziehungen 1939—41. Hamburg 1941
Graf Sforza, The totalitarian war and after. London 1942
Sherwood, R. E., Roosevelt and Hopkins. New York 1948
Shulman, M., Defeat in the West. London 1947
Smith, M., Danke sehr, Herr Präsident. Wien
Spaight, J. M., Bombing vindicated. London 1944
Spampanato, B., Perché questa guerra? Rom 1942
Stalin, O velikoj otetshestvennoj vojne. Moskau 1946
Stieve, F., Was die Welt nicht wollte. Berlin 1940
Strölin, K., Verräter oder Patrioten? Stuttgart 1952
Taft, R. A., A foreign policy for Americans. New York 1951
Tansill, C. C., Back Door to War. Chicago 1951
Taracouzio, T. A., War and Peace in Soviet Diplomacy. London 1940
Teske, H., Die silbernen Spiegel. Heidelberg 1952
Theobald, R. A., The final Secret of Pearl Harbor. New York 1954
Tiso, J., Die Wahrheit über die Slowakei. München
Togo, Sh., The Cause of Japan. Simon and Schuster, USA, 1956
Trefousse, H. L., Germany and American neutrality 1939—41. New York 1951
Treue, Wer war der ewige Angreifer? Berlin 1940
Trevor-Roper, The last days of Hitler. London 1947
Vaucher, R., Quand le Maréchal Pétain prend son bâton de pélerin. Paris 1941
Veale, F. J. P., Advance to Barbarism. Appleton, Visc. 1953
Villari, L., Italian Foreign Policy under Mussolini. New York 1956
Westphal, S., Heer in Fesseln. Bonn 1950
Wheeler-Bennet, I., Die Nemesis der Macht. Düsseldorf 1954
Whitehead, D., The FBI Story. Random House USA, 1957

Young, D., Rommel. London 1950
Zeller, El, Geist der Freiheit. München 1952
Ziegler, W., Wie kam es zum Kriege? Berlin 1939

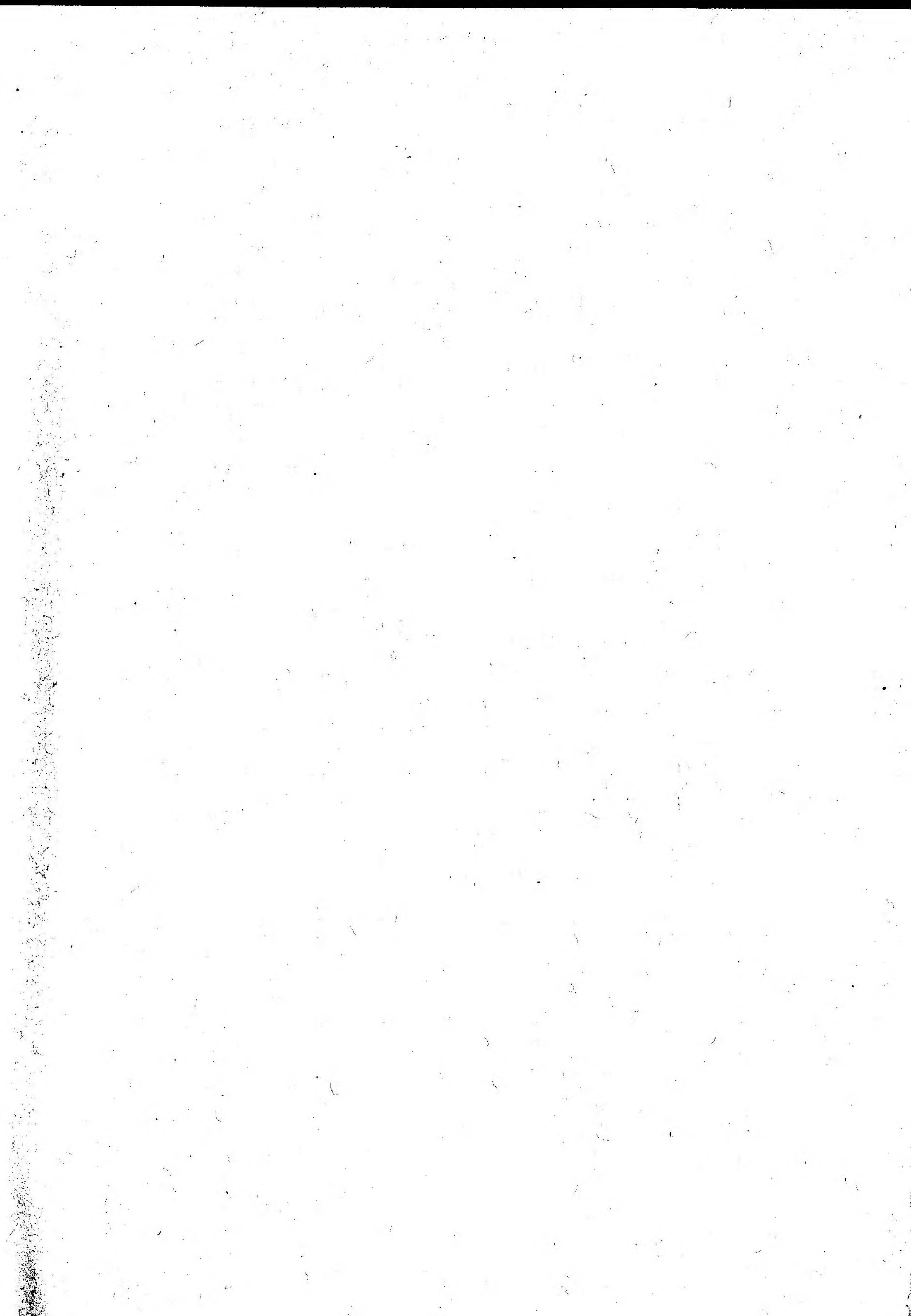
Der Nachkrieg

Aroneanu, E., Das Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Baden-Baden 1947
Aschenauer, R., Macht gegen Recht. München 1952
Aschenauer, R., Zur Frage einer Revision der Kriegsverbrecherprozesse. Nürnberg 1949
Aschenauer, R., Um Recht und Wahrheit im Malmedy-Fall. Nürnberg 1950
Bardèche, M., Nuremberg ou la Terre promise. Paris 1948
Bardèche, M., Nuremberg II. Paris 1950
Bardèche, M., Les Temps modernes. Paris 1956
Barnes, H. E., The struggle against the historical blackout. 1950
Barron, Bryton, Inside the State Department. Comet Press, USA, 1956
Belgion, M., Victor's justice. Chicago 1949
Boveri, M., Der Diplomat vor Gericht. Berlin
Brown, E. C., The Enemy at his Back. Bookmailer, New York 1957
Bundesministerium für Gesamtdeutsche Fragen, Die Rote Flut. Bonn
Burnham, J., Die Strategie des Kalten Krieges. Stuttgart 1950
Butterfield, H., History and human Relations. London 1952
Byrnes, J. F., Speaking frankly. New York 1947
Calomiris, A., Red maquerade. New York 1950
Cameron, J., The Peleus trial. London 1948
Castle, E. W., Billions, Blunders and Baloney. New York 1955
Castle, E. W., The Great Giveaway: The realities of foreign aid. Chicago 1957
Chamberlin, W. H., Americas Second Crusade. Chicago 1950
Clerey, P., Français, voici la cinqième colonne. Paris 1951
Cohen, I., Contemporary jewry. London 1950
Cooke, A., A generation on trial, USA versus Alger Hiss. London 1951
Dallin, D. J., The rise of Russian in Asia. New Haven 1949
Dean, W. M., The United States and Russia. Cambridge Mass. 1948
Dennis, L. and St. George, M., A Trial on Trial. Chicago 1946
Diels, R., Der Fall Otto John. Göttingen 1954
v. Dirksen, H., Es gärt in der Sowjet-Union. Kitzingen
Dubois, J. E., The devil's chemists. Boston 1952
— —, East Europe and Soviet-Russia. London 1951
Ekirch, A. A. jr., The Civilian and the Military. Oxford 1956
Flynn, J. T., As we go marching. Doubleday, USA, 1944
Flynn, J. T., The Decline of the American Republik. New York 1955
Fried, E., Der Umsturz der Gesellschaft. Stuttgart 1950
Friedrich, O., Über Galgen wächst kein Gras. Braunschweig 1950
Gheorghe, J., Automatic Arrest. Leoni 1957
Goetze, P., Die Rückerstattung in Westdeutschland und Berlin. Köln 1950
Gollancz, V., Germany reviseted. London 1947
Gollancz, V., Our threatened Values. Chicago 1946
Gollancz, V., In darkest Germany. Chicago 1947
Grabert, H., Hochschullehrer klagen an. Göttingen 1948
Grimm, F., Unrecht im Rechtsstaat. Tübingen 1957
Grimm, H., Antwort eines Deutschen. Göttingen 1948
Grimm, H., Warum — Woher — Aber Wohin? Lippoldsberg 1954
Guderian, H., Kann Europa verteidigt werden? Göttingen 1950
Guderian, H., So geht es nicht. Heidelberg 1951

Haensel, C., Nürnberger Probleme. Hamburg 1950
Haensel, C., Das Gericht vertagt sich. Hamburg 1950
Hammerstein, K., Landsberg, Henker des Rechts. Wuppertal 1952
Hamsun, K., Auf überwachsenen Pfaden. München 1952
Lord Hankey, Politics, trials and errors. Oxford 1950
Heinze-Schilling, Die Rechtssprechung des Nürnberger Militärtribunals. Bonn 1952
Horne, A., Return in power: A report on the New Germany. Praeger 1956
Ingram, K., History of the Cold War. New York 1955
Ingrim, R., Politik mit falschen Begriffen. Zürich 1948
Kempner, R., Das Urteil von Nürnberg. Grundlage eines neuen Völkerrechts. Düsseldorf 1946
Kennan, G. F., American Diplomacy 1900—1950. Chicago 1951
Kleist, Peter, Chruschtschow 50 km vor Hamburg. Göttingen 1959
Knappen, M., And call it Peace. Chicago 1949
Kranzbühler, O., Rückblick auf Nürnberg. Hamburg 1949
Lammert, G., Die Strafverfahren gegen Deutsche im Ausland wegen „Kriegsverbrechen". Hamburg 1949
Lane, A. B., I saw Poland betrayed. Bobbs-Merril 1948
Laternser, H., Verteidigung deutscher Soldaten, Plaidoyers vor alliierten Gerichten. Bonn 1950
Lauterpacht, H., International law and human rights. London 1950
Liddell Hart, B. H., Defense of the West. London 1950
Lin tiu-sen, China and Japan. Zürich 1945
v. d. Lippe, Nürnberger Tagebuchnotizen. Frankfurt/M. 1951
Lippert, J., Lächle und verbirg die Tränen. Leoni 1955
Manly, Ch., UN record: ten Fateful years for America. Chicago 1955
Maschke, H., Das Krupp-Urteil und das Problem der Plünderung. Göttingen 1951
Maurach, R., Die Kriegsverbrecherprozesse gegen deutsche Kriegsgefangene in der Sowjet-Union. Hamburg 1950
Mayer, M., They thought they were free; the Germans, 1933—1945. Chicago 1955
Mears, H., Mirror for Americans: Japan. Houghton Mifflin 1948
de Mendelssohn, P., The Nuremberg Documents. London 1946
Meyer-Abich, F., Die Masken fallen. Hamburg 1949
Miksche, F. O., Unconditional Surrender. London 1952
Mills, C. W., The Power elite. Oxford 1956
Moellering, R. L., Modern War and the American Churches: A factual study of the Christian conscience on Trial from 1939 to the Cold War crisis of today. New York 1957
Morgenthau, H. jr., Germany is our problem. New York 1945
Muhlen, N., The return of Germany. Chicago 1953
Nehru, J., Indiens Weg zur Freiheit. Zürich 1948
Neilson, F., The Makers of War. Wisonsin 1950.
Neumann, W. L., Making the peace. Chicago 1948
Newman, B., The captured archives. London 1948
Osmanczyk, E., Sprawy Polakow. Kattowitz 1947
Paget, Manstein, his campaigns and his trials. London 1951
Payne, R., The revolt of Asia. New York 1947
Piper, H., Europa im Weltgericht. Hamburg 1950
Polonius, Keine Angst vor Sowjetrußland? Heidelberg 1951
Powers, C. W., The USA against E. v. Weizsäcker et al. dissenting opinion. 1949
de la Pradelle, A., Une révolution dans le droit international. Paris 1946
Procopé, H. J., Sowjet-Justiz über Finnland. Zürich 1947
Puleston, W. D., The influence of force in forteign relations. Van Nostrand 1955
Quincy Wright, The study of war. Chicago 1942
Rassinier, P., Le mensonge d'Ulysse. Bourg-en-bresse 1950
Rauschning, H., Die Zeit des Deliriums. Zürich 1947
Rauschning, H., Deutschland zwischen Ost und West. Berlin 1950

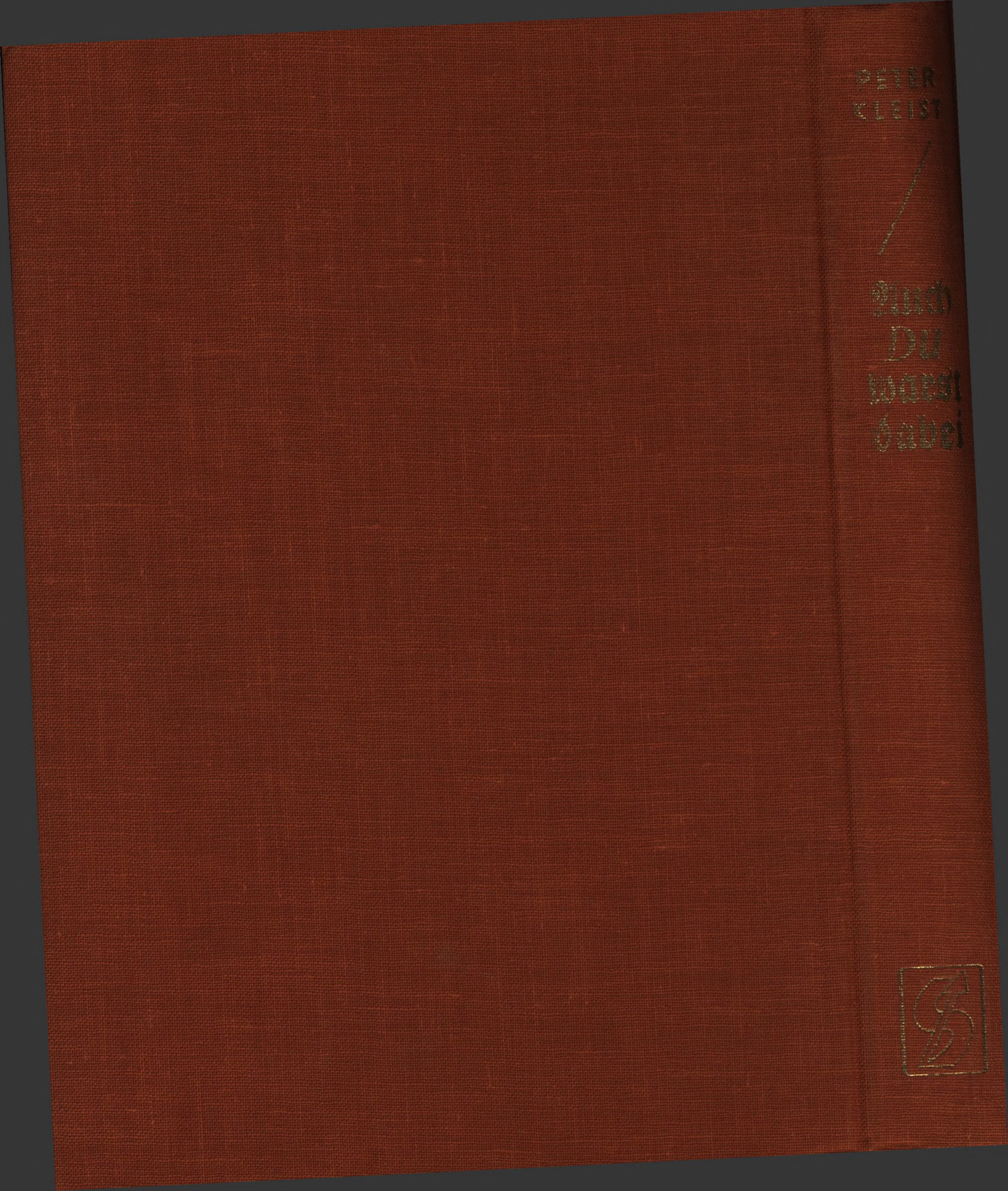
Reichenberger, E. J., Ostdeutsche Passion. Düsseldorf 1948
Reichenberger, E. J., Wider Willkür und Machtrausch. Göttingen 1955
Reichenberger, E. J., Europa in Trümmern. Göttingen 1953
Reel, A. E., The case of General Yamashita. Chicago 1949
v. Richthofen, B., Europa-Verteidigung und Kriegsverbrecherprozesse. Seeshaupt 1951
Rooney and Hutton, Conqueror's peace. Doubleday 1947
Schmidt, P., Der Statist auf der Galerie. Bonn 1951
Serbanesco, Sous la Botte soviëtique. (Rumänien) Paris 1957
Silens, C., Irrwege und Umkehr. Bern
Sonnenberg, K., Die französischen Kriegsverbrecherprozesse. München 1951
— —, Spain and the UN Accusations. Madrid 1949
Springer, H., Das Schwert auf der Waage. Heidelberg 1953
Stevens, E. H., The Trial of Nikolaus von Falkenhorst. London 1949
Sündermann, H., Alter Feind, was nun? Leoni 1955
Talbot, P., South Asia in the world today. Chicago 1950
Taylor, T., Nuremberg Trials. Zürich 1950
Toledo and Lasky, Seeds of treason. The true story of the Hiss-Chambers tragedy. New York 1950
Utley, F., The high cost of vengeance. Chicago 1949
Utley, F., The China stroy. New York 1950
v. d. Vaart Smit, Kamptoestanden 1944/45 — 1948. Haarlem 1949
de Vabres, H., Le jugement de Nuremberg. Paris 1947
Veale, F. J. P., Crimes discreetly veiled. London 1958
Venatier, H., Der Major und die Stiere. Düsseldorf 1953
Warburg, J. P., Point Four. New York 1951
Watts, V. O., The United Nations: Planned tyranny. New York 1955
Widener, A., Behind the UN front. The Bookmailer 1955
v. Wilmowsky, T., Warum wurde Krupp verurteilt? Stuttgart 1950
Wittmer, F., The Yalta betrayal. Caxton Printers 1953
Wormser, R. A., The myth of the good and bad Nations. Chicago 1954
Ypsilon, Pattern for world revolution. Chicago 1947
Ziesel, Kurt, Das verlorene Gewissen. I. u. II. München 1958
Zink, H., American Military Government in Germany. London 1947

NAMEN-VERZEICHNIS




DER
ZWEITE
WELTFRIEDEN




PETER KLEIST
Auch Du warst dabei